

ASKANISCHES GYMNASIUM.

Der
Quintaner Karl Hansmann

erhielt dieses Buch als Prämie.

BERLIN, den 30. III 1901

Ribbeck
Direktor.


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Die

Deutschen Volksbücher

für Jung und Alt wiedererzählt

von

Gustav Schwab und **Gotthold Klee.**

Erste Reihe.



Gütersloh und Leipzig.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1 8 9 7.





S. 335.

Fünfzehn

Deutsche Volksbücher

für Jung und Alt wiedererzählt

von

Gustav Schwab.

Sechzehnte Auflage, durchgesehen von Gotthold Klee.

Mit 8 Holzschnitten.



Gütersloh und Leipzig.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Aus den Vorreden der früheren Auflagen.

Die Sagen unserer Volksbücher sind Ausfluß und Quelle der reichsten Poesie. Entsprungen großenteils aus dem alten Born germanischer Nationaldichtung, blieben sie dem Volke teuer, auch als die Verbildung der höhern Stände in späteren Jahrhunderten ihrer spottete; und „bezeichnet mit dem Stempel der ewigen Jugend: gedruckt in diesem Jahr“ bildeten sie, neben der Bibel und dem Gesangbuche, die einzige Nahrung der Volksphantasie. In der neuen Zeit hat sich die vaterländische Kunstdichtung ihrer bemächtigt, und sie teilweise unter den Händen eines großen Meisters in lyrischen, epischen, dramatischen Umgestaltungen verherrlicht und verklärt. Jene Bearbeitungen benehmen jedoch der früheren anspruchslosen Form dieser Volksgeschichten von ihrem eigentümlichen Werte nichts, und der unverdorbene Geschmack wird von den Überdichtungen derselben eben so gerne zu der schlichten Darstellung der alten Zeit zurückkehren, als er sich von den genialsten Variationen in der Musik immer wieder mit gleichem Vergnügen einer einfachschönen Urmelodie zuwendet. Besonders werden jüngere Leser, welche, gleich dem Volke, gesteigerter Kunstbildung noch nicht zugänglich sind, von der Poesie dieser Sagen in ihrer einfachsten Gestalt ergriffen und gerührt werden, während zugleich der Grundton von Frömmigkeit und reiner Sitte, der durch die besten dieser Poesien in ihrer ältesten Form am hörbarsten durchklingt, sie vorzugsweise zu einem Lesebuche der Jugend macht, das, ohne von ausgesprochen didaktischer Tendenz zu sein, sie doch gegen Unglauben und Unsitte zu befestigen, und darüber zu belehren geeignet ist, daß die schönste Dichtung mit Religion und Tugend im ewigen Bunde steht. Mit Rücksicht auf die Jugend sind denn auch nicht nur die wenigen phantastischen und humoristischen Erzählungen, welche zur Abwechslung zwischen den Reihen der ernsteren Sagen stehen, von dem Bearbeiter behandelt und hier und da beschränkt worden, sondern er hat auch in den übrigen Geschichten alles entfernen zu müssen geglaubt, was wenn auch an sich rein, doch eine unreife Phantasie ungebührlich erregen und ihr ungesunde Nahrung zuführen könnte. Im übrigen hat sich der Herausgeber, mit einziger Ausscheidung des Überflüssigen und Störenden, nach Form und Inhalt streng an die alten Volksbücher gehalten, und wie der Titel sagt, getreu wiedererzählt.

Görres ist sein Führer zu diesen alten Schätzen gewesen. Kritischer Sichtung des Textes bedurfte er zu seinem Zwecke nicht; doch sei erwähnt, daß von den Bear-

beitungen der Sage von Siegfried, Hirlanda, Genovefa, Magelone, das Schloß in der Höhle Xa Xa, Griseldis nach den im Umlaufe befindlichen fliegenden Blättern mit verschiedenem Druckorte, die letztere mit Zuziehung des Fragments einer Augsburger Ausgabe von 1628, die Schildbürger nach einem alten Drucke, ohne Druckort und Jahrzahl (wohl aber aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts), Robert der Teufel nach einem französischen Volksbuche von Limoges (ohne Jahrzahl), mit Vergleichung von Spaziers Übersetzung aus dem Altenglischen, bearbeitet worden sind. Dem armen Heinrich, der um seines engelreinen Inhaltes willen diesen Volkssagen beigegeben worden ist, liegt die Grimmsche Übersetzung zu Grunde.

Von den übrigen Erzählungen sind für den Oktavianus und die Heymonskinder die bekannten fliegenden Blätter, für die Melusina das Volksbuch und eine Handschrift auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, für den Herzog Ernst das Volksbuch, für den Fortunat endlich, neben dem etwas verstümmelten fliegenden Blatte, ein alter Augsburger Druck vom Jahre 1609 benutzt worden, den ich, wie die alten Quellen des ersten Bandes, meinem Freunde Uhland verdanke, dessen herrliche Überdichtung der letztern Sage leider Fragment geblieben ist. Die historischen Irrtümer der epischen Geschichten dieses Bandes sind von dem Bearbeiter unverändert gelassen worden; nur verstümmelte und entstellte Namen ganz bekannter Länder und Städte wurden wieder hergestellt. Zuweilen aber, wenn eine Seestadt ins Binnenland, und umgekehrt, versetzt war, schien es besser ihren Namen unkenntlich zu lassen. Die Milderung des Hauptmotivs in der Erzählung „Fortunat" wird billigen, wer in gegenwärtiger Sammlung ein Buch erkennt, das vorzugsweise, oder doch zugleich, wie auch der Titel sagt, für die Jugend bestimmt ist.

In der Volkssage vom Doktor Faustus ist (bei der zweiten Auflage) ein neuer Beitrag einverleibt worden, der den Freunden der Sage und Poesie als echtes Nationalgewächs und als Samenkapsel der herrlichen Dichtung unsrer modernen Litteratur gleich willkommen sein wird. Die Ausdehnung und Beschaffenheit dieses Volksbuches nötigte übrigens zu großen Reduktionen; doch ist nichts Würdiges und Dichterisches daraus weggeblieben, auch die Bearbeitung nach demselben Maßstabe vorgenommen worden, wie bei den übrigen Geschichten. Zu Grunde gelegt wurden dabei die Texte von Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599, und von Nik. Pfitzer, med. Dr. in Nürnberg 1674, der letztere nach den zu Reutlingen in unsrer neuesten Zeit wiederholt von liebender Dichterhand besorgten Ausgaben. Auch hier ist keine historische Berichtigung gemacht und somit auch Sontwedel (Soltwedel?) dem Doktor Faust als Geburtsort und das Dorf Rimlich ihm als Schauplatz seines Endes belassen worden, obwohl Württemberg sich die Ehre zueignen darf, diesen höllischen Tausendkünstler geboren und justifiziert zu haben. Denn nach dem klassischen Aufsatz über „die Sage von Doktor Faust, von Dr. Christian Ludwig Stieglitz, dem Ältern," in Raumers *histor. Taschenbuche*, dessen fünftem Jahrg. 1834 (S. 125 bis 210), entscheidet für

Württemberg die Aussage des Manlius in seinen Kollektaneen, der den Schwarzkünstler persönlich gekannt zu haben versichert. „Aus Kundlingen gebürtig, einem Städtchen im Württembergischen, habe er in Krakau die Magie studiert, die daselbst von einem Professor dieser Wissenschaft gelehrt wurde Nachher sei er umhergestreift und habe geheimer Künste sich gerühmt. Die Schriftsteller seiner Zeit lassen ihn auch in seinem Geburtsort Kundlingen sterben; er wurde mit umgedrehtem Halse gefunden." So weit Manlius und Stieglitz. Nun giebt es zwar in Württemberg kein Städtchen Kundlingen. Aber dies kann bei Manlius nur ein Druckfehler sein für Knudlingen oder Knüdlingen und ist damit die Württembergische Landstadt Knittlingen (Knüttlingen) gemeint, im alten Klosteramte, jetzigen Oberamte Maulbronn. In dieser Gegend hat sich allerdings die Sage vom Doktor Faust bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten.

Auch stehe hier eine von Stieglitz nicht gekannte Stelle aus Sattlers histor. Beschreibung des Herzogtums Württemberg (Stuttg. und Eßl. 1752. 3. Bd. S. 192): „Übrigens ist von diesem Städtlein (Knittlingen) merkwürdig, daß daselbst der berufene Schwarzkünstler Doktor Johann Faust vom Teufel solle zerrissen worden sein, wie solches Dr. Dietrich in Erklärung des Predigers Salom. Kap. 7 versichert. Obwohl man nun die Geschichte dieses Zauberers insgemein für ein Gedichte halten will, so ist doch nicht alles zu verwerfen, was man von dem verrufenen Doktor Fausten erzählet, indem man gleichwohl so viel Nachricht hat, daß derselbe zu Knittlingen geboren, und mithin wirklich gelebt habe, auch daß der Abt Johannes Entenfuß zu Maulbronn eines Doktor Fausten Landsmann und guter Freund gewesen, wie er ihn dann vermöge guter Nachrichten um das Jahr 1516 in dem Kloster Maulbronn besucht hat, so daß wenigstens nichts unmögliches ist, daß er hernach zu Knittlingen einen unglücklichen Tod gehabt, dabei man aber an den Fabeln von den Abenteuern dieses Mannes keinen Anteil nimmt, conf. Neumanni disp. de Fausto praestigiatore. Manlius Collectan. Basil. edit. 1600 p. 38, sondern selbigen mit Thomasio für einen prahlenden Landstreicher hält, der bei damaliger Unwissenheit und Einfalt der Leute sich vieler unwahrhaften Streiche gerühmt . . . ."

Um diesen kleinen geschichtlichen Exkurs und unser Vorwort mit einem sagenhaften Zuge zu beschließen, sei noch erwähnt, daß vom Dorment der Klosterschule Maulbronn (bei Knittlingen) man durch ein Fenster über mehre Dächer in ein ausgemauertes Gemach gelangt, wo die Sage den Doktor Faust vom Teufel holen läßt und ein großer Blutflecken, als von ihm herrührend, gezeigt wird. —

Unser „Doktor Faustus" ist zwischen die Fabeln von „Herzog Ernst" und „Fortunat und seine Söhne", als an die passendste Stelle des Buches, eingeschoben worden.

Geschrieben in den Jahren 1835—42.

G. Schwab.

Vorwort zur dreizehnten Auflage.

Der Text der vorliegenden Ausgabe ist von mir einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden. Offenbare Versehen wurden beseitigt, ein paar Stellen, die für jugendliche Leser bedenklich schienen, in schonender Weise gemildert.

Die in gleichem Verlage erschienene neue Folge, durch welche die Schwabische Volksbüchersammlung um zwanzig Erzählungen vermehrt und zum Abschluß gebracht wird, sei hiermit der Beachtung der Freunde dieses Litteraturzweiges empfohlen.

Im August 1882.

Dr. Gotthold Ludwig Klee.

Der gehörnte Siegfried.

In jener alten Heldenzeit, da König Artus in Britannien mit seinen edlen Rittern Tafelrunde hielt, wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghard, dessen Gemahlin einen einzigen Sohn, Siegfried, hatte. Was dieser gethan und ausgestanden, will die nachfolgende Geschichte erzählen.

Der Knabe Siegfried war groß und stark, gab nichts auf Vater und Mutter, sondern dachte nur darauf, wie er ein freier Mann werden möchte. Er machte damit seinen Eltern große Sorge, und der König pflog mit seinen Vertrauten Rat, wie man den Knaben in die Fremde ziehen lassen könnte, wo er etwas zu bestehen hätte; ob nicht vielleicht noch ein tapferer Held aus ihm werden könnte. Aber Siegfried konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn der Vater ausgestattet hätte, sondern er ging ohne Urlaub davon, seine Abenteuer zu versuchen. Indem er nun durch Gehölz und Wildnis zog, und der Hunger ihn allmählich zu quälen anfing, sah er vor einem dichten Walde ein Dorf liegen und richtete seine Schritte nach demselben. Zunächst vor dem Dorfe wohnte ein Schmied; ihn sprach Siegfried an, ob er einen Jungen oder Knecht nötig habe; denn er hatte zwei Tage nichts gegessen und war zu Fuß eine große Strecke gegangen; nach Hause zurückzukehren schämte er sich, und der Weg war auch sehr weit. Als der Schmied sah, daß Siegfried ein wackeres und gesundes Aussehen hatte, ließ er sichs gefallen und gab dem Knaben zu essen und zu trinken, dessen Siegfried wohl bedurfte. Weil es nun spät am Tage war, ließ er ihn zu Bette weisen, und am andern Morgen stellte er ihn als seinen Jungen an, und führte ihn zur Arbeit, denn er wollte sehen, ob er sich auch zum Handwerk schicke. Als er ihm aber den Hammer in die Hand gegeben, da schlug Siegfried mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß dieses entzwei ging und der Amboß beinahe in die Erde sank. Der Meister erschrak darüber und wurde ärgerlich; er nahm den jungen Siegfried beim Haare und zausete ihn ein wenig. Dieser aber, der solchen Dinges nicht gewohnt und erst kürzlich deshalb seinen Eltern entlaufen war, weil er auch den kleinsten Zwang nicht leiden konnte, nahm den Meister beim Kragen und warf ihn auf Gottes Erdboden nieder, daß er sich geraume Zeit nicht besinnen konnte. So wie er aber zu sich selber kam, rief er seinem Knecht, daß er ihm zu Hilfe kommen sollte. Diesen empfing jedoch Siegfried wie seinen Herrn; so daß der Meister nur auf Mittel und Wege sann, wie er den ungefügen Jungen wieder los werden möchte.

Deswegen berief er am nächsten Morgen den Siegfried zu sich und sprach zu ihm: „Da ich gerade jetzt der Kohlen sehr benötigt bin, so mußt Du in den Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt dort ein Köhler, mit dem ich allezeit Geschäfte habe.“ Des Schmiedes heimliche Meinung aber war, der furchtbare Drache, der sich in dem Walde bei einer Linde aufhielt, — eben an der Stelle, wohin Siegfried von ihm gewiesen wurde — sollte ihn töten. Siegfried geht ohne alle Sorge in den Wald, denkt nichts anders, als daß er Kohlen holen soll. Wie er aber zu der Linde kommt, schießt der ungeheure Drache auf ihn daher und sperrt den Rachen auf, ihn zu verschlingen. Siegfried bedenkt sich nicht lange; den ersten Baum, der ihm zu Händen kommt, reißt er aus der Erde und wirft denselben auf den Drachen. Dieser verwickelte sich mit seinem Schweif in die Äste und Zweige des Baumes und verstrickte sich so, daß er nicht ledig werden konnte. Siegfried riß nun einen Baum nach dem andern heraus und warf sie auf den Drachen; dann lief er schnell in des Köhlers Hütte und holte sich Feuer; mit diesem zündete er die Bäume über dem Untier an, daß sie alle mit samt dem Drachen verbrannten. Da floß unter den brennenden Stämmen und Ästen das Fett wie ein Bächlein dahin. Siegfried tauchte den Finger in das Fett; und wie es erkaltet war, da wurde es hartes Horn. Als er solches gewahr wurde, zog er sich sogleich aus und überstrich mit dem Drachenfett seinen ganzen Leib, mit Ausnahme zweier Flecke an der Schulter, wohin er nicht gelangen konnte. Und dies ist die Ursache, warum er später der gehörnte Siegfried genannt ward.

Da nun Siegfried allenthalben sich mit Horn gewaffnet fühlte, so dachte er: „Jetzt bist Du gepanzert, jetzt kannst Du wie ein anderer Ritter hingehen, wohin dich gelüstet.“ So begab er sich denn an den Hof eines weit berühmten Königes, der hieß Gilbald und hielt Hof zu Worms am Rheine. Dieser König hatte drei Söhne und eine überaus schöne Tochter, mit Namen Florigunde. Nun begab es sich einmal an einem heißen Mittage, daß die Jungfrau sich an ein Fenster stellte, um frische Luft zu schöpfen. Da kam ein ungeheurer Drache herangeflogen, der verbreitete einen solchen Flammenschein, daß es nicht anders aussah, denn als ob die Burg in Feuer stünde. Dieser faßte die schöne Jungfrau und führte sie mit sich in die Luft, hoch über das nahe Gebirge hinweg, daß man seinen Schatten eine halbe Stunde lang auf den Bergen sehen konnte. Der Vater und die Mutter der Jungfrau vergingen in Ängsten; die Mutter weinte Tag und Nacht, bis ihre Augen blöde wurden. Derweil hatte das Ungeheuer die Jungfrau auf den Drachenstein gebracht, und da er von dem Flug müde war, so legte er sein Haupt in ihren Schoß und entschlief. Er fieng an zu schnarchen, und über seinem Atemholen erzitterte der Drachenstein. Da könnet ihr denken, wie der Jungfrau zu mute sein mußte, die nichts anders vor sich sah, als von diesem Ungetüm zerrissen zu werden, oder, da sie aller Wege in diesem Gebirge unkundig war, bei dem scheußlichen Drachen hausen zu müssen.

Inzwischen kam das Fest der Ostern heran und an dem heiligen Ostertage verwandelte sich der Drache in eine gewaltige Menschengestalt. Die Jungfrau wußte nicht, ob sie hoffen oder noch ärgeres erwarten sollte. Sie sprach daher zu dem Unbekannten: „Werter Herr! wie übel habt Ihr an mir, meinem Vater, meiner herzlieben Mutter und allen den Meinigen gethan! So viele Tage sind es, daß Ihr mich hergeführt habt und ich mit Wurzeln und Kräutern mein Leben fristen mußte. Wolltet Ihr mir nun vergönnen, mit meinen Eltern und Geschwistern zu sprechen und mich zu ihnen führen, so will ich Euch hier unverbrüchlich angeloben, daß ich wieder auf diesen Stein und an diese Stelle zu Euch kommen will, auch Euch gerne folgen, wohin Ihr sonst mich führen wollet.“ Aber das Ungeheuer sprach zu der Jungfrau: „Du bittest vergeblich; Du wirst nicht allein Vater, Mutter und Brüder nicht wieder sehen, sondern auch keinen einzigen Menschen jemals wieder.“ Dies war der Jungfrau ein Donnerschlag in Seele und Herz. Als sie nun in Todesschrecken niedergesunken saß und kein Wort mehr reden konnte, da sprach der Mensch, der ein Drache gewesen war, zu ihr: „Du darfst Dich nicht so sehr kümmern, noch viel weniger hast Du Dich meiner zu schämen. Ich verwandle mich zwar jetzt wieder in einen Drachen; und mußt harren bei mir fünf Jahre und einen Tag; dann aber werde ich wieder zu einem Manne und Du wirst meine Frau. Am Ende wirst Du freilich mit mir zur Hölle fahren, und da wird ein einziger Tag sein, wie ein ganzes Jahr.“ Als die Jungfrau diese erschrecklichen Worte hörte, so erzitterte sie an Leib und Seele. Bald betete sie zu Gott, bald schrie sie zu ihren Eltern und Geschwistern hinaus in die leere Luft, Tag und Nacht, daß sie oft kraftlos in tiefe Ohnmacht darniedersank. Der Mann aber war wieder zum Drachen geworden und hütete sie.

Der König und die Königin zu Worms, nachdem sie sich genug gehärmt und Leid getragen, besannen sich endlich und schickten Boten in alle Lande hinaus, die ihre Tochter Florigunde aufsuchen sollten. Da erlangten sie zuletzt eine unsichere Kunde, daß sie auf dem Drachenstein von einem Drachen verwahrt gehalten werde; zugleich brachten die Boten einen Spruch von frommen Leuten, die der Zukunft kundig waren, daß niemand als ein einziger Ritter die Jungfrau unter unerhörten Abenteuern und Gefahren erlösen könne.

Indessen verliefen bei vier Jahre, während welcher die Jungfrau hilflos auf dem Steine verharren mußte. Und wäre das fünfte Jahr hinzugeschlichen, so wäre es für sie nicht zum besten gegangen. Siegfried aber war nunmehr zu seinen männlichen Jahren gekommen. Er ging in das Land hinaus, fing Bären und Löwen und hing sie zum Gespötte an die Bäume auf, worüber sich jedermann verwunderte. Eines Tages war König Gilbald mit seinem Hofgesinde auf die Jagd geritten, sich seine trübseligen Gedanken etwas zu

vertreiben. Er hatte sich im Dickicht des Waldes von seiner Gesellschaft verloren, so daß niemand mehr bei ihm war als Siegfried, der ihn nie verließ. Da begab sichs, daß ein großmächtiger Eber auf den König zugerannt kam. Dieser wollte mit seinem Spieße nach dem Tiere stechen, Siegfried aber kam ihm zuvor und schlug dem Eber mit seinem Schwerte den Kopf von einander, daß er tot zur Erde fiel. Der König wunderte sich nicht wenig über seine [illegible]tene Stärke, und wurde ihm immer mehr gewogen, auch verbreitete sich sein [illegible]uhm durch alle Lande.

Nicht lange darnach kamen Könige von allen Enden der Welt nach Worms, den König Gilbald und seine Gemahlin wegen ihrer verlornen Tochter zu trösten. Da ließ der König ein Turnier und Lanzenstechen ausschreiben, damit er sähe, wie sich Siegfried dazu schickte, denn er setzte alle seine Hoffnung auf den Jüngling. Als nun der festgesetzte Tag herannahte, kam ein jeder wohlbewaffnet und gerüstet auf den Kampfplatz; da wurde die Bahn gleich geteilt, damit keiner vor dem andern einen Vorteil hätte. Dann wurde so wacker gestochen, daß mancher Ritter den Sattel räumen mußte. Siegfried aber war nie im Sattel bewegt worden, so daß nach vollendetem Turnier ihm der Preis zuerkannt wurde, und er eine schöne, güldene Kette erhielt, an der ein köstliches Kleinod von sehr großem Werte hing. Da dies die anwesenden Könige, Fürsten und Herren sahen, wurde der edle Siegfried hoch geehrt und mit aller Einwilligung feierlich zum Ritter geschlagen. Und als die ganze werte Ritterschaft Urlaub nahm, ward ihm die Ehre zu teil, den Herren auf mehrere Meilen Weges das Geleite zu geben.

Als er zurückgekehrt war, fand er den König und die Königin in großer Traurigkeit, denn sie hatten sich wieder von ihrer Tochter Florigunde unterhalten und ihr Herz war darüber in große Ängste geraten. Da tröstete sie Siegfried aufs beste, hieß sie ihre Betrübnis mäßigen und sprach mit Zuversicht die Hoffnung aus, daß es ihm beschieden sei, mit Gottes Hülfe ihre Tochter zu erlösen. Wie sie nun wieder ein wenig bessern Muts waren, genossen sie zusammen die Abendmahlzeit und legten sich dann schlafen. Zu Nacht aber hatte Siegfried einen hellen Traum. Die schöne Jungfrau Florigunde stand, wie sie leibte und lebte, vor ihm, worüber er sehr erfreut war. Als er erwacht und der Tag angebrochen, kommt ihn eine Lust zu jagen an, er nimmt seine Hunde und reitet mit ihnen hinaus. So gelangen sie in einen dichten Wald, wo sich kein Wild blicken ließ. Siehe, da läuft seiner besten Spürhunde einer in das Gehölz, dem eilet Siegfried mit Begierde nach, und so bringt ihn das Ungefähr auf die Spur, die zu dem Orte führte, wo der Drache mit der Jungfrau sich aufhielt. Bis in den vierten Tag verfolgte er mit seinem Hunde diese Spur, ohne an Essen und Trinken zu denken, denn stets schwebte ihm die schöne Florigunde vor Augen.

Wie er nun merkte, daß sein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig grasen, weil nichts Besseres zur Stelle war; er selbst fühlte sich auch ermüdet

und wollte ein wenig ruhen; da lief aus dem Walde ein großer Löwe auf ihn zu. Hier ist nicht lange Zeit zu spaßen, dachte Siegfried; er griff, wie einst Simson, dem wilden Tiere beherzt in den Rachen und riß ihn von einander, so daß der Löwe tot vor ihm dalag. Dann nahm er den Erlegten, hängte ihn an einem Baume auf, sattelte sein Pferd und eilte seinem Hunde nach, der ein getreuer Wegweiser war.

Er war noch nicht weit geritten, als ihm ein gewappneter Ritter begegnete, der ihn ganz barsch anredete: „Junger Mann, wer Du auch seist, ich sage Dir, Du kommst ohne Schwertstreich nicht von hier, Du gebest Dich mir denn gefangen. Wo nicht, so mußt Du von meinen Händen sterben!“ Mit diesen Worten zog er sein Schwert. Aber Siegfried bedachte sich nicht lange, auch er griff zu seinem guten Schwerte und sprach: „Du viel kühner Ritter, wer Du auch seiest, wehre Dich männlich, denn dies wird not sein, da ich Dich bald zu lehren gedenke, daß man einen beherzten Ritter nicht ungestraft auf freier Straße anfällt.“ Damit schlugen sie kräftig zusammen, daß die Funken stoben. Da sprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich sage Dir, Held, gieb Dich mir gefangen; Du bist ja nicht gewappnet, so kannst Du mich nicht bestehen!“ Siegfried erwiderte: „Ich will Dir Deine Waffen bald auflösen!“ Dazu führte er einen solchen Streich auf den Ritter, daß er ihm sein Visier wegschlug. „Das soll Dir übel bekommen!“ schrie der Ritter, denn bisher habe ich Dich nur aus gutem Willen verschont!“ Er holte zugleich zu einem gewaltigen Streiche aus, um Siegfried das Haupt zu spalten. Dieser aber fing den Hieb behende auf und traf seinen Gegner in den Hals, daß er vom Pferd auf die Erde sank; dann schwang sich auch Siegfried von seinem Roß, neigte sich über den Ritter und betrachtete seine Wunden. Als er sah, daß sie tödlich seien, gereuete es ihn, seinen Feind so hart getroffen zu haben; er zog ihm deswegen den Harnisch ab und hoffte, wenn er nur frische Luft schöpfte, so würde er wieder zu sich kommen. Es fruchtete aber nur so viel, daß der sterbende Ritter noch einige Worte sprechen konnte. So fragte ihn denn Siegfried: „Sage mir, edler Ritter, von wannen bist Du? wie ist Dein Name? was ist die Ursache, daß Du mich so freventlich angerannt hast?“ Der Ritter antwortete: „Ich wollte Dir gern auf alles Bescheid geben, wenn ich nur noch Kraft genug besäße; so aber sage mir, wer Du bist.“ „Sie heißen mich den gehörnten Siegfried,“ erwiderte Siegfried. Als der Ritter dieses hörte, richtete er sich auf und sprach: „Wenn du der bist, mein edler Ritter, so bin ich von eines berühmten Mannes Hand gefallen. Aber es geht aus mit mir, darum vermache ich Dir meinen Harnisch und meinen Schild, denn Du wirst sie nötig haben. Hier in diesem Walde wohnt nämlich ein gewaltiger Riese, Wolfgrambär genannt; dieser hat auch mich bezwungen und zu seinem Gefangenen gemacht, als ich in diesen Wald kam. Denn ich bin aus Sizilien gebürtig und in die Fremde gegangen, Abenteuer zu suchen. Da überwand mich der Riese und wollte mich behalten, bis ich

ihm fünf Ritter unterwürfig gemacht hätte; dann sollte ich meine Freiheit wieder erhalten. Nun habe ich aber nur einen zu Falle gebracht, und der bin ich selber; und hinfort wird kein anderer Kämpe mehr durch mich fallen. Gerne möchte ich Dir, gestrenger Ritter Siegfried, noch von einem andern Abenteuer erzählen, das dieser Wald verbirgt, von einem Drachen, der eine schöne Jungfrau gefangen hält, aber ach — ich muß scheiden!“ Er winkte ihm Abschied mit der Hand zu, da brach sein Auge und er gab den Geist auf. Als Siegfried ihn so dahin sinken sah, beklagte er ihn schmerzlich und jammerte auch, daß ihm die Nachricht von der schönen Florigunde so nahe gewesen und jetzt zu nichte geworden. Aber er konnte es nicht mehr ändern. Darum nahm er von dem toten Ritter den Schild und die Sturmhaube. Den Panzer, der ihm auch vermacht war, zog er dem Toten nicht ab, denn seine gehörnte Haut bedurfte keines Harnisches; auch war er vom langen Fasten und Wachen so matt, daß er die Last nicht hätte tragen mögen.

So setzte sich Siegfried wieder auf sein Roß und ritt aufs ungewisse fürbaß in den Wald. Da kam mit einemmal ein Zwerglein auf einem kohlschwarzen Rosse daher geritten, mit köstlichen Kleidern angethan, wie ihm dies auch wohl geziemte. Denn der Zwerg Egwald war ein König von großem Reichtum. Als dieser des gehörnten Siegfrieds ansichtig ward, grüßte er ihn ganz tugendlich. Siegfried bedankte sich mit allen Sitten und staunte die kostbare Kleidung, die überaus köstliche Krone und das herrliche Gefolge des Königs lange an. Denn derselbe hatte nicht weniger denn tausend Zwerge bei sich, alle wohl geputzt und bewaffnet, die sich sofort mitsamt dem Könige zu seinen Diensten erboten. Der König Egwald hatte nämlich den Ritter Siegfried sogleich erkannt. Er konnte sich nicht genugsam verwundern, wie und warum er doch an diesen abwegsamen Ort gekommen, zumal es hier der Gefahren so mancherlei gebe. Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeschickt, sein Vorhaben weiter ins Werk zu setzen; er bat den König, ihn doch seiner Treue und Tugend genießen zu lassen und ihm zu sagen, wie er am füglichsten nach dem Sitze des Drachen gelangen könnte. Daß aber der Zwerg Siegfried mit Namen genannt und so zutraulich mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, geredet, darüber verwunderte sich dieser, und sagte zu dem Zwergenkönig: „Wenn Du mich so gut kennst, so mußt Du auch wohl wissen, wie mein Vater und meine Mutter heißen, und ob sie noch am Leben sind.“ Der Zwerg antwortete und sprach: „Dein Vater heißt Sieghard und ist König in den Niederlanden; Deine Mutter heißt Adelgunde; und beide leben noch.“ Wie Siegfried vernahm, daß der Zwerg von allem so gut Bescheid wußte, dachte er: meine Sache wird noch gut werden und verließ sich auf seine Stärke. Er bat daher den König, daß er ihm den Weg nach dem Drachenstein zeigen möchte. Darüber erschrak der König Egwald sehr und sagte zu ihm: „Wolle doch solches nicht begehren; denn es wohnt dort ein entsetzlicher Drache, der hält eine schöne Jungfrau, eines Königs

Tochter, gefangen, welche kein Mensch erlösen kann! Ihr Vater heißt Gilbald, und die Jungfrau Florigunde." So erschrocken der Zwerg war, so froh ward Siegfried über seine Worte. „Es genügt mir," sprach er, „und nun bedarf es weiter nichts, als daß ich die schöne Jungfrau von dem Drachen errette." Als der König vernahm, daß Siegfried von seinem Vorhaben nicht lassen wolle, entsetzte er sich und bat ihn dringend, nicht das furchtbare Wagstück zu unternehmen, sondern ungefährdet von hinnen zu scheiden. Da stieß Siegfried sein Schwert in die Erde und schwur einen dreifachen Eid: er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn die schöne Jungfrau erlöset. „Und wenn Du noch drei Eide schwörest," sagte der Zwerg, „so ist doch alles vergebens; Dein Leben ist verloren, wenn Du Dich nicht von hinnen begiebst!" Siegfried aber sprach: „Ach, lieber König Egwald, das geschieht nimmermehr; und anstatt mich abzuschrecken, solltest Du mir viel lieber die Jungfrau erretten helfen!" Aber das Zwerglein fürchtete sich sehr vor dem Abenteuer und dachte darauf, wie es entfliehen möchte. Da ergriff Siegfried den Kleinen bei den Haaren und schmiß ihn an eine Felswand, daß ihm seine schöne Krone in Stücke brach. Jetzt sprach der Zwerg mit Flehen: „Lieber Ritter Siegfried, stille Deinen Zorn und schone meines Lebens; ich will Dir raten und helfen, so gut ich kann!" „Das danke Dir der Satan, daß Du jetzt erst so sprichst," erwiderte Siegfried. Aber der Zwergenkönig sagte: „Hier ganz in unsrer Nähe wohnt der Riese Wolfgrambär, dem gehört die ganze Gegend, der hat tausend Mann unter sich, die ihm alle zu Gebote stehen. Der hat den Schlüssel zum Drachenstein!"

Als Siegfried dieses hörte, freute er sich über die maßen und sprach: „Nun, Zwerg, so zeige mir alsbald den Weg zu ihm, damit ich der Jungfrau zu Hülfe komme und sie errette! Wo nicht, so mußt Du sterben!" Der Zwerg zitterte vor Angst, und wies den Ritter vorwärts nach einem Berge bei einer steinernen Wand, wo der Riese seine Wohnung hatte. Nachdem Siegfried dahin gelangt, pochte er an die Thüre des Felsenhauses, rief den Riesen mit Namen und hieß ihn zu sich herauskommen. Sobald der Riese das vernahm, sprang er mit Zorn und Grimm heraus, mit einer eisernen Stange in der Hand, und als er Siegfrieds ansichtig wurde, sprach er: „Welcher Teufel hat Dich hieher gebracht? Gedenke nur nicht, daß Dich Deine Füße wieder himwegtragen werden!" Siegfried sprach: „Es ist nun schon vier Jahre, daß Du die schöne Jungfrau Florigunde auf dem Drachenstein in so großer Trübsal verschlossen hältst; darum begehre ich von Dir, daß Du mir die Jungfrau herausgebest!" Als der Riese diese Worte hörte, wurde er noch grimmiger, schwang die eiserne Stange und führte einen so ungeheuren Streich nach Siegfried, daß die Äste von den Bäumen umherflogen und die Stange tief in die Erde fuhr. Aber der Schlag hatte gefehlt, so daß er dem Helden nicht schadete; denn Siegfried war ihm aus dem Wege gesprungen. Der Riese aber, als er sah, daß er den Ritter verfehlt hatte, wurde immer wilder

und schlug so mächtig auf den Helden, als ob er ihn zerscheitern wollte. Siegfried jedoch, hurtig und gelenk, sprang wohl drei Klafter hinter sich und faßte sein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Riese von dem ungeheuren Schlag die Stange fallen ließ, so sprang Siegfried wieder vorwärts und schlug dem Riesen eine so tiefe Wunde, daß das Blut stromweise von ihm lief. Da sprach der Verwundete voll Ingrimm: „Du junger Fant, darfst Du Dich erkühnen, wider den zu streiten, vor dem sich ein ganzes Heer gefürchtet? Du sollst Dich tausend Meilen von dannen wünschen!“ Und damit that er aufs neue einen so kräftigen Schlag nach dem Helden, daß die Stange in die Erde fuhr und jenen ohne Zweifel zu Boden geschlagen hätte, wenn ihm nicht seine Behendigkeit abermals zu Hilfe gekommen wäre. Das verdroß den Riesen über die maßen und er entfloh in seine steinerne Wand. Dort verband er seine Wunden, so gut er konnte. Da stand nun Siegfried allein und besann sich, wie er die Jungfrau erretten könnte. Demnach pochte er aufs neue an des Riesen Haus. Dieser gab ihm zur Antwort: „Werde nur nicht ungeduldig! bald will ich wieder bei Dir sein und Dir den Garaus machen!“ Inzwischen hatte sich der Riese mit einem vergoldeten Harnisch bewaffnet, der mit Drachenblut gehärtet war. Auch sein Helm war überaus stark und künstlich ausgearbeitet. Sein Schild war von blankem Stahl, Schuhes dick; auch trug er eine andere Stange, als die vorige war, in der Hand, die war an allen vier Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, wie stark es auch mit Eisen beschlagen war, auf einen Streich entzwei schlagen konnte. Überdem hatte er ein großes, starkes Schwert an seiner Seite. So ausgerüstet sprang er wieder hervor aus der steinernen Wand, voll Zorn und Grimm und auch voll Zuversicht: denn wenn der Riese diese Waffen angelegt, so getraute er sich, einem ganzen Heere zu widerstehen. Und jetzt sprach er zum Ritter Siegfried: „Nun sage mir, Du kleiner Bösewicht, welcher Teufel Dich hierher geführt hat, daß Du mich in meinem eigenen Hause ermorden willst?“ Siegfried sprach: „Das leugst Du in Deinen Hals; ich habe Dich nur heißen zu mir herausgehen!“ — „Was?“ sagte der Riese, „Du willst noch pochen? Du sollst wünschen niemals hierher gekommen zu sein! An einen Baum will ich Dich henken!“ — „Du Ungeheuer,“ sagte Siegfried, „meinst Du, ich sei hergekommen, mich henken zu lassen? Nein, das wird Dir Gott verbieten! und ich sage Dir: fürwahr, wofern Du mir nicht die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen hilfst, so will ich Dir Dein Leben nehmen, und wenn Du der Teufel selber wärst. Gott ist doch stärker als Du; der wird mich nicht in Deine Hände geben.“ — „Ich sollte Dir die Magd gewinnen helfen? Nimmermehr geschiehet das? Es scheint, Du kennest meine Kraft und Stärke nicht! Ich will Dich lehren, daß Du Dich nicht nach Jungfrauen gelüsten lassen sollst!“ — „Du Schnarcher,“ sprach Siegfried, „ich sage Dir, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will Dir zeigen wer ich bin, und was ich vermag!“ Damit schlugen beide so grimmig aufeinander, daß das wilde Feuer

aus ihren Helmen und Schilden fuhr. Siegfrieden war es nicht anders zu mute, denn als ob er noch bei seinem Meister Schmied auf den Amboß schlüge, und es fehlte wenig, so hätte er den Riesen in die Erde hineingeschlagen. Als er ihn nun zu Boden geworfen, so schwang er sich auf sein Pferd, weil er sonst gegen seinen Feind zu klein war, und stach und schlug den Riesen bis auf den Tod, so daß er sich auf den Boden streckte und das Blut in Strömen von ihm floß.

Wie nun der Riese sechzehn tiefe Wunden empfangen hatte, da begann er um sein Leben zu bitten und mußte dem kühnen Ritter wider seinen Willen den Preis geben. Daher sprach er: „Du magst wohl mit allen Ehren den Ritternamen führen; denn Du bist ein kleiner Mann und gegen mich für ein Kind zu rechnen, und gleichwohl hast Du mich überwunden! Wenn Du mir aber mein Leben schenken wirst, so will ich Dir alle meine Rüstung und mich selber zum Pfand meiner Treue übergeben!" Da sprach Siegfried: „Ja, es soll Dir gewährt sein, daferne Du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenstein gewinnen helfen willst!"

Da schwur der Riese Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen teuren Eid, er wolle ihm die Jungfrau gewinnen helfen. „So schwöre ich Dir auch," sagte Siegfried, „Dein Leben zu erhalten," verband dem Riesen seine Wunden und sprach dabei: „Der Wunden hättest Du können wohl überhoben sein; denn mit dem, was wir beide in unserm Streit von Kräften aufgewendet haben, hätten wir die Jungfrau gewinnen können! Nun aber sage mir, Gesell," fuhr Siegfried weiter fort, „wie kommen wir am füglichsten auf den Drachenstein?" — „Das will ich Dir sogleich sagen," antwortete der meineidige Riese und wies den Ritter in ein finsteres Thal, durch das ein wildes Bergwasser dahinfloß, dessen Geräusch und häßliches Geheul den Wiederhall zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein aufweckte. Wie sie nun einher gingen und Siegfried sich keines Übels versah, sondern nur mit Verlangen auf den Augenblick wartete, wo er der schönen Jungfrau und des Drachens ansichtig werden sollte, und daher in tiefen Gedanken dahin schritt, da dachte der Riese bei sich selbst: „Jetzt wird es Zeit sein, deine Scharten auszuwetzen!" und gab dem edlen Ritter von hinten einen so ungeheuren Schlag, daß er davon zur Erde sank und ihm das Blut aus Mund und Nase floß, so daß es auch einen Heiden hätte erbarmen mögen. Nie hatte Siegfried einen so harten Streich von einer Mannesfaust bekommen, wie dieser Schelm ihm einen versetzte. Und ohne Zweifel wäre er unter des Riesen Hand verloren gewesen, wenn nicht das Zwerglein Egwald dazwischen gekommen wäre und mit seinen Künsten dem Siegfried das Leben gerettet hätte; denn dieser war von dem Schlage zur Erde niedergefallen und konnte nur noch seinen Schild über sich decken, um sich vor mehreren Schlägen zu behüten; dann verlor er die Besinnung und lag in Ohnmacht darnieder.

Wie er nun so unter seinem Schilde auf der Erde lag, da kam der Zwerg Egwald herbei und setzte ihm eine Nebelkappe auf, die ihn sofort dem Anblick des Riesen entzog. Der Riese aber dreht sich rechts und links wie toll und unsinnig herum und weiß nicht, wie es zugeht, daß er seinen Gegner, den er doch zu Boden geschlagen, nicht mehr erblickt. „Hat Dich denn der Böse von hinnen geführt," sprach er, „oder hat es Gott gethan? Erst lagst Du vor mir ausgestreckt auf der Erde und jetzt bist Du nicht mehr da!" Darüber mußte das Zwerglein heimlich lachen, richtete Siegfried auf und setzte ihn neben sich. Als dieser wieder zu sich gekommen war, dankte er dem Zwerg von ganzem Herzen. „Gott," sprach er, „wird Dirs vergelten, daß Du so treulich an mir gehandelt hast, da ich es doch nicht um Dich verdient habe." „Ja," sagte das Zwerglein, „wohl hast Du Ursache Gott zu danken, edler Ritter, denn wenn ich Dir nicht zu Hilfe gekommen wäre, so wärest Du verloren gewesen. Jetzt aber bitte ich Dich, Du wollest Dich um die Jungfrau nicht mehr bekümmern noch bemühen, damit Dir nicht noch Schlimmeres widerfahre. Denn jetzt kannst Du noch ohne alle Gefahr unter dieser meiner Nebelkappe von hinnen kommen." Da sprach Siegfried: „Zwerg, Deine Bitten sind vergebens! Wie sollt ich Arbeit und Mühe umsonst aufgewendet haben? Das sei ferne; und hätt ich tausend Leben, ich wollte sie gerne alle daran wagen, und sollte mir auch kein einziges übrig bleiben!" Und mit diesen Worten riß er die Nebelkappe von sich, daß er wieder sichtbar wurde, nahm sein Schwert in die beiden Hände, lief voll Grimm den Riesen mannlich an und hieb ihm noch acht weitere tiefe Wunden. Da schrie der Riese laut auf: „Du bist ein so kleiner Mann und schlägst so kräftiglich auf mich! Was nützet Dich denn mein Tod, da ja nach mir doch kein Mensch auf der Welt vorhanden ist, der Dir kann die Jungfrau gewinnen helfen!" Jetzt gedachte Siegfried an die große Liebe, die er zu der Jungfrau trug; er ließ daher den Riesen beim Leben und sprach: „So hebe Dich von dannen und gehe immerhin voran, mir den Weg zur Jungfrau zu zeigen. Thust Du dies nicht, so schlage ich Dir Dein Haupt ab, und sollte zugleich die ganze Welt untergehen."

Da nun der Riese den Ernst an dem Ritter sah, so nahm er seinen Schlüssel in die Hand, ging voran, bis sie zu einer Thüre kamen, die acht Klafter tief unter der Erde verborgen und verschlossen war. Diese schloß der Riese auf und wie sie aufgesperrt war, riß Siegfried den Schlüssel an sich und sprach: „Jetzt hebe Dich fort, du nichtswürdiger, treuloser Bösewicht, und zeige mir den Weg zu der Jungfrau, oder ich will Dir Deine Untreue auf Deinen Kopf vergelten!"

Als sie nun beide die ungeheure Tiefe des Gesteines hinabstiegen, wurden sie sehr müde, zumal der Riese, der wäre gern niedergesessen, weil er seine Wunden wohl empfand; aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Und jetzt endlich wurde der edle Ritter die Jungfrau gewahr, und dessen freute sich

sein Herz. Auch Florigunde brach vor Freude in Thränen aus, als sie den tapfern Siegfried sah, und sprach: „Diesen Ritter habe ich öfters bei meinem Vater gesehen!" Sie hieß ihn willkommen und wollte wissen, wie es ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren drei Brüdern zu Worms gienge. Siegfried berichtete ihr mit wenigen Worten, daß er sie bei seiner Abreise vor vier Tagen alle in guter Gesundheit verlassen habe. Dann sprach er: „Viel tugendreiche Jungfrau! Laßt von Eurem Trauern ab und schicket Euch zur Reise an, denn unseres Bleibens wird hier nicht lange sein." — „Ach mein edler Ritter," sprach die Jungfrau, „ich habe große Sorge um Euch: Ihr werdet mich nicht ohne Streit von hinnen bringen; und ich fürchte sehr, Ihr möchtet, so tapfer Ihr seid, dem ungeheuren Drachen nicht Widerstand leisten können, denn er ist der leibhaftige Satan." — „Und wenn er auch der Satan wäre," sprach Siegfried, „tugendsame Jungfrau, sollte ich darum meine Arbeit und Mühe umsonst aufgewendet haben? Nein, entweder muß ich Euch erretten, oder will ich mein Leben verlieren. Helfet mir Gott im Himmel mit Herz und Mund anrufen, daß er mir Stärke verleihe!"

Die Jungfrau betete darauf von Herzen recht inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verleihen wolle, damit sie doch einmal von dem gräßlichen Drachen erlöset würde. Sie sagte auch dem Ritter aus dem Grund ihres Herzens Dank, daß er so große Gefahr um ihretwillen bestanden und bestehen wolle; endlich gelobte sie ihm ewige Treue, wenn er sie erretten würde, wie denn dies nicht mehr als billig war. Da wurde Siegfried hoch erfreut und hieß die Jungfrau guten Mutes sein; er werde, so Gott wolle, den Drachen wohl bestehen oder sein Leben für sie lassen.

Darauf sagte der Riese Wolfgrambär zu Siegfried: „Siehe da vor Dich; dort in der steinernen Wand wirst Du eine überaus schöne Klinge finden, die der berühmteste Meister in der Welt mit Künsten zugerichtet hat; außer ihr ist keine zu finden, mit welcher der Drache überwunden werden könnte." Siegfried, sehr begierig, griff gleich nach dem Schwerte, ohne ein Übel zu besorgen. Da schlägt der treulose Bube, der nicht wert ist, daß man ihn nenne, dem edeln Siegfried eine tiefe Wunde, so daß er kaum auf Einem Fuße in dem Drachenstein zu stehen vermochte. Doch ermannte er sich, und kehrte sich dem Ungetreuen mit Ingrimm und Entrüstung zu. Nun fing von neuem ein solches Ringen an, daß der Drachenstein davon erzitterte. Die Jungfrau rang ihre Hände und raufte ihr goldenes Haar aus dem Haupt; sie schrie flehentlich zu Gott, daß er doch dem Gerechten beistehen wolle! Dem Ritter aber rief sie zu: „Du viel kühner Held! streite männlich für Dein Leben und rette mich armes Mägdlein! Gedenke der großen Arbeit, die Du bereits um meinetwillen ausgestanden hast!" Als Siegfried sie so klagen hörte, sprach er: „Sei getrost, meine Schöne, es hat keine Not!" Der Riese aber dachte: „Jetzt muß es gewonnen oder verloren sein!" Doch Siegfried faßte dem Riesen in seine Wunden und riß sie ihm von einander, daß das

Blut vom Steine hinabfloß. Da sank der Riese zur Erde und bat flehentlich mit bebender Stimme, der Ritter wolle ihn doch seines Edelmutes genießen lassen und ihm das Leben schenken. Er bekannte dabei, daß er nun zu dreienmalen treulos an ihm geworden sei. „Weil Ihr denn sehet," sagte er, „daß ich so kraftlos da liege, so werdet Ihr Euch desto weniger vor mir zu fürchten haben!" Siegfried aber, der nunmehr die Jungfrau in seiner Gewalt sah und den Schlüssel zu dem Drachenstein bei sich hatte, achtete seiner Bitten nicht, sondern er packte den ungeheuren Riesen und stürzte ihn vom Drachenstein hinab, daß sein Gebein in der Felsenkluft zerschmettert ward.

Als Florigunde dieses sah, brach sie in ein lautes Freudengeschrei aus, und dankte Gott, daß er dem Ritter so große Stärke gegeben; Siegfried aber nahte sich der Jungfrau, umfing sie züchtiglich und sprach zu ihr: „Nur guten Mutes, meine Geliebte! Euer Leid soll bald in Freude verwandelt werden." Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit vielen beweglichen Worten; sie erinnerte ihn jedoch, daß dies alles noch nicht genug sei, denn sie dachte an den Drachen und fürchtete, daß ihm dieser noch größeres Ungemach anthun möchte, als der Riese. „Dies ist mein geringster Kummer," sagte der Ritter lächelnd, „jetzt bekümmert mich nur Eines: nämlich daß ich seit vier Tagen und Nächten weder gegessen noch getrunken, viel weniger der Ruhe gepflogen habe."

Das hörte das Zwerglein Egwald, das dem Ritter gefolgt war, und erschrak mit der Jungfrau nicht wenig; sorgte auch alsbald dafür, daß seine Vasallen, die Zwerge, dem Helden zu essen brachten, und erbot sich, ihn und seine Geliebte zum wenigsten zwei Wochen lang mit Speisen und Trank wohl zu versorgen, und mit allen seinen Zwergen ihnen dienstbar zu sein und aufzuwarten. Als nun das Essen, so gut es in der Eile zubereitet werden konnte, aufgetragen war, setzte sich Siegfried mit der Jungfrau zu Tische, sich mit Speisen zu erlaben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe sie aber noch angefangen, siehe, da kam der ungeheure Drache über die Berge dahergeflogen und neun junge Drachen mit ihm. Von ihrem Fluge wurde das Gebirge erschüttert, als wenn es zusammenstürzen wollte, so daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn ein Mensch vor Schrecken gestorben wäre. Auch entsetzte sich die Jungfrau so, daß ihr der kalte Angstschweiß über das Angesicht lief, und alle Zwerge, die den Tisch bedienten, liefen davon. Siegfried aber nahm, in Ermangelung eines Trockentüchleins, sein seidenes Gewand und wischte der Jungfrau sorglich den Schweiß ab; dann sprach er zu ihr: „Verzage nicht, meine Geliebte, Gott wird schon helfen!" — „Ach mein lieber Herr," erwiderte die Jungfrau, wenn Euch auch die ganze Welt beistünde, so wäre es jetzt doch um Euch geschehen!" — „Nein," sagte der Held, „so pflegen wohl die Frauen zu reden, aber ein Rittersmann denkt anders. So lange Gott

und ich bei Dir sind, hat es keine Not. Wenn Gott es nicht will, wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?"

Während die zwei Liebenden noch in solchem Gespräche waren, siehe da kam der Drache daher gefahren, und das Feuer flog dreier brennenden Riesenspieße lang vor ihm her, so daß ringsum davon der Fels erhitzt und in Flammen gesetzt wurde. In seinem Fluge stieß der Drache mit solcher Wut an einen Stein, daß dieser borst und zitterte, als wollte er ganz zerbröckeln, so daß Siegfried und die Jungfrau, die unter dem Felsen in der Kluft saßen, meinten, er würde zusammenfallen und sie bedecken, denn sie hatten sich vor der großen Hitze tief unter die Höhle begeben, bis das höllische Feuer des Drachen ein wenig verglommen und verdämpft wäre.

Dieser Drache war vor Zeiten ein schmucker Jüngling gewesen und von einem Zauberweibe verwünscht worden, so daß der leibhaftige Satan in ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen mußte. Doch hatte er menschlichen Verstand behalten und besaß seltene Fähigkeiten des Geistes. Die Jungfrau hatte er geraubt in der Absicht, sie nach fünf Jahren, wo seine Verzauberung vorüber und er wieder ein Mensch geworden wäre, zu heiraten. Nun lebte zwar Florigunde der Hoffnung, daß er endlich seine gräßliche Drachengestalt verlieren würde; dennoch graute ihr vor ihm, wie vor dem Bösen selbst, und sie hätte ihm in Ewigkeit nicht hold werden können. Der Drache aber erhob sich in ungeheurem Grimm, daß er seiner schönen Jungfrau beraubt werden sollte, die er nun über vier Jahre ernährt hatte, und die er des Winters mit seiner Hitze so sorglich erwärmte; denn alsdann legte er sich von fern in die Steinkluft, und hielt Wind, Frost und Kälte auf. Diesen Platz verließ er nur, wenn er ihr Speise zu holen hinausging. Kurz, er zeigte sich in allem als ein zärtlicher Liebhaber und aufmerksamer Bräutigam. Daher er auch jetzt vor Zorn hätte sterben mögen.

Siegfried konnte in der Höhle nun nicht länger mehr verharren; er waffnete sich aufs beste, nahm das Schwert zu sich, das ihm der Riese auf dem Drachenstein gezeigt hatte, und ging damit den Felsen hinan. Als der Drache Siegfried gewahr wurde, griff er ihn mit solcher Gewalt an, daß der Stein davon erzitterte, als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte sich, so gut er immer mochte, doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm der Drache mit seinen ungeheuren Klauen den Schild aus der Hand riß. Zudem verursachte er eine solche Hitze, daß die ganze Felsenkluft wie eine Schmiedeesse anzusehen war und dem Ritter der Schweiß über den ganzen Leib floß. Bei dem Tosen dieses Kampfes machten sich alle Zwerge auf, tief in die Wälder zu fliehen, denn sie fürchteten, der Fels möchte einfallen und sie alle zerschmettern. Nun hatten sich in dem Gebirge auch zwei Brüder des Zwergenkönigs Egwald aufgehalten, welche den großen Schatz ihres Vaters daselbst hüteten. Als nun die Zwerge alle davon flohen, versteckten sie den Schatz in ein hohles Gestein, dicht an der steinernen Wand, unter dem Drachenstein.

Der Zwergenkönig Egwald aber wußte ebensowenig, daß das Zwergenvolk geflohen war, als daß seine Brüder den Schatz versteckt hätten; denn er hatte sich schon früher verborgen um abzuwarten, wie der erschreckliche Kampf ablaufen würde, um im Falle der Not Siegfrieden mit seiner Kunst dienen zu können. Denn wenn der Held überwunden worden wäre, so wären auch die Zwerge alle des Todes gewesen, weil der Drache wußte, daß sie Kundschaft von seinem Steine hatten.

Wie nun Siegfried die große Hitze, die von dem Drachen ausging, nicht länger ausstehen konnte, weil ihm sein Hornüberzug am Leibe weich zu werden anfing, da floh er zu der Jungfrau in die Tiefe des Geklüftes, bis sein Horn wieder erhartet war und sich die große Glut auf dem Stein etwas vermindert hatte. In der Zeit nun entdeckte er den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da versteckt hatten. Er war aber der Meinung, der Lindwurm oder Drache werde denselben hier verborgen haben, um ihn zu sich zu nehmen, wenn er wieder zum Menschen geworden wäre; oder aber, der Schatz könnte dem erschlagenen Riesen zugehört haben; daß die Herrlichkeiten des Zwergenkönigs Egwald Eigenthum seien, das kam ihm nicht in den Sinn.

Inzwischen trat die Jungfrau Florigunde zu ihrem Geliebten und brachte ihm die entsetzliche Botschaft, die ihr Egwald, der Zwerg, gemeldet hatte: daß nämlich der Drache noch sechzig junge Drachen an sich gezogen habe, und daß es um sie geschehen sein würde. Siegfried dachte: „Ich muß dennoch mein Heil versuchen: wer weiß, wenn die Not am allergrößten, ist oft Gottes Hülfe am allernächsten!“ Mit diesem Gedanken warf er sich aufs Knie und betete kurz aber brünstig. Dann erhub er sich und stieg den Drachenstein unverzagt abermals hinan. Nachdem er den Drachen mit seinen Jungen ins Auge gefaßt, nahm er sein Schwert mit beiden Händen und hieb mit allen seinen Kräften so grimmig auf den Drachen ein, als ob er ihn in Splitter schlagen wollte. Während des Gefechts flogen die jungen Drachen alle wieder davon, woher sie gekommen waren; nur der alte Drache blieb und spie aus seinem abscheulichen Rachen die Flammen blau und rot über Siegfried hinab in solcher Menge, daß er ihn damit einigemale beinahe zu Boden geworfen. Überdies bediente er sich seines Schweifes mit solcher List, daß er den Ritter mehr als einmal darein verflocht, um ihn mit demselben vom Drachenstein hinunter zu schleudern. Siegfried aber, der sich Gott anbefohlen hatte, sprang aus der Schlinge und trachtete, wie er den Lindwurm des Schweifes berauben wollte. Er faßte deswegen sein Schwert und führte einen so glücklichen Streich auf den Drachen, daß er seinen Schweif vom Leibe absonderte, als wäre derselbe nie da gewesen. Der Drache, seines Schweifes beraubt, geriet in fürchterlichen Zorn und überschüttete den Ritter mit soviel Glut, als ob ein ganzes Fuder Kohlen auf den Stein geworfen würde. Siegfried jedoch, der die Entdeckung gemacht hatte, daß sein Schwert im Leibe des Drachen zu haften *vermögend* war, faßte sich ein mutiges Herz und neue Kraft und führte

einen so harten Streich, daß er mit demselben den Drachen in zwei Stücke mitten von einander hieb, daß die eine Hälfte von dem Steine herabfiel. Die andere Hälfte faßte Siegfried und stieß sie auch hinab.

Die Jungfrau, die sich in der Tiefe der Felsenhöhle verborgen hielt, schloß aus dem fürchterlichen Getöse und dem Fall des Drachen, daß derselbe überwunden sein müsse, daher lief sie voll Freude, Furcht und Schrecken den Stein hinan. Aber weh ihr! da lag ihr Erretter, von der großen Anstrengung ganz erbleicht, auf dem Boden ausgestreckt. Seine Lippen waren kohlschwarz von der Hitze, und kein Zeichen des Lebens war an ihm zu entdecken. Nun hielt sich Florigunde aufs neue für verloren; sie meinte, die jungen Drachen würden zurückkommen, den alten Lindwurm zu rächen. Da fiel ihr noch als einzige Hoffnung das Zwerglein Egwald ein. Diesen zu rufen, wollte sie davon fliehen. Aber die erschöpfte und geängstete Jungfrau fiel auch in Ohnmacht, nachdem sie nur wenige Schritte gethan hatte.

Der edle Ritter, nachdem er eine gute Weile besinnungslos gelegen hatte, sammelte seine Lebensgeister wieder und schöpfte neuen Atem. Er richtete sich allmählich auf, erhob seine Augen und begann sich umzusehen. Da fiel sein Blick auf die schöne Jungfrau, die nicht ferne von ihm auf der Erde lag. Von Herzen erschrocken raffte er sich auf und eilte hin zu ihr; er faßte sie in seine Arme, rüttelte und schüttelte sie, ob sie nicht ein Lebenszeichen von sich geben möchte, und rief endlich voll Verzweiflung aus: „Ach, daß es Gott im Himmel erbarme! So soll ich für alle meine Mühsal und Gefahr nichts davon tragen, als eine tote Jungfrau? O welche schlechte Freude werde ich ihren Eltern bereiten! Wehe mir, daß ich hieher gekommen bin!"

Während er so jammerte, kam zu allem Glücke der Zwerg Egwald dahergelaufen und brachte eine Wurzel mit sich; die gab er Siegfrieden, daß er sie der Jungfrau in den Mund steckte. Von Stunde an erholte sich Florigunde; sie schlug die Augen auf, richtete sich empor und umfing den Helden mit freundlichen Gebärden und unter Zähren des Dankes.

Jetzt sprach der Zwergenkönig Egwald zu dem Helden: „Der böse Riese Wolfgrambär hatte uns Zwerge, deren über tausend sind, in diesem Berge bezwungen, daß wir unser eigen Land ihm verzinsen mußten. Davon habt Ihr uns frei gemacht, tapferer Ritter! Des wissen wir Euch viel großen Dank und erbieten uns, Euch zu dienen, so viel unser sind. Wir wollen Euch bis gen Worms am Rhein begleiten, denn wir sind der Wege gar wohl kundig." Siegfried bedankte sich höchlich für diese Freundschaft. Unterdessen bat ihn der Zwerg, sich mit der Jungfrau zu ihnen tiefer hinein in den Berg zu begeben und sich bei ihnen mit Speise und Trank zu erlaben, dessen sie beide sehr bedürftig waren. Dort fanden sie alles aufs beste zugerichtet und erquickten sich nicht wenig. Die Zwerge waren sehr geschäftig, sie trugen das köstlichste herbei, was sie in der Eile zu wege bringen konnten. Der König Egwald

veranstaltete auch eine schöne Zwergenmusik, die recht lustig anzuhören war. Und als die Mahlzeit vollendet war, da trug man allerlei Backwerk in vergoldeten Schüsseln auf, und die Gesundheit des edlen Ritters Siegfried und seiner Geliebten wurde von den Zwergen weidlich herumgetrunken. Die kleinen Kreaturen waren recht fröhlich, tanzten und sprangen nach Herzenslust. Aber Siegfried war von Herzen müde, denn er hatte in vier Tagen und drei Nächten nicht geruhet, darum bat er, daß man sowohl der Jungfrau als ihm ihre Ruhe zubereiten möchte. Wie das der König Egwald hörte, sorgte er dafür, daß die köstlichsten Betten zugerichtet würden.

Mittlerweile nahm Siegfried die schöne Florigunde bei der Hand und sprach zu ihr: „Allerschönste Jungfrau, nun saget mir, wie war es Euch möglich, so lange bei dem ungeheuren Drachen zu leben?“ Die Jungfrau aber sprach: „Und Ihr, mein edler Ritter, saget mir, wie seid Ihr auf diese Reise gekommen, daß Ihr Euer Leben so frisch für mich gewagt habt?“ Da erzählten sie eines dem andern nach Herzenslust ihre Abenteuer, und als die Jungfrau erfuhr, daß es einzig und allein ihr junges Leben gewesen sei, das den Helden zu dieser gefährlichen Reise bewogen, da flossen ihr die Zähren über die Wangen; sie zog einen schönen Ring mit köstlichen Diamanten von ihrer Hand und steckte ihn dem Ritter an seinen Finger. Er aber, der eine so edle Gabe nicht unvergolten lassen wollte, nahm die goldene Kette, die ihm an König Gilbalds Hofe im Turnier zu Teil geworden war, von seinem Halse und hing sie der Jungfrau um. Mit diesen Geschenken ward ihrer beider Liebe bestätigt.

Unter den Gesprächen war bereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen; die schwarzen Nachtwolken umzogen den blauen Himmel, und Siegfrieds Augen fingen an zuzufallen. Wie die schöne Florigunde dieses sah, wendete sie sich an den Zwerg Egwald und bat ihn, dafür zu sorgen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Da wurde Siegfried vor ein köstliches Bett geführt, das mit einer schönen sammtenen Decke zugedeckt war, auf der sich die Gestirne des Himmels kunstreich eingewirkt befanden. Der Ritter lächelte und sprach: „Bisher habe ich unter dem gestirnten Himmel geschlafen, wie wohl wird es mir nun unter diesem sammtenen Himmel schmecken!“ An einer andern Stelle war Florigunde ein eben so köstliches Lager bereitet. Da sagten sich die beiden gute Nacht, und als jedes sein Gebet gethan und sich Gott empfohlen, schliefen sie ruhig bis an den Morgen. Als nun der Tag herannahte und die Sonne ihre Strahlen über das Gebirge zu strecken begann, erwachte Florigunde zuerst, stund auf, schmückte sich, betete und dankte Gott, und als sie sah, daß der Ritter noch ruhig schlief, setzte sie sich abseits von ihm und sang einen gar lieblichen Morgenpsalm. Von ihrem Singen erwachte der Held, und obwohl er sich ein gutes Recht auf lange Nachtruhe erworben hatte, so schämte er sich doch, so lange geschlafen zu haben; er legte daher eilig seine Rüstung an und ging, die Jungfrau in Züchten zu grüßen Bald stellte

sich auch der Zwergenkönig ein und fragte seine Gäste freundlich, wie sie geschlafen hätten? Dann bat er sie recht dringend, doch länger bei ihm verweilen zu wollen. Aber Siegfried hatte keine Ruhe mehr, sondern bat um Urlaub. Sogleich ließ der Zwerg ein Frühstück bereiten und nachdem sie sich ein wenig mit Speise gestärkt hatten, nahm Siegfried höflichen Abschied vom König Egwald und seinen Brüdern. Die aber erwiederten den Abschied nicht, sondern um ihr dankbares Gemüt zu beweisen, erklärten sie sich bereit, ihrer hundert den edlen Gästen das Geleite nach Worms zu geben, damit ihnen unterwegs kein Unfall zustieße. Aber Siegfried nahm keines andern Zwerges Begleitung an, denn allein des Königs Egwald. Dieser setzte sich auf sein prächtiges Pferd und ritt vor ihnen her. Wie sie nun so des Weges ritten, da sagte Siegfried zu dem Zwerge: „Ich habe auf dem Drachenstein gesehen, daß Du auch in der Sternkunde wohl erfahren bist! So bitte ich Dich, Du wollest mir sagen, wie es mir denn auch künftig im Leben ergehen wird.“ Da wollte der Zwerg lange nicht antworten, aber Siegfried drang so lange in ihn, bis er in sein Begehren willigte. „Ich fürchte sehr, es wird Dir nicht zum besten gefallen, was ich Dir zu sagen habe,“ sprach Egwald. „Wisse, daß Du das schöne Weib, welches Du da heimführest, nur acht Jahre besitzen wirst, alsdann wird Dir auf mörderische Weise Dein Leben genommen werden. Aber Dein Weib wird Deinen Tod rächen, und wird mancher tapfere Held darüber das Leben verlieren. Zuletzt wird auch Dein Weib im Kampfe verscheiden.“ „Was Gott will, das geschehe!“ sagte Siegfried. „Da mein Tod so wohl gerächt werden soll, so begehre ich auch den Thäter nicht zu erfahren, und frage Dich nicht weiter.“ Dieses Gespräch hatte die schöne Florigunde nicht gehört, denn sie ritt vor ihnen eine gute Strecke. Als sie aber die Jungfrau eingeholt hatten, da duldete Siegfried nicht, daß ihn der Zwerg länger begleite, sondern beurlaubte sich von ihm, der dann mit weinenden Augen Abschied nahm und zurück in seinen Berg ging.

Siegfried aber gedachte jetzt des Schatzes, den er im hohlen Gestein entdeckt hatte, und von dem er glaubte, daß er des Drachen oder des Riesen sei, daher er ihn als einen guten Fund betrachtete. Denn an die Zwerge dachte er dabei gar nicht. Er kehrte daher mit der Jungfrau um und sagte: „Den Schatz wollen wir doch nicht dahinten lassen; habe ich den Drachenstein mit Gefahr meines Lebens gewonnen, so kann auch der Schatz niemand füglicher zukommen, als mir.“ So nahm er denselben und legte ihn vorn auf sein Pferd, trieb dieses vor sich hin und zog die Straße, auf der er am vorigen Tage den Ritter erschlagen hatte. Da sah er des Toten Pferd dort auf der Weide gehen; nun band er sein eigenes Roß an einen Baum, legte sich ein wenig ins Grüne, und die Jungfrau hielt Wacht über ihm. Als er wieder aufgewacht war, fing er des toten Ritters grasendes Pferd ein, legte ihm dem Schatz auf, bestieg sein eigenes Pferd wieder und führte jenes mit dem Schatze neben sich und Florigunden her.

Sie huben an, Gottes Fürsehung, deren sie sich auch hier wieder erfreuen durften, zu preisen, und kamen unter solchem Gespräch aus dem offnen Walde bald in ein dichtes Gesträuch. Hier waren sie nicht lange geritten, als unversehens aus dem Dickicht eine Rotte Mörder hervorbrach und sie umringte. „O mein edler Ritter," rief Florigunde, „wie wird es uns ergehen!" Aber Siegfried blieb ganz ruhig und sprach: „Sei zufrieden, Geliebte, die beißen uns nicht." Indem umgaben ihn sechs derselben, denn im Ganzen waren ihrer dreizehn. Der Ritter aber lachte dazu. „Wir wollen ihnen den Schatz geben," sagte die Jungfrau, „so werden sie uns wohl ziehen lassen!" „Ich achte des Schatzes wenig," sagte Siegfried, „aber den Schimpf möchte ich um aller Welt Schätze nicht nehmen, daß ich mich vor solchen Burschen fürchten sollte!" Indessen umringten sechs andere Mörder die Jungfrau; der dreizehnte nahm das Saumroß am Zaum und wollte mit dem Schatze davon. Bisher hatte der Ritter nicht geglaubt, daß es ihr Ernst sei; als er sich aber nun eines andern überzeugte, da sprach er mit strengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber, was habt ihr im Sinne?" „Da hast Du die Antwort auf Deine Frage," schrie einer der Räuber und schlug damit gewaltig auf den Ritter los. Siegfried säumte nicht lange und schlug dem trotzigsten der Wegelagerer mit dem ersten Streiche des Schwertes, mit welchem er den Drachen getötet hatte, den Kopf ab. Mit einem andern Hiebe spaltete er dem zweiten den Kopf bis auf die Zähne. Als sie so den großen Ernst des Ritters sahen, wichen ihrer viere zurück. Die andern sechse, welche die Jungfrau umringt hielten, wollten nun ihren Gesellen zu Hülfe kommen; aber sie wurden auch so empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Inzwischen war der Räuber, der das Pferd mit dem Schatz führte, weit vorangekommen; aber Siegfried mit seinem guten Pferde holte ihn bald wieder ein, und diesen niederzuhauen, machte ihm gar keine Mühe. Als er sich darauf wieder umwendete, um zu seiner Geliebten, die er seiner wartend hinter sich gelassen hatte, wieder zurückzukehren, da hatten die Räuber, die indessen flüchtig geworden waren, die Jungfrau mit sich geführt. Als der Ritter dieses wahrnahm, säumte er nicht lange, ließ das Pferd mit dem Schatze laufen und eilte der Stätte zu, wo er die schöne Florigunde gelassen hatte, um auf den Hufschlag ihres Pferdes zu kommen; denn die Zwerge hatten das Pferd so künstlich beschlagen, daß er den Hufschlag wohl kennen konnte. Sobald er nun denselben entdeckte, eilte er ihm nach und traf auch wirklich die Mörder in einem dichten Gesträuche an. Er setzte unter sie mit grimmigem Zorn und machte sie alle nieder bis auf einen einzigen; denn dieser lief in einen nahen Sumpf bis an den Hals. Siegfried hielt es nicht für der Mühe wert, um dieses Einen willen nur noch einen Schritt zu thun, sondern rief ihm zu: „Wenn Du einem Wanderer begegnest, Geselle, so sage ihm, daß Du den gehörnten Siegfried gesehen, der die schöne Florigunde vom Drachenstein errettet hat, und daß er deine zwölf Helfershelfer gesäubert, daß ihnen der Bart nicht

mehr wachsen wird!" Und so ritt er mit seiner schönen Florigunde davon. Als sie den Sumpf im Rücken hatten, sprach er zu ihr: „Schönste, wie hat Euch diese Kurzweil gefallen?" „Werter Ritter," erwiderte sie, „wenn das Eure Kurzweil ist, wer möchte dann im Ernste mit Euch fechten?" Nun kamen sie an den Ort, wo der Streit zuerst angefangen hatte, da fiel der Jungfrau das Pferd mit dem Schatze ein und sie fragte ihren Geliebten, ob er das Saumroß nicht wieder angetroffen habe. „Freilich," erwiderte der Ritter, „habe ich es dem Bösewicht, der es gestohlen, wieder abgejagt und ihm soviel dafür gegeben, daß er keines Geldes weiter bedarf. Als ich aber wieder zurückkam und Euch, schönste Jungfrau, nicht mehr auf der Stelle traf, da merkte ich bald, daß es schlimm stehe; ich vergaß des Schatzes, und meine Liebe zu Euch zwang mich, dem Hufschlag Eures Pferdes nachzugehen und Euch vor allem zu retten. Was fragte ich nach dem Schatze; Ihr, Allerschönste, habt mich doch viel mehr gekostet!" „Nun," sagte Florigunde zärtlich, „dann sollt Ihr auch nicht weiter des Schatzes wegen Euch in Gefahr begeben, und das Pferd nicht länger aufsuchen." Darein ergab sich Siegfried; denn, dachte er, wenn ich nur noch acht Jahre leben soll, was nützet mich dann der Schatz? Und nun ritten beide fort und fort, bis ihnen der Rhein mit seinem grünen Wasser entgegen schimmerte. —

Jetzt kam zu König Gilbald und seiner Gemahlin die freudige Botschaft, daß ihre geliebte Tochter Florigunde von dem Drachenstein erlöst und auf der Heimreise mit dem kühnen Ritter Siegfried nicht mehr weit entfernt sei. Der König ließ deswegen seine ganze Ritterschaft aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Helden alle gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegenzögen und sie mit großem Gepränge einholten. Zugleich lud er sie alle auf die bevorstehende Hochzeit ein, denn er wußte wohl, daß er seine Tochter dem Ritter Siegfried, welcher sie mit Gefahr seines Heldenlebens so teuer erworben hatte, nicht abschlagen durfte. Nachdem sie nun mit Freuden eingeholt und mit Jubel empfangen worden, da wurde mit der Vermählung nicht lange gezögert. Sieghard, Siegfrieds alter Vater, kam geladen zu seines lieben Sohnes Hochzeit. Kaiser, Könige und fünfzehn Fürsten, dazu Ritterschaft und Adel ohne Zahl, fanden sich zusammen. Alle wurden wohl empfangen und herrlich gehalten und bewirtet, wie dies an Königshöfen Sitte ist. Siegfried und die schöne Florigunde wurden in das Münster geführt und mit vielem Gepränge, in Gegenwart aller Fürsten und Großen getraut.

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf dieser Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein gar feines Stückchen vor, welches wohl wert ist, erwähnt zu werden. Es wohnte nämlich zunächst an des Königs Palast ein Bauer mit Namen Jorcus; dieser hatte einst dem Könige Gilbald, als er auf einer Jagd irre gegangen war, den rechten Weg gezeigt und war von dem Könige dafür zum Verwalter über seine Viehherden gesetzt worden. Dieser Jorcus war so verzagt und blöder Natur, daß er wohl vor einem bloßen Degen, wenn es

möglich gewesen, in die Erde gekrochen wäre. Nun lebte an des Königs Hofe ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, der manchen Scherz zu veranstalten wußte; dieser redete mit dem Bauer und machte ihn glauben, daß jetzt eine so gute Gelegenheit vorhanden sei, sich bei dem Könige beliebt zu machen, als er seine Lebtage eine wünschen möchte. „Es ist," sagte er zu ihm, „unter den fremden Fürsten einer, der hat einen Soldknecht, Namens Zivilles, bei sich, dieser ist so verzagt, daß man ihn mit einem Erbsenrohr verjagen könnte. Den sollst Du zum Kampf um Leib und Leben herausfordern! Wenn er dieses hört, glaube mir, so wird er vor Schrecken nicht erscheinen; alsdann hast Du schon Ehre genug! Oder, wenn er je käme, so wird er doch, sobald er Dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht ergreifen, und dann kommst Du zu hohen Ehren bei dem König." Der Bauer ließ sich bethören und sagte dem Edelmann zu, daß er den Soldknecht fordern lassen wolle. Als der Edelmann sah, daß Jorcus in die Falle gegangen sei, meldete er dem Könige alles und bat seine Majestät, doch ja diese Kurzweil zu gestatten; er selbst wolle schon dafür sorgen, daß keiner der beiden Kämpen Schaden nehme. Der König aber dachte, weil seine Tochter doch so viele Jahre lang Ungemach geduldet, so wolle er ihr, ihrem Gemahl und allen Anwesenden eine solche Ergötzlichkeit immerhin gönnen. So erlaubte er es denn dem Edelmann. Dieser ging hin zu dem Könige Sieghard und erbat sich von ihm seinen Söldner Zivilles, indem er ihm vortrug, welchen Scherz er mit demselben vorhätte. Der König Sieghard willigte gern in die Bitte, und der Edelmann suchte den fremden Kriegsmann auf und sagte ihm nach langen Umschweifen, daß er zu keinem andern Ende gekommen sei, als ihm anzukündigen, daß Jorcus, der Verwalter des Königs Gilbald, ihn auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erschrak über alle Maßen, fing an zu zittern und gab mit stammelnder Zunge die Antwort: „Ich habe mit diesem Jorcus nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?" „Dem sei, wie ihm wolle," erwiderte der Edelmann, „er hält Euch einmal für keinen redlichen Kerl; deswegen verlangt er von Euch, Ihr sollet mit guter Rüstung versehen, morgen zu der und der Stunde auf dem Kampfplatz erscheinen; dort will er Euer warten." Damit ging der Edelmann seiner Wege. Der König Sieghard und seine Leute, welche den Schrecken des Söldlings sahen, redeten ihm Mut ein und munterten ihn zum Kampfe auf. Da rief Zivilles den Edelmann endlich zurück und sagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis morgen bedenken!" Mit dieser Antwort ging der Edelmann zu dem Bauern, der sehr erfreut darüber war, denn er schloß daraus, daß der Kriegsknecht nimmermehr kommen würde, weil ihm der Edelmann noch dazu erzählt hatte, wie erschrocken Zivilles über seine Forderung gewesen sei.

Am andern Morgen aber redeten des Königs Leute ernstlich mit Zivilles und sagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge; denn sie hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Bursche wäre;

sobald dieser einen bloßen Degen sähe, so würde er die Flucht ergreifen." Dadurch ließ sich Zivilles überreden, schickte früh morgens zu dem Bauer und ließ ihm sagen, daß er um ein Uhr des Nachmittags auf dem Kampfplatze in guter Rüstung zu Pferd erscheinen werde; da wollte er ihn lehren, was es heiße, einen redlichen Reitersmann ohne vorangegangene Beleidigung zum Kampfe herauszufordern! „Und wiewohl es mir, als einem versuchten Kriegsmann, nicht wohl ansteht, mich mit einem groben Bauernlümmel zu balgen, so will ich Dich dennoch lehren, daß Du ein andermal Dich nicht unterstehen sollst!"

So wurden denn Beide mit Rüstung wohl versehen und kamen zur bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da hätten alle, die dieses lesen, selbst sollen zugegen sein und die Kurzweil mit ansehen! Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich nach allen Seiten um, wo er am füglichsten Reißaus nehmen konnte, und verwünschte den Ort, weil er ihn so wohl verwahrt sah. Er war nämlich an drei Seiten mit hohen Brettern umgeben, an der vierten Seite floß ein Wasser und die Pforten wurden alle versperrt, so daß ein jeder ausharren mußte. Als nun Zivilles, der Kriegsknecht, des Jorcus ansichtig wurde und sah, daß er ein so mutiges Pferd hatte, da fehlte wenig, daß er davon geritten wäre, wenn er nur gekonnt hätte. Und schon war er willens, sich dem Feind zu ergeben. Aber mit demselben Entschlusse ging auch Jorcus um. Indem teilten die Ritter den Kampfplatz und die Trompeten bliesen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten schmettern hörte, ließ es sich nicht länger halten, denn es war Siegfrieds Roß und des Turnierens wohl gewohnt; sondern es begann den Lauf und schoß dahin wie ein Pfeil. Gerne hätte es Jorcus aufgehalten, aber es war vergebens, denn es durchlief die wohlbekannte Bahn in vollem Laufe bis zu Ende. Seine Eile zwang den Reiter, die Lanze fallen zu lassen und sich mit beiden Händen an der Mähne des Pferdes zu halten, daß er nicht herunterfiel. Dagegen mußte des Zivilles Pferd mit Spießruten ermuntert werden, bis es in Gang kam. Der Kriegsknecht aber legte seine Lanze alsbald ein, noch ehe es Zeit war: diese trieb der Wind immer auf die eine Seite, so daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, den Jorcus damit berührte. Und weil dieser ohnedem nur kümmerlich im Sattel hing, so fiel er herunter auf die Erde. Zivilles, der dessen nicht inne ward, ließ sein Pferd bis ans Ende der Rennbahn auslaufen. Erst als er sein Roß umwendete, sah er den Jorcus dort auf dem Boden liegen; da dachte er: „Nun ist es Zeit, daß Du Deinem Feinde den Rest giebst, und ihm mit dem Pferde den Kopf zerknirschest und ihn mit der Lanze durchstoßest." Während er sich ihm jedoch allgemach näherte, hatte der Bauer sich wieder auf die Beine gemacht: bis aber Zivilles zu ihm kam, strauchelte sein eigenes Pferd, dem er mit der Lanze, welche er alle Zeit sehr niedrig hielt, zwischen die Vorderbeine gekommen war, und fiel unter ihm nieder.

Da dachte Jorcus: „Jetzt ist es Zeit, ein Ritter an dem Feinde zu

werden," und hieb so grimmig von ferne auf ihn ein, als ob er ihn in Stücke hauen wollte. Aber das Pferd zappelte so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beizukommen vermochte; und wie es sich endlich emporarbeitete und auf seine Füße zu stehen kam, da schnaubte es und schlug so zornig um sich, daß der Bauer besorgte, es möchte ihn treffen, und in aller Furcht von dannen floh. Indessen hatte Zivilles Zeit gefunden, sich wieder aufzurichten und auf seine Füße zu stehen; sein Leib war aber so zertreten und so bebend, daß er ernstlich darauf dachte, sich dem Gegner zu ergeben. Er zog daher sein Schwert aus der Scheide, in der Absicht, es an der Spitze zu fassen und so dem Feinde darzureichen. Aber Jorcus ging mit demselben Entschlusse um. Wie Zivilles mit bloßem Schwerte daher kommt, sich zu ergeben, da dachte er: „Das wird übel ablaufen!" und floh so schnell und weit, als sein gutes Pferd ihn trug. Nun Zivilles dies gewahr wird, will er an seiner Viktorie nicht gänzlich verzweifeln, faßt wieder ein Herz und verfolgt den Gegner so gut als dies ein verzagter Mann auf einem schlechten Klepper zu thun vermag. Er erreichte ihn auch und schlug mit vollem Grimm auf ihn ein. Als Jorcus den ersten Streich fühlte schrie er überlaut und bat ihn einzuhalten, sonst würde er es dem Könige Gilbald und dem Ritter Siegfried klagen. Da aber jener nicht nachließ, so wich er zurück, so weit er nur konnte. So war er bis an das Wasser gekommen, daß er nicht weiter rückwärts konnte; da war seine Furcht gedoppelt. „Weichst Du weiter," dachte er, „so mußt Du im Wasser ersaufen; gehst Du vorwärts, so mußt Du unter Deines Feindes Waffen sterben." Dem Feinde sich zu ergeben, schämte er sich auch, da er seiner Meinung nach eben noch den Sieg in den Händen gehabt. Diese vielfache Angst brachte ihn endlich zur Verzweiflung, so daß er beschloß, festen Fuß zu fassen, weil es ja nicht anders sein könnte. Darum nahm er sein Schwert in beide Hände, drückte die Augen fest zu, und fing an grimmig um sich zu hauen, so daß Zivilles mit Schrecken die Flucht nahm, und überlaut schrie: „Laß mich leben, laß mich leben, so will ich mich Dir ergeben!" Er bildete sich nämlich ein, schon viele Wunden empfangen zu haben, obgleich er noch keine einzige bekommen hatte.

Als Jorcus dieses Geschrei hörte, wagte er es, die Augen wieder aufzuschlagen und sah, wie sein Gegner weit von ihm gewichen war. Da faßte er wieder Mut, und verfolgte seinen Feind so gut er konnte. Da schrie Zivilles noch viel lauter: „Schenke mir doch das Leben, ich will mein Lebtage nicht daran denken, mich zu rächen!" — „So wirf Deine Wehr von Dir!" rief Jorcus. Der arme Tropf that, wie ihm befohlen war. Obwohl nun Jorcus seinen Feind ganz wehrlos sah und nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, traute er dennoch nicht, sondern sagte zu ihm: „Hebe Dich weit von mir, und lege Dich auf die Erde nieder!" Zivilles gehorchte abermals der Stimme seines Feindes, lief weit zurück, legte sich ganz ausgestreckt auf den Boden und erwartete wie ein Lämmlein sein Ende. Jorcus aber besann

sich noch immer, wie er sich ganz vor seinem Feinde sicher stellen könnte, und meinte, daß dies nicht möglich wäre wenn er ihn am Leben ließe. „Aber wie sollst Du ihm beikommen,“ sprach er zu sich selber, „gehst Du mit dem Schwert auf ihn los, so möchte er sich aufrichten und es Dir aus der Hand reißen!“ So beschloß er ohne das Schwert auf ihn los zu gehen, suchte ein großes Messer, mit dem er seine Kühe abzustechen gewohnt war, unter der Rüstung hervor und schickte sich an, ihm damit die Gurgel abzuschneiden. Als die Richter dieses sein Beginnen wahrnahmen, traten sie ins Mittel und hießen den Jorcus einhalten und sich mit seinem Siege begnügen. Denn so mit einem überwundenen Feinde zu verfahren, wäre der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Jorcus ließ seinen Feind, weil er ihn überwunden hatte, ungern aus den Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachgeben, weil sie ihm überdies zusagten, daß Zivilles sich nimmermehr wider ihn auflehnen sollte. So hieß der Bauer den Soldknecht aufstehen und ein andermal besser bedenken, mit wem er es zu thun hätte. Auf solche Weise endete der Kampf dieser beiden Hasen, und jeder war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen. Kein lustigeres Stück war auf Siegfrieds Hochzeit vorgekommen.

Nun war Ritterspiel und Kurzweil vorüber und alle Gäste kehrten wieder heim. Siegfried gab ihnen so sicheres Geleite, daß man ohne alle Gefahr Gold hätte mögen auf dem Haupte tragen. —

Zu Hause hatten indessen die drei Brüder der schönen Florigunde, die Könige Ehrenbert, Hagenwald und Walther einen Haß auf ihren Schwager Siegfried geworfen, weil er in allen Kämpfen den Preis davon getragen hatte. „Alle Tage trägt er Siegeszeichen, Ringe und Waffen,“ sprachen sie zu einander, „damit prangt er, als wäre er allein der Held, so macht er uns im ganzen Lande verächtlich, das soll ihm übel bekommen!“ Seitdem trachteten sie heimlich darnach, wie sie ihn töten könnten; lange aber konnten sie keine Gelegenheit finden, bis die acht Jahre um waren, von welchen der Zwerg Egwald dem Helden Siegfried vor Zeiten geweissagt. Siegfried aber merkte nichts und lebte mit seiner schönen Florigunde in Frieden und guter Ruhe. Sie bekamen einen Sohn, den nannte er Löwhard. Der führte später mächtige Kriege mit dem Sultan und dem Könige von Babylon und bekam endlich die Tochter des Königs von Sicilien zur Frau, wie dies in andern Büchern beschrieben ist.

So hatten sie acht Jahre lang in stolzem Frieden gelebt, da geschah es eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit einander auf die Jagd ritten, denn Siegfried war der Jagdlust sehr ergeben. Weil aber der Tag gar heiß und Siegfried müde und durstig war, so begab er sich an einen Brunnen im Walde, und legte sein Angesicht in denselben, sich zu erkühlen. Diesen Augenblick ersah sich sein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedachte bei sich selber: „eine solche Gelegenheit kommt nicht alle Tage, jetzt

versäume es nicht, Dich an Deinem Feinde zu rächen!“ So nimmt er sein Seitenschwert und stößt es dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da wo sein Fleisch bloß und nicht mit Horn überzogen war. Er rannte ihm aber das Schwert so tief in den Leib, daß die Spitze bis an die Brust hineinging und er auf der Stelle tot war. So mußte der unvergleichliche Held auf eine schändliche und meuchelmörderische Weise sein junges Leben verlieren.

Als Siegfrieds Gemahlin den Tod ihres Herrn, des königlichen Helden erfuhr, fiel sie vor Kummer in eine schwere Krankheit, so daß die Ärzte an ihrem Aufkommen verzweifelten, der König Gilbald aber starb vor Jammer und auch die Königin unterlag schon nach vier Tagen einem tödlichen Fieber. Da war Leid über Leid in dem Königspalaste zu Worms. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn die schöne Florigunde auch gestorben wäre; aber es war Gottes Wille, daß Siegfrieds Tod zuvor durch sie gerächt würde. Ihre drei Brüder hielten dem König Gilbald, ihrem Vater, und ihrer Mutter, der Königin, eine herrliche Leichenfeier. Darauf wollten sie das Reich in Besitz nehmen und gemeinschaftlich beherrschen. Aber inzwischen war ihre Schwester, Siegfrieds Wittwe, wieder so weit genesen und erstarkt, daß sie an ihren Vorsatz denken konnte, sich an den Mördern ihres lieben Gemahles zu rächen. Sie brach daher in aller Stille auf mit ihrem Sohne Löwhard und zog in die Niederlande zu König Sieghard ihrem Schwiegervater, dem sie die Ermordung seines Sohnes meldete und ihre Not klagte. König Sieghard, der dies mit großen Schmerzen vernahm, ergrimmte im Geist und ließ Adel und Ritterschaft in seinem ganzen Lande aufbieten, sammelte in Eile eine unzählbare Menge Kriegsvolkes, und ehe sich die drei Könige dessen versahen, waren sie mit blutigem Krieg überzogen. Viel tausend Helden fielen in diesem Kampfe, und auch der Verräter Hagenwald kam schimpflich um sein Leben. Denn als er sich lange gewehrt und zuletzt unfähig zum Kampfe geworden war, las er sich unter allen Kriegsleuten des Königs Sieghard den verzagten Soldknecht Zivilles aus; diesem ergab er sich im Wahne, von ihm am ehesten Barmherzigkeit zu erlangen und bei ihm viel sicherer zu sein, als bei einem andern beherzten Krieger. Und als er sein Gefangener war, legte er sich kampfesmatt nieder und schlief ein. Zivilles aber besann sich nicht lange, sondern zog sein Schwert und stieß es dem Schlafenden durch den Leib, daß er zur Stunde tot blieb. „So hab ich Dir vergolten,“ sprach er, „was Du meines gnädigen Königes Sohn Siegfried gethan, und Dir ist mit dem Maß gemessen, mit welchem Du gemessen hast.“

Die andern zwei Brüder Ehrenbert und Walther zogen in's Elend. Der verzagte Zivilles ward auch seinerseits erschlagen; Jorcus, der Bauer, fiel auch in diesem Kriege. Zuletzt mußte auch die schöne Florigunde sterben. Aber ihr und Siegfrieds Sohn Löwhard blieb am Hofe seines Großvaters in den Niederlanden, wurde dort in Gottesfurcht und ritterlichen Tugenden erzogen und gedieh zu einem herrlichen Helden.

Die schöne Magelone.

In der Zeit, da die Provence mit andern Landen Frankreichs schon dem christlichen Glauben zugekehrt war, herrschte dort ein edler Graf, der von seiner Frau einen einzigen Sohn hatte, mit Namen Peter. Dieser Jüngling übertraf alle seines Alters in Waffenübung, Ritterspiel und andern Dingen. Er war nicht nur dem Adel wert, sondern auch dem ganzen Lande; ja die Unterthanen dankten dem allmächtigen Gott, daß sie einst einen solchen Oberherrn bekommen sollten. Auch hatten der Graf, sein Vater, und die Gräfin keine andere Freude, denn ihren Sohn, und ihm zulieb wurde mancherlei Kurzweil am Hofe angestellt. So hielten auch eines Tags die Freiherrn und Edlen des Landes ein Turnier, in welchem Peter vor allen andern den Preis erlangte, wiewohl viel fremde und geübte Ritter dabei waren. Sein Gerücht erscholl weit umher, als ob es seinesgleichen nimmer gäbe. Nach dem Turniere wurden die Ritter festlich von dem Grafen bewirtet und redeten mancherlei unter einander. Insonderheit ließ sich Einer vernehmen von der schönen Magelone, der Tochter des Königs von Neapolis, deren gleichen an Schönheit und Tugend nicht gefunden werden sollte, und der zu gefallen sich viele Jünglinge in Ritterspielen übten. Und ein anderer Ritter sagte zu Peter: „Junger Herr Graf, Ihr solltet wandern und die Welt suchen, und Euch in ritterlichen Spielen üben. Gewiß, Ihr würdet weit und breit bekannt werden und am Ende eine schöne Braut heimführen!“

Dem Grafen Peter gefiel dies wohl, zumal da er so viel von der schönen Magelone gehört hatte; er setzte sich im Herzen vor, Urlaub von seinen Eltern zu begehren und in die Welt hinauszureiten. Als daher das Festspiel vorüber war und er Vater und Mutter eines Tages allein bei einander sitzen fand, ließ er sich vor ihnen auf sein Knie nieder und sprach: „Gnädige Eltern, höret mich als Euren gehorsamen Sohn: ich weiß und erkenne es mit Dank, wie Ihr mich bisher erzogen, wie viel Freude Ihr mir gemacht, wie viel Ehre Ihr mir angethan habt. Daran aber habt Ihr noch nicht gedacht, wie es anzufangen wäre, daß ich der Welt auch bekannt würde, wie andere Herren und Ritter. Seid mir daher nicht entgegen, wenn ich Euch demütig bitte, mir zu erlauben, daß ich reisen und der Welt Lauf erfahren darf. Ich glaube gewiß, es würde Eure Ehre und mein großer Nutzen sein.“ Als Peters Eltern den Wunsch ihres Sohnes vernahmen, fiel es ihnen schwer aufs Herz und sie wurden traurig. „Peter, lieber Sohn,“

antwortete ihm der Vater, „Du weißt ja wohl, daß wir kein anderes Kind mehr haben, als Dich allein, keinen Erben im Hause, denn Dich. Alle unsere Hoffnung und unser Trost beruht auf Dir. Wenn es Dir mißlänge, wovor Dich Gott behüten wolle, so wäre unsere Herrschaft für unser Haus verloren!“ Seine Mutter sagte ihm: „Liebster Sohn, was hast Du nötig, die Welt zu suchen. Diejenigen, die darnach verlangen, thun es, um Geld oder Herrengunst zu erwerben, Du aber hast an Reichtum, Waffenehre, Wissenschaft, Adel, Schönheit und Anmut so viel als irgend ein Fürst in dieser Welt. Berühmt bist Du auch schon allenthalben; die Landschaft, die du erben wirst, ist so schön; was begehrst Du denn anderes Gut zu erwerben? Welche Ursache kannst Du haben, uns zu verlassen? Sieh doch Deines Vaters Alter, ja selbst das meine an; bedenke, daß Du unsere einzige Freude bist; sieh', ich bitte Dich wie eine Mutter ihr Kind, daß Du nicht ferner des Wegscheidens erwähnest.“ Peter erschrak über die Einwendung nicht wenig, doch fing er, noch immer auf den Knieen liegend und mit niedergeschlagenen Augen, von neuem an und sprach: „Liebe Eltern, ich will Euch in allen Dingen gehorsam sein. Aber bedenket doch, daß ein junger Mensch nichts besseres thun kann, als sich im Leben versuchen und die Welt beschauen! Darum wiederhole ich mein flehentliches Begehren und bitte Euch, es nicht übel aufzunehmen und mir nicht abzuschlagen!“

Der Graf und die Gräfin sahen wohl, daß der Vorsatz in der Seele ihres Sohnes feste Wurzel gefaßt hatte; sie wußten nicht, was sie thun sollten, denn Peter lag noch immer auf den Knieen, ihre Antwort zu vernehmen. Da sie nun so lange schwiegen, fing er noch einmal so dringend an zu bitten, daß Vater und Mutter endlich ihre Einwilligung gaben. „Nur denke darauf,“ schloß der Vater seine Rede, „daß Du nichts thust, was Deinem Adel entgegen sei: und vor allen Dingen habe Gott den Allmächtigen lieb und diene Ihm. Endlich mach' auch, daß Du zeitlich wieder zurückkommest. Nimm Dir Pferde, Harnisch, Gold und Silber von dem Meinen, so viel Dir vonnöten ist.“

Peter dankte seinen Eltern aufs gerührteste. Dann nahm ihn seine Mutter bei Seite und gab ihm drei köstliche Ringe, welche vom höchsten Werte waren. „Suche gute Gesellschaft,“ sprach sie weinend, „fliehe die böse; gedenke unser.“ So bereitete sich Peter auf die Fahrt, beurlaubte sich und nahm Adelige und Unadelige mit, ihm zu dienen. Seinen Zug richtete er so heimlich ein als möglich, so daß er ganz unerwartet nach der Stadt Neapolis kam, wo der Vater der schönen Magelone, der König von Neapel, mit Gemahlin und Tochter Hof hielt. In dieser Stadt bezog der Graf Peter eine Herberge auf dem Fürstenplatz; er fragte alsbald seinen Wirt nach den Gewohnheiten des königlichen Hofes, und ob sonst auch fremde und namhafte Ritter am Hofe wären. Der Wirt zeigte ihm an, daß vor Kurzem ein angesehener Ritter, Herr Heinrich von Carpona, an den Hof gekommen sei,

dem zu Gefallen der König ein Rennen und Turnier auf den Sonntag anstellen wolle. Zugleich sagte ihm der Wirt, daß auch fremde Ritter, wenn sie gerüstet auf die Bahn kämen, Zutritt zu dem Turniere erhalten könnten.

Als der Sonntag angebrochen war, stand Peter frühe auf, ließ sein Pferd mit aller Zubehör versehen und legte seine schönsten Kleider an, denn er gedachte Ehre an diesem Tage einzulegen und brannte vor Begierde die schöne Magelone zu sehen und sich vor ihr zu zeigen. Auf seinen Helm hatte er sich zwei kostbare silberne Schlüssel machen lassen, um daran kenntlich zu sein, zu Ehren des Himmelsfürsten, St. Peters des Apostels, dessen Namen er trug. Auch alle Decken seiner Pferde ließ er mit Schlüsseln zieren.

Die Bahn ward eröffnet, und der König mit seiner Gemahlin und Tochter, auch vielen andern Frauen und Jungfrauen, betraten das Schaugerüste. Da kam auch Peter mit einem Knecht und einem Knaben auf die Bahn gezogen: er stellte sich aber an dem niedrigsten Orte auf, denn er war fremd und unbekannt; niemand war auf ihn aufmerksam, der ihn hervorgezogen und obenan gestellt hätte. Nun kam die Zeit, in voller Rüstung den Jungfrauen und Frauen Ehre zu erzeigen; ein Herold trat auf und rief auf Befehl des Königs: Wer da Willens wäre, um der Jungfrauen und Frauen willen eine Lanze zu brechen, der solle auf die Bahn ziehen. Da trat zuerst Herr Heinrich von Carpona in die Schranken, und gegen ihn zog ein Diener des Königs; diesen traf Herr Heinrich so gut, daß er bügellos im Sattel hing und vor Schrecken und von der Erschütterung den Spieß von sich warf. Dieser kam zufällig dem Rosse des Herrn Heinrich vor die Füße, daß es strauchelte und mit samt seinem Herrn zu Boden fiel. Da huben die Freunde des Hofdieners zu sagen an, daß Herr Heinrich redlich gefallen wäre und so wurde dem königlichen Ritter der Sieg zugesprochen. Dies verdroß den Herrn Heinrich von Carpona, daß er nicht mehr rennen wollte, und ward auch dem Grafen Peter leid, der wohl sah, welch ein tapferer Ritter Herr Heinrich war Als nun der Herold zum zweitenmal auf Befehl des Königs rief: Wenn ein andrer wäre, der eine Lanze zu brechen Lust hätte, der sollte auf die Bahn ziehen; da trat Peter in die Schranken gegen den Königlichen und traf ihn bald so, daß Mann und Roß zu Boden fielen und alle Zuschauer staunten. Auch der König lobte den Ritter mit den silbernen Schlüsseln und hätte gern erfahren, wer und von wannen er sei. Deswegen schickte er einen Herold zu ihm mit diesen Fragen. Peter antwortete dem Herold: „Sage dem Herrn, Deinem König, daß er kein Mißfallen darüber haben möge, wenn ich ihm meinen Namen vorenthalte, denn ich habe ein Gelübde gethan, keinem Menschen zu bekennen, wie ich heiße. Doch so viel kannst Du Deinem Könige sagen, ich sei ein armer Edelmann aus Frankreich und suche in der Welt bei Jungfrauen und Frauen Preis und Lob zu erlangen.“ Der König begnügte sich mit dieser Antwort und schrieb sie auf Rechnung der Bescheidenheit.

Jetzt fing Peter erst recht an, seine Kunst zu zeigen, denn jeder Ritter

wollte sein bestes thun und sich mit ihm messen, aber der Peter rannte die Fremden alle schmählich ab. Der König und alle erkannten, daß er das beste gethan, und Peter erhielt den Preis. Unter den Jungfrauen und Frauen ging ein Flüstern über den Ritter mit den silbernen Schlüsseln, und die schöne Magelone, die Peter in der großen Ferne nicht recht gesehen hatte, konnte seine Thaten und seine Gestalt nicht vergessen. Herr Heinrich von Carpona, der tapfere Ritter, begleitete den Sieger mit einigen anderen in die Herberge, um ihn recht zu ehren.

Bald darauf lag die schöne Magelone ihrem Vater gar sehr an, wieder ein Turnier zu halten. Sie that dies aber, ohne es selbst zu wissen, aus verborgener Liebe zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Denn sie freute sich, bis sie seiner wieder ansichtig werden möchte, und als Peter in seiner kenntlichen Waffenrüstung in die Schranken trat, die Trompeten schmetterten und die Spieße an den Schilden krachten, wurde sie ganz rot. Unverwandt blickte sie auf Peter, obgleich sie sein Angesicht noch nicht erkennen konnte, so wie er selbst auch die schöne Magelone nur aus der Ferne sah und von ihren Frauen noch nicht zu unterscheiden vermochte. Auch dem König, so oft er den Ritter mit den silbernen Schlüsseln erblickte, gefiel er in jeder Beziehung wohl, besonders von Seiten seiner Jugend und seines edlen und höflichen Benehmens. Zuweilen sprach er zu sich selbst: „Dieser Ritter kann von keinem niedern Geschlechte sein; all sein Wesen spricht vom Gegenteil, er ist auch würdig, daß wir ihm mehr Ehre erzeigen, als ihm bisher von uns widerfahren ist.“

So wie nun die Feierlichkeit zu Ende war, ließ ihn der König an seine Tafel laden; worüber Peter sehr erfreut war, denn nun durfte er doch hoffen, die schöne Magelone einmal in der Nähe zu sehen. Der Ritter erschien zur bestimmten Stunde, und als der König, seine Gemahlin und seine Tochter sich zu Tische setzten, wurde er der Prinzessin gegenübergesetzt. Die Mahlzeit war mit fremden Gerichten auf das beste bestellt, aber der Ritter achtete des Essens wenig. Die unübertreffliche Schönheit der Jungfrau beschäftigte ihn so ganz, daß er nichts thun konnte, als sie anschauen. Da sättigte er denn seinen Geist mit Blicken und mußte sich gestehen, daß es auf Erden kein schöneres Weib gebe, als die schöne Magelone. Diese aber blickte immer freundlich nach ihm hin, und so wurde er in Liebe entzündet und sprach zu sich selbst: „Der ist glückselig, der ihrer Liebe teilhaftig werden möchte.“ Doch dachte er dabei nicht an sich selbst; er hielt es für unmöglich, daß ihm ein solches Glück begegnen könnte. Auch zwang er sich, munter und klug mit dem Könige zu reden, was diesem wohl gefiel; wie denn sein edler und kräftiger Anstand das ganze Hofgesinde in Staunen setzte. Als sie gegessen hatten, ward allerlei Spiel in dem königlichen Saale angestellt, und als der König die Gesellschaft verließ, gab er seiner Tochter die Erlaubnis, noch länger mit dem Ritter in dem Saale zu reden.

Die schöne Magelone rief dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln gar freundlich, und er eilte auf den süßen Laut ihrer Stimme schnell ihr entgegen. „Edler Ritter,“ sprach sie zu ihm, „mein Vater und wir andern alle, die hier sind, haben an Eurem bescheidenen Wesen, Euren ritterlichen Thaten und Eurem redlichen Gemüt großen Gefallen; ich soll Euch darum bitten, daß Ihr, so oft Ihr möget, zu uns kommet und Euch im Hause meines Vaters Kurzweil schaffet.“ Peter dankte ihr in ehrerbietigen Worten, und sein Herz war voll Freuden. Indem rief die Königin ihre Tochter, mit ihr den Saal zu verlassen, und Magelone nahm, wiewohl ungern, von dem Ritter Abschied; doch sagte sie noch beim Scheiden: „Kommet ja oft, Euch zu kurzweilen, edler Ritter! Ich hätte noch gar zu gerne von Ritterspielen und anderem, was in Eurer Heimat vorgehen mag, mit Euch gesprochen. Es beschwert mich, daß ich diesmal nicht Zeit habe, mit Euch zu reden.“ So nahm sie von ihm Urlaub und sah ihn so freundlich an, daß er noch tiefer in seinem Herzen verwundet wurde, als er zuvor schon gewesen.

Die Fürstin war mit ihren andern Jungfrauen in ihre Kammer gegangen, als der König wieder in den Saal trat und mancherlei mit den Herren sprach, die am Hofe zugegen waren. Da trat er auch zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln und bat ihn freundlich, wenn es ihm nicht entgegen wäre, so sollte er ihm seinen Namen und seinen Stand anzeigen. Aber er konnte von Peter nichts anders erfahren, als daß er ein armer Edelmann sei und die Welt durchziehe, um sie zu beschauen und Ritterspiele zu üben. Der König erkundigte sich auch nicht weiter, er bewunderte vielmehr die Bescheidenheit und Standhaftigkeit des Jünglings und beurlaubte ihn sehr gütig. So verließ der Ritter den Hof mit andern Herren und wandelte nach der Herberge.

Sobald er sich allein sah, ging Peter an den verborgensten Ort; seine Gedanken vertieften sich in die unvergleichliche Schönheit der Jungfrau Magelone, und sein Herz wiederholte alle freundlichen Reden und jeden huldvollen Blick der Geliebten. Und sobald die schöne Magelone in ihre Kammer gekommen war, dachte sie an niemand anders mehr, als an den Ritter, und mühte sich in ihrem Innern ab, woher er wohl stammte und wie er hieße; denn sie konnte nicht glauben, daß er so geringen Geschlechts sei, als er vorgab. Endlich nahm sie sich vor, ihre Zuneigung zu dem Ritter, die sie allein nicht mehr zu tragen vermochte, ihrer Amme zu offenbaren, die sie besonders lieb hatte, und von deren Treue sie überzeugt war. Eines Tags nahm sie dieselbe heimlich in ihr Gemach und sagte zu ihr: „Liebe Amme, Du hast mir in meinem ganzen Leben solche Treue bewiesen, daß ich auf keinen Menschen in der Welt ein so großes Vertrauen setze, als auf Dich. So will ich Dir denn auch etwas sagen, das Du keiner Seele mitteilen darfst, aber wenn Du es geheim hältst und mir Deinen getreuen Rat mitteilst, so will ich Dirs

nimmermehr vergessen." Die Amme antwortete: „Liebe Tochter, ich weiß in der Welt nichts, daß ich nicht gerne thäte, wenn Du es begehrest, und sollte ich darum sterben; öffne mir daher Dein Gemüt ohne alle Furcht!" Da sprach die schöne Magelone voll Zutrauen zu ihr: „Hast Du den jungen Ritter gesehen, der vor wenigen Tagen den Preis im Turnier erlangt hat? Sieh, an diesem hängt mein Herz, und ich kann davor nicht essen, trinken und schlafen. Ja, erführe ich, daß er von hohem Geschlechte ist, so wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn setzen und ihn zu meinem Gemahl machen. Nun rate mir, liebe Amme, und wenn Du kannst, so erfahre mir, woher er stammt und wer er ist."

Die Amme erschrak nicht wenig, als sie diese Rede vernommen hatte; sie wußte nicht, was sie antworten sollte; doch erwiderte sie endlich: „Liebes Kind, was sagest Du? Mir ist Dein hoher Stand wohl bewußt. Und wenn der mächtigste Herr der Welt Dich bekäme, so müßte er sich freuen! Dennoch setzest Du Deine Hoffnung auf einen jungen, fremden Ritter, der Dir mit samt den Seinen unbekannt ist; der, wenn er nach Dir begehrt, vielleicht nur Deinen Spott und Deine Schande begehrt! Liebe Tochter, schlage Dir doch solche Gedanken aus Deinem Herzen!" Magelone verstand die Alte wohl und wurde ganz traurig in ihrem Gemüt. Die Neigung zu dem Fremden hatte sie umstrickt, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war. „Amme, ist das die Liebe, die Du zu mir getragen hast? Willst Du, daß ich elendiglich sterbe! Und was verlange ich denn von Dir! Ist denn die Arzenei, die Du mir holen sollst, so ferne? Schicke ich Dich denn weit fort von mir? Braucht Dir denn über dem, was ich Dich heiße, vor meinem Vater und meiner Mutter, oder vor mir zu bangen? Siehe, wenn Du thust, um was ich Dich bitte, so ist mir geholfen; folgst Du mir nicht, so wirst Du mich in kurzer Zeit vor Deinen Augen an Kummer und Schmerzen sterben sehen." Mit diesen Worten fiel sie ohnmächtig auf ihr Lager und als sie endlich wieder zu sich kam, fuhr sie fort: „Liebe Amme, wisse nur, daß er von hohem Geschlechte ist; wie wäre es auch anders möglich bei solchen Tugenden? Und eben darum will er seinen Namen nicht nennen. Ich bin aber gewiß, wenn Du ihn wolltest in meinem Auftrage nach seinem Namen und Stande fragen, er würde ihn Dir nicht vorenthalten." Als die Amme sah, wie groß die Liebe der schönen Magelone zu dem jungen Ritter war, brachte sie es nicht über ihr Herz, der Jungfrau ihre Bitte abzuschlagen; sie tröstete sie und versprach ihr erfahren zu wollen, was sie zu wissen begehre.

So wie der Morgen kam, ging die Amme in die Kirche, den Ritter zu suchen. Denn kein frommer Ritter versäumte damals sein Morgengebet. Sie fand ihn auch dort allein und betend, kniete neben ihm nieder und verrichtete auch ihr Gebet. Als beide fertig waren, begrüßte sie der Ritter; er hatte sie schon am Hofe gesehen. Und nun nahm die Amme des Augenblicks wahr und sprach: „Herr Ritter, ich muß mich wundern, daß Ihr Euern Stand und

Euer Herkommen so heimlich haltet; ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, besonders aber die schöne Magelone eine große Freude hätten, wenn sie erfahren könnten, von wannen und wer Ihr seid. Ja, wäret Ihr geneigt, der Prinzessin dieses zu bekennen, ich versichere Euch, Ihr thätet ihr einen großen Gefallen." Als der Ritter die Frau so reden hörte, verlor er sich in Gedanken; doch deuchte ihn, solche Reden verrieten wirklich den Wunsch Magelonens, und das Herz schlug ihm höher, weil er daraus schloß, daß sie ihn liebe. Daher antwortete er: „Liebe Frau, seit ich von Hause weg bin, habe ich mich keinem Menschen zu erkennen gegeben; weil aber niemand auf der ganzen Welt ist, dem ich besseres gönnte und lieber gehorsam sein möchte, als Eurer schönen Gebieterin, so saget Ihr, wenn sie ja herzlich meinen Namen zu wissen begehrt, daß mein Geschlecht groß und hochgeadelt ist; bittet sie aber in meinem Namen freundlich, sie wolle sich an dem genügen lassen; auch bitte ich Euch, nehmet von meiner kleinen Habe dieses Angedenken mit!" Er übergab hierauf der Amme einen von den drei Ringen, welche ihm seine Mutter, die Herzogin von Provence, mit auf die Reise gegeben hatte. Dann schieden beide von einander.

Die Amme ging fröhlich dem Schlosse zu. „Er muß wohl, wie Magelone sagt, hohen Geschlechtes sein," sprach sie zu sich selbst, „denn er ist aller Zucht und Ehren voll." Magelone harrte auf ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Die Eintretende zog den Ring hervor, hielt ihn ihr entgegen und berichtete ihr alles, was der Ritter geredet hatte. Magelone griff freudig nach dem Ringe, betrachtete ihn und rief: „Siehest Du nun, Amme! Habe ich Dir nicht vorlängst gesagt, er müßte hohen Geschlechtes sein? Meinst Du, ein so kostbarer Ring könne einem Armen und Niedrigen gehören? Ja, diese Liebe wird mein Glück sein! Ich will ihn besitzen, und kein Gedanke soll je in mein Herz steigen, einen andern zu lieben und zu begehren! Als ich ihn das erstemal gesehen, ergab sich ihm mein Herz; und ich erkenne wohl, daß er mir zu gefallen hieher gekommen ist. Ich bitte Dich aber, laß mir diesen Ring, der von ihm kommt, und nimm ein anderes Kleinod dafür!" Hierein willigte die Amme gern; als aber Magelone verlangte, sie solle gehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüt und ihren Willen entdecken, da erschrak jene und bat sie, diesen Vorsatz in ihrem edeln Herzen nicht länger zu hegen und ihre Liebe doch nicht so schnell auf einen fremden, unbekannten Ritter zu werfen. Das Wort konnte die schöne Magelone nicht dulden, sie sprach mit bewegter Stimme: „Du sollst mir ihn hinfort keinen Fremden nennen; ich habe auf der ganzen Erde niemand, der mir lieber wäre!" Die Amme sah die große Bewegung in der Jungfrau Gemüt und mochte nicht mehr dawider reden. „Teures Kind," sagte sie, „alles, was ich thue, thu ich ja um Deinetwillen und Dir zu Ehren. Glaube mir aber, alles, was auf unordentliche und unbedächtliche Weise geschieht, kann Dir nicht zur Ehre gereichen. Ich zweifle nicht daran, daß Du ihn lieb hast, und er ist es auch wohl wert, nur muß es auf züchtige und

anständige Weise geschehen, dann will ich Dir gewiß guten Rat geben und getreulich helfen, auch hoffe ich ja zu Gott, daß er noch alles wohl geraten lassen werde!“ Durch diese Reden wurde die schöne Magelone ein wenig beruhigt. Sie legte sich, ihren Ring am Finger, zu Bette, küßte diesen zum öftern, dachte mit herzlichen Seufzern an ihren Freund und schlief endlich ganz sanft ein.

Da kam es ihr im Traume vor, als wären der Ritter und sie beide allein bei einander in einem lustigen Garten und sie sagte zu ihm: „Ich bitte Euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu Euch trage, sagt mir, von wannen Ihr seid, und welchen Geschlechts.“ Aber der Ritter bäte sie, nicht weiter zu fragen und sagte ihr, sie sollte es in kurzem erfahren; und dann schenkte er ihr einen Ring, der noch köstlicher war, als der erste, den er der Amme geschenkt hatte; und sie waren in großen Freuden bei einander. So lag die schöne Magelone schlafend in süßen Träumen bis zur andern Frühe. Als sie erwachte, erzählte sie den Traum ihrer Amme, und diese sah jetzt, daß sie ihr ganzes Herz auf den Ritter geworfen, und dachte nicht länger darauf, sie von ihm abzubringen.

Indessen wandte der Ritter allen Fleiß an, wie er die Amme der schönen Magelone wieder sehen könnte, und da auch sie alle Lust hatte, ihm zu begegnen, so stand es nicht lange an, daß beide einander in der Kirche trafen. Dort machte ihr Peter ein Zeichen, daß er etwas heimlich mit ihr reden wolle. Die Amme, die dies gleich verstand, ging hin zu ihm und erzählte ihm leise, welche Freude Magelone an dem Ringe gehabt, den der Ritter der Amme geschenkt, und den sie ihr hätte abtreten müssen. „Liebe Frau,“ antwortete da der Ritter, „ich habe den Ring Euch gegeben, nicht der schönen Magelone; denn ich weiß wohl, daß eine solche kleine Gabe nicht würdig ist, einer so mächtigen Fürstin übersandt zu werden. Aber alles, mein Leib und mein Gut gehört ihr. Wisset, ihre Schönheit hat mein Herz so verwundet, daß ich Euch anvertrauen muß, wie ich ohne ihre Gunst nicht leben kann und mich für den unglücklichsten Ritter auf der Welt halte. Meldet ihr dieses, ich bitte Euch, denn ich weiß, daß die Fürstin keine vertrautere Freundin hat, als Euch!“ Die Amme sagte zu ihm: „Ich will alles thun, was Ihr befehlet und es meiner Gebieterin treulich anzeigen; auch hoffe ich, Euch eine günstige Antwort zurückzubringen; nur möchte ich wissen, wie Ihr es mit Eurer Liebe meinet; denn verstündet Ihr darunter eine thörichte und unreine Liebe, so schweiget nur hinfort und redet mir nichts mehr davon.“ Da sprach der edle Ritter: „Ich will eines unglücklichen, bösen Todes sterben, wenn ich je an eine solche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe; eine ehrliche, treue, aufrichtige Herzensliebe ist es, mit der ich die Jungfrau liebe und ihr bescheidentlich dienen will.“

Mit dieser Erklärung war die Amme sehr zufrieden; doch fragte sie: „Weil Ihr mir nun beteuret, daß Ihr sie mit getreuer Liebe lieben wollet,

warum verberget Ihr doch immer noch Euren Namen und Euer Geschlecht vor ihr? Denn wenn Ihr nachweisen könnet, daß Ihr von hohem Adel entsprossen seid, so dürfte mit Gottes Hilfe wohl die Ehe zwischen Euch beiden zu Stande kommen; denn es ist wahr, Ihr liebet einander von Herzen!“ Bei diesen Worten flammte die Liebe Peters hoch auf. „Ich bitte Euch, Amme,“ rief er, „helfet mir dazu, daß ich mich mit der Jungfrau unterreden kann, dann will ich ihr mein Geschlecht anvertrauen und alles, was sie von mir zu wissen begehrt.“ Die Amme sagte ihm auch dieses zu, und nun gab er ihr den zweiten Ring für Magelone mit und verabschiedete sich von ihr vergnügten Herzens. Die Amme verließ die Kirche und ging den nächsten Weg nach den Gemächern der schönen Magelone, die sehr krank vor großer Liebe war und auf ihrem Ruhebette lag. Sobald sie aber die Amme erblickte, sprang sie auf und lief ihr entgegen. „Sei mir willkommen, liebe Freundin,“ rief sie. „Wehe mir, bringst Du mir nicht gute Botschaft von ihm, den meine Seele liebt? Ach, liebe Amme, wenn Du mir nicht einen Rat gibst, wie ich ihn sehen und sprechen könne, so muß ich sterben!“ — „Sei getrost, liebes Kind, ich bringe Dir günstige Zeitung,“ sprach die Amme; da fiel ihr Magelone an den Hals und herzte sie, und erfuhr nun alles, was der Ritter gesagt hatte. „Glaubet mir,“ sagte die Alte, „wenn Ihr seinetwegen große Schmerzen duldet, so trägt er um Euretwillen nicht kleinere, und alle seine Liebe ist getreu, züchtig und ehrbar, worüber ich sehr erfreut bin. Ja, ich kann Euch sagen, Tochter, daß ich nie einen jungen Ritter gekannt habe, der so weise geredet hätte. Und nun begehrt er heimlich mit Euch zu sprechen und will Euch seine Geburt und seinen Stand entdecken. Auch bittet er Euch, diesen Ring aus seiner Hand anzunehmen.“ Bei dieser guten Nachricht färbte sich das schöne Angesicht Magelonens mit noch höherer Röte, sie betrachtete den Ring und sagte zu der Amme: „Ach, das ist ja ganz derselbe Ring, den ich heute Nacht im Traume gesehen habe. Ja, mein Herz sagt mir alles, was geschehen wird. Nun glaube ich auch, daß dieser Ritter mein Gemahl werden soll! Darum, Amme, suche nur immerhin Mittel, wie ich ihn sehen und mit ihm reden kann.“ Die Amme versprach ihr, keine Mühe zu sparen, daß ihr Verlangen erfüllt werde. Und nun war Magelone den ganzen Tag fröhlich, wie ein Kind; sah den einen Ring an und dann wieder den andern, spielte mit ihnen, steckte sie jetzt an diesen Finger, jetzt an jenen, küßte sie und dankte im Herzen ihrem Freunde viel hundertmal für diese Gabe seiner Liebe.

Am andern Tage fand die Amme den Ritter in einer Kapelle, in welche er zu gehen pflegte; so wie er sie ersah, eilte er auf sie zu, und fragte, was die schöne Magelone beginne, und ob er in ihrer Gnade stünde. Die Amme antwortete ihm: „Edler Herr, glaubet mir, daß kein Ritter jetzt in der Welt ist, der den Harnisch führt und Ritterspiel übt, welcher so glücklich sei, wie Ihr. Zur guten Stunde seid Ihr in dieses Land gekommen, durch Eure

Tapferkeit erlanget Ihr die schönste Jungfrau auf der Erde. Wisset nur, sie begehrt herzlich, Euch zu sehen und freundlich mit Euch zu reden, und ich will mich ihr nicht widersetzen. Nur müßt Ihr mir bei Edelmanns Treue und Glauben verheißen, daß, wie es Eurem hohen Stande ziemt, Eure Liebe nichts anderes sei, denn Zucht und Ehre." Der Ritter kniete vor der Amme auf die Erde nieder und schwur ihr vor seinem Schöpfer, daß er nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, daß sonst Gott in dieser Welt ihm nicht helfen möge. Da gab ihm das Weib die Hand, erhub ihn und sprach: „So schicket Euch an und kommt morgen nachmittags durch das kleine Pförtchen unsers Gartens zu meiner schönen Herrin in ihre Kammer, welche mit mir allein darin sein wird. Dann will auch ich die Kammer verlassen, daß Ihr Beide allein mit einander seid; da mögt Ihr reden und einander Euer Anliegen nach Herzens Wunsch erzählen." Mit dieser Hoffnung schied der Ritter von der Amme.

Tags darauf, als Zeit und Stunde vorhanden war, fand er das Pförtlein offen, eilte durch den Garten und hinauf zur Kammer der schönen Magelone mit großer Begierde seines Herzens. Hier fand er die Jungfrau mit der Amme allein; als sie ihn erblickte, verwandelte sich all ihre Farbe und sie ward im Antlitz so rot wie eine Rose; hätte sie der Vernunft, welche jedes adelige Herz regieren soll, nicht gefolgt, so hätte die Liebe sie ihm in die Arme geführt; so ließ nur ihr holdes Antlitz und ihr liebreiches, freundliches Auge die Neigung durchschimmern, die sie für den Ritter im Herzen trug, das ihr vor Freude im Leibe hüpfte. Auch der Ritter wandelte seine Farbe, als er so plötzlich die Geliebte seines Herzens vor sich stehen sah; er wußte nicht, wie er zu reden anfangen sollte, wußte auch nicht, ob er in den Lüften oder auf dem Erdboden sei. Endlich kniete er ganz verschämt vor ihr nieder und sprach: „Hochgeborne Fürstin, der allmächtige Gott verleihe Euch Ehre und Alles, was Euer Herz begehrt." Da faßte ihn Magelone bei der Hand und sagte mit leiser Stimme zu ihm: „Seid mir willkommen, edler Ritter!" setzte sich und hieß ihn neben ihr seinen Sitz nehmen. Und nun ging die Amme in die Nebenkammer. Darauf fing die schöne Magelone also zu reden an: „Wohl ziemte es sich für ein so junges Mädchen, wie ich bin, nicht, mit einem Ritter heimlich zu reden, wie ich mich nun solches unterstehe; doch als ich wieder Euer adeliges Gemüt bedachte, wurde ich sicher und keck, mein Verlangen zu erfüllen. Wisset auch, als ich Euch den ersten Tag gesehen, hat Euch mein Herz alsbald Gutes gegönnt; ja es ist kein Mensch auf der Erde, dem ich wohler wollte, als Euch. Darum möchte ich gerne erfahren, wer Ihr seid und welcher Landesart, und warum Ihr hierher gekommen seid." Da stand der Ritter in Freuden auf und sprach: „Dank sei Euch, gnädigste Fürstin, für die Freundlichkeit Eures Gemütes, wiewohl in mir keine Tugend ist, die solches um Euch verdient hätte. Ja es ist billig, daß Ihr *erfahret*, wer ich sei, und warum ich hieher gekommen; doch war mein Vorsatz,

es niemand zu offenbaren, und ich bitte Euch daher, es vor jedermann geheim zu halten. Wisset, edle Fürstin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, der ein Oheim des Königs von Frankreich ist. Ich bin allein darum von Vater und Mutter weggezogen, um Eure Liebe zu erlangen; denn ich hörte sagen, daß keine schönere Fürstin sein sollte, denn Ihr, welches auch wahr ist: Eure Schöne ist unaussprechlich. So bin ich denn nicht hieher gekommen, edler Ritter Gesellschaft zu suchen und mit ihnen um den Preis zu werben, denn ich weiß, daß sie in allen Dingen geschickter sind als ich: sondern, wiewohl ich unter ihnen der geringste bin, habe ich mir in meinem Herzen vorgesetzt, ob ich Eure Gunst und Liebe erlangen könnte. Das ist die ganze Wahrheit, wie Ihr sie von mir zu erfahren begehret. In meinem Herzen ist beschlossen, niemand lieber zu haben, denn Euch, bis an meinen Tod." Auf diese Worte des Ritters erwiderte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gütigen Gott, daß er uns einen so glücklichen Tag verliehen hat, denn ich schätze mich für das glücklichste Wesen der Welt, daß ich einen so edlen Menschen gefunden habe, der an Hoheit des Geschlechts, an Tapferkeit, Zucht und Weisheit seinesgleichen nicht hat. Nein, Ihr sollt Eure Mühe nicht verlieren, die Ihr so treulich an mich gesetzt habt. Und weil Ihr mir Euer Herz und Gemüt aufgedeckt, so ist es billig, daß ich vor Euch das Gleiche thue. Darum sehet hier Eure Magelone; sie ist ganz und gar Euer. Ich setze Euch zum Meister und Herrn meines Herzens: nur bitte ich Euch, solches bis zur Zeit unseres Verlöbnisses geheim zu halten; meinesteils seid versichert, daß ich lieber den Tod sehen wollte, als mich und mein Herz einem andern bewilligen."

Magelone nahm nun eine goldene Kette, daran ein köstliches Schloß war, von ihrem Hals. „Mit dieser Kette," sprach sie, „geliebter Freund und Bräutigam, setze ich Euch in den Besitz meines Lebens und verheiße Euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen andern zu ehelichen, denn Euch." Mit diesen Worten schloß sie ihn freundlich in die Arme. Peter senkte sich vor seiner Geliebten ins Knie, dankte ihr, versprach sich ihr ganz zu eigen und steckte ihr den dritten und köstlichsten Ring, den er von seiner Mutter empfangen, an den Finger; sie neigte sich gegen ihn und er gab ihr den ersten Kuß als seiner Braut. Dann riefen sie die Amme zurück in die Kammer.

Hierauf beurlaubte sich Peter von seiner schönen Freundin und ging zurück in die Herberge viel fröhlicher, als er gewohnt war. Magelone aber ließ sich gegen niemand merken, was vorgegangen. Nur mit der Amme sprach sie von nichts anderem, als ihrem Ritter. Die Amme aber sagte: „Es ist alles wahr, was Ihr Gutes und Liebes von ihm sagt. Nur, liebstes Fräulein, bitte ich Euch, seid nicht leichtsinnig in der Liebe. Wenn Ihr zu Hofe bei andern Jungfrauen oder in der Ritter Gesellschaft sein werdet, so laßt Euch nichts merken. Würden Vater und Mutter es inne, so würde

daraus dreierlei Übel entstehen. Erstens würdet Ihr schamrot werden, und die Gunst Eurer Eltern verlieren; zum andern möchte der Ritter getötet werden, und Ihr wäret die Ursache am Tode dessen, der Euch lieber hat, denn sich selbst; und drittens endlich würde auch ich gestraft werden; was Ihr gewiß nicht haben wollt.“ Magelone versprach der Amme in allem treulich zu folgen. „Siehst Du an mir etwas, das mir zu thun nicht geziemt,“ sagte sie, „so sage mirs oder mach mir ein Zeichen. Aber wenn wir zwei allein bei einander sind, dann bitte ich, Du wollest mir vergönnen von dem liebsten Menschen zu reden; so wird die lange Zeit, bis wir uns wieder sehen, etwas schneller verfließen.“

Als der Ritter wieder zu Hause war, dachte er an nichts anders, als an Magelonens Freundlichkeit und Schöne: es trieb ihn, eher wieder an den Hof zu gehen, als er sich vorgenommen hatte. Doch hielt er sich weislich ganz stille vor dem König und allen andern, wodurch ihn um seiner Bescheidenheit willen jedermann um so lieber gewann, nicht nur die großen Herren, sondern auch das gemeine Hofgesinde. Wenn er aber den Augenblick erhaschen konnte, wo er unvermerkt seine Augen speisen mochte, warf er der schönen Magelone einen freundlichen Blick zu; doch geschah das immer vorsichtig und ganz verborgen. Nur wenn er von dem König oder der Königin Befehl erhielt, mit der Fürstin zu reden, nahte er sich ihr. Und dann vertrieben sie mit holdem Gespräch ihre Zeit.

Zu dieser Zeit lebte in der Normandie ein reicher und edler Ritter, der wegen seiner Macht und Redlichkeit überall gepriesen und beliebt war, der hieß Friedrich von der Krone. Dieser gewann die schöne Magelone auch lieb, denn er hatte sie vor Zeiten gesehen, sie aber seiner nicht geachtet. Nun nahm er sich einstmals vor, Ritterspiel in der Stadt Neapolis zu treiben; er vertraute dabei auf seine Stärke, die ihm den Preis und damit vielleicht die Huld der schönen Magelone gewinnen könnte. Daher that er die Bitte an den König von Frankreich, in Neapel turnieren zu dürfen. Und nun wurde in Frankreich und allen Landen ausgerufen: Welche Ritter Lanzen zu brechen willens wären, aus Liebe zu Jungfrauen oder Frauen, sie sollten am Tage von Mariens Geburt in der Stadt Neapel erscheinen; da würde man sehen, wen sie lieb hätten.

Dies bewog viele Fürsten und Herren zu erscheinen, aus Savoyen, aus England, aus Böhmen und Rußland. Auch Jakob, der Bruder des Grafen von Provence, der Oheim des Ritters mit den silbernen Schlüsseln, kam, wiewohl er diesmal seinen Neffen nicht erkannte. Herr Friedrich von der Krone, Herr Heinrich von Carpona und andere Edle hatten sich auch eingefunden, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln war ohnehin auf dem Platze.

Sechs Tage lagen die zusammengekommenen Fürsten und Herren in der Stadt stille, bis der anberaumte Tag erschien. Da standen sie frühe auf und hörten alle die Messe, dann rüsteten sie sich, ein jeglicher so herrlich er mochte, und zogen auf den Ritterplatz, wo der König und die Königin mit ihrer Tochter, der schönen Magelone, und andern Jungfrauen und Frauen auf einer Schaubühne saßen, dem Stechen zuzusehen. Es war ein gar lustiger Kranz; aber unter so viel schönen Frauen leuchtete Magelone wie der Morgenstern im Aufgange des Tages hervor. Die Ritter alle warteten auf den königlichen Befehl. Der erste, der sich mit aller Pracht sehen ließ, war Herr Friedrich von der Krone, und nach ihm viele andere, jeder in seiner Ordnung; aber die schöne Magelone wandte ihr Auge nur nach Peter, der zu allerletzt kam. Dann befahl der König seinem Herold, auszurufen, daß das Turnier geschehen solle freundlich und mit Liebe, aber auch ohne Scheu des andern. Darauf rief Herr Friedrich von der Krone laut: „Auf den heutigen Tag will ich meine Stärke und Mannheit beweisen, der edlen und allerschönsten Magelone zu Ehren.“ Und nun zog er als der Erste auf die Bahn. Wider ihn trat Herr Heinrich auf, des Königs von England Sohn, ein schöner Ritter; und sie trafen sich so gut, daß beider Spieße brachen. Nach ihm kam der Ritter Lancelot von Valois, der stach gleich im ersten Zusammentreffen Herrn Friedrich aus dem Sattel.

Nun ritt Peter von Provence in die Schranken wider Lancelot, denn sein mutiges Herz konnte nicht länger verziehen. Diese trafen so heftig aufeinander, daß die Pferde mit ihnen beiden fielen und sie auf Befehl des Königs mit den Pferden wechseln und noch einmal rennen mußten. Die schöne Magelone war schon ganz traurig geworden, als sie das Roß ihres Geliebten fallen sah. Nun aber zogen sie abermals auf die Bahn, und Peter rannte mit solcher Gewalt wider seinen Gegner, daß er ihm einen Arm entzwei brach und Lancelot wie tot auf die Erde fiel und durch die Seinen von der Bahn weg in seine Herberge getragen werden mußte.

Darauf trat Herr Jakob von Provence gegen Peter hervor; dieser erkannte ihn sogleich, wurde aber von jenem nicht erkannt. Wie nun der edle Peter seines Vaters Bruder sich zum Streite gegen ihn rüsten sah, sandte er den Herold zu ihm und sprach: „Saget jenem Ritter, daß er nicht wider mich auftrete, denn er habe mir einmal einen Dienst in der Ritterschaft erwiesen, daher sei ich schuldig, ihm wieder zu dienen. Sagt ihm auch, ich lasse ihn bitten, meiner zu schonen, so wolle ich willig bekennen, daß er ein besserer Ritter sei, denn ich.“ Als Herr Jakob dies hörte, wurde er zornig; denn er war ein tüchtiger Ritter; und er war es, der mit eigener Hand seinen Neffen Peter einst zum Ritter geschlagen hatte, daher Peter jetzt aus Ehrerbietung sich scheute, mit ihm zu kämpfen. Davon ahnete aber Herr Jakob von Provence jetzt nichts. „Saget dem Ritter,“ sprach er, „wenn ich ihm Liebes erwiesen habe, so sollte er um so mehr wider mich rennen, um auch

mir zu Gefallen zu leben; denn er wird hier für einen tapfern Ritter geachtet. Ich fürchte aber, daß dem nicht so sei, und daß er nicht genug Kraft in sich fühle, sich gegen mich zu wehren!" Der Herold hinterbrachte das Herrn Peter wieder, und so schwer es diesem fiel, gegen seinen Ohm zu kämpfen, mußte er es doch thun, um von den Leuten nicht verkannt zu werden. Als es nun ans Treffen kam, da hielt Peter seinen Speer quer über, denn er mochte seinen Vetter nicht treffen; dieser hingegen schonte seiner nicht, sondern er traf seine Brust; der Stoß war aber so heftig, daß Herrn Jakobs Speer davon zerbrach und er selbst aus dem Sattel seines Rosses gehoben ward. Peter jedoch rührte sich nicht, es war ihm nur, wie wenn eine Flamme an ihm vorübergegangen wäre und ihn kaum berührt hätte. Der König, der dies gewahr wurde, sah wohl, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nur aus Höflichkeit so handelte, begriff jedoch nicht, warum es geschah. Die schöne Magelone aber wußte wohl, warum es Peter that. Indessen schickter sich beide zu einem zweiten Kampfe, und Peter machte es wieder, wie das erstemal. Sein Vetter hingegen sparte keine Kraft und stach so heftig, daß er selbst über dem Stoße vom Pferde fiel. Peter aber hatte sich nicht im Steigbügel gerührt und war zu keinem Gegenstoß zu bewegen. Hierüber verwunderte sich jedermann und Herr Jakob selbst, der seine Stärke empfunden hatte und doch sah, daß der Ritter sich nicht Mühe gab, ihn zu treffen, verwunderte sich sehr und wollte nicht wieder kommen. So zog er ab und wußte nicht, daß sein Gegner Peter sein edler Neffe gewesen war. Es kamen nun noch viele andere Herren, die alle schonte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht, sondern hub einen um den andern aus dem Sattel.

Als nun niemand mehr vorhanden war, der es mit ihm wagen wollte, schlug er sein Visir auf und ritt zum König. Dieser ließ ihn durch den Herold als Sieger ausrufen, und die Königin, die schöne Magelone und alle übrigen Frauen und Jungfrauen sagten ihm großen Dank. Der König erwies den Rittern noch große Ehre, dem mit den silbernen Schlüsseln aber ging er entgegen, umarmte ihn und sprach: „Lieber Freund, ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir heute bewiesen habt; ich darf mich wohl rühmen, daß kein Fürst auf Erden ist, der einen so guten Ritter an seinem Hofe hätte, als ich an Euch einen habe, so voll Zucht, Ehre und Tapferkeit. Eure Werke loben Euch mehr als ich selbst es kann. Gott lasse Euch finden, was Euer Herz begehrt, denn Ihr seid es würdig!" Von diesem Tag an wurde der Ritter von dem König und allen andern hoch geschätzt; wer mit ihm in ein Gespräch kommen konnte, freute sich seiner Gesellschaft; je mehr man ihn sah, je lieber hatte man ihn. Er war aber auch ein schöner, holdseliger, junger Geselle, war weiß wie eine Lilie, hatte freundliche Augen, Haar wie Gold, und jedermann sagte, Gott habe ihm besondere Tugenden und Gaben verliehen. Und obgleich auch der Verwundeten nicht vergessen wurde, und besonders Herr Lancelot von einem Arzte des Königs besucht und sorgfältig geheilt ward, auch

alle anderen Fürsten und Herren fünfzehn Tage lang köstlich am Hofe gehalten wurden, so wurde doch von nichts als von dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln gesprochen. Und so oft es die schöne Magelone hörte, ward sie hoch erfreut, doch ließ sie sich nicht das kleinste merken.

Die andern Fürsten und Edlen zogen endlich heim, wiewohl ziemlich ärgerlich, weniger weil sie besiegt worden waren, als weil sie durchaus nicht erfahren konnten, wer der siegreiche Ritter sei, der bei dem Turnier unter so vielen Tapfern das beste gethan hatte. Als alles vorüber war, kam der Ritter auch wieder mit seiner schönen Magelone zusammen; und als sie genug mit einander geredet hatten, wollte Peter sie versuchen und sprach zu ihr: „Edelste, schönste, liebste Magelone! Ihr wißt, wie lange ich Euretwegen von Eltern und Heimat ferne bin; darum, allerliebste Liebe, weil Ihr die einzige Ursache seid, so bitte ich Euch, erlaubet mir, nach Hause zu reiten; denn ich bin gewiß, daß Vater und Mutter große Sorge um mich tragen, und das beschwert mein Gewissen.“ Als dies Magelone hörte, standen ihr sogleich die Augen voll Wasser, und bald rannen heiße Thränen über ihr schönes Angesicht, und sie schwieg lange ganz schwermütig. Endlich begann sie unter Seufzen: „Ja, gehet nur, ich weiß ja, daß ein Sohn Vater und Mutter gehorsam sein soll! Aber das schmerzt mich, daß Ihr Eure Geliebte zurück lassen wollt, die doch ohne Euch weder Rast noch Ruhe in dieser Welt haben kann. Glaubet nur, wenn Ihr von mir hinwegziehet, so werdet Ihr bald von meinem Tode hören!“ Diese Klagen gingen dem Grafen Peter sehr zu Herzen und er sagte zu ihr: „Ach Magelone, geliebte Liebe! weinet nicht, und bekümmert Euch nicht mehr; glaubet, daß ich lieber den Tod leiden will, als Euch lassen; wollet Ihr aber mit mir ziehen, so seid versichert, daß ich Euch in Zucht und Ehren führen werde und meinem Versprechen in allem Genüge thun!“

Als Magelone diese Worte ihres Geliebten hörte, wurde sie voll Freuden und machte ihm selbst den Vorschlag, so bald und so heimlich als möglich von dannen zu ziehen. „Höret, was ich Euch bisher verschwiegen habe,“ sagte sie, „mein Vater hat mir seinen Willen angezeigt, mich nächstens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen. Mir aber ward nicht anders, denn als ob er mit dem Tode drohete.“ — Darauf beschlossen sie, am dritten Tage, wenn die Welt im ersten Schlafe läge, mit einander zu ziehen. Peter sollte sich mit allem nöthigen versehen und mit den Pferden zu dem kleinen Pförtchen bei dem Garten kommen. Magelone bat ihn inständig, doch ja gute und starke Pferde mitzubringen, damit sie aufs geschwindeste aus dem Lande kämen. „Denn wenn mein Vater uns einholte,“ sprach sie, „so würde er uns beide töten.“

Von diesem Entschlusse sagte die schöne Magelone sogar ihrer Amme nichts; sie fürchtete doch, daß sie diesen Schritt verhindern oder gar anzeigen möchte. So harrte sie allein mit ihrem Geheimnis, als Peter sie verlassen hatte, den Tag und den Anfang der Nacht hindurch. Nach dem ersten Schlafe

kam Peter vor das Gartenpförtchen mit drei wohlbeschlagenen Pferden, wovon eins mit Brot und anderer Speise auf zwei Tage beladen war, damit sie nicht Essen und Trinken in der Herberge suchen dürften. Die schöne Magelone hatte inzwischen Gold, Silber und was ihr sonst vonnöten war, zu sich genommen und setzte sich auf einen schmucken englischen Zelter, der sehr sanft ging; Peter saß auch auf einem herrlichen Roß, und so ritten sie die ganze stille Nacht über, bis der Tag anbrach. Peter suchte die dichtesten Hölzer aus, gegen das Meer zu, damit sie von niemand gesehen würden. Als sie tief genug in den Wald hinein gekommen waren, hub er die schöne Magelone vom Pferd, wies den Rossen eine Stelle an und ließ sie grasen. Sie selbst setzten ins grüne Gras unter dem Schatten eines Baumes, redeten von ihrer Liebe und baten Gott, sie zu beschirmen. Als sie so beide lange mit einander zärtlich geredet, überkam Müdigkeit und Schlaf die schöne Magelone, weil sie die ganze Nacht nicht geruht hatte. So legte sie denn ihr Haupt in Peters Schoß und schlief bald recht sanft ein; und Peter hütete sie.

Inzwischen kam zu Neapel, als es Tag geworden war, die Amme in die Kammer der schönen Magelone und blieb eine gute Weile da; denn sie meinte, ihre Herrin schliefe noch; als aber die Zeit, wo sie aufzustehen pflegte, vorüberging und sich immer nichts rührte, trat die Amme vor das Bett und entsetzte sich. Denn sie fand es leer und die Linnen und Kissen frisch und unberührt, als wenn niemand darin gelegen wäre. Ihr erster Gedanke war, daß Peter die schöne Magelone entführt habe. Sie eilte in die Herberge des Ritters und fragte dort nach ihm, und da erfuhr sie, daß er mit allen seinen Rossen fortgeritten sei. Jetzt hub die Amme an zu jammern, als wollte sie sterben; sogleich ging sie in das Gemach der Königin und meldete derselben, daß sie ihre Tochter im Bette gesucht und nicht gefunden habe. Die Königin erschrak sehr und wurde zornig, sie ließ überall suchen, bis auch der König aufmerksam wurde und endlich sich das Gerücht verbreitete, der Ritter mit den silbernen Schlüsseln sei verschwunden. Da dachte der König sogleich, dieser werde seine Tochter entführt haben. Nun ließ er eine große Macht aufbieten, ihr nachzufolgen und sie aufzusuchen; wenn man den Ritter finge, so sollte man ihn lebendig einliefern; er wolle ihn bestrafen, daß die Welt davon zu sagen wisse. Während nun Geharnischte sich auf dem ganzen Weg verteilten, blieben der König und die Königin in großem Unmut bei einander; besonders meinte die Königin verzweifeln zu müssen. Als sie nun so jammerte, schickte der König nach der Amme und als sie herbeieilte, rief er ihr zornig zu: „Es ist nicht anders möglich; wenn sonst kein Mensch, so mußt Du etwas davon wissen!“ Da warf sich die arme Amme dem Könige zu Füßen und sprach: „Gnädigster Herr! wenn Ihr in dieser Sache an mir eine Schuld findet, so bin ich bereit, des grausamsten Todes zu sterben, der über mich erkannt werden mag. Vielmehr habe ich, sobald ich die Flucht erfahren, dieselbe der Königin gemeldet.“ Der König glaubte ihr, ging in sein Zimmer, aß und



kam Peter vor das Gartenpförtchen mit drei wohlbeschlagenen Pferden, wovon eins mit Brod und anderer Speise auf zwei Tage beladen war, damit sie nicht Essen und Trinken in der Herberge suchen dürften. Die schöne Magelone hatte inzwischen Gold, Silber und was ihr sonst vonnöten war, zu sich genommen und setzte sich auf einen schmucken englischen Zelter, der sehr sanft ging; Peter saß auch auf einem herrlichen Roß, und so ritten sie die ganze stille Nacht über, bis der Tag anbrach. Peter suchte die dichtesten Hölzer aus, gegen das Meer zu, damit sie von niemand gesehen würden. Als sie tief genug in den Wald hinein gekommen waren, hub er die schöne Magelone vom Pferd, wies den Rossen eine Stelle an und ließ sie grasen. Sie selbst saßen ins grüne Gras unter dem Schatten eines Baumes, redeten von ihrer Liebe und baten Gott, sie zu beschirmen. Als sie so beide lange mit einander zärtlich geredet, überkam Müdigkeit und Schlaf die schöne Magelone, weil sie die ganze Nacht nicht geruht hatte. So legte sie denn ihr Haupt in Peters Schoß und schlief bald recht sanft ein; und Peter hütete sie.

Inzwischen kam zu Neapel, als es Tag geworden war, die Amme in die Kammer der schönen Magelone und blieb eine gute Weile da; denn sie meinte, ihre Herrin schliefe noch; als aber die Zeit, wo sie aufzustehen pflegte, vorüberging und sich immer nichts rührte, trat die Amme vor das Bett und entsetzte sich. Denn sie fand es leer und die Linnen und Kissen frisch und unberührt, als wenn niemand darin gelegen wäre. Ihr erster Gedanke war, daß Peter die schöne Magelone entführt habe. Sie eilte in die Herberge des Ritters und fragte dort nach ihm, und da erfuhr sie, daß er mit allen seinen Rossen fortgeritten sei. Jetzt hub die Amme an zu jammern, als wollte sie sterben; sogleich ging sie in das Gemach der Königin und meldete derselben, daß sie ihre Tochter im Bette gesucht und nicht gefunden habe. Die Königin erschrak sehr und wurde zornig, sie ließ überall suchen, bis auch der König aufmerksam wurde und endlich sich das Gerücht verbreitete, der Ritter mit den silbernen Schlüsseln sei verschwunden. Da dachte der König sogleich, dieser werde seine Tochter entführt haben. Nun ließ er eine große Macht aufbieten, ihr nachzufolgen und sie aufzusuchen; wenn man den Ritter finge, so sollte man ihn lebendig einliefern; er wolle ihn bestrafen, daß die Welt davon zu sagen wisse. Während nun Geharnischte sich auf dem ganzen Weg verteilten, blieben der König und die Königin in großem Unmut bei einander; besonders meinte die Königin verzweifeln zu müssen. Als sie nun so jammerte, schickte der König nach der Amme und als sie herbeieilte, rief er ihr zornig zu: „Es ist nicht anders möglich; wenn sonst kein Mensch, so mußt Du etwas davon wissen!“ Da warf sich die arme Amme dem Könige zu Füßen und sprach: „Gnädigster Herr! wenn Ihr in dieser Sache an mir eine Schuld findet, so bin ich bereit, des grausamsten Todes zu sterben, der über mich erkannt werden mag. Vielmehr habe ich, sobald ich die Flucht erfahren, dieselbe der Königin gemeldet.“ Der König glaubte ihr, ging in sein Zimmer, aß und




F. Hertel sc

trank nichts den ganzen Tag vor Trauer. Die Königin, alle Jungfrauen des Hofes, die Stadt Neapel selbst, alles war ein Anblick des Jammers.

Die Bewaffneten, die ausgesandt waren, kamen, die einen nach sechs, die andern nach mehreren, einige erst nach fünfzehn Tagen wieder; alle hatten nichts gefunden und nichts erfahren, so daß der König von neuem ergrimmt wurde, bis er mit der Königin und allen in die vorige stumme Trauer versank.

Die schöne Magelone schlief im tiefen Wald im Schoße Peters, der keine größere Lust kannte, als seine Geliebte anzuschauen, und am Anblick ihres roten Mundes und rosenfarbigen Angesichtes sich nicht ersättigen konnte. Über ihre unaussprechliche Schönheit entzückt glaubte er im Himmel zu sein und alle seine Sinne wandten sich um. Er meinte, durch diesen Anblick sei er gefeit und kein Unglück könne ihm fürder schaden. Nun bemerkte er erst um Magelonens Hals ein seidenes Band, woran ein zierliches rotes Beutelchen hing. Darüber bekam er große Lust zu erfahren, was es wäre, nahm das Beutelchen und öffnete es. Da fand er die drei kostbaren Ringe, die er seiner Geliebten geschenkt hatte und freute sich innig darüber, daß sie dieselben so wert hielt und seinetwegen so gut bewahrte. Er wickelte sie wieder ein und legte sie neben sich auf das moosichte Gestein; dann begann er die schöne Magelone wieder anzusehen und ward in Liebe so entzückt, daß er nicht wußte, wo er war, und auch die Ringe ganz vergaß. Da zeigte ihm Gott, daß in der Welt mehr Traurigkeit sei, denn Freude. Denn es schoß ein Raubvogel herab, der das Beutelchen erblickt hatte und für ein Stück Fleisch halten mochte; dieser faßte es mit dem Schnabel und trug es in den Lüften davon. Bei diesem Anblick erwachte Peter aus seinem Traum; erschreckt fuhr er auf; er fürchtete Magelone möchte zürnen, wenn ihr beim Erwachen die Ringe fehlten. Er legte daher seiner Geliebten sorglich den Mantel unter das Haupt, damit sie ruhig fortschlafen könnte; dann verfolgte er den Vogel und warf mit Steinen nach ihm, aber keiner wollte ihn treffen. So war ihm Peter eine Weile nachgegangen und kam endlich ans Meeresufer; hier setzt sich der Raubvogel auf eine kleine spitzige Klippe am Meer! da warf Peter einen Stein so wohlgezielt nach ihm, daß der Vogel erschrak und im Auffliegen die Ringe ins Meer fallen ließ. Da sah Peter den Beutel auf dem Wasser hinschwimmen, weit vom Ufer hinaus. Er konnte nicht hoffen, ihm durch Schwimmen beizukommen; vergebens suchte er am Ufer hin und her, ob er etwas finden möchte, das ihm anstatt eines Fahrzeugs dienen könnte. Ihn peinigte der Gedanke, daß die Ringe nicht verloren gegangen wären, wenn er sie an dem Orte, wo sie wohl bewahrt und sicher ruhten, liegen gelassen hätte. Endlich fand er ein kleines altes Schifflein, das die Fischer verlassen hatten, und wurde wieder erfreut. Aber diese Freude währte

nicht lange; denn kaum war er eingestiegen und hatte mit einem Waldstecken, den er sich unterwegs geschnitten, zu rudern angefangen, um nach der Klippe, wo der Beutel schwamm, den kleinen Nachen hinzuleiten, so erhub sich ein großer Wind, der den Schiffer mit Gewalt und wider seinen Willen auf das hohe Meer führte. Derselbe Wind hatte auch den Beutel fortgenommen, so daß er dem Nachschiffenden bald aus den Augen verschwand. Peter war in Verzweiflung; er sah den eigenen Tod vor Augen, und dann dachte er wieder an die schöne Magelone, die er im Walde schlafend verlassen und doch mehr liebte, als sich selbst, und die nun, wie er fürchten mußte, in Verzweiflung sterben würde. Ohne Hilfe und Rat dachte er einen Augenblick daran, sich selbst ins Meer zu stürzen; bald aber kam er wieder zu sich selbst, und sagte bei sich: „Ach, wie thöricht bin ich! Warum wollte ich mich denn selbst töten, da ich doch dem Tode so gar nahe bin; er läuft mir ja nach, mich zu fahen; ich darf ihn nicht suchen. Vergib mir meine Sünde, gnädiger Gott! Ich will ja gerne alles leiden, wenn nur meine geliebte Magelone der Gefahr entgeht! Ach, was wird sie zu dulden haben, die Tochter des mächtigen Königes, wenn sie sich auf einmal so allein in der Wüste findet! — Welch ein falscher, ungetreuer Mensch bin ich, daß ich Dich aus dem Lande Deines Vaters und Deiner Mutter geführt habe, wo Du in Herrlichkeit und zärtlicher Pflege auferzogen worden bist! Jetzt erst bin ich des Todes, und kann ihm nicht entgehen. Doch, um mich ist es ein kleiner Schade; aber daß Magelone sterben soll, die allerschönste Jungfrau auf Erden! O gütiger Gott, bewahre sie vor allem Übel. Du weißt ja, daß keine unordentliche Liebe zwischen uns beiden gewesen ist; darum erbarme Dich doch nur ihrer, denn sie ist unschuldig!“

So sprach Peter bei sich selbst. Er saß in der Mitte des lecken Schiffleins und erwartete, wo ihn das Meer hinwürfe, oder den Augenblick, wo der Nachen untersänke. Denn er hatte Wassers genug darinnen. In solcher Todesangst mußte er ausharren vom Morgen bis zum Mittage. Da kam ein Schiff herangesegelt, es war ein Raubschiff der Mohren, die sahen ihn so allein dahertreiben, wie der Wind ihn führte, nahmen ihn aus Mitleid auf und setzten ihn in ihr Schiff. Peter aber war vor Liebesschmerz halb tot und wußte nicht, wie ihm geschah. Als der Patron des Schiffs Petern recht ansah, gefiel dieser ihm wohl, denn er war gut gekleidet und schön; da dachte der Seeräuber bei sich selbst, er wolle ihn dem Sultan schenken. Darauf segelten sie weiter, viele Tage, bis sie gen Alexandrien kamen. Und dort machte der Schiffspatron wirklich den Peter dem Sultan von Babylon zum Geschenk. Auch diesem gefiel der junge Mann, und er dankte dem Geber. Und weil Peter immer die goldene Kette um den Hals trug, die Magelone ihm gegeben hatte, so schloß der Sultan daraus, daß er eines hohen Geschlechtes sein müsse. Er ließ ihn deswegen durch seinen Dollmetscher fragen, ob er verstünde, zu Tische aufzuwarten; und als Peter die Frage bejahte, so ließ der Sultan ihm in der türkischen Weise Unterricht erteilen, und er lernte es

so gut, daß er es bald allen andern darin zuvorthat. Ja der Sultan gewann ihn so lieb, als wäre es sein eigener Sohn. In kurzem erlernte Peter die griechische und türkische Sprache und bezeigte sich gegen jedermann so höflich und freundlich, daß alle Leute am Hofe ihn so gerne sahen, als wäre er ihr eigener Sohn oder Bruder gewesen. Er selbst schickte sich auch in seine Lage; was ihm bei dem Sultan zu thun und auszurichten befohlen war, das that er mit ganzem Fleiße; und dies war der Grund, warum er hervorgezogen wurde. Doch konnte alle diese Ehre den armen Peter nicht fröhlich machen; sein Herz war ihm immer schwer; es mußte beständig an seine unglückliche Magelone denken; ja er wünschte lieber im Meer ertrunken zu sein, weil er dann seines Schmerzes los wäre. Doch ließ er sich nichts merken, so betrübt er war. Er bat nur Gott, daß er ihn als einen Christenmenschen sterben lassen und ihm den Genuß des heiligen Sakramentes vor dem Tode nicht entziehen wolle.

Als die schöne Magelone im grünen Walde nach Lust geschlafen hatte, weil sie müde gewesen und die ganze Nacht ohne Schlummer verblieben war, so wachte sie endlich auf, erhub ihr Haupt und meinte, sie sei noch bei ihrem geliebten Peter, in dessen Schoß sie es niedergelegt hatte. „Mein liebster Freund," rief sie emporschauend, „ich habe recht gut geschlafen, aber Ihr schweiget; ich glaube, ich habe Euch verdrießlich gemacht!" Und nun sah sie um sich und gewahrte niemand; sie erschrak und sprang auf. Mit lauter Stimme fing sie an durch den Wald zu rufen: „Peter, Peter!" aber niemand wollte ihr antworten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie von Sinnen gekommen wäre, als sie so gar niemanden hörte und sah. Endlich fing sie an zu weinen und ging rufend und jammernd durch den Wald, bis ihr der Schmerz und das Weh in das Haupt stieg und sie ohnmächtig niedersank. Als sie nach langer Zeit wieder zu sich kam und sich erhoben hatte, fing sie kläglich zu jammern an und rief: „Peter, ach geliebter Peter, Du meine Liebe und Hoffnung, hab ich Dich denn verloren? O, warum bist Du von Deiner treuen Genossin geschieden? Du wußtest ja, daß ich ohne Dich in meines Vaters Hause nicht leben wollte; meinst Du denn, ich könne leben ohne Dich, in dieser Wildnis und Wüstenei, in diesen rauhen Büschen, wo ich eines jämmerlichen Todes sterben muß? Was habe ich Dir zu Leide gethan, daß Du mich so ängstest? Ach, ich habe mich Dir nur zu viel entdeckt; aber wenn es auch so ist, so habe ich es ja nur aus allzugroßer Liebe gethan. Denn nie ist mir ein Mensch so tief ins Herz gekommen, wie Du. O Peter, wo ist Deine Treue und Dein Wort? Fürwahr, Du bist der elendeste Mann auf Erden, der je von einer Mutter geboren worden ist — und doch weiß und vermag mein Herz nichts Böses von Dir zu sagen! Gewiß, Du bist nicht mit Deinem Willen von mir geschieden: Du bist der Getreue, und ich bin untreu,

daß ich Dich so geschmäht habe. Ach, darüber ist mein Herz in den Tod betrübt! Welch Abenteuer hat uns von einander geschieden? Peter, bist Du tot? Warum bin ich nicht mit Dir tot? Ach, keinem Menschen ist je ein so großes Unglück widerfahren als mir! O Gott, behüte mir nur meine Sinne und meinen Verstand, damit ich nicht Leib und Seele verliere; und laß mich meinen Bräutigam sehen, ehe denn ich sterbe!"

So sprach die schöne Magelone zu sich selbst und lief verzweifelnd in dem Holze hin und her, horchte, ob sie nicht etwas hören könnte, stieg auf einen Baum, um in die Ferne zu sehen; aber sie sah nichts um sich, als Einöde und Wüstenei, und in der Ferne das große, tiefe Meer. So blieb sie den ganzen Tag traurig, ohne Essen und Trinken. Als die Nacht herbei kam, suchte sie sich einen starken, hohen Baum aus, den bestieg sie mit vieler Mühe und blieb die ganze Nacht auf seinen breiten Ästen sitzen, doch schlief und ruhte sie wenig, denn sie hatte große Furcht vor den wilden Tieren. Da hatte sie Zeit, über ihr Schicksal nachzudenken. Daß sie nicht mehr nach Hause zu ihren Eltern zurückgehen könne, sah sie klar ein; denn sie fürchtete den Zorn ihres strengen Vaters. Endlich beschloß sie bei sich selbst, ihren Geliebten in der weiten Welt suchen zu gehen. Sobald daher der Tag anbrach, stieg sie von dem Baume herab und ging an den Ort, wo sie die Pferde noch angebunden fand. Unter Thränen löste sie ihnen die Fesseln und sagte zu ihnen, indem sie sie streichelte: „Weil euer Herr verloren ist und mich in der Welt sucht, so möget auch ihr hin laufen, wohin ihr wollet." Mit diesem Wort zog sie ihnen die Zäume ab und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Dann ging sie selbst zu Fuße lang im Walde fort und fand endlich die Landstraße, die nach Rom führte; in der Nähe war eine steile Anhöhe, die bestieg sie, um zu sehen, ob sie nicht aus der Ferne einen Wanderer gewahr werden könnte. Endlich nach langer Zeit erblickte sie eine arme Pilgerin. Die rief sie herbei und bat sie um ihren Pilgerrock und ihre übrigen Kleider. Die Frau meinte, eine so schön gekleidete Jungfrau könne nicht allein im Walde sein und nichts dergleichen begehren. Sie glaubte also, die schöne Magelone spotte ihrer und sagte: „Gnädige Frau, Ihr seid freilich köstlich geschmückt, aber deswegen solltet Ihr die Leute Christi nicht verhöhnen; ein so schöner Rock, wie Ihr ihn traget, ziert nur den Leib; aber mein Rock, hoffe ich, soll meine Seele zieren!" — „Liebe Schwester," sprach darauf die schöne Magelone, „ich bitte Dich, laß Dich meine Rede nicht verdrießen; ich rede aus gutem Herzen und will frei mit Dir tauschen." Die Pilgerin überzeugte sich bald, daß die schöne Jungfrau von Herzensgrunde rede. Voll Verwunderung zog sie ihre Pilgerkleider aus, und Magelone that dasselbe mit den ihrigen. Sie bekleidete sich dann mit den Gewanden der Pilgerin so, daß man ihr nicht recht ins Gesicht sehen konnte, und machte sich auch sonst auf mancherlei Weise unkenntlich.

In dieser Kleidung nahm die schöne Magelone ihren Weg nach Rom

und ging so lange, bis sie diese Stadt erreicht hatte. Ihr erster Gang dort war in Sankt Peters Kirche. Hier kniete sie vor dem Hochaltare nieder und verrichtete ihr Gebet für sich und Peter unter bitteren Zähren. Als sie nun eben den Dom verlassen wollte, um nach einer Herberge zu gehen, sah sie zu ihrem großen Schrecken ihrer Mutter Bruder mit großem Gepränge und vielem Gefolge in die Kirche treten. Dieser war auch ausgezogen, seine entflohene Nichte zu suchen. Aber in den schlechten Pilgerkleidern erkannte er sie nicht; ja weder er noch seine Begleiter bemerkten auch nur die Gegenwart der armen Pilgerin. Magelone aber meldete sich als Pilgersfrau in dem Spitale, blieb dort fünfzehn Tage in großer Niedrigkeit und Demut, besuchte nun alltäglich die Kirche in St. Peter, wo sie in tiefer Trauer zum Allmächtigen um Erhörung flehte. Dann gedachte sie nach Frankreich in die Grafschaft Provence zu wandern, weil sie dort am ehesten etwas von ihrem Geliebten zu erfahren hoffte. So machte sie sich denn auf den Weg und als sie in die Stadt Genua kam, erfragte sie den nächsten Pfad nach dem Meere. Hier fand sie zum Glück ein Schiff segelfertig, das nach Aiguesmortes segeln wollte, und mit welchem sie dorthin fahren konnte. In dieser Stadt wurde sie von einer frommen Frau aus Mitleiden ins Haus aufgenommen; die gab ihr zu essen und zu trinken, und legte sie in ein gutes Bett. Sie mußte der alten Frau viel von Rom und ihrer Wallfahrt erzählen und fragte dagegen sie wieder nach der Beschaffenheit der Länder, durch welche sie zu reisen hatte, und nach der Grafschaft Provence. Da erzählte ihr die Frau viel Gutes von dem alten Grafen von Provence, wie mächtig er sei, wie er sein Land in Frieden halte, wie nie ein Mensch gehört habe, daß jemand ein Leid widerfahren sei. So seien er und die Gräfin auch besonders freundlich gegen arme Leute. Aber sie seien auch sehr betrübt und traurig um ihres Sohnes willen, der Peter heiße und der edelste Ritter in der Welt sei: denn er sei vor zwei Jahren weggezogen dem Ritterspiele nach und nicht mehr heimgekommen; ja niemand wisse, was aus ihm geworden sei. Da mußte Magelone laut aufschluchzen, als sie die fromme Frau von Peter erzählen hörte. Und weil diese glaubte, sie weine aus Mitleiden mit den alten Eltern des Grafen, so hatte sie die fremde Pilgerin nur um so mehr lieb.

Gleich in jener ersten Nacht nahm sich jedoch die schöne Magelone vor, einen Ort zu suchen, wo sie Gott täglich dienen und in sicherer Zucht leben könnte. Am andern Morgen erkundigte sie sich bei ihrer Wirtin und erfuhr von dieser, daß in der Nähe in dem Hafen, der der Heiden Port heiße, eine kleine Insel sei, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waren kämen, und wo sich auch viele arme und kranke Leute befänden. Diesen Ort besuchte Magelone, und da er ihr wohl gefiel, ließ sie von den Schätzen, die sie aus Neapel mitgenommen und sorgfältig verborgen hatte, ein kleines Kirchlein zu St. Peters Ehren, und ihrem geliebten Peter zu Gefallen, nebst einem Spitale bauen, in welchem sie der Armen in großer Treue pflegte, und ein so

strenges Leben führte, daß alle Leute der Insel und Umgegend sie nur die heilige Pilgerin nannten. Von allen Seiten her bekam das Kirchlein Opfer und Schenkungen, und wurde weit und breit bekannt, so daß zuletzt auch Peters Eltern, der Graf und die Gräfin von Provence, kamen, ihre Andacht dort zu halten. Diesen ging die fremde Pilgerin entgegen und zeigte ihnen große Ehrerbietung, ward auch von beiden als eine heilige Frau wohl aufgenommen. Die Gräfin redete mit ihr von mancherlei und endlich auch, wie betrübt sie um ihren verlorenen Sohn sei; und da fing sie an herzlich zu weinen. Die schöne Magelone versuchte sie zu trösten, obwohl ihr die Thränen eben so nahe waren und der Trost noch nötiger gewesen wäre. Doch stillten ihre sanften Worte das Gemüt der Gräfin; sie hatte großes Gefallen an ihren Reden, und sagte ihr, was sie für ihr Spital bedürfte, das sollte sie doch begehren; nichts solle ihr versagt werden. Auch bat sie die Pilgerin beim Abschied, für die Heimkehr ihres Sohnes Peter fleißig zu Gott zu beten; und das versprach Magelone gern und wurde ihr nicht schwer zu halten.

Eines Tages aber begab es sich, daß die Fischer der Insel im Meere fischten und einen schönen Fisch fingen, den man Meerwolf nennt; den brachten sie dem Grafen von Provence zum Geschenk. Als nun der Fisch durch die Diener in die Küche getragen wurde, um ihn zu bereiten, da fand man in dem Bauch des Fisches einen roten Beutel, und der Köche einer eilte, das wunderliche Ding der Gräfin zu bringen. Wie die Gräfin den Beutel aufwickelt, findet sie darin die drei Ringe, die sie ihrem Sohn mitgegeben, als er in die Ferne zog. So bald sie dieselben erkannt, fing sie an bitterlich zu weinen und rief: „Allmächtiger Gott, was will ich weiter Zeugnis, daß mein geliebter Sohn tot ist! Nun bin ich aller Hoffnung beraubt.“ Auf ihr Jammern kam der Graf herbei, erkannte die Ringe auch, legte sein Haupt in den Pfühl und weinte. Dann befahl er seinen Dienern, die köstlichen Teppiche seines Palastes hinweg zu nehmen und das ganze Haus mit schwarzen Tüchern zu behängen. Seine Unterthanen, die dies sahen, trauerten mit ihm, denn sie hatten ihn sehr lieb.

Die Gräfin aber suchte Trost bei der frommen Pilgerin. Sie kam auf die Insel, und nachdem sie ihr Gebet in der Kirche vollbracht, ging sie in das Spital, nahm die schöne Magelone bei der Hand, führte sie in einen Betstuhl, und erzählte ihr mit großen Schmerzen, wie es ihr ergangen und sie jetzt gar keine Hoffnung mehr habe, ihren Sohn zu sehen. Magelone, die über Peters Verschwinden ihre Ringe vergessen und nicht mehr an sie gedacht hatte, fing inniglich mit ihr zu weinen an und bat sie, wenn sie die Ringe mit sich führte, sie ihr zu zeigen. Die Gräfin holte die Ringe mit Seufzen hervor und gab ihr sie zu besehen. Da erkannte die schöne Magelone freilich, *daß es Peters Ringe* waren, und kein Wunder wäre gewesen, wenn ihr das

Herz im Leibe gebrochen wäre. Aber ihr frommer Wandel im Spital hatt' sie im Dulden gestärkt, und so sprach sie mit Fassung: „Gnädige Frau, kümmert Euch nicht über Dinge, die noch ungewiß sind. Seien es immerhin die Ringe, die Ihr Eurem lieben Sohn Peter gegeben habt; er kann sie ja wohl verloren oder einer andern Person gegeben haben. Darum lindert Eure Schmerzen; thut es Eurem Gemahl zu Liebe; denn wenn er Euch so betrübt sieht, so wird er auch traurig; darum kehret Euch zu Gott dem Allmächtigen und bittet Ihn um Hilfe!"

So tröstete Magelone die Gräfin; aber als sie allein war in der Kirche fiel sie vor dem Altare nieder und die Thränen strömten ihr über das Angesicht. Da bat sie Gott, wenn Peter lebendig wäre, so möge er ihn wohlbewahrt und glücklich seinen Freunden zuführen; wäre er aber tot, so wolle er sich seiner Seele erbarmen und sie selbst bald im Tode mit ihm vereinigen.

Während dieses mit der schönen Magelone vorging, blieb Peter am Hofe des Sultans zu Babylon und wurde von ihm geliebt, als wäre er sein eigener Sohn. Der Sultan hatte keine Freude, wenn sie Peter nicht mitgenoß, aber Peters Herz und Sinn war bei seiner armen Magelone, von welcher er nichts erfahren konnte, und bei seinen Eltern, von denen er auch nichts hörte. Nun gab einst der Sultan ein großes Fest, war fröhlich und teilte große Gaben aus. Jetzt gedachte Peter sich auch seinen Anteil zu holen, fiel vor dem Sultan auf die Kniee und sprach: „Herr, ich bin lange Zeit an Eurem Hofe gewesen, habe Euch die wichtigsten Sachen vortragen dürfen, habe vieler andern Leute Angelegenheiten betrieben, für mich selbst aber noch nie etwas begehrt oder erbeten. Jetzt wag' ich von Euch etwas zu erbitten, was Ihr mir nicht abschlagen wollet!" Als der Sultan ihn so demütig bitten sah, sprach er freundlich: „Lieber Peter, habe ich Dir gewährt, was Du von mir für andere gebeten hast, wie viel mehr werde ich Dir mit fröhlichem Herzen gewähren, was Du für Dich begehrst!" Wie ihm aber Peter sein Gesuch vortrug, Vater und Mutter in Frankreich besuchen zu dürfen, da wurde der Sultan unwillig und sagte: „Guter Freund, an Dein Hinwegziehen denke ich nicht mehr; wo Du auch hinkommen magst, so gut bekommst Du es nirgends mehr, und einen Freund, der Dir so viel Gutes erweise, wie ich, findest Du auch nicht; denn ich will Dich zu dem gewaltigsten Mann im ganzen Lande machen." Peter aber ließ nicht nach, zu bitten, bis der Sultan sprach: „Nun, weil ich Dirs zugesagt habe, so will ich es auch halten; Du aber versprich mir, wieder zu mir zu kommen, wenn Du Deine Eltern besucht hast." Peter versprach ihm dieses, und nun ließ der Sultan in seinem ganzen Land einen Befehl ausgehen, wohin Peter im Mohrenreiche käme, da solle man ihn halten wie den Sultan selbst und ihm in allem, was er begehre, behilflich sein. Auch gab ihm der Sultan eine Menge Golds, Silbers und anderer Kleinode zum Geschenke mit.

So zog Peter fort, und viele weinten, die ihn lieb hatten. Er kam in kurzer Zeit nach Alexandria, wo er seinen Brief dem Statthalter des Sultans zeigte. Dieser erwies ihm große Ehre und führte ihn in eine köstliche Herberge. Peter versah sich mit allem Nötigen und ließ vierzehn Fässer machen, die er oben und unten mit Salz füllte, in der Mitte aber war sein Schatz. Als alles zugerüstet war, ging er an das Meer und war so glücklich; ein Schiff zu finden, das eben nach der Provence fahren wolle. Er wurde bald mit dem Schiffsherrn einig, nur lachte dieser, als er die vierzehn Salzfässer herbeibringen sah. „Die könnet Ihr zu Hause lassen," sprach er, „denn wenn Ihr in die Provence kommet, so findet Ihr dort überall Salz zu gutem Kaufe und werdet wenig Gewinn davon haben." Aber Peter erklärte, die Fracht gut bezahlen zu wollen, und so war der Patron auch zufrieden. Noch in der Nacht stellte sich guter Wind ein, die Segel wurden aufgezogen, die Anker gelichtet, und sie fuhren fröhlich dahin. Unterwegs legten sie bei einer Insel Namens Sagona an, um süßes Wasser einzunehmen. Peter stieg aus Land und durchwandelte die Insel, er fand die schönsten Brünnlein, lagerte sich ins grüne Gras unter den Baumschatten und vergaß einen Teil seiner Leiden, nur die schöne Magelone nicht, der er mit großen Schmerzen gedachte. Wie er so sann, überkam ihn der Schlaf, dem er sich sorglos überließ. Mittlerweile hatte sich ein frischer Wind erhoben, und der Schiffsherr ließ ausrufen, man solle zu Schiffe gehen. Als er sah, daß Peter nicht zugegen war, hieß er ihn am Strande suchen. Die Leute fanden ihn nicht; sie riefen laut ins Gebüsch hinein, aber hörte es nicht, denn er schlief so fest. Der Schiffspatron mochte den Wind nicht versäumen, ließ die Segel ausspannen und fuhr davon; Peter aber blieb schlafend liegen.

Jene schifften so lange, bis sie in den Heidenport in der Provence gelangten. Hier gingen sie vor Anker und luden aus. Als sie die vierzehn Fässer fanden, sprach der Schiffsherr: „Was sollen wir nun mit dem Salz des Edelmanns thun, der auf der Insel Sagona zurückgeblieben ist und sein Schiffsgeld so gut bezahlt hat?" Am Ende wurden sie einig darüber, das Gut dem Spital St. Peters zu übergeben; besser, dachten sie, könne es nicht angewendet werden. Der Patron ging zu der Vorsteherin, welches die schöne Magelone war, und sagte ihr, der Herr der Fässer sei verloren gegangen; er übergebe sein Gut dem Hospital; sie möge für seine Seele Gott um Gnade bitten. — Nun fehlte es eines Tages in dem Spital an Salz, und Magelone eröffnete eines der Fässer. Da fand sie in der Mitte des Fasses einen großen Schatz, worüber sie gewaltig erschrak; sie nahm die andern Fässer, erbrach sie und fand alle wie das erste. Da sagte sie bei sich selbst: „Ach, du armer Mensch! wer bist du gewesen? Gott der Allmächtige erbarme sich über deine Seele!"

Auf diese Weise war die Pilgerin in den Besitz eines großen Schatzes gekommen. Sie ließ sogleich Maurer und andere Werkleute berufen, um die

Kirche und das Hospital größer zu bauen. Das Volk, das zum Schauspiel herbeiströmte, verwunderte sich über die Zurüstungen und konnte sich nicht denken, wer das Geld dazu herließe. Auch der Graf und die Gräfin kamen, die Kirche mit großer Andacht zu besuchen, dann holten sie wieder Trost bei der frommen Pilgerin, die ihnen Hoffnung einsprach, während sie selbst um Bräutigam, Vater, Mutter und Königreich hoffnungslos trauerte.

Peter hatte auf der grünen Insel eine gute Zeit geschlafen; als er erwachte, war es Nacht. Erschrocken eilte er nach dem Meere und an die Stelle, wo er das Schiff verlassen hatte. Anfangs glaubte er nur vor der Dunkelheit es nicht zu erkennen und fing daher an laut zu rufen; aber kein Mensch antwortete ihm. Da warf er sich vor großem Kummer auf die Erde und schrie: „O barmherziger Gott, wann werde ich denn endlich meiner bösen Tage ledig? Kann ich denn nicht sterben? Ist es nicht genug gewesen, daß ich meine Geliebte, die schöne Magelone verloren habe, daß ich der Dienstbarkeit eines Heiden unterworfen bin? Jetzt hatte ich wenigstens gehofft, Vater und Mutter trösten zu können, und nun bin ich in eine Wüstenei verbannt, wo ich selbst keinen menschlichen Trost finde, wo mir der Tod nützlicher wäre, als das Leben!“ Unter seinen Klagen wurde es Tag und wieder Nacht. Er lief hin und her und blickte auf allen Seiten nach dem Meer hinaus, ob er nicht irgendwo ein Schiff erspähen könnte, das ihn von der Insel wegtrüge; aber seine Mühe war vergebens. Endlich fiel er vor Müdigkeit und Hunger ohnmächtig auf den Boden nieder.

Da fügte es Gott, daß ein kleiner Fischerkahn an der Insel beilegte, um frisches Wasser einzunehmen. Einige der Fischer betraten zu dem Ende die Insel und fanden Peter ausgestreckt auf der Erde liegen. Sie hatten großes Mitleiden mit ihm, erquickten ihn mit stärkendem Trank und brachten ihn so wieder zu sich selbst mit großer Mühe. Dann trugen sie ihn in das Schifflein und fuhren nach einer Stadt mit Namen Cragona; dort übergaben sie den Kranken dem Spitalmeister zur Pflege und gingen fort. Peter blieb hier neun Monate liegen, wohl gewartet. Aber er konnte nicht gesunden, denn der Kummer nagte an seinem Herzen. Als er wieder so weit hergestellt war, daß er langsam am Meere auf und ab zu wandeln vermochte, erblickte er einstmals ein Schiff im Hafen, und als er näher ging, hörte er die Schiffsleute die Sprache seines Vaterlandes reden. Peter zitterte vor Freuden bei diesen Lauten. Er fragte sie, wann sie wieder gen Frankreich fahren wollten? Spätestens in zwei Tagen, erwiderten sie. Da ging Peter zu dem Schiffsherrn und bat ihn um Gottes willen, er solle ihn doch mitnehmen; denn er sei aus diesem Lande und lange Zeit hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron erklärte sich bereit, ihm, weil er sein Landsmann wäre, diesen Dienst zu erweisen, nur müßte er mit ihm fahren, wohin er steuere, nach Aiguesmortes in den Heidenport.

Peter war dies wohl zufrieden und saß in das Schiff. Unterwegs sprachen die Schiffsgesellen von allerlei und einmal auch von der schönen Kirche St. Peters, von Magelone und ihrem Spital. Als Peter diesen Namen hörte, fuhr er wie aus dem Schlafe auf und fragte verwundert: „Wo in der Welt eine Kirche wäre, die diesen Namen hätte?“ Da sagten ihm die Schiffer: „In dem Heidenport, dahin wir fahren, auf der Insel, da liegt eine schöne Kirche und ein Spital, gar köstlich gebaut; die führen diesen Namen, und Gott thut dort viel Zeichen an den Kranken. Auch Euch raten wir, daß Ihr dahin wallfahret und dort für Eure Genesung ein Gelübde thut!“ Da gelobte Peter bei sich selbst, in dem Spital, das denselben Namen trage, wie seine Geliebte, einen ganzen Monat zu bleiben, ehe er sich Vater und Mutter zu erkennen gäbe, bis er wieder gesund würde, und vielleicht etwas von seiner schönen Magelone hören könnte, wiewohl er glaubte, sie sei schon lange tot. So schifften sie dahin und kamen in den Heidenport.

Sobald Peter sich auf dem Lande fand, eilte er in die Kirche und dankte dem allmächtigen Gott, daß er ihm sicher in die Heimat geholfen. Dann begab er sich als ein Kranker in das Spital, daselbst auszuruhen und sein Gelübde zu erfüllen. Als nun die Pilgerin nach ihrer Gewohnheit herumging, die Kranken zu besuchen, sah sie auch den neuen Ankömmling, ließ ihn aufstehen und wusch ihm das müde Haupt, gab ihm den Schwesterkuß, wie sie gewohnt war, und brachte ihm zu essen, dann legte sie ihm schöne, weiße Tücher unter und versprach ihm alles zu geben, was er bedürfe und begehre, damit er recht bald wieder gesunden möchte. Aber Magelone hatte ihn nicht genauer angesehen als alle andere Kranke und ihn nicht wieder erkannt. So war auch sein Auge von Mattigkeit und Krankheit verdunkelt, daß er sie, zumal in ihrer Pilgertracht und Verschleierung, nicht zu erkennen vermochte. Nun ruhte er eine gute Zeit im Spitale aus und kam bald wieder zu Kräften, denn Magelone pflegte ihn so gut, daß er sich oft darüber verwunderte und bei sich selbst sprach: „Diese Vorsteherin muß eine recht heilige Frau sein!“ Einmal dachte er recht sehnlich an seine schöne Geliebte und seufzte im Verlangen nach ihr laut auf, als eben Magelone nach ihrer Gewohnheit von einem Kranken zum andern ging; sie hörte sein lautes Seufzen, und weil sie meinte, er habe ein leibliches Anliegen, so trat sie zu seinem Bette und sprach zu ihm: „Lieber, guter Mann, was fehlt Euch? Sagt mir, wenn Ihr einen Wunsch habt; er soll Euch werden und ich will kein Geld sparen.“ Peter dankte ihr und sagte: „Es fehlt mir gar nichts; ich thue nur, wie alle Kranken und Betrübten; wenn sie an ihr Unglück denken, so wird es ihnen schwer um das Herz und sie seufzen.“ Als die Pilgerin ihn von Unglück reden hörte, wurde sie aufmerksam und sprach ihm freundlich zu, ihr seine Trübsal zu entdecken. Ihre Bitte lautete so süß, daß Peter sein Anliegen nicht länger vor ihr verbergen konnte; doch nannte er niemand, sondern erzählte nur so:

„*Es ist ein reicher* Sohn gewesen, der hörte von einer schönen Jungfrau

in fremden Landen reden; deswegen verließ er Vater und Mutter und zog weg, dieselbe zu sehen. Gott gab ihm das Glück, daß er ihre Liebe erlangte; doch ganz heimlich, daß es niemand merkte; sie versprachen sich mit einander, er führte sie ohne der Eltern Wissen hinweg; dann ließ er sie in einem großen Walde schlafend liegen, um einer verlornen Sache nachzugehen." Und so erzählte er weiter seine ganze Geschichte, bis auf die Zeit, da er in das Spital gekommen war. Die schöne Magelone merkte bald, mit wem sie sprach; ja sie erkannte ihn nicht nur an seinen Worten, sondern an allen seinen Gebärden, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Doch verbarg sie dieses, sammelte sich und sprach aufs freundlichste zu ihm: „Lieber, guter Freund! tröstet Euch, wendet Euch zu Gott dem Allmächtigen. Glaubt es, wenn Ihr ihn anrufet, seid Ihr nicht verlassen. Ihr werdet erhört werden und erlangen, was Ihr begehrt; gewiß, Ihr werdet Eure Braut, die Ihr so treu und herzlich geliebt habt, wieder bekommen!" Als Peter solche Tröstungen hörte, stand er vom Lager auf und dankte ihr. Sie aber floh aus der Stube in die Kirche und warf sich vor dem Altar hin und weinte sich da in großen Freuden satt. Als sie ihr stilles Gebet vollendet hatte, ließ sie sich königliche Kleider machen, denn sie hatte des Geldes genug; dann befahl sie ihr Frauengemach aufs herrlichste und köstlichste zuzurichten und auszuschmücken.

Und als alles dies zubereitet war, ging sie zu Peter und sagte zu ihm: „Mein lieber Freund, kommt mit mir; ich habe Euch ein Bad bestellt, Eure Hände und Füße zu waschen; das wird Euch wohl thun; denn ich habe die Zuversicht zu Gott, er werde Euch erhören und frisch und gesund machen." Da ging er mit ihr in die Kammer; sie hieß ihn niedersitzen und verziehen, bis sie wieder zu ihm käme. Magelone ging nun in ihr Gemach und kleidete sich in die herrlichen Gewande; vor das Gesicht aber hängte sie den Schleier wieder, damit er sie nicht sogleich erkennen sollte; unter dem Schleier aber hatte sie ihr goldgelbes langes Haar schön in Locken gelegt. So ging sie zu Peter und sprach: „Edler Ritter, seid fröhlich! Eure Freundin steht vor Euch, Eure treue Magelone, um welcher willen Ihr so vieles gelitten habt! Aber ich habe nicht weniger gelitten um Euch: ich bin diejenige, die Ihr allein im wilden Holze schlafend liegen gelassen habt; Ihr seid der, der mich aus dem Hause des Königs von Neapolis, meines Vaters, geführt hat. Hier sehet Ihr die, der Ihr Zucht und Ehre bis zum Abschluß unserer Ehe verheißen habt; ich bin es, die Euch diese goldene Kette um den Hals gehängt, und der Ihr drei kostbare Ringe geschenkt habt. Ja, sehet zu, ob ich es bin oder nicht, nach der Ihr so von Herzen begehret!"

Und ehe sich Peter besinnen konnte, warf sie ihren Schleier zurück; da fiel ihr schönes Haar herab wie wallendes Gold. Als nun Peter von Provence die schöne Magelone ohne Schleier sah, da erkannte er erst recht, daß sie die war, die er so lange gesucht; er stand auf, fiel ihr um den Hals und küßte sie wieder und wieder aus inniger Liebe, und beide weinten und konnten lange

kein Wort vorbringen; endlich aber setzten sie sich noch einmal zusammen und erzählten einander ihr Unglück und konnten sich nicht ersättigen mit Klagen und mit Küssen.

Vier Tage fehlten noch, da hatte Peters Gelübde, vermöge dessen er einen Monat in St. Peters Spital bleiben wollte, ein Ende. Als der letzte Tag gekommen war, bekleidete sich die schöne Magelone wieder mit den Kleidern, die sie im Spital zu tragen gewohnt war, und an denen sie Peter wohl als die fromme Vorsteherin erkannte: so beurlaubte sie sich von ihrem Freunde und zog zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Diese empfingen ihre liebe Pilgerin gar freundlich und erwiesen ihr große Ehre, weil sie dieselbe gar lieb hatten. Da fing denn Magelone also zu reden an: „Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich bin zu Euch gekommen, Euch eine Geschichte zu eröffnen, welche ich die vergangene Nacht im Gesichte geschaut habe. Mir ist ein Engel vom Himmel erschienen, der führte einen schönen jungen Ritter an seiner Hand und sprach zu mir: Siehe hier denjenigen, um den Dein Herr und Deine Frau, so wie Du selber Gott so lange gebeten haben. Solches habe ich Euch nicht verschweigen wollen, denn ich weiß ja, wie sehr Ihr um Euren geliebten Sohn betrübt seid; glaubet es aber, Ihr werdet ihn sicherlich in kurzer Zeit frisch und gesund wiedersehen! Darum bitte ich Euch, lasset die schwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen und hängt Eurem Hause Freudentücher um!"

So schwer es dem Grafen und der Gräfin zu glauben schien, was die Pilgerin berichtete, so befahlen sie doch, ihr zu gefallen, die schwarze Trauerbekleidung hinwegzunehmen, und baten sie, das Frühstück mit ihnen zu genießen, aber ihr liebendes Herz vermochte nicht über sich, ihnen dieses zuzusagen; sie schützte deswegen Verrichtungen vor und bat dagegen den Grafen und seine Gemahlin freundlich, auf nächsten Sonntag bei ihr in St. Peterskirche zu erscheinen; denn sie hege gutes Vertrauen auf den allmächtigen Gott, daß sie erfreut werden würden, ehe sie wieder von ihr schieden. Und sie verhießen ihr zu kommen.

Peter wartete indessen auf Magelone mit großer Begierde. Als sie zurückkam, erzählte sie ihm ganz, wie sie die Sache veranstaltet habe und versprach ihm einen baldigen Besuch seiner Eltern. Und wirklich, so wie der Sonntag kam, brach das gräfliche Paar mit seinem Gesinde auf und zog nach St. Peter zu Magelone. Dort hörten sie vor allen Dingen die Messe in der Kirche. Als diese zu Ende war, nahm die Pilgerin den Grafen und die Gräfin bei Seite, erklärte ihnen, etwas Geheimes mit ihnen sprechen zu müssen, und bat sie, mit ihr in die Kammer zu kommen, worein sie auch gerne willigten. Als sie hier waren, sprach die Pilgerin zu ihnen: „Wenn Ihr Euren Sohn vor Augen sehet, würdet Ihr ihn wohl kennen?" „Ja!" sprachen sie; da trat plötzlich Herr Peter in die Kammer und kniete vor Vater und Mutter nieder. Da sahen und erkannten sie ihn und fielen ihm mit einem

Freudengeschrei um den Hals. Und unbegreiflich schnell verbreitete sich das Gerücht, des Grafen Sohn sei wieder gekommen. Edle und Unedle strömten herbei und erwiesen ihm große Ehre. Jedermann war fröhlich, und Peter konnte seinen Eltern nicht genug erzählen.

Inzwischen war die schöne Magelone in ihre Kammer gegangen und hatte sich aufs kostbarste bekleidet. So königlich angethan trat sie wieder zu ihnen ein. Der Graf und die Gräfin verwunderten sich, woher die wunderschöne Jungfrau käme, deren Angesicht sie nie zuvor in ihrem Leben gesehen hätten. Aber Peter ging auf sie zu, als auf eine Altbekannte, grüßte sie, ja küßte die Jungfrau vor seiner Eltern Augen. Als das die Leute sahen, waren alle voll Staunens. Dann nahm sie Peter bei der Hand und sprach: „Gnädige Eltern! diese Jungfrau ist diejenige, um deren willen ich von Euch gezogen bin; und wisset, daß sie eine Tochter des Königs von Neapolis ist.“ Da gingen der Graf und die Gräfin auf die schöne Magelone zu, umarmten sie zärtlich und dankten Gott für alles, was geschehen war.

Zu Roß und zu Fuß kam auf das immer weiter sich verbreitende Gerücht von Peters Zurückkunft alles aus dem ganzen Lande herbei. Der Adel turnierte, die andern tanzten und waren fröhlich. Und als die Eltern die ganze Geschichte seiner Liebe vernommen hatten, da nahm der Graf seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in die Kirche St. Peters vor den Altar; dasselbe that die Gräfin mit der schönen Magelone. Dort knieeten alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen. Dann sprach der Graf unerbeten: „Sohn, ich will, daß Du die Jungfrau, die um Deinetwillen so viel gelitten, zur Ehe nehmest!“ — „Ach lieber Vater,“ fiel Peter ein, „das war auch mein Wille, schon als ich sie aus dem Hause ihres Vaters führte; urteilet, welche Freude mir Euer Befehl macht!“ So zogen sie in die Kirche, und der Bischof vollzog die Trauung. Und die Gräfin gab dem Peter den schönsten Ring von den dreien, die in dem Bauche des Fisches gefunden worden waren. Peter nahm ihn mit Verwunderung und steckte ihn der nicht minder staunenden Braut an den Finger.

Vierzehn Tage dauerte die Hochzeit und Fröhlichkeit; dann verloren sich die Gäste und der Graf und die Gräfin lebten noch viele Jahre in Frieden und Wonne mit dem jungen Paare. Einmal aber machte Peter mit seiner Frau eine weite Reise nach Babylon zu dem Sultan, der schalt ihn freundlich und verzieh ihm und ließ ihn heimziehen mit reichlichen Geschenken.

Peter und Magelone führten ein langes und glückliches Leben mit einander. Sie zeugten einen schönen Sohn, der wurde König von Neapolis und Graf von Provence. Sie selber liegen in St. Peter auf der Insel begraben, und die schöne Kirche und das Spital, die Magelone gegründet, schauen noch heute vom Heidenport weit in das Meer hinaus.

Der arme Heinrich.

In Schwaben war ein Herr ansäßig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe strebet, haben soll; so daß im ganzen Lande von niemand so viel Gutes gesagt ward. Er war reich und von edler Geburt, aber noch viel größer war seine Ehre und sein Mut. Sein Herz hatte Falschheit und Schande verschworen und hielt auch seinen Eid treulich bis an sein Ende, denn sein Leben stand ohne Flecken da, und er wußte weltliche Ehre zum rechten Heil anzuwenden, so daß sie sich in jeder reinen Tugend mehrte. Er war eine Blume der Tugend, ein Demant der Treue, eine Krone der Zucht, ein Schirm der Bedrängten, ein Schild seiner Freunde. Nichts war zu viel, nichts zu wenig bei ihm. Sein Name war wohlbekannt, er hieß Heinrich und sein Geschlecht war von der Aue genannt.

Wie nun dieser Mann, gepriesen und geehrt, sich Reichtums und fröhlichen Sinnes erfreute, da ward auf einmal sein hoher Mut in ein gar armes Leben herabgebeugt; denn wer in der höchsten Weltseligkeit lebt, der ist vor Gott gering. Darum fiel auch Herr Heinrich mit Gottes Willen aus seinem besten Glücke in ein gar schmähliches Leid und ihn ergriff der Aussatz. Als nun diese Heimsuchung an seinem Leibe sichtbar ward, da wendeten sich Mann und Weib von ihm ab, und wie angenehm er der Welt zuvor war, so unerträglich ward er ihr jetzt, so daß ihn, wie den geschlagenen Hiob, niemand mehr ansehen wollte. Als der arme Heinrich sah, daß er, gleich allen Aussätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterschied ihn jedoch sein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld; denn er ward unfroh und traurig, sein hochsteigendes Herz sank, sein Honig ward zur Galle, eine schwarze Wolke bedeckte den Glanz seiner Sonne, und ein harter Donnerschlag zerschlug ihm seinen hellen Himmel. Er trauerte, daß er so viel Glück hinter sich lassen mußte, ja oft verwünschte und verfluchte er den Tag, an welchem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Trost gesagt wurde, daß die Krankheit gar verschieden sei und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl genesen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Ärzte um Rat; aber es wurde ihm geantwortet, er sei nicht zu heilen und werde nimmer vom Aussatze rein. Traurig hörte er dies an und zog

weiter gen Salerno, die weisen Ärzte auch dort zu befragen. Nun sagte ihm der beste Meister, der dort war, eine wunderbare Sache, nämlich: daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr werde geheilt werden. „Wie mag das zugehen?“ sprach Heinrich, „Du redest gar unverständlich! bin ich heilbar, so werde ich auch geheilt; denn was an Geld und Zurüstung verlangt wird, das getraue ich mir beizuschaffen!“ — „Lasset das Dingen,“ antwortete der Meister; „Eure Krankheit ist nun einmal der Art! Was frommt es, daß ichs Euch sage? Es giebt wohl eine Arznei dafür, die Euch heilt: aber kein Mensch ist so mächtig oder klug, daß er sie gewinnen könnte; darum werdet Ihr nimmer geheilt, Gott wolle denn Euer Arzt sein.“ — Da sprach der arme Heinrich: „Was nehmet Ihr mir meinen Trost hinweg? Ich habe doch so großes Gut; ich kann Euch mir gewiß geneigt machen, daß ihr mir gerne helfet!“ — „Mir fehlet nicht der Wille,“ antwortete der Meister. „Wär' es eine Arznei, die man feil fände oder sonst auf irgend eine Art erlangen könnte, so ließe ich Euch gewiß nicht verderben! Aber es ist leider nicht so, und wäre Eure Not noch größer, so müßte Euch doch meine Hülfe versagt bleiben! Höret an: Ihr müßt eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für Euch leidet. Nun ists aber nicht der Menschen Art, daß jemand so etwas freiwillig thut. Und doch, wie ich Euch gesagt habe, dies allein ist die rechte Arznei für Eure Krankheit!“

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich sei, daß jemand gern für ihn stürbe, und aller Trost, auf den er ausgezogen, war ihm hinweggenommen. Fernerhin hatte er keinen Gedanken mehr an seine Genesung und war des Lebens überdrüssig. Er zog heim und fing an, sein Erbe, wie es ihm am besten schien, auszuteilen. Im Stillen machte er seine armen Verwandten reich und linderte auch das Elend Fremder; das Übrige gab er Gotteshäusern, damit sich der Herr seiner Seele erbarme. Von aller seiner Habe behielt er nur ein neuangebautes Land, wohin er vor den Menschen floh. Aber nicht er selbst nur klagte über dieses traurige Verhängnis, sondern er wurde auch von allen, die ihn selbst oder nach anderer Sage kannten, bejammert. Jenes Neuland aber baute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern, unter böser Herrschaft, nicht einmal mit Steuer und Gabe großes Ungemach meiden konnten. Was dieser Meier that, das war dem armen Heinrich recht, der ihn auch von aller fremden Last befreit hatte, so daß keiner im ganzen Lande so wohlhabend war.

Zu diesem Manne zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle seine Milde und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte; er war so treu gesinnt, daß er Sorgen und Mühe willig ertrug und seinem Herrn alles gemächlich einrichtete. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden, frischen Leib, eine fleißige, sittsame Frau, dazu schöne Kinder, recht wie sie des Mannes Freude sind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten, das wollte

von dem Herrn nicht fußbreit weichen, um seine Huld und seinen Gruß zu verdienen. Sie war so lieblich, daß sie nach ihrer schönen Gestalt dem Alleredelsten im Reiche als Kind wohl angestanden hätte. Die andern Hausgenossen waren solchen Sinnes, daß sie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es sich schickte, mieden; sie aber eilte in jeder Stunde zu ihm und wollte nirgend anderswohin; mit reiner Kindesgüte hatte sie ihm ihr Herz so ganz zugewendet, daß man das süße Mädchen allezeit zu seinen Füßen sitzen fand. Dagegen liebte auch er sie wiederum vor allen, und was ihr Freude machte, was Kindern bei ihren Spielen gefällt und ihr Herz so leicht gewinnt, das schenkte er ihr oft; bald einen kleinen Spiegel, bald ein Haarband, oder was sonst zu kaufen war. Durch solche Freundlichkeit machte er sie so zutraulich und heimlich, daß er sie seine Frau zu nennen pflegte.

So diente sie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich zu, daß dieser mit seinem Weib und seiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm saß und sie sein Leid beklagten. Denn es that ihnen weh; auch mußten sie fürchten, daß sie sein Tod schwer treffen und ein neuer hartgesinnter Herr sie um ihr Glück bringen würde. So saßen sie in Sorgen beisammen, bis endlich der Meier anfing: „Lieber Herr, wenn es mit Euren Hulden sein kann, so fragte ich gerne: da zu Salerno so viele Meister in der Heilkunst sind, wie kommt es, daß keiner so weise ist, und für Eure Krankheit einen Rat findet? Herr, das wundert mich!" Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen Seufzer aus dem Herzensgrund und antwortete so traurig, daß das Seufzen ihm die Worte im Munde zerbrach: „Ich habe diese schimpfliche und verspottete Krankheit wohl verdient; Du hast ja gesehen, daß mein Thor weltlicher Lust weit offen stand, und daß niemand von meinem Geschlecht so nach Wunsche lebte. Da achtete ich wenig darauf, daß Gott mir dieses Wunschleben nur nach Seiner Gnade verliehen; ich dachte in meinem Sinne, wie alle Weltkinder, daß ich solche Ehre und Freude auch ohne Gott haben könnte. Über diesem Hochmut wurde der hohe Himmelspförtner zornig, er schloß mir die Pforten des leiblichen Heiles und mein thörichter Sinn hat es verwirkt, daß ich nun leider nimmermehr durch sie eingehe. Gott hat eine Krankheit auf mich gelegt, von der mich niemand befreien kann. Die Guten fliehen mich, die Bösen verschmähen mich; ja keiner ist so schlecht, der mir nicht seine Verachtung zeigt und die Augen von mir abwendet. Nun leuchtet Deine Treue erst recht an mir, daß Du mich Siechen bei Dir duldest und nicht fliehest. Und dennoch, so wenig Du mich scheuest — so wie die Sachen mit mir stehen, ertrügest Du doch wohl leicht meinen Tod! Nun sage, wessen Not war je größer in der Welt? Vorher war ich Dein Herr, nun bin ich Dein bedürftig, lieber Freund und Du, Dein Weib und meine Frau hier, Ihr drei verdient das ewige Leben, daß Ihr mich Kranken also pfleget. — Was Du mich aber gefragt hast, darauf will ich Dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meister finden, der sich

meiner Heilung unterwinden durfte oder wollte, denn ich sollte ein Mittel herbeischaffen, wie es niemand auf Erden mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts anders gesagt, als daß ich eine schuldlose Jungfrau haben müßte, die entschlossen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geschnitten und ihr Herzblut gewonnen, das allein könnte mir helfen. Aber das ist ganz unmöglich, daß für mich jemand gerne den Tod leide; darum muß ich diese schwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!"

Was der arme Heinrich dem Vater sagte, das hörte die reine Jungfrau mit an, denn die Holdselige hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schoße stehen. Sie achtete auf seine Worte und merkte sie wohl, und sie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeschlossen. Als sie sich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeschlafen waren, da holte sie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer, und ihre Betrübnis war so schmerzlich, daß der Regen ihrer Augen die Füße der Schlafenden begoß. Als diese die Thränen fühlten, erwachten sie und fragten, was ihr wäre und welch Unglück sie so heimlich beklagte. Sie wollte es aber lange nicht sagen, bis endlich ihr Vater durch sanfte und strenge Worte es dahin brachte, daß sie sprach: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen; denn was kann uns leider sein, als das Unglück unsers Herrn, den wir verlieren sollen, und mit ihm Gut und Ehre; nimmermehr bekommen wir einen so guten Herrn, der an uns thut, wie dieser!" Sie antworteten: „Du sprichst wahr. Doch frommt uns leider unsere herbe Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, wende Deine Gedanken davon ab; es thut uns gewiß so weh, wie Dir, aber leider steht es nicht in unserer Macht, ihm zu helfen. Gott hat es gethan; wär' es ein anderer, so müßten wir ihm fluchen." So geschweigten sie das Kind; aber sie schlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als sie die andere Nacht wieder nach Gewohnheit schlafen gingen und sie selbst sich in ihre alte Bettstelle gelegt hatte, da beschloß sie festiglich bei sich, wenn sie den morgenden Tag erlebte, so wollte sie ihr Leben für ihren Herrn dahingeben. Von diesem Entschlusse ward sie froh und leichten Mutes; ihre einzige Sorge war, daß Herr Heinrich, wenn sie es ihm verkündigte, daran verzagen und daß alle drei es ihr nicht zugeben möchten. Darüber wurde ihre Unruhe so groß, daß Vater und Mutter, wie in voriger Nacht, davon erwachten. Sie richteten sich auf und sprachen: „Was nimmt Dir die Ruhe? Du bist recht albern, daß Du mit solcher Klage, die doch niemand enden kann, Dir Dein Herz schwer machst! Warum lässest Du uns nicht schlafen?" So verwiesen sie ihr die unnütze Sorge und meinten sie beschwichtigt zu haben; aber ihr Entschluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete sie: „Und doch hat mein Herr gesagt, daß er wohl erhalten werden könnte. Bei Gott! Wenn Ihr mir es nicht wehret, so bin ich zu seiner Arznei

gut; denn ich bin eine Jungfrau, und fest entschlossen, ehe ich ihn verderben sehe, den Tod für ihn zu leiden."

Über diese Rede wurden Vater und Mutter sehr betrübt. Der Vater sprach: „Von solchen Dingen laß ab und verheiße unserem Herrn nicht mehr, als Du vollbringen kannst, denn dies geht über Deine Kräfte. Du bist ein Kind, Du hast den Tod noch nicht gesehen; kommt es denn dazu und Du sollst sterben, so möchtest Du gerne noch leben, und dann ist es zu spät; Du hast noch nie in den finstern Abgrund geblickt. Darum schließe Deinen Mund, oder es soll Dir übel gehen!" So meinte er sie mit Bitten und Drohungen zum Schweigen zu bringen, aber er vermochte es nicht. „Lieber Vater," sprach sie, „so jung ich bin, so wohnt mir doch so viel Verstand bei, daß ich die Not des Todes aus der Sage kenne, und weiß, daß es etwas Herbes ist. Aber wer sein Leben mit mühsamer Arbeit hoch bringt, dem ist auch nicht allzuwohl; denn wenn er mit großer Not seinen Leib bis ins Alter fristet, so muß er doch den Tod leiden, und vielleicht ist alsdann seine Seele dahin, und es wäre ihm besser, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir aber ists zu teil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Ihr sollt mirs nicht verleiden; ich thue uns allen damit wohl, denn so lange unser Herr lebt, steht auch Eure Sache wohl. Darum wollen wir ihn mit so schöner Kunst erhalten, auf daß wir alle genesen. Gönnet mirs, denn es muß sein." Die Mutter, als sie ihres Kindes Ernst sah, sprach weinend: „Gedenke, liebste Tochter, wie groß die Beschwerden sind, die ich deinetwillen erlitten, und laß mich bessern Lohn empfangen, als von dem ich Dich sprechen höre. Du willst mir das Herz brechen! Und willst Du denn auch bei Gott Dein Heil verwirken? Denkst Du nicht an sein Wort, daß man Vater und Mutter ehren soll, und daß Er uns zum Lohn dort der Seele Wohlfahrt und hier auf Erden ein langes Leben verheißen hat? Du sprichst, Du wollest Dein Leben für unser beider Wohl hingeben; nein, Du willst uns das verleiden: denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, so geschieht es für Dich. Du solltest ein Stab unseres Alters sein, und willst Schuld werden, daß wir weinend über Deinem Grabe stehen?" Die Jungfrau antwortete: „Ich glaube wohl, Mutter, daß Du und der Vater mir mit Liebe zugethan sind, wie Eltern ihrem Kinde, und finde es auch täglich. Von Eurer Liebe habe ich Seele und einen schönen Leib, um den mich jedermann preiset. Wem sollte ich also nächst Gott mehr Gnade verdanken, als Euch zweien? Aber eben weil ich Leib und Seele durch Eure Liebe habe, so gönnet mir, daß ich beides vom Teufel erlöse und mich Gott ergebe. Ich fürchte, würde ich älter, daß die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße brächte, wie sie so manchen zur Hölle hinabgezogen hat. Auch ist unsre Jugend und unser Leben nichts als Nebel und Staub; ein Thor, wer diesen Rauch gern in sich faßt! Über faules Stroh ist ein schimmernder *Teppich gebreitet;* wen sein Glanz verlockt, der hat beides hingegeben Leib

und Seele. Und bedenket noch weiter: stirbt mein Herr, so kommet Ihr in große Arbeit und Not; lebt er aber in seiner Krankheit noch so lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerten Mann gebe, so denkt Ihr freilich, mir sei Heil widerfahren und es ist geschehen, was Ihr nur immer hoffen könnet. Aber ganz anders sagt es mir mein Herz: wird mir mein Mann lieb, das ist eine Not: denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen; wird er mir verhaßt, so ist es gar der Tod. Setzet mich lieber in das volle Glück, das nimmer vergeht! Mein begehret ein Freier, dem ich mich wohl gönne. Ihm geht sein Pflug leicht und wohl, sein Haus ist aller Habe voll, da stirbt nicht Roß noch Rind, da quälen nicht weinende Kind, da ist nicht zu heiß, nicht zu kalt, da wird niemand an Jahren alt, der Alte wird ein Junger, da ist kein Durst noch Hunger; da ist keiner Art Leid, da ist volle Freud' ohn' Arbeit! — Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude sein und tröstet Euch über meinen Tod. Auch sollst Du nicht über meinem Grabe stehen, Mutter! denn wo mir der Tod gegeben wird, da läßt Dich niemand zusehen. Zu Salerno geschiehts; da genesen wir alle und ich noch viel mehr als Ihr!"

Als die Eltern sahen, daß ihr Kind so fest zum Tode entschlossen war, so weise redete und menschlichen Rechtes Schranke zerbrach: da dachten sie, der heilige Geist müsse der Urquell ihrer Rede sein, und wagten nicht länger, sie von dem abzuwenden, was sie so fest ergriffen hatte und wozu ihr der Entschluß von Gott gekommen war. Doch als sie dann wieder nur der Liebe zu ihrem Kinde gedachten, saßen sie beide still in ihrem Bett, frierend vor Jammer, und keines sprach ein Wort, und die Mutter hatte zuerst ihre Rede vor Leid abgebrochen. Am Ende dachte sie doch, es wäre das beste, sie gönnten ihrs, weil sie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Da sprachen sie zu ihr, es möge geschehen, was sie erbeten hätte.

Nun freute sich das reine Mägdlein und kaum, als der Tag angebrochen war, ging sie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: „Herr schlafet Ihr?" — „Nein, liebe Frau, aber sage, warum bist Du heute so früh auf?" — „Ach, Herr, dazu zwingt mich der Jammer über Eure Krankheit!" Er antwortete: „Liebe Frau, damit zeigst Du ein gutes Gemüt gegen mich. Gott vergelte Dirs! Aber Rat für dieses Übel giebt es nicht!" — „Ei gewiß, lieber Herr, es wird dafür guter Rat. Ihr habt uns doch gesagt, wenn Ihr eine Jungfrau hättet, die gerne für Euch den Tod leide, so könntet Ihr wohl durch sie geheilt werden. Nun, weiß Gott, die will ich selber sein, denn Euer Leben ist besser und edler als das meine." Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen, und seine Augen füllten sich mit heimlichen Thränen. „Liebe Frau," sprach er, „sterben ist nicht eine sanfte Not, wie Du Dir vielleicht gedacht. Ich bin überzeugt, daß Du mir gerne hülfest. Ich erkenne Deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Deine Treue wolle Dir Gott vergelten; aber alle, die davon höreten, würden spotten, daß

ich, nachdem meine Krankheit so weit gekommen und alle Mittel nichts halfen, noch zu einem neuen greife. Liebe Frau, Du thust wie Kinder thun, die ein Gelüste haben und hernach reut sie es wieder. Bedenke doch, Vater und Mutter können Dich nicht entbehren; auch ich kann nicht dessen Unglück verlangen, der mir allzeit Liebe erzeigt hat; was die beiden Dir raten werden, liebe Frau, das thue!" So redete er zu der Guten, lächelte und versah sich dessen wenig was hernach geschah. Denn Vater und Mutter sprachen: „Herr, Ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre nicht recht von uns gehandelt, wenn wir es Euch nicht mit Gutem vergelten wollten. Unsere Tochter ist des Willens, den Tod für Euch zu leiden, und wir gönnens ihr wohl. Heute ist der dritte Tag, daß sie uns um Gewährung ihrer Bitte anlag, und nun hat sie es von uns erhalten. Gott lasse Euch genesen, denn wir wollen sie für Euch hingeben."

Als dem armen Heinrich auf diese Weise die Jungfrau für seine Krankheit den Tod anbot, und er ihren Ernst sah, da erhub sich großes Leid unter den Vieren. Vater und Mutter konnten nicht anders, sie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den Kranken ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub und nicht wußte, was besser wäre, gethan oder gelassen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein: denn es meinte, er verzage an ihrem Entschlusse. Zuletzt bedachte sich der arme Heinrich, dankte allen für ihre Treue und willigte ein. Da wurde das Mägdlein fröhlichen Mutes, und nun bereitete sie sich aufs beste zur Fahrt nach Salerno. Was sie nur bedurfte, das ward ihr gegeben, schöne Pferde und reiche Kleidung, wie sie vorher nie getragen, von Hermelin, Sammt und dem köstlichsten Zobel. Wer könnte das Herzeleid ihrer Eltern beschreiben? Gewiß wäre das Scheiden jämmerlich gewesen, als sie ihr liebes Kind so schön und frisch in den Tod fortschickten und nimmermehr sehen sollten, wenn nicht Gottes Güte ihre Not gesänftigt hätte, desselben Gottes, von dem auch dem jungen Mägdlein der Mut erwuchs, daß es den Tod willig hinnahm. Aus Liebe war ihr Leid gekommen, darum litten sie keine Not um ihres Kindes Dahinscheiden.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salerno. Was konnte sie nun noch betrüben, als daß der Weg so weit war und sie nicht eher ihn erlöste? Sobald sie dort angelangt waren, ging Herr Heinrich zu seinem Meister und sagte ihm: „Hier bringe ich eine Jungfrau, wie Du sie verlangt hast!" Mit diesen Worten zeigte er sie ihm. Dem Meister däuchte das unglaublich und er sprach: „Kind, hast Du solchen Entschluß selbst gefaßt, oder haben Bitten und Drohungen Deines Herrn bewirkt, daß Du so sprichst?" — „Nein," antwortete sie, „dieser Entschluß ist aus meinem eigenen Herzen gekommen." Darüber verwunderte sich der Arzt, führte sie bei Seite und beschwor sie, ihm zu sagen, ob etwa ihr Herr solche Worte von ihr mit Drohen erzwungen habe. „Kind," sprach er, „Dir ist not, daß *Du Dich* besser berätst; ich will Dir recht sagen, wie es ist: wenn Du den

Tod nicht ganz freiwillig leidest und was Du thust, nicht gerne thust, so ist Dein junges Leben dahin und hilft uns nicht so viel als ein Brosamen. Auch will ich Dir sagen, wie Dir geschehen wird; ich entkleide Dich, daß Du Dich vor mir schämen mußt, binde Dir Hände und Füße, und dann — bedenke den großen Schmerz, ich schneide Dir gerade nach dem Herzen und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun sage mir, wie steht Dir Dein Mut? Es geschah nie einem Kinde so weh, wie Dir geschehen wird; nur daß ich es thun und ansehen soll, macht mir schon große Angst. Und bedenke weiter, gereuet es Dich eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und Du hast Dein Leben verloren." So beschwor er sie noch einmal. Sie aber fühlte sich zu standhaft, als daß sie abgelassen hätte. Daher sprach sie mit Lachen: „Gott lohne Euch, lieber Herr, daß Ihr mir so die Wahrheit herausgesagt habt; ja, wahrhaftig, ich fange an, ein wenig zu verzagen, und es ist in mir ein Zweifel aufgekommen, den ich Euch vorlegen will; ich fürchte nämlich, daß unser Vorhaben durch Eure Zaghaftigkeit unterwegs bleibt; Eure Rede geziemte einem Weibe; Ihr seid eines Hasen Geselle; Eure Angst ist etwas zu groß und Ihr stellet Euch schlecht an zu Eurer gewaltigen Meisterschaft! Ich bin ein Weib und habe doch die Kraft. Getrauet Ihr mich zu schneiden, ich getraue mir wohl, zu leiden! Die Angst und Not, von der Ihr mir da vorgesprochen habt, die habe ich schon vorher auch ohne Euch gewußt. Gewiß, ich wäre nicht hieher gekommen, wenn nicht mein Entschluß so fest und sicher gewesen wäre, daß ich wußte, ich würde nimmermehr schwanken. Mir ist die schwache, bleiche Farbe verschwunden und so fester Mut gekommen, daß ich so fröhlich dastehe, als sollte ich zum Tanze gehen! Es ist Zeit, laßt Eure Meisterschaft sehen, was zaudert Ihr länger? Versuchts und fürchtet Euch nicht, meinem Herrn seine Gesundheit wieder zu geben, mir aber das ewige Leben."

Als der Meister sie so gar unwandelbar fand, brachte er sie zu dem Siechen zurück und sprach zu ihm: „Uns irrt kein Zweifel mehr, ob Eure Jungfrau vollkommen tüchtig sei. Wohlan, freut Euch, ich mache Euch bald gesund!" Hierauf führte er das Mägdlein in eine verborgene Kammer und schloß den armen Heinrich zur Thüre hinaus, damit er ihr Ende nicht mit ansehen sollte. In dieser Kammer, die mit mancherlei Arzneien verstellt war, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Das that sie gern und willig, ja sie riß sie mit Hast in der Naht entzwei, bis sie gewandlos dastand; aber sie schämte sich dessen nicht. Als sie der alte Meister ansah, dachte er, daß in der ganzen Welt keine schönere Kreatur gefunden werden könnte, und es erbarmte ihn so sehr, daß ihm das Herz fast verzagte. Es stand da ein hoher Tisch, auf den hieß er sie steigen und sich niederlegen, und band sie fest. Dann nahm er ein Messer in die Hand, das für solche Dinge bereit lag und lang und breit war, das versuchte er, aber es schnitt nicht so gut, als ihm lieb gewesen wäre. Und da sie nun doch einmal nicht leben sollte, so erbarmte ihn ihre Not, und er wollte ihr den Tod sanft anthun. Daher faßte er einen guten Wetzstein,

der dabei lag, und fing an, das Messer langsam auf und ab zu streichen, zu schärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der, für den sie sterben sollte, der arme Heinrich, und es jammerte ihn unsäglich, daß er sie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken sollte. Da suchte er, ob er nicht eine Öffnung in der Wand fände, und sah durch einen Ritz, wie sie gebunden dalag, und ihre Gestalt so gar schön und lieblich war. Er schaute sie an und wieder sich: da wandte sich sein Sinn; ihm däuchte nicht mehr gut, was er gedacht hatte, und der alte, finstere Entschluß machte milder Güte Platz. „Du Thor," sprach er zu sich selber, „begehrst du zu leben, ohne das Wohlgefallen dessen, gegen den niemand etwas vermag? Fürwahr, du weißt nicht, was du thust, wenn du dieses schmähliche Leben, das Gott über dich hat kommen lassen, nicht willig und demütig erträgst. Und weißt du denn, ob dich dieses Kindes Tod sicher heilt? Was dir Gott beschieden hat, das laß dir widerfahren! Nein, ich will dieses Kindes Tod nicht sehen!"

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: „Laßt mich hinein!" Der Meister antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, Euch einzulassen!" — „Nein, Meister, redet mit mir!" — „Herr, jetzt kann ich nicht, wartet bis ich fertig bin!" — „Nein, Meister, redet zuvor mit mir!" — „So sagt mirs durch die Thüre!" — „Es läßt sich so nicht sagen!" — Da ließ ihn der Meister ein, und er sprach: „Dies Kind ist so wonniglich, daß ich wahrhaftig seinen Tod nicht zu sehen vermag. Es geschehe Gottes Wille an mir! Wir wollen sie wieder aufstehen lassen. Wie ich mit Euch gedingt habe, Silber und Gold gebe ich Euch; aber die Jungfrau sollt Ihr leben lassen!" Da das Mägdlein nun erst recht sah, daß es nicht sterben und ihren Herrn erlösen sollte, da ward ihr das Herz schwer; sie brach Zucht und Sitte, raufte zornig ihre Haare und gebärdete sich zum Erbarmen. Bitterlich weinte sie und rief: „Wehe mir Armen, wehe! wie soll es mir nun ergehen? Soll ich die reiche Himmelskrone, die mir um diese kurze Not geschenkt worden wäre, verlieren? Jetzt bin ich erst tot! Nun entbehrt mein Herr und entbehre ich die Ehre, die uns zugedacht war!" Umsonst bat sie um den Tod, der sie glücklich machen sollte. Dann wandte sie sich zu dem armen Heinrich, hub an, ihn zu schelten und sprach: „Ich muß leiden für meines Herrn Zaghaftigkeit; ich sehe wohl, die Menschen haben mich getäuscht; ich hörte sie allezeit sagen, Ihr wäret bieder und hättet festen Mannesmut! Gott helfe mir, sie haben gelogen, die Welt war mit Euch hintergangen, denn Ihr waret und seid der feigste Mann! Ihr getrauet Euch nicht einmal geschehen zu lassen, was ich doch mir zu leiden getraue! Warum erschraket Ihr denn, als ich gebunden ward? Es stand ja eine dicke Wand zwischen uns beiden! Ich versichere Euch, es soll Euch niemand etwas zu Leide thun! Was geschehen soll, ist für Euch nur nützlich und gesund!" So bat und schalt sie ihn, aber umsonst. Sie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm Vorwurf und Spott tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemte. Als er die

unglückliche Jungfrau wieder angekleidet und den Arzt bezahlt hatte, wie ausgemacht war, fuhr er zurück in die Heimat, obgleich er wußte, daß er dort in aller Mund nur Hohn und Schmähung finden würde. Aber alles dieses stellte er Gott anheim.

Das gute Mägdlein aber hatte sich so verweint und verklagt, daß sie dem Tode nahe war. Da erkannte ihre Not der, der die Nieren prüft, vor Dem kein Herzensthor verschlossen ist. Er hatte beide nach Seiner Liebe und Macht recht aus dem Grunde versuchen wollen, wie er es bei dem reichen Hiob gethan. Da zeigte der Herr, wie lieb ihm Treue und Erbarmung ist; er schied beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stunde rein und gesund. So schnell besserte es sich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs wieder frisch und schön wurde, ja er genas durch Gottes Pflege so, daß er jung ward, wie vor zwanzig Jahren. Dieses Heil, das ihm widerfahren war, ließ er allen ansagen, von denen er wußte, daß sie Liebe und Güte gegen ihn im Herzen trugen. Da mußten alle billig froh sein über die Gnade, die Gott an ihm erzeigt hatte. Als nun seine besten Freunde von seiner Ankunft hörten, ritten und gingen sie ihm drei Tagreisen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten keiner Sage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis sie selbst die Wunder Gottes an seinem Leibe gesehen hätten. Der Meier und sein Weib blieben auch nicht still zu Hause sitzen. Die Freude, die sie empfanden, ist unbeschreiblich; ihre Herzen waren so bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß, ihr Gruß war seltsam gemischt, ihr Mund wollte nicht mehr los werden vom Mund ihrer Tochter. Auch wer die Schwaben je in ihrem Lande sah, der muß sagen, daß von ihnen nie größere Liebe erzeigt wurde, als da sie Herrn Heinrich bei seiner Heimfahrt empfingen. Dieser ward reicher, als er vorher war, an Gut und Ehren. Nun aber wendete er sich stets an Gott und hielt seine Gebote strenger als zuvor; und deswegen war seine Ehre unvergänglich. Dem Meier und seinem Weib, denen er so großen Dank schuldig war, gab er das Neubruchland, wo er krank gelegen hatte, zum Eigentum. Seiner lieben Frau aber, des Mägdleins, pflegte er mit sanftem Lieben in allen Dingen, als wäre sie seine angetraute Frau.

Als nun seine Freunde in ihn drangen, sich zu verehelichen, da sprach er: „Ich bin entschlossen und will nach meinen Verwandten senden, damit ich ihrem Rate folge.“ Als dies geschehen und alle beisammen waren, Männer und Frauen, so sagten alle aus einem Munde, es wäre recht und Zeit, daß er sich vermähle. Nun aber erhob sich ein großer Streit im Rate seiner Verwandten, wen er sich wählen sollte: der eine riet hin, der andere her; wie Leute pflegen, wenn sie Rat geben sollen. Als sie sich nun nicht vereinigen konnten, sprach der arme Heinrich: „Ihr Herren und Frauen, es ist euch allen wohl bekannt, daß ich vor kurzer Zeit in schmählicher Krankheit lag und allen Menschen widerwärtig war; jetzt scheut mich niemand mehr, und durch Gottes Gnade habe ich wieder einen gesunden Leib. Jetzt ratet mir alle, wie soll ich

es dem vergelten, durch den ich wieder gesund worden bin?" Sie antworteten: „Fasset den Entschluß, daß Euer Leib und Gut ihm unterthänig sei! —

Das Mägdlein, seine liebe Frau, stand neben ihm, als sie dieses sagten. Da sah er sie liebreich an, umfing sie und sprach: „Ihr Herrn und Frauen, ich sage euch allen, daß ich durch diese gute Jungfrau, die ihr hier bei mir stehen seht, mich meiner Gesundheit wieder erfreue. Nun ist sie ledig und frei, wie ich es bin, und mein Herz rät mir, daß ich sie zum Weibe nehme. Wenn dies Gott und Euch gefällt, so soll es geschehen. Ist es aber nicht möglich, so will ich unverehelicht sterben; denn Ehre und Leben habe ich von ihr allein! Bei Gottes Hulden aber will ich Euch insgesamt bitten, daß es Euch wohl gefalle!" Da antworteten alle, die zugegen waren: „Ja, so ist es ziemlich und recht!" Und da auch geistliche Herren darunter waren, so stand es nicht weiter an, daß sie zusammen getraut wurden.

Nach süßem, langem Leben kamen sie zusammen ins ewige Reich der Liebe.

Hirlanda.

I.

Daß die Unschuld, so lange die Welt gestanden hat und stehen wird, mit Gottes Zulassung von der Bosheit gedrückt, aber auch, wenn die Prüfungszeit vorüber ist, mit größerer Ehre aus dem Abgrund des Elends emporgehoben werde, das haben in alter und neuer Zeit viele Beispiele gelehrt. Auch aus der Geschichte, die hier erzählt werden soll, leuchtet diese Wahrheit hervor.

Vor viel hundert Jahren lebte in England ein Herzog, Namens Artus, der, als er ins Mannesalter getreten war, sich mit einer Herzogin von Bretagne vermählte, einer Landschaft, die, obwohl in Frankreich gelegen, doch damals der Krone Englands als Lehen angehörte. Dieser Herzog verbrachte mit seiner jungen Gemahlin Hirlanda in dem Erblande derselben die ersten fünf Monate seiner Ehe in großer Liebe und Einigkeit. Da wurde er genötigt, von ihr zu scheiden, um in den Diensten seines Königs einen Ritterzug in das Feld zu wagen. Wie bitter diese unverhoffte Trennung den jungen Eheleuten vorkommen mußte, mögen diejenigen erwägen, die durch zarter Liebe Bande stark und innig verknüpft sind. Zwar tröstete der Herzog seine geliebte Gemahlin beim Abschied aufs herzlichste, aber je freundlicher sich ihr Eheherr gegen sie erzeigte, desto schmerzlicher erschien ihr selbst diese unzeitige Scheidung. Nach dem traurigen Abschied war der Herzog immer in schweren Gedanken, und es ahnete ihm, als wenn seiner Gemahlin ein großes Unglück bevorstünde. Diese Furcht wurde noch gewaltig durch einen Traum vermehrt, der ihn bald darauf im Schlaf heimsuchte, und den er einem vertrauten Diener mit großer Bekümmernis erzählte:

„Ich war kaum eingeschlummert,“ sagte er, „da kam mir vor, als sähe ich meine geliebte Hirlanda ohnmächtig im Bette liegen, und auf ihrem Leibe saß ein grausamer Geier, der ihr das innerste Eingeweide mit Gewalt herauszerrte. Ich sah mich schmerzlich um, ob dem halbtoten Weibe nicht irgend jemand zu Hilfe käme; bald aber wurde ich gewahr, daß noch zwei andere Raubvögel herzuflogen und mit ihren spitzigen Schnäbeln ihr das Herz aus dem Leibe reißen wollten. Dieser Traum verstört mich so, daß ich mir nicht anders denken kann, als es schwebe meine geliebte Gemahlin in irgend einem Unglück, oder sei, was Gott verhüten wolle, gar schon gestorben.“

Der Herzog hatte keine Ruhe, bis er einen Diener nach Hause abgeschickt

und durch diesen über das Wohlbefinden seiner Frau günstige Nachrichten eingezogen hatte. Während nun der Herzog zu Felde lag, ereignete es sich, daß Richard, der König in England, von einer abscheulichen Krankheit heimgesucht wurde, die zu einem häßlichen Aussatz ward, und von der kein Arzt im ganzen Königreich ihn heilen konnte. Endlich ließ der elende König einen Juden rufen, dessen Kunst und Name im ganzen Lande sehr berühmt war. Diesem entdeckte er sein Anliegen und bat ihn freundlich, allen seinen Fleiß anzuwenden, daß er von der entsetzlichen Plage befreit würde. Der Jude that dem Könige zu liebe sein bestes; dennoch wurde die Krankheit je länger, je ärger. Am Ende kam der Hebräer auf einen gräßlichen Gedanken, den der Satan selbst nicht teuflischer hätte ausdenken können. „Jetzt weiß ich ein kräftiges Mittel," sprach er zu dem Könige, „wenn anders Eure Majestät Herz genug haben, es zu gebrauchen." Der König, der in seinem verzweifelten Zustand sich nicht gescheut hätte, Gift zu schlucken, erwiderte dem Juden: „Du weißest, Hebräer, daß ich Dir bisher in allem gefolgt habe; zweifle nicht, daß, falls Du einen guten Vorschlag hast, ich mich auch in diesen willig fügen werde." Da sprach der Schalksknecht: „Allergnädigster König! Wisset, daß Ihr wieder zu Eurer völligen Gesundheit gelangen würdet, sobald Ihr Euch entschließen könnet, in dem Blute eines jungen Kindes zu baden. Ich beteure Euch, daß nichts in der Welt so kräftig gegen die Fäulnis ist, die sich an Eurem Leibe angesetzt hat, als das frische Blut eines neugebornen Kindes. Nur muß man diesem äußerlichen Mittel mit einer Zugabe nachhelfen, die auch die innerliche Wurzel der Krankheit heilt. Es muß nämlich das Herz des Kindes dazukommen, welches Eure Majestät ganz warm und roh, wie es aus dem Leibe genommen wird, essen und ganz aufzehren soll."

Über diesem Vorschlag kam den König ein Grausen an, aber aus Liebe zur Gesundheit und Hoffnung eines längeren Lebens entschloß er sich endlich, das unnatürliche Mittel zu gebrauchen. Und um sich sein Gewissen frei zu machen, schloß er in seinem Sinne also: „Es muß dem gemeinen Wesen mehr an der Wohlfahrt eines Königes liegen, als an dem Leben eines kleinen Kindes in seinem Reiche. Darum thue ich nicht unrecht, wenn ich in meiner großen Not zu dem verzweifelten Mittel greife, vor dem mir selber graut."

Wie der Jude merkte, daß der König bereit sei, in allem zu folgen, so sprach er weiter: „Mein König muß auch wissen, daß das Kind von hohem, ja fürstlichem Geblüte sein muß, dazu darf es auch noch nicht getauft sein." Der König entsetzte sich abermals, wenn er bedachte, daß um seinetwillen ein unschuldiges Kind an Leib und Seele verderbt werden sollte; doch nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sprach er die Worte: „Not bricht Eisen; warum sollte sie nicht auch rechtfertigen können, was nicht ziemlich ist?"

Kaum war der Schluß des Königes gefaßt, so entzündete der böse Geist in dem Fürsten Gerhard, dem leiblichen Bruder des Herzogs Artus, Mißgunst, Neid und Haß, auch Begierde, seines Bruders Güter einst ungeteilt zu besitzen,

so daß der Vorsatz in ihm reifte, an dem glücklichen Paare zum Verräter zu werden. Sobald er nämlich von dem schelmischen Vorschlage des Juden Nachricht erhielt, verfügte er sich in Geheim zu dem Könige und erklärte: weil es schwer wäre, ein fürstliches Kind zu finden, das ohne Geräusch und Widerstreben der Eltern hinweggenommen werden könnte, so sei er bereit, falls der König ihm die Sache anheimstellen wollte, allen Fleiß anzuwenden, ihm das Kind seines Bruders, das die Herzogin unter dem Herzen trage, ohne alles Aufsehen in die Hände zu spielen. Über dieses Anerbieten war der König hocherfreut und gelobte dem Fürsten eine königliche Vergeltung, wenn er sein Versprechen ins Werk setzen könnte.

Gottes Langmut läßt den Gottlosen zuweilen eine Zeit lang den Zügel ihrer Bosheit schießen und die Prüfung der Unschuldigen auf Erden walten. Aufgemuntert durch das Versprechen des Königs, beurlaubte sich der Fürst Gerhard ohne Säumen vom englischen Hofe und fuhr über Meer nach der Bretagne, wo die Herzogin während der Abwesenheit ihres Gemahls Hof hielt und ihrer Niederkunft harrte. Hirlanda wurde durch die Ankunft ihres fürstlichen Schwagers aufrichtig erfreut und erzeigte ihm alle Liebe und Freundlichkeit. Äußerlich stellte sich auch der Fürst an, als wenn er ihr bester Freund wäre; aber im Herzen suchte er nach allen Mitteln und Wegen, sein böses Vorhaben auszuführen. Inmittelst kam die Zeit der Geburt heran, und man machte alle Anstalten, das erstgeborne Herzogskind würdig zu empfangen. Der schlimme Gerhard aber suchte die Wärterin und die Amme auf seine Seite zu bringen und teils mit schmeichlerischen Worten, teils mit reichen Geschenken zu bestechen. Damit aber niemand Argwohn schöpfen möchte, so bat er sie öffentlich ohne Aufhören, der Herzogin in ihrem Wochenbette doch ja getreulich beizustehen und allen Fleiß anzuwenden, daß die Gefahr glücklich vorüber ginge. Nachdem er diese beiden ganz gewonnen und auch die vornehmsten Frauen der Herzogin durch die kühnsten Versprechungen auf seine Seite gebracht hatte, verlangte er nichts anderes von ihnen, als daß sie aussprengen sollten, das Kind der Herzogin sei gleich nach der Geburt gestorben. Die Amme sollte sich dann mit dem Kind an denjenigen Ort begeben, wo er es zu erziehen gesonnen wäre, und dies um ganz besonders wichtiger Ursachen willen, die ihn nötigten, das Kind der Mutter zu entwenden.

Die Stunde der Niederkunft war da; die Herzogin lag in großen Schmerzen einen ganzen Tag und einen guten Teil der folgenden Nacht, so daß man sehr fürchtete, sie würde mit dem Kinde zu Grunde gehen. Endlich wurde das Kind geboren, die Herzogin aber von solcher Schwäche befallen, daß sie eine gute Weile ohnmächtig dalag. Die boshaften Weiber, die der meineidige Gerhard *bestochen* hatte, bekamen also Zeit genug, mit dem

Kinde aus dem Schlosse zu fliehen und der See zuzueilen. Dort wartete ihrer ein segelfertiges Rennschiff. Kaum aber waren sie mit gutem Geleite eingeschifft, als eine Menge bewaffneter Knechte daherkam, die von dem Fürsten Gerhard bestellt waren und den neugebornen Prinzen nach England hinübertragen und wie sie vorgaben, vor den Seeräubern beschützen sollten.

Während nun diese glücklich davon segelten, erschien der Engel des Herrn einem frommen Abte des Klosters Sankt Malo, mit Namen Bertrand, und brachte ihm den Befehl Gottes, alsbald einige Mannschaft zusammen zu bringen und nach dem Hafen Aleth zu schicken; dort sollten sie am Ufer einige Flüchtlinge anhalten, die ein fürstliches Kind, das noch nicht getauft sei, bei sich hätten. Dieses Kind sollte er taufen und erziehen lassen, die Säugamme aber so lange im Gefängnisse halten, bis Gott ihm neue Befehle zusenden würde.

Der Abt beeilte sich, dem Befehle Gottes zu gehorchen; er schickte Mannschaft nach dem Hafen, welche die Flüchtlinge bei ihrer Landung überraschte und die Kriegsknechte teils niedermachte, teils in der See ertränkte. Die Amme mit dem Kinde allein ward in Gewahrsam genommen und vor den Abt geführt. Auf seine Fragen gab sie lügenhafter Weise vor, als sie am Ufer des Meeres sich mit dem Kinde ergangen, sei ein Trupp Seeräuber dahergekommen, habe das Kind seinen Eltern entwendet, sie selbst mit sich geschleppt und ihr das Kleine zu erziehen gegeben. Das Söhnchen übrigens sei gemeiner Eltern Kind. Der Abt strafte mit ernsten Worten die Falschheit des lügnerischen Weibes und bewies ihr aus der kostbaren Seide, in welche das Kind eingewickelt war, daß es nicht nur kein gemeines Kind sein könne, sondern daß es Fürsten zu Eltern haben müsse. Hierauf warf er die boshafte Amme ins Gefängnis, ließ das Kind taufen und gab ihm seinen eigenen Namen Bertrand. Er selbst und seine Schwester huben das Kind aus der Taufe, und die letztere, der vor wenigen Tagen ihr Töchterlein von der Brust weg gestorben war, nährte das Findelkind mit ihrer eigenen Milch.

Nachdem der junge Bertrand durch Gottes wunderbare Schickung dem Messer des Schlächters entzogen und in Sicherheit gebracht ist, wenden wir uns wieder zu der betrogenen Wöchnerin, der armen Herzogin Hirlanda. Sobald diese nach der Geburt von ihrer schweren Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, fragte sie zuerst nach ihrem lieben Kinde und begehrte zu sehen, was sie geboren hätte. Sogleich sagte eine der bestochenen Frauen seufzend zu ihr: „Ach, durchlauchtigste Frau, wollet doch nicht begehren, Eure Leibesfrucht mit Augen zu sehen, denn sie ist so gestaltet, daß sie Euch mehr Schrecken als Trost verursachen würde.“ Hierüber wurde die kranke Mutter sehr bestürzt, doch siegte in ihr die Begierde, ihr Kind zu sehen. „Es liegt nichts daran,“ sagte sie, „wie es gestaltet sei; ich will, daß man mir das Kind zeige!“ Da sprach die Lügnerin weiter: „Lasset doch Euren verderblichen Vorwitz fahren,

gnädige Herzogin, denn Ihr habt gar kein natürliches Kind geboren, es hatte keinen wohlformierten Leib, sondern war nur ein Klumpen Fleisch und kaum hatte es einige Zeichen des Lebens gegeben, so ist es alsbald gestorben." Die Herzogin ließ sich noch nicht beruhigen; sie sprach unter bitteren Zähren: „So sage nur, liebe Tochter, ob doch das arme Kind getauft worden ist, und wohin man seinen Leichnam gebracht hat?" Das böse Weib antwortete: „Wie sollte man eine Frucht taufen dürfen, die keine menschliche Gestalt an sich hat? Man hat es ohne Taufe unter die Erde gescharrt!"

Diese Worte durchstachen das Herz der betrübten Hirlanda, und man glaubte, sie würde sich vertrauern und bei lebendigem Leibe dahin sterben. Sie klagte Gott ihren Jammer so schmerzlich und beweinte ihr Kind so kläglich, daß selbst die feindlichen Herzen der Weiber zum Mitleiden bewegt und zur Vergießung von Thränen getrieben wurden. Aber ihr großes Herzeleid wurde von Tag zu Tag vermehrt durch ihren falschen Schwager. Dieser gottvergessene Mensch redete die bedrängte Frau mit vielen Schmähworten an, nannte sie eine Mörderin ihres Kindes und behauptete, die Mißgeburt müsse eine Frucht des Ehebruchs oder noch größerer Greuel sein. So mußte sich die bedrängte Fürstin in ihrem eigenen Palaste, während sie ohnedem in der tiefsten Betrübnis war, ihr unschuldiges Herz von einem Bösewicht zerfleischen lassen, der auf nichts anderes dachte, als wie er sie unter die Erde bringen könnte.

Unter den Frauenzimmern der Herzogin befand sich ein Edelfräulein, auf welches sie immer ein besonderes Vertrauen gesetzt hatte; aber eben die war es, welche zu ihrem Unglück am meisten helfen sollte. Denn auch diese hatte der trügerische Gerhard mit Geld bestochen und durch schmeichelnde Liebkosungen auf seine Seite gebracht. Auf seine Anstiftung ängstete sie ihre gnädige Frau unaufhörlich, hinterbrachte ihr, wie schlimm ihre Sache stehe, und wie sie in gewisser Lebensgefahr schwebe. So ging sie einsmals zu ihr und sprach mit erheuchelter großer Betrübnis: „Ach Herrin, wie wird es Euch ergehen! Was hat der Himmel in seinem Zorne mit Euch vor! Wie wollet Ihr der großen Gefahr, in der Ihr schwebet, entfliehen?" Die Fürstin wurde bei diesen Worten so niedergeschlagen, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Doch trieb sie die große Angst zu fragen, was diese Worte bedeuten sollten. Das lose Fräulein holte einen tiefen Seufzer und sprach: „Unglückseligste Frau, laßt Euch anvertrauen, was ich mit List aus dem Fürsten, Eurem falschen Schwager, herausgelockt habe. Wisset, daß dieser Euch fälschlich angeklagt hat, Euer Kind sei die Frucht eines unaussprechlichen Greuels. Und deswegen hat er den bestimmten Befehl von dem Herzog erhalten, Euch heimlich hinrichten zu lassen, bevor er selbst wieder zurückkäme." Auf diese Rede kam die Herzogin eine tötliche Angst an und sie ward von ihren Sinnen verlassen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, sprach sie schluchzend und wehklagend zu dem Fräulein: „Mein liebes Kind, Ihr wisset, wie ich Euch immer vertraut habe; darum ratet mir auch in dieser fürchterlichen Not, wo ich mir selbst vor

Schrecken nicht zu raten weiß.“ — „Liebe Frau,“ antwortete die Falsche, „ich weiß Euch keinen bessern Rat, als daß Ihr Euch heimlich auf die Flucht begebet; denn seid gewiß, wenn Ihr dieses nicht thut, so müßt Ihr schon in der folgenden Nacht sterben.“

Die Herzogin fand keinen bessern Rat, nahm von Kostbarkeiten zu sich, was sie konnte und verließ mit anbrechender Nacht heimlich das Schloß. Die erste Nacht blieb sie unter großer Angst in einem dunklen Walde liegen; vor Tag stand sie wieder auf und floh so weiter Tage und Nächte durch lauter Haiden und unbewohnte Gegenden. Endlich nach langem Umherirren kam sie auf einen Edelsitz, der ihr gänzlich unbekannt war. Hier hoffte sie sicher zu sein und trug den Bewohnern als eine arme Magd ihre Dienste an; sie wurde aber zu nichts anderem angenommen, als den Tag über das Vieh zu hüten und des Abends den Viehmägden zu helfen. Diesen verächtlichen Dienst nahm sie demütig an und war in demselben getrosteren Mutes als in ihren früheren fürstlichen Ehren. Nur wenn sie manchmal des Tages ganz einsam im offnen Walde war, weinte sie über ihr unaussprechliches Unglück mit so viel heißen Zähren, daß ihre Kleider ganz naß wurden. Dennoch sagte sie dem gnädigen Gott herzlichen Dank, daß er sie der schnöden Welt so wunderbar entrückt und sie in diesen niedrigen Stand versetzt habe, in welchem sie ihm wohlgefälliger dienen und für ihr Seelenheil besser besorgt sein könne. Vielmals kniete sie unter den grünen Bäumen, erhob Herz und Auge gen Himmel und betete mit tiefer Inbrunst. So führte sie mitten im Elend ein frommes und gottseliges Leben und nahm an allen Tugenden zu, andern, wenn sie es hätten anblicken können, zu einem erwecklichen Muster.

Sobald Hirlanda das Schloß verlassen hatte, sprang dem falschen Gerhard das Herz vor Freuden auf. Ihre unbesonnene Flucht schien ihm eine kräftige Anklage wider ihre Unschuld an die Hand zu geben. Es war ihm tausendmal lieber, daß die Fürstin noch am Leben war, als wenn sie gestorben wäre; so durfte ja sein Bruder nicht mehr heiraten, und er hoffte unfehlbar das Herzogtum zu erben. Damit jedoch sein Bruder keinen Argwohn gegen ihn schöpfen möchte, als hätte er dessen Gemahlin durch böse Ränke vertrieben, so stellte sich der arglistige Fuchs, als wäre er über die Flucht seiner Schwägerin trostlos, und klagte vor allen Hofbedienten schmerzlich über ihre Entfernung; auch ließ er im ganzen Schlosse fleißig suchen und fragen, ob sie nicht irgendwo erforscht werden möchte, und schickte zu Roß und zu Fuß Leute aus, wenn sie einer treffen könnte, unter Versprechung großer Belohnungen. Diese Boten kamen begreiflich alle unverrichteter Dinge wieder zurück, und jetzt befahl er dem obersten Hofmeister das ganze Hauswesen, und verfügte sich persönlich ins Feldlager des Königs zu seinem Bruder, um mündlichen Bericht über den *ganzen* Verlauf der Sache abzustatten.

Als er nun nach langer Reise bei dem Herzog angekommen war, stellete er sich so traurig, als könnte er alle Tage seines Lebens nicht mehr fröhlich werden. Sein Bruder erschrak über diese verstellte Traurigkeit sehr und fragte ihn eifrig darüber aus, was doch dieselbe zu bedeuten hätte. Hierauf sprach der Schalk: „Herzliebster Bruder, ich bringe Dir eine so schlechte Zeitung, daß ich sie Dir lieber verschweigen als mitteilen möchte!" In vollem Schrecken fragte der Herzog: „Ist doch nicht meine Hirlanda gestorben?" — „Wollte Gotte, sie wäre gestorben," erwiderte Gerhard mit gesenktem Haupte, „dann wäre das Leid noch zu verschmerzen. Nun aber sollst du wissen, daß sie in ihrem letzten Wochenbette eine solche Mißgeburt geboren hat, daß ihre Weiber sie auf der Stelle begraben mußten und einhellig sagten, eine solche Frucht könne von keinem Menschen herrühren. Als die Sünderin merkte, daß der Greuel an den Tag kommen würde, hat sie bei der Nacht ihr Heil in der Flucht gesucht; und wiewohl ich zu Roß und zu Fuß Leute nach ihr ausgesandt, habe ich doch keine Spur von ihr entdecken können."

Wer wollte beschreiben, welche Wirkung diese Botschaft in dem Gemüte des Herzogs verursacht habe. Auf die erste Bestürzung folgte in seinem leichtgläubigen Herzen eine grausame Erbitterung über die Missethat seiner Gemahlin. Die Wut wurde bei ihm immer heftiger und raubte ihm zuletzt alle Besinnung. Er machte seinem Feldzug ein kurzes Ende und eilte mit Gerhard in vollem Grimme nach Haus. Dort durchforschte und befragte er alle Vornehmen seines Hofes, was sich, so lange er von der Heimat ferne gewesen, mit Hirlanda zugetragen habe. Weil aber alle von dem Fürsten Gerhard mit Geld bestochen waren, so stimmten sie meisterlich in seine Lügen ein. Dadurch wurde der Herzog in seinem falschen Wahne bekräftigt, und verschwur sich hoch und teuer, wo er Hirlanda auskundschaftete, wollte er ihrer nicht schonen, sondern sie ums Leben bringen. Nachdem auf diese Weise der boshafte Gerhard sein schlechtes Vorhaben nach Wunsch ausgerichtet hatte, nahm er Abschied von seinem Bruder und verfügte sich wieder nach England. Dort hoffte er den versprochenen Lohn in Empfang zu nehmen; denn er dachte nicht anders, als daß Hirlandas Sohn dem Könige ausgeliefert und geschlachtet worden sei. Wie er aber dort angekommen war, mußte er wider all sein Verhoffen erfahren, daß kein Kind in England angekommen sei, sondern daß dasselbe noch an der bretagnischen Küste zu Aleth von gewaffneter Mannschaft aufgefangen worden. So hatte es ein Bootsknecht, der mit dem Kind auf dem Schiffe gewesen, und durch die Flucht sich gerettet, zu London erzählt. Dies brachte den Bösewicht ganz aus der Fassung; er getraute sich nicht, bei dem Könige sich anmelden zu lassen, sondern floh zurück auf seinen Herrensitz, und hier quälten ihn immer schwere Gedanken und Sorgen, was sich wohl mit dem Kinde zugetragen haben möchte, und daß es, großgewachsen, sich dereinst wohl an ihm rächen könnte.

Sieben ganze Jahre waren verflossen. Herzog Artus hatte als ein Witwer gelebt und zuerst die Falschheit seines ungetreuen Weibes, später aber seine eigene Unbesonnenheit angeklagt, denn es stiegen ihm von Zeit zu Zeit Zweifel gegen die Ehrlichkeit seines Bruders auf, und er konnte über nichts mehr in der Welt eine rechte Freude empfinden. Da trug es sich zu, daß eine große Schar benachbarter Edelleute bei ihm um die Erlaubnis anhielt, eine Wallfahrt nach dem Sankt Michaelsberge anzustellen, welcher Berg weit im Süden an der Grenze von Frankreich und Spanien liegt und durch großen Zulauf vielen Volkes verherrlicht wird. Der Herzog erlaubte es, und die große Wallfahrt ging von statten. Nachdem nun die Edelleute ihre Andacht bei dem heil. Michael verrichtet hatten, nahm einer von den Vornehmsten, Herr d'Olive genannt, Abschied von der Gesellschaft, um eine Verwandte, welche weiter hineinwärts nach der Normandie zu wohnte, zu besuchen. Nach langer Reise kam er an das gewünschte Schloß, das in einer tiefen Wildnis lag. Hier fand er auf einer Trift eine Hirtin bei den Kühen, die er anfangs nicht erkannte. Sie sah wohl feiner aus, als sonst Bauernweiber, aber ihre Schönheit war ganz verblichen. Als sie jedoch auf seine Bitte ihre Herde ließ, ihn, der irre gegangen war, auf den rechten Pfad geleitete und unterwegs mit ihm in ein Gespräch geriet, da erkannte er sie an der Sprache und argwöhnte alsbald, es möchte die flüchtige Herzogin Hirlanda von Bretagne sein. Als er nun von seiner Verwandtin auf dem Schlosse freundlich empfangen und zu Abend herrlich bewirtet worden war, erblickte er zufällig unter den Dienstmägden abermals jene Hirtin, welche in dem Speisezimmer irgend etwas zu verrichten hatte. Er faßte sie aufmerksam ins Auge, erinnerte sich ihrer früheren Gestalt und erkannte endlich mit Sicherheit, daß es Hirlanda sei. Er fragte darauf die Frau des Hauses, welche neben ihm am Mahle saß, was das für eine Magd sei und woher sie dieselbe erhalten habe. Diese antwortete: „Woher sie sei, kann ich Euch nicht sagen: ich weiß nur, daß sie vor sieben Jahren irgend auf mein Schloß gekommen ist und um einen Dienst bei mir angehalten hat. So habe ich sie als ein verlassenes, armes Weibsbild zu mir genommen und ihr das Vieh zu hüten aufgetragen." Der Ritter erstaunte und sprach: „Liebe Base, glaubet mir, daß diese Magd niemand anders ist, als die Herzogin Hirlanda von Bretagne, die ihren Adel unter diesen schlechten Kleidern verbirgt!" Die Edelfrau ward bei diesen Worten ganz nachdenklich und gestand endlich, daß diese ihre Magd ihr oft seltsam vorgekommen sei, und wie sie ihr oft an Sitten und Gebärden abgemerkt, daß sie keine Bauernmagd, sondern edleren Standes sei.

Nach gehaltenem Mahle, als die Gäste von einander gingen, berief die Edelfrau in Beisein des Herrn d'Olive jene Magd auf ihr Zimmer und forschte aus ihr, wer sie sei und von wannen sie auf das Schloß gekommen. Hirlanda, die nicht erkannt sein wollte, erzählte darauf: „Sie sei eines Bauern Tochter und wegen Armut von ihrem Dorfe hinweggelaufen, um einen Dienst

zu suchen." Der Bretagner aber sprach: „Frau, Eure Gestalt und Gebärde zeigt etwas ganz anderes an, und wenn ich irgend meinen Augen trauen darf, so sage ich, daß Ihr der Herzogin von Bretagne ganz ähnlich sehet!" Als Hirlanda diesen Namen nennen hörte, wurde sie ganz schamrot und wußte kein einziges Wort zu erwidern. Um so ernstlicher drang der Edelmann in sie; er wollte es erzwingen, daß sie aufrichtig die Wahrheit bekennen sollte. Endlich kam er so weit, daß Hirlanda nach vielen Ausreden in ihren eigenen Reden gefangen wurde und nicht umhin konnte, sich ihm zu erkennen zu geben. Auf dieses Bekenntnis wollten sowohl die Edelfrau als der Ritter ihr zu Füßen fallen und ihr die tiefste Ehrerbietung beweisen. Die Herzogin gestattete es aber nicht, sondern bat inständig, sie doch ja nicht zu verraten. Dann erzählte sie den beiden ihre ganze Geschichte und überzeugte sie von ihrer Unschuld.

Als der Ritter d'Olive dieses vernommen, erbot er sich auf der Stelle, sie nach ihrem Schloß in Bretagne zurückzubringen und mit ihrem herzoglichen Gemahl zu versöhnen. Die demütige Fürstin bat ihn jedoch inständig, ihr Geschick nicht zu offenbaren, sondern sie in ihrem niedrigen Stande bis ans Ende verharren zu lassen. So machte er sich allein auf die Reise, doch mit dem festen Entschluß, seinem Herrn, dem Herzog, sobald er könnte, die frohe Botschaft mitzuteilen. Dazu zeigte sich auch bald günstige Gelegenheit auf einer Jagd, die der Herzog veranstaltet hatte. Da stellte der Edelmann, der neben ihm ritt, dem Herzoge vor, wie glücklich er sei; denn er besitze alles, was er auf Erden nur wünschen möge. Der Herzog dagegen sagte: Nichts von allem, was er besitze, sei vermögend ihn zu vergnügen, da er in der Ehe so unglücklich gewesen sei und keinen Erben seines Gutes hinterlassen würde. „Wie aber," fiel da der Ritter ein, „wenn Eure heimlich von Euch betrauerte und sehnlich vermißte Hirlanda noch am Leben wäre? Wolltet Ihr, durchlauchtiger Herzog, Euch auch alsdann nicht mehr glücklich preisen?" — „Ja freilich," sprach der Fürst, „dann wüßte ich nicht, was mir auf Erden zu wünschen übrig bliebe. Und wenn mir sie einer lebendig in die Arme führen wollte, ich weiß nicht, wie ich mich ihm dankbar genug zeigen könnte!" Als der Edelmann diese Worte hörte, wollte er nicht länger verziehen, sondern fing an, dem Herzog alles, was sich zwischen ihm und Hirlanda zugetragen, zu erzählen: wie er sie in gemeiner Bauerntracht, das Vieh hütend, angetroffen und an nichts als an ihrer Sprache erkannt habe, und wie er so lange in sie gedrungen, bis sie ihm endlich bekennen mußte, daß sie die unglückliche Hirlanda sei.

Über diese unerwartete Botschaft wurde das Herz des Herzogs mit Leid und Freude so ganz angefüllt, daß ihm süße und bittere Zähren mit Macht

aus den Augen hervordrangen. Er beschenkte den Edelmann fürstlich und hieß ihn sich aufs geschwindeste aufmachen und seine vielgeliebte Hirlanda abholen. Pferd und Wagen, Diener und Geld wurden zu seiner Verfügung gestellt; nirgends auf dem Wege sollte er sich aufhalten, sondern sobald als möglich die Ersehnte ihrem Gemahl in die Arme führen. Eilends machte sich der Ritter d'Olive auf den Weg und in wenigen Tagen war er auf dem Schlosse der Normandie, begrüßte seine Verwandte, richtete der Herzogin den Auftrag ihres reumütigen Gemahls aus und brachte durch dringende Vorstellungen die frohe und erschrockene Fürstin so weit, daß sie sich entschloß, nach der Bretagne zurückzukehren. In dem Edelsitze wurde es indessen unter allen Bewohnern ruchbar, daß die arme Hirtin, die sieben Jahre lang das Vieh gehütet, eine gewaltige Herzogsfrau sei, und alles eilte herbei, ihr die tiefste Verehrung zu bezeigen und nachzuholen, was bisher an Ehrerbietung versäumt worden war. Dies that besonders die adelige Besitzerin des Schlosses, die sich zwar glücklich pries, eine so hohe Fürstin so lange beherbergt, aber auch höchst unglücklich achtete, sie nicht eher erkannt und besser bewirtet zu haben. Aber Hirlanda dankte ihr, als wenn sie das beste bei ihr genossen hätte, und nahm unter vielen Thränen einen wehmütigen Abschied.

Sobald der Herzog vernommen, daß seine sehnlich erwartete Gemahlin nur noch eine Tagereise von seinem Schlosse entfernt sei, kam er ihr mit allem seinem Adel und seiner ganzen Dienerschaft entgegen, um sie mit möglichster Ehre und Liebe zu empfangen und heimzuführen. Sobald er an den Wagen kam, in welchem sie saß, fiel er ihr mit großer Inbrunst um den Hals, und Liebe und Leid schloß ihm den Mund, so daß er kein Wort mit ihr reden konnte. Ebenso erging es der Herzogin, als sie denjenigen wieder sah, dessen Abwesenheit ihr so viele tausend Zähren ausgetrieben hatte. Lange lagen sie in dem süßen Umfangen sprachlos, bis ihre stummen Zungen endlich wieder gelöst wurden und sie einander aufs freundlichste willkommen hießen. Der Herzog bat sie wohl tausendmal um Verzeihung, wenn er sie auf irgend eine Weise erzürnt hätte, wiewohl seine Schuld an ihrem Unheil keine andere war, als daß er seinem falschen Bruder so leicht geglaubt hatte. Aber auch Hirlanda bat ihren Gemahl demütig um Vergebung, daß sie ihn durch ihre unbesonnene Flucht betrübt hätte, wiewohl sie dies aus keiner andern Ursache gethan, als aus Furcht vor dem ihr angedrohten Tode. Und wie sie nun zusammen in dem Wagen heimfuhren, da erzählte die Herzogin, was sich mit ihr in den sieben Jahren zugetragen. Durch diese Erwähnung ihres ausgestandenen Elends bewegte sie ihren Ehegemahl zu solchem Mitleiden, daß er sich anließ, als wenn er nimmer zu trösten wäre.

Als sie in die Hofburg und Hauptstadt des Landes kamen, zog ihnen der ganze Rat und alle Bürgerschaft entgegen und empfing die geliebte Fürstin, als wenn sie von den Toten erstanden wäre. Was zur Freudebezeugung *Festliches angestellt* werden konnte, wurde nicht gespart, und der Tag der

glücklichen Wiedervereinigung schien viel fröhlicher zu sein, als der erste Tag des herzoglichen Beilagers gewesen war.

II.

Wenn die Sonne am hellsten scheint, pflegen erfahrene Seeleute am ersten einen Sturm zu befürchten. So sind alle menschlichen Dinge der Veränderlichkeit unterworfen, und oft, wenn man meint, dem Glück im Schoß zu sitzen, kommt unvermutet wieder ein neues Ungewitter, das uns in den vorigen Abgrund, ja in einen noch weit tieferen zurückwirft. Hirlanda hat dies erfahren. Denn während noch alles in Lust und Freuden schwebte und wegen Wiederkunft der verlorenen Landesmutter jubelte, siehe, da schmiedete der gottlose Gerhard neue Anschläge, die Unschuld zu stürzen; denn es war ihm, als müßte er vor Zorn und Grimm wütend werden, als er hörte, daß seine Schwägerin wieder heimgekommen sei. Er war damals, als Hirlanda in der Bretagne anlangte, nicht im Lande. Damit nun niemand seinen Widerwillen merken sollte, schickte er schleunig einen von seinen Hofjunkern ab, welcher seiner Schwägerin versichern sollte, wenn er nicht bettlägerig wäre, so würde er selbst gekommen sein, ihr wegen ihrer Wiederkunft Glück zu wünschen. Der Herzog und seine Gemahlin empfingen den Abgesandten aufs freundlichste und ließen mit keinem Worte ihren Widerwillen gegen den tückischen Gerhard merken. Dies veranlaßte den Falschen, daß er hernachmals einen ganz freundlichen Brief an die Herzogin schrieb, in welchem er bei Himmel und Erde beteuerte, daß ihre Wiederkehr niemand mehr zu Herzen gehen könne, als ihm. Er schwur an sieben schwere Eide, daß er an ihrem früheren Unheil keine Schuld habe: vielmehr sei die Säugamme, die gleich nach der Geburt heimlich mit dem Kinde davon geflohen war, die erste Anstifterin jenes Unglücks gewesen. Kurz, er wußte so natürlich zu lügen, so freundlich zu schmeicheln, daß der Herzog und die Herzogin seinen Worten glaubten und ihn wieder an den Hof beriefen. So kam der falsche Judas wieder heim und wurde mit besonders großen Freuden empfangen. Er stellte sich auch äußerlich an, als wenn er ein wahres brüderliches Herz hätte, innerlich ging er mit keinem andern Gedanken um, als wie er neues Unheil anstiften könnte.

Unterdessen lebten die beiden neuen Eheleute in solcher Herzlichkeit zusammen, daß es schien, ihr Glück könne hinfort durch kein Leid mehr unterbrochen werden. Was der Herzog seiner geliebten Hirlanda Freundliches erweisen konnte, that er um so beflissener, je mehr er die Pflicht erkannte, ihr das siebenjährige Elend durch Beweise seiner innigen Liebe zu vergüten. Auch war da nichts, was die fromme Fürstin ferner betrübte, als allein, daß ihr in den ersten Jahren des neuen Zusammenseins kein Erbe geschenkt wurde; und das erste Kind, das sie so zu Schmerzen geboren, konnte sie nicht vergessen. Im

übrigen stand alles am Hofe wohl, und jedermann bemühte sich, der lieben Gebieterin nach Schuldigkeit dienstbar zu sein. Auch der Fürst Gerhard ließ es seinerseits an nichts fehlen, was ihm den Ruhm eines bescheidenen Bruders und den Namen eines getreuen Freundes verschaffen konnte, so daß jene beiden, durch seine List hintergangen, nichts als Gutes von ihm glaubten und seines begangenen Unrechtes ganz vergaßen.

Sieben Jahre hatte die erneute glückliche Ehe gedauert; zu Ende dieser Zeit wurde die Herzogin Hirlanda mit einem Mägdlein gesegnet. Als nun der falsche Gerhard sah, daß durch die Geburt dieser Erbin der Anspruch auf seines Bruders Erbschaft ihm wieder aus den Händen schlüpfte, so dachte er darauf, durch falsche Klagen seinen Bruder aufs neue gegen die Herzogin aufzubringen. Als daher am Tage der Niederkunft seiner Gemahlin der Herzog in dem Schloßgarten sich erging und mit einiger Schwermut darüber brütete, daß die Herzogin keinen männlichen Erben zur Welt gebracht hatte, trat der Bösewicht allein zu ihm und stellte sich, als ob des Bruders Kummer ihm sehr zu Herzen ginge. Dann wünschte er ihm Glück zu der gebornen Herzogstochter, weil er nun doch eine Erbin seiner Güter habe, worauf er so lange geharrt hätte. Der Herzog aber sprach: „Du hast keine Ursache, Bruder, mir Glück zu wünschen und Dich mit mir zu erfreuen; Hirlanda hat mir eine Tochter geboren, und ich hatte nach einem Sohne geseufzt.“ Auf diese Antwort hatte Gerhard gewartet; mit Begierde griff er nach der Gelegenheit, die Herzogin ihrem Gemahl verhaßt zu machen. Darum sprach er weiter: „Es steht freilich nicht in unserer Gewalt, Erben ganz nach unserem Wunsche zu erwerben. Doch meine ich, an der Geburt dieser unverlangten Tochter sei Hirlanda zum großen Teil selbst schuld. Durch übermäßige Buße und übertriebenes Fasten hat sie die Gesundheit ihres Leibes so geschwächt, daß sie für immer untauglich werden wird, einen männlichen kräftigen Erben zu gebären!“ Dies und anderes sagte Gerhard zu seinem Bruder und versenkte ihn in immer tiefere Schwermut.

Einige Tage nachher, als er merkte, daß sein Bruder in seiner Kaltsinnigkeit nicht nachließ, machte er bei seiner Schwägerin unter dem Scheine der Freundschaft einen Besuch, und nachdem er ihr insgeheim offenbart hatte, warum ihr Gemahl sich nicht mehr so freundlich gegen sie erzeige, gab er ihr den Rat, durch größere Zärtlichkeit das Herz des Herzogs zu gewinnen. Warum er ihr dieses riet, wird sich bald zeigen. Die unschuldige Fürstin befolgte den scheinbar gutgemeinten Rat; der Herzog aber, von Natur wild und mißtrauisch, wurde hierdurch nicht nur nicht zur Freundlichkeit bewegt, sondern fing auch an zu argwohnen, ob nicht unter dieser Liebkosung irgend ein Trug verborgen sein könnte. Der böse Gerhard, welcher seinen Bruder in diesem Argwohn

bestärken wollte, ließ nun durch einen Vertrauten ein kleines Briefchen schreiben und es dem Herzoge zu Tisch unter sein Handtuch legen. Es waren folgende Zeilen:

Trau nicht, o Fürst, des Weibes List,
Das gegen Dich so freundlich ist!

Diese wenigen Worte machten den Herzog so verstört, daß er von demselben Tag an nie mehr ein freundliches Wort zu der Fürstin redete. Ja, so oft er ihr begegnete, that er ihr mit spitzigen Worten wehe, oder erwies ihr mit spöttischen Gebärden eine Unehre. Der armen Hirlanda machte dies so bittere Schmerzen, daß sie in Thränen zerfloß und niemand sie zu trösten vermochte.

Der ehrvergessene Gerhard aber, der das ganze Spiel angefangen hatte, gedachte nicht eher davon abzulassen, als bis er die Herzogin um Ruf und Gut, ja um Leib und Leben gebracht hätte. Es wohnte in der Nähe ein Edelmann, der wegen seiner Verworfenheit von allen Menschen gefürchtet und gehaßt wurde, selbst aber so vermessen war, daß er niemand fürchtete und alle Ungerechtigkeiten ohne die mindeste Scheu beging. Zu diesem gottlosen Menschen begab sich Gerhard und versprach ihm eine große Belohnung, wenn er ihm in einer gewissen Sache dienen wollte. Der Edelmann zeigte sich sogleich bereit; nur begehrte er zu wissen, worin er ihm einen Gefallen erweisen könnte. Da sagte ihm der tückische Gerhard, daß sein Bruder, der Herzog, sehr zornig auf seine Gemahlin sei, weil sie ihm keinen Erben geboren habe; von ihm, dem Edelmanne nun, verlange er, daß er den Zorn seines Bruders noch mehr erhitzen und ihm einflüstern solle, daß die Tochter, welche Hirlanda dem Herzog geboren, eine Frucht der Treulosigkeit sei, und daß der Ritter d'Olive, welcher die Herzogin zuerst auf der normannischen Viehtrift entdeckt habe und eine schändliche Neigung zu der Fürstin trage, von dieser ehebrecherischer Weise begünstigt worden sei. Dieser Vorschlag gefiel dem schlechten Manne außerordentlich wohl; sobald es daher Gelegenheit gab, verfügte er sich zu dem Herzog und redete ihn also an: „Gnädigster Fürst und Herr! Stets war ich von einem besondern Eifer beseelt, für das hohe Ansehen Eurer Durchlaucht, meines Landesfürsten, mich zu wehren; so werde ich auch jetzt von meinem Gewissen getrieben, meinem Herrn eine Sache, die seine Person betrifft, vertraulich zu offenbaren. Und wenn Eure Durchlaucht das, wovon ich sichere Kenntnis habe, sich anzuhören entschließen können, so werde ich nichts vorbringen, wofür ich nicht mein eigenes Leben verpfänden könnte. Ich kann mir freilich kaum denken, daß nicht auch meinem gnädigsten Herrn etwas von der Sage zu Ohren gekommen sein sollte, die sich ganz öffentlich über den genauen Umgang verbreitet, welchen der Ritter d'Olive mit der Herzogin pflegt. Denn dieser Edelmann ist unablässig bemüht, sie in Unehre zu stürzen. Schon so lange mein Herr abwesend war, ist er nicht von ihrer Seite gekommen, und wenn er sich nicht füglich zu ihr begeben konnte, so hat er sie durch eine seiner

Freundinnen in sein eigenes Haus gelockt. Ist es ein Wunder, wenn jedermann die neugeborne Tochter der Fürstin mit verdächtigem Auge betrachtet? Glaubet mir, gnädigster Herr, ich würde von allem diesem nicht sprechen, wenn ich nicht mit Augen gesehen hätte, was für verbotene Händel jene beiden mit einander getrieben haben!"

Über diese Mitteilung wurde der Herzog so entrüstet, daß er sich vor Zorn kaum zu fassen wußte. Er glaubte festiglich, alles dieses müsse wahr sein, weil der ruchlose Edelmann erklärt hatte, er wolle Gut und Blut an die Verteidigung seiner Wahrheit setzen. So befahl er denn voll Ingrimm, man sollte der Herzogin ihr Kind nehmen und an einem entlegenen Ort einer fremden Säugamme geben. Die tugendhafte Fürstin war auf ihrem Zimmer und hielt ihr liebes Töchterlein auf den Armen, als unversehens eine Rotte grober Kriegsknechte hereintrat, welche mit frechen Worten die Herzogin anfuhren: sie sollte ihren Bastard aus den Händen geben. Bei dieser schimpflichen Anrede erschrak die Fürstin in tiefster Seele und rief Gott und Menschen zu Zeugen des Unrechts, das ihr geschehe. Aber die ruchlosen Menschen hörten auf ihre Klage nicht, sondern rissen ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen und verließen das Zimmer mit Lärmen und Gespötte. Die Fürstin jammerte so herzzerreißend, daß es auch hätte wilde Tiere erbarmen sollen; doch konnte sie mit allem ihrem Weinen es nicht so weit bei ihrem Ehegemahl bringen, daß er ihr auch nur gestattet hätte, sich persönlich vor ihm zu entschuldigen. Ja sein Zorn wurde so groß, daß er eben jenen Kriegsknechten gebot, die Ehebrecherin zu fahen und in ein schimpfliches Gefängnis zu werfen.

Wie war doch der gütige Gott so streng gegen diese unschuldige Seele, und wie hart suchte sein Zorn sie heim! Sie hatte sich alle Tage ihres Lebens beflissen, ihm zu gefallen und zu dienen; und doch schien ihrer keine andere Vergeltung zu warten als Not und Tod. Mit Schimpf vom Hofe ausgestoßen, mußte sie wie ein ehrloses Geschöpf sich in einen finstern Kerker einsperren lassen. Ihre Feinde sprengten indessen unter allem Volke aus, als wenn sie eine gemeine Verbrecherin wäre, deren jahrelang getriebene Schande jetzt endlich aufgedeckt worden sei. Inzwischen beratschlagte der verblendete Herzog mit den Seinigen, welches Todes er sie sterben lassen sollte, denn er nahm sie für überwiesen und überführt an. Und endlich wurde beschlossen, daß sie lebendig auf offenem Marktplatz verbrannt werden sollte; es sei denn, daß sich ein Ritter ihrer annehmen und mit dem Edelmann, ihrem Ankläger, in ehrlichem Kampf um sie streiten wollte. Dieses wurde nach dem Brauche jener alten Zeit in dem ganzen Lande verkündigt und ein Tag anberaumt, an welchem auf dem Kampfplatze erscheinen sollte, wer Lust hätte, sich der schwer verklagten Herzogin anzunehmen. Aber da war niemand im ganzen Lande, der sich

gegen den boshaften Edelmann zu wagen getraute, weil er wegen seiner Grausamkeit von allen verabscheut und noch mehr gefürchtet war.

Aber der gerechte Gott sah die Zähren der unschuldigen Gefangenen, und in seinem Rate war ihre Rettung von Anbeginn beschlossen. Und jetzt erschien sein Engel wieder dem frommen Abte Bertrand zu St. Malo, offenbarte ihm, was der Mutter seines Paten bevorstand, und befahl ihm, den jungen Bertrand wohl auszustatten und mit ihm und der gefangenen Säugamme, so wie mit des Abtes Schwester und ihrem Manne, die des Knaben Pflegeeltern waren, vor dem Herzog Bretagne auf einen bestimmten Tag zu erscheinen. Der Knabe sollte sich vor seinem Gegenpart nicht fürchten, sondern herzhaft auf den falschen Ankläger losgehen und seine unschuldige Mutter erretten.

Sobald es Tag geworden, erzählte der Prälat seinem Paten die Erscheinung, worüber beide neben großer Freude bitteres Herzeleid empfanden. Sie wußten jetzt, daß der junge Bertrand ein geborner Herzog sei, aber es machte ihnen auch großen Jammer, daß seine Mutter so unverschuldete Schande und Not zu dulden habe. Um so eifriger rüsteten sie sich zu dem bevorstehenden Kampfe und befahlen die Herzogin dem Beschirmer der Unschuld in ihren Gebeten.

Allgemach kam der bestimmte Tag herbei, und in der Bretagne fand sich niemand, der sich gemeldet hätte, für die Herzogin zu kämpfen. Den Abend zuvor schickten daher die Richter ein altes Weib, das bisher der Gefangenen aufgewartet hatte, zu Hirlanda in den Kerker, mit dem Befehl, ihr anzusagen, daß sie am andern Tage sterben müsse. Das alte Weib kam ganz traurig ins Gefängnis, und beim Anblick ihrer Herrin entfuhr ihr ein Seufzer. Die Herzogin fragte ihre Magd, warum sie so traurig aussähe und was der schmerzliche Seufzer Böses bedeute. „Ach, gnädigste Frau“, sprach die Alte mit heißen Zähren, „ich habe die ganze Zeit Eurer Gefangenschaft herzliches Mitleid mit Euch getragen; jetzt aber will mir das Herz vor Kummer brechen. Denn ich komme auf Befehl der Richter hierher, Euch anzusagen, daß Ihr morgen des gräßlichsten Todes sterben und lebendig verbrannt werden sollet.“

Hirlanda, als sie dieses hörte, schlug ihre Hände über dem Haupte zusammen und that einen lauten Schrei, daß man es vor dem Kerker hören konnte. „O Gott,“ rief sie, „womit habe ich mich an Dir versündigt, daß Du mich so hart heimsuchest? Ist es Dir nicht genug gewesen, daß ich sieben Jahre im Elend und in Knechtschaft leben sollte, muß ich auch noch zur Schande meines Namens und Geschlechts als Ehebrecherin lebendig in den Flammentod gehen? Sieh mein Elend an, mildreicher Vater! Du weißt ja, daß es mir unmöglich ist, solche Qualen auszustehen, und wenn Du mich nicht auf wunderbare Weise stärkest, so werde ich in der schweren Pein verzagen müssen.“ Darauf fragte sie die Magd, ob denn keine Gnade für sie zu hoffen wäre?

Das Weib antwortete: „Nein, es ist bis diese Stunde noch kein Kämpfer für Euch erschienen.“ Da gedachte Hirlanda des Ritters d'Olive. Dieser ist längst außer Landes,“ erwiderte die alte Frau, „und Euer Ankläger gibt vor, er habe sich aus dem Staube gemacht, weil er mit Recht fürchte, es werde ihm ergehen wie Euch.“ Da warf sich die Herzogin weinend auf die Kniee und betete so lang und so inbrünstig, bis sie Trost vom Himmel in ihrem zerschlagenen Herzen empfand. Dann erbat sie sich als letzte Gunst einen Priester, dem sie beichtete. Und als die Beichte vorüber war, sprach sie mit starker Stimme: „Siehe, Herr! Hier ist mein schwacher Leib, der morgen verbrannt werden soll. Ich opfere ihn in deine göttlichen, barmherzigen Hände. Verleih mir Standhaftigkeit in meinem Leiden und nimm meinen entfliehenden Geist aus Gnade zur Seligkeit an!“

Kaum war der Tag angebrochen, so bereitete man sich von allen Seiten zu dem traurigen Schauspiel, das der Herzog den Bretagnern geben wollte. Die Stadt Rennes war zu diesem Jammer auserſehen, und eine unzählige Menge Volkes strömte dahin. Vor der Stadt auf einem ebenen Platze war eine große erhöhte Schaubühne errichtet, auf welcher der bethörte Herzog und sein ganzer Hof zuschauen wollte. Nicht ferne davon war ein Scheiterhaufen aufgeschichtet und über ihn einige Bretter festgelegt und mit schwarzem Trauertuche bedeckt. Auf diesen Brettern stand ein schwarzer, sammetner Sessel für die arme Hirlanda und rechts und links noch zwei andere, der eine für den Beichtvater, der andere für den Scharfrichter. Vor Hirlandas Sessel befand sich ein schwarzgedeckter Tisch an Altares statt und auf diesem ein Kruzifix mit schwarzem Flor überzogen. Wer nur von ferne dieses Totengerüste erblickte, wurde im tiefsten Herzen erschüttert.

Alles war fertig; der Herzog, seine Räte und seine obersten Diener saßen auf der hohen Bühne und harreten der verurteilten Herzogin. Da kam ein Trupp Kriegsknechte mit Trommeln und Heerpauken herangezogen, welche die unglückliche Hirlanda zum Richtplatze führten. Sie selbst ging in einem langen schwarzen Talar, das Angesicht mit einem Schleier bedeckt, der auf beiden Seiten vom Haupt bis auf die Füße herabwallte. Ihre Hände hatte sie kreuzweise über die Brust zusammen gelegt, ihr Antlitz schamhaft gegen die Erde gesenkt. Zur rechten Seite ging der Beichtvater, ein Kreuz in der Hand tragend, zur andern sein Gehilfe, aus einem Buch Gebete für das Heil der Sterbenden lesend. Hinter ihr ging der Scharfrichter in stolzem Gewand und um ihn her eine Schar von Henkersknechten. Eine endlose Menge von Zuschauern folgte nach. Alle rührte die klägliche Gestalt der Herzogin. Und wer die Zähren durch ihren Schleier schimmern sah, dessen Augen blieben nicht trocken.

So wurde denn das unschuldige Lamm zur Schlachtbank geführt, von

dem Beichtvater und Henker auf den Scheiterhaufen begleitet, und zwischen beiden niedergesetzt. Da trat ein Herold hervor und rief mit gewaltiger Stimme: „Höret ihr Adligen und ihr Unadligen! Höret ihr Alten und ihr Jungen! Es wird Euch hiermit angekündigt, daß diese Hirlanda hier wegen vieler begangenen Schandthaten rechtmäßigerweise zum Tode verurteilt und zum Feuer verdammt worden. Dennoch ist ihr nach Gewohnheit des Landes die Gnade vergönnt worden, daß sich ein jeder ihres Lebens annehmen und sie von dem Tode erretten kann, wenn er mit ihrem gegenwärtigen Kläger kämpfen will und sich getraut, ihn zu überwinden. Darum, wer Hirlanda für unschuldig hält und Lust hat, ihr das Leben zu erhalten, der trete hervor und kämpfe mit Gottes Hilfe!" Nun waren in dem Kreise wohl viele, die gerne ihre Unschuld verteidigt hätten, aber niemand war so kühn, sich wider den trotzigen Edelmann zu wagen. Dieser war sich zu sicher seiner Kunst und Stärke bewußt, und jagte allen Zuschauern einen gewaltigen Schrecken ein. Er ritt einen mutigen, kohlschwarzen Rappen und war vom Haupte bis zu den Füßen mit einem blinkenden Harnisch bedeckt. Auf seinem Sturmhut trug er einen schwarzen Federbusch, einen großen Speer in der rechten, einen starken Schild in der linken Hand. Auf diesem Schilde führte er im Wappen einen goldenen Drachen auf schwarzem Felde, der ein silbernes Schaf im Rachen hielt, darunter war der Denkspruch geschrieben: „Ohne Gnade!" Dieser Edelmann ritt ganz hochmütig in dem Kreise auf und ab und rief mit lauter Stimme: „Wer ists, der diese Ehebrecherin wider mich verteidigen will? Er trete hervor und zeige seine Stärke!" Da war unter der großen Menge niemand, der es wagte.

Jetzt gab die erschrockene Fürstin ihr Leben verloren und fing an allen Gliedern ihres Leibes zu zittern an. Sie stand von ihrem Sessel auf, fiel vor dem Kruzifix, das auf dem Tische stand, nieder und befahl weinend ihre Seele Gott. Dann erhub sie sich wieder, wandte sich zu dem umstehenden Volk und sprach von dem Scheiterhaufen herab: „Liebe Leute! ich bezeuge vor Gott, daß ich des Verbrechens, das man mir aufbürdet, nicht schuldig bin. Ich will sterben zu Ehren Dessen, der für mich am Kreuz gestorben ist, als arme Sünderin, aber nicht als Ehebrecherin. Ich verzeihe allen denen, die Ursache meines Todes sind, denn sie wissen nicht, was sie thun. Euch allen sage ich von Herzen gute Nacht; betet für meine Seele!" Nachdem sie dies gesprochen, gab ihr der Priester den Segen und verließ mit dem Scharfrichter den Scheiterhaufen. Alsdann fingen die Trompeter an zu blasen und gaben den Henkern das Zeichen, den Holzstoß anzuzünden.

Wie nun die Trompeter mit vollem Atem bliesen und die Henkersknechte geschäftig waren, den Scheiterhaufen anzuzünden, da sah man eine Staubwolke in der Ferne sich erheben und immer näher kommen. Bald er-

kannte man einen Ritter, der daher gesprengt kam, und dem in einiger Ferne mehrere Personen nachfolgten. Der Reiter drang mit Gewalt durch die dichten Volkshaufen in die Schranken hinein und tummelte sein Roß einigemal aufs schnellste im Kreise herum. Sein Pferd war so weiß wie der Schnee, die Tracht des Ritters lichtgrün mit goldenen Blumen durchsäet, sein Wappen ein silberner Hermelin in grünem Felde, darunter der Denkspruch: „Nichts kann mich beflecken.“ Die Herzogin, die schon halb tot war, wurde den Ritter nicht gewahr. Wer aber wahres Mitleid mit ihr fühlte, den erfüllte seine frische Erscheinung mit großen Freuden. Einige meinten, es sei der Schutzengel der Fürstin; andere hielten ihn für den Ritter d'Olive, der seine eigene Ehre retten wollte. Als sie ihn jedoch näher ins Auge faßten, wurde den Freunden der Herzogin wieder bange und sie zweifelten sehr an dem glücklichen Ausgange des Kampfes, denn der Jüngling war gar zart und schwach, der Edelmann dagegen ein geübter, beherzter, toller Ritter.

Sobald der Jüngling in die Mitte des Planes eingeritten war, grüßte er mit allen Sitten den Herzog und den gesamten Adel und sprach mit heller Stimme: „Durchlauchtigster Fürst und Herr! Weil ich durch wahrhaftigen Bericht erfahren habe, daß Eure liebe Gemahlin fälschlich angeklagt und unschuldiger Weise zum Tode verurteilt worden, so fühle ich mich verbunden, Leib und Leben zum Schutz ihrer Unschuld einzusetzen und wider ihren Verläumder den Ritterkampf zu wagen. Ich hoffe dadurch Gott und der Wahrheit zu dienen und Euer eigenes Fürstenhaus von einer Schmach zu befreien.“ Der Herzog ließ sich dieses Anerbieten gefallen und sprach: Dein Entschluß, junger Held, gefällt mir. Zeige dich tapfer und strebe nach dem Sieg. Aber sieh zu, was du thust; du bist jung und schwach, und dein Widersacher ist stark und wohlgeübt!“ Der Ritter antwortete: „Was meine Kräfte nicht vermögen, wird die Gerechtigkeit meiner Sache ersetzen, denn ich bin gewiß, daß die Fürstin fälschlich verklagt worden ist.“

Unterdessen war die Herzogin wieder zu sich selbst gekommen; sie ward inne, daß ein Verteidiger ihrer Unschuld sich eingefunden, und blickte den Ritter mit Verwunderung an; als sie aber sah, daß er noch so gar jung und zart war, wurde ihr todesangst, und sie rief im Grund ihres Herzens Gottes Hilfe für ihn an.

Nun tummelte der junge Kavalier seinen schneeweißen Zelter noch einmal und rief laut, daß alles Volk es hören konnte: „Wo ist der verwegene Bösewicht, der es gewagt hat, die unschuldige Herzogin anzuklagen? Er komme hervor, ich will ihm mit Hilfe Gottes den Hals brechen!“ Diese Schmachrede erbitterte den Ankläger, er sprengte hervor und rief: „Du Milchbart, wie darfst du so kühn sein, diese Ehebrecherin zu rechtfertigen? Du sollst deine Vermessenheit teuer bezahlen; es wird mir wenig Mühe machen, dich zum Henker heim zu schicken!“ Darauf bliesen die Trompeten zum Kampfe, und beide Ritter spornten ihre Rosse und rannten mit den Speeren gegen einander.

Ihr Ungestüm war so groß, daß der Verräter halb, der junge Ritter aber ganz aus dem Sattel gehoben ward. Da erhub alles Volk seine Stimme, und alle Guten jammerten über das unschuldige Blut; die Herzogin selbst war nahe daran umzusinken; man sah sie beide Hände zum Himmel erheben und Gottes Beistand anflehen. Als nun der Jüngling auf der Erde lag, wollte der Edelmann vom Pferde springen und ihn mit dem Schwerte durchstoßen. Kaum aber hatte er einen Fuß auf die Erde gesetzt, als man den jungen Ritter eben so schnell auf sein Pferd springen sah, wie er davon gefallen war. Der Edelmann jedoch faßte einen schnellen Entschluß; er stieß dem Pferd des jungen Helden sein Schwert mit solcher Gewalt und so tief in den Vorderleib, daß er es mit keiner Macht wieder herausziehen konnte. Da sprang der junge Ritter geschwind vom Rosse herab und brachte dem alten Bösewicht einen so gründlichen Schwertstich unter dem Halsringe bei, daß er plötzlich zu Boden fiel.

Jetzt erhoben die Umstehenden vor Freuden ihre Stimme und riefen mit fröhlichem Mut: „Es lebe, es lebe Hirlanda!“ Der Herzog aber fing an vor Freuden zu weinen; er glaubte fest, es sei ein Wunder von Gott, daß ein junges Kind einen geübten Ritter zu Boden werfe. Der Herzogin selbst war nicht anders zu Mut, als wenn sie aus dem Rachen des Todes hervorkäme und durch ein Wunder aus dem Grabe erweckt wäre. „Gepriesen sei der Gott der Christen, der mich vom Tod erlöset hat!“ rief sie und streckte die Hände gen Himmel.

Als der alte Sünder den tödlichen Streich empfangen, lästerte er Gott und den jungen Ritter und verfluchte Hirlanda samt Herrn d'Olive in den Abgrund der Hölle. Der tapfere Held aber stand ihm auf dem Leib und drohte ihn in Stücke zu zerhauen, wenn er die Wahrheit nicht aussagte. Da bekannte der Verräter, daß der Fürst Gerhard ihn angestiftet, seine Schwägerin fälschlich zu verklagen und ihren Ehegemahl wider sie aufzuhetzen. Er widerrief alles feierlich, was er je gegen die Fürstin und den Ritter d'Olive ausgesagt; und mit diesen Worten verschied er. Der Fürst Gerhard, als er das Zeugnis gegen sich vernommen, sprang von der Schaubühne und wollte sich unter dem Volke verkriechen, um sich auf die Flucht zu machen. Aber der Herzog rief, man sollte ihn greifen und festhalten.

Als der Bösewicht seinen Geist ausgehaucht, waren die Herolde alsbald beschäftigt, den glorreichen Sieger ihrer Fürstin mit großem Gepränge zuzuführen. Die vom Tod Erstandene hatte ein großes Verlangen, ihren Erretter zu sprechen und seinen Namen und Stamm kennen zu lernen. Während nun der junge Ritter dem Scheiterhaufen nahte und das Gerüst hinaufstieg, wollte es Hirlanda dünken, der Hermelin des Helden sei eine Kunstarbeit ihrer Hände, ja seinen ganzen Wappenzeug verglich sie mit den Windeln, die sie für die

Geburt ihres ersten Kindes gemacht hatte. Ehe sie sich jedoch weiter besinnen konnte, lag der Ritter vor ihr auf den Knieen und sprach: „Durchlauchtige Fürstin; wenn ich Euch zu Diensten mein Leben gewagt, so war dies nur meine heiligste Pflicht, denn ich habe es von Euch empfangen. Ich bin Euer unglücklicher Sohn, der Euch so viel Schmerzen und Leid bereitet hat, jetzt aber halte ich mich für das glücklichste Kind unter der Sonne, weil mir Gott die Gnade verliehen hat, Euch das Leben zu erhalten. Ja, herzliebste Mutter, ich bin Euer erstgeborner Sohn Bertrand, durch Feinde Euch am Tage meiner Geburt entrissen, am heutigen Tage durch Gottes Schickung Euch wieder zugestellt!“

Was Hirlanda im Herzen empfand, als sie diese Worte des Ritters vernahm, läßt sich nicht beschreiben. Sie konnte es nicht glauben, weil es ihr gar zu fremd vorkam; sie konnte es nicht leugnen, weil alle Zeichen dafür sprachen. Bertrand aber hieß sie nicht zweifeln, fiel ihr um den Hals und gab ihr einen Sohneskuß. Da umfing ihn die Mutter mit beiden Armen und war von Liebe so durchdrungen, daß sie kein Wort reden konnte. Ihre Antwort bestand in lauter Freudenthränen, so daß sie durch ihren Zährenschleier den kaum mehr sah, den sie in ihren Armen hielt. Endlich brach sie in die Worte aus: „O herzliebster Sohn, o goldenes Kind! Bist du es, den ich mit Schmerzen geboren, den ich mit so bitterem Herzeleid betrauert habe? O ich glückselige Mutter! Nun will ich gerne sterben, weil meine Augen den gesehen haben, nach dem meine Seele verlangt hat.“

Der Herzog Artus und der ganze Hof sah diesem Schauspiel mit höchster Verwunderung zu und konnte die Ursachen dieser öffentlichen Liebkosungen nicht begreifen, bis Hirlanda ihrem Gemahl den jungen Ritter zeigte und nur die wenigen Worte zurief: „Herr! sehet da Euren Sohn!“ Bei diesen Worten erstarrte Artus. Als er aber seine Augen fest auf das Gesicht des Ritters heftete, so mußte er bekennen, daß sein Antlitz dem der Herzogin so ähnlich war, als ob es ihr eigenes wäre. Da konnte er nicht mehr zweifeln, obgleich er es nicht begriff. Inzwischen drang auch der Abt von Sanct Malo durch die Volkshaufen auf den Platz vor, redete den Herzog an und erzählte ihm, was sich mit seinem Sohne zugetragen; er stellte ihm seine Schwester als Erzieherin des Knaben vor und ließ ihm die gebundene Säugamme zum Zeugnis und Bekenntnis herbeiführen. Das armselige Weib warf sich der Herzogin zu Füßen, bekannte alles und flehete um Gnade, indem sie als Hauptschuldigen den Fürsten Gerhard angab.

Nach diesem Zeugnisse konnte der Herzog nicht an der Wahrheit zweifeln; er stieg mit reumütigem Herzen von der Schaubühne herab, hieß seine Gemahlin vom Scheiterhaufen herunterkommen, ging ihr entgegen und sprach zu ihr demütig: „Durchlauchtige Fürstin, ich wage es kaum, die Augen gegen Euch aufzuschlagen, viel weniger Euch meine Gemahlin zu nennen. Ich habe *wider Gott und* Euch gesündigt und bin nicht würdig, von Euch Vergebung

zu erlangen. Verzeihet mir um unsers Sohnes willen, den Gott uns heute zur Freude unseres Herzens beschert hat, durch den Euch seine Güte vom Tod erlöst und mich vor einer Mordthat bewahrt hat!" Hirlanda ließ den Herzog nicht ausreden, sondern reichte ihm liebreich ihre Hand und sprach: „Ja, um Gottes und unsers lieben Sohnes willen verzeihe ich Euch alles Übel, das Ihr mir zugefügt habt. Gedenke der gerechte Gott desselben so wenig, als ich daran denken will!" Der Herzog dankte ihr mit erleichtertem Herzen, wandte sich darauf zu seinem Sohn, fiel ihm um den Hals und hieß ihn willkommen. Auch die Mutter neigte sich auf das Haupt ihres Kindes und weinte so süße Zähren, daß sie ihm sein weiches Haar durch und durch befeuchtete. Alle Umstehenden, die zu einem ganz andern Schauspiele gekommen waren, weideten sich an diesem Anblicke.

Hierauf bewillkommte der Herzog noch den Abt, dankte ihm tausendfach für die Bewahrung seines Sohnes und ließ seine Schwester und ihren Gatten, da der Abt selbst sich jede Vergeltung verbat, seine fürstliche Gnade genießen. Auch der Amme wurde auf des Abtes Fürbitte verziehen, weil sie vierzehn Jahre in Angst und Buße zugebracht hatte.

Endlich wurde auf Befehl des Herzogs auch der Fürst Gerhard herbeigeführt, der vor Scham seine Augen nicht aufzuschlagen, viel weniger bei seinem Bruder um Gnade zu flehen wagte. Ihn allein sah der Herzog mit zornigen Augen an und hielt ihm mit erbittertem Gemüte alle seine Missethaten vor. „Deine Verbrechen," sprach er, „rufen vor Gott und der Welt um Rache, und es ist keine Pein zu erdenken, die deiner Bosheit gleich käme! Verstümmelt sollst du werden und auf ewig in demselben Gefängnisse schmachten, in welchem meine unschuldige Gemahlin gelegen!" Die Herzogin suchte dieses strenge Urteil zu mildern und brachte zur Entschuldigung ihres Schwagers vor, was sie konnte. Aber der erzürnte Herzog ließ sich nicht besänftigen und wollte das gefällte Urteil auf keine Weise mildern. Gerhard ward dem Henker, der noch auf der Stelle war, übergeben, vor allem Volk an Händen und Füßen verstümmelt und durch die Henkersknechte schimpflich in den Kerker geschleppt.

In dem ganzen Lande war Freude und ein allgemeines Fest wurde gefeiert. Der Herzog und Hirlanda, der junge Fürst Bertrand und der ganze Adel zogen in voller Pracht und Herrlichkeit in die Hauptstadt des Landes ein. Aber der Herzog ward still im Gemüte, zog sich vom Regimente des Landes zurück und führte, nachdem er seinem jungen Sohn Bertrand die Grafschaft übergeben, mit seiner Gemahlin ein einsames, doch glückliches Leben. Im ganzen Lande trauerte niemand als der boshafte Gerhard, welcher, der allgemeinen Freude beraubt, in bittern Schmerzen in seinem Gefängnisse lag und Zeit hatte, seine schweren Missethaten einzusehen und zu bereuen. Doch währte seine peinliche Gefangenschaft nicht lange mehr. Leibliche Qualen, Hunger und Kummer zehrten an ihm und in kurzem geriet er in Sterbensgefahr. Wie ihm nun sein Ende bevorstand, ließ er die fromme Herzogin

flehentlich ersuchen, sie möchte ihm um des gekreuzigten Jesu willen seine große Mißhandlung verzeihen. Auf diese Bitte begab sich die fromme Fürstin selbst in den Kerker, begrüßte ihren sterbenden Schwager freundlich und bemühte sich aufs äußerste, ihn in den letzten Nöten zu trösten. Sie sagte ihm, daß sie alles Unrecht, das er ihr angethan, ihm von ganzem Herzen verzeihe und größeres Mitleid mit seinen gegenwärtigen Leiden trage, als sie Schmerz über ihr eigenes, jetzt vergangenes Elend empfunden habe. Sie blieb beständig bei ihm, erquickte ihn mit geistlichem Trost in seinen Todesängsten und schied nicht eher von ihm, als bis sie ihm mit eigenen Händen die Augen zugeschlossen und über dem Toten schmerzliche Thränen geweint hatte.

Diese denkwürdige Geschichte ist für arme Frauen geschrieben, die von ihren Männern Übels zu leiden haben. So schlimm wird es schwerlich einem Weibe gehen, wie es der frommen Herzogin Hirlanda ergangen ist, und doch sind die meisten Weiber viel ungeduldiger in ihren kleinen Trübsalen, als es Hirlanda in so großem Jammer gewesen ist. Und hier können sie nicht sagen: „Hirlanda war eine Heilige, darum hatte sie es leicht, in ihrem Kreuze geduldig zu sein!“ Nein, Hirlanda war nicht heilig, sie war ebensowohl eine arme Sünderin, als es andere Frauen auch sind. Sondern daß sie in ihren großen Verfolgungen so standhaft geblieben, kam besonders daher, daß sie der Ungeduld großen Widerstand leistete und in ihren vielen Widerwärtigkeiten getreulich die Hilfe Gottes anrief und sich dem Willen des Allerhöchsten vollkommen übergab. Wenn alle unschuldig Verfolgte getreulich diesem Muster nachfolgen wollten, so würden sie auch die göttliche Hilfe ebenso gegenwärtig empfinden, wie Hirlanda, und durch zeitliches Leiden sich ewige Freude erwerben.

Genovefa.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern unschuldigerweise verfolgt worden sind, gehört auch die tugendreiche und geduldmütige Genovefa, deren Geschick ebenso traurig als die Erzählung davon anmutig ist. Diese Geschichte hat sich zu den Zeiten des Bischofs Hidulfus von Trier zugetragen. Damals lebte im trierischen Lande ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, der mit Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem sehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Dieses junge Ehepaar lebte in lauter Liebe und Freundlichkeit beisammen, als der Mohrenkönig Aberosam mit großer Macht in Spanien einfiel und nachdem er das Land verheert hatte, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als nun Martellus, der König in Frankreich, die große Gefahr vor Augen sah, befahl er allen ihm untergebenen Fürsten und Grafen, daß sie ihm Hilfe leisten und gegen den Mohrenkönig streiten sollten. Weil aber das Gebiet von Trier damals zum Frankenreiche gehörte, so mußte auch der Graf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er sich nun mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von seiner Gemahlin Abschied nehmen wollte, da war es recht betrübt anzusehen, von welchem Schmerze die Gräfin ergriffen wurde, so daß sie mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtigen zum Mitleid bewegte. Ja, als ihr der Graf die Hand gab und die letzte gute Nacht sagte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen, daß sie vor Ohnmacht halb tot darnieder sank. Der Graf suchte sie zu trösten, aber alle seine Worte waren traurig. Endlich befahl er sie der heiligen Jungfrau Maria, sie in seiner Abwesenheit zu beschützen. „Auch hinterlasse ich Euch,“ fügte er hinzu, „meinen getreuesten Diener, den Golo, dieser wird Euch in meinem Namen auf das eifrigste dienen und für alle Eure Bedürfnisse besorgt sein.“ Genovefa konnte vor Thränen kein Wort reden, sondern fiel wieder in den Arm ihrer Dienerinnen. Deswegen wandte sich der Graf Siegfried um ohne weitern Abschied und ritt, bitterlich weinend, von ihr hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königlichen Lager angekommen und alle Fürsten und Herren hatten sich allmählich versammelt. Da zog König Martellus mit sechzigtausend Mann Fußvolks und zwölftausend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch verlieh

ihm Gott großes Glück und seine Krieger schlugen so tapfer auf den Feind, daß an die hunderttausend Mohren auf dem Platze blieben, während die Christen nur wenig Tausende verloren. Die übrig gebliebenen Feinde samt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen sie dort lange belagern mußten. Dadurch geschah es, daß auch Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem sich seine Rückreise über ein ganzes Jahr verschob. Die Gräfin wurde über dieses lange Ausbleiben immer betrübter und hatte keinen andern Trost in der Welt als in Gott und im heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendseliges Leben und hielt auch alle ihre Diener zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend ganz zuwider war, sann auf alle Weise, wie er sie stürzen und wenigstens vor der Welt in Schande bringen könnte. Dies suchte er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten.

Weil der Graf bei seiner Abreise seine geliebte Genovefa dem Hofmeister Golo anempfohlen hatte, der täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe da entzündete der Böse das Herz dieses jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen seine Gebieterin und erfüllte es mit solcher Begierlichkeit, daß er endlich nicht länger an sich halten konnte, sondern auf allerlei Weise anfing, der Gräfin seinen bösen Willen merken zu lassen. Sobald die unschuldige Frau dies bemerkte, sprach sie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämst Du Dich nicht, leichtfertiger Diener, Dir solche Gedanken kommen zu lassen, und ist dies die Treue, die Du Deinem Herrn versprochen hast, das der Dank, den Du ihm für seine Liebe erweisest? Wenn Dich Deine Thorheit nicht gereuen soll, so wage nicht mehr von solchen Dingen zu mir zu reden!“

Der gottlose Golo erschrak über diese Antwort und wagte lange kein Wort mehr. Die fromme Genovefa aber glaubte, seine bösen Gedanken seien verschwunden, und fing wieder an, freundlicher mit ihm umzugehen; da wurde seine verkehrte Neigung durch den täglichen Umgang immer mehr entflammt; als sie nun einst ihr eigenes Bild, das sie kürzlich für den Grafen hatte malen lassen, beschaute und Golo von ungefähr dazu kam, fragte ihn die Gräfin, ob er meine, daß diesem schönen Gemälde noch etwas fehlte? Da sprach er mit wilder Gier: „Gräfin, diesem Bilde kommt nichts an Schönheit gleich, und doch fehlt ihm Eines, nämlich daß es nicht lebend ist und mir, mir eigen gehört!“ Bei diesen frechen Worten stieg der Gräfin der rote Zorn ins Angesicht, und sie schalt ihn so streng, daß er ganz beschämt davon ging. Doch vermochte dieser Verweis das Feuer der Leidenschaft in seinem Herzen nicht auszulöschen, und als einst die Gräfin nach dem Abendmahle allein in dem Schloßgarten wandelte, trat er ihr allgemach näher, schmeichelte ihr mit den süßesten Worten und gab ihr endlich nicht undeutlich zu verstehen, wie er von solchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit sterben müßte, wenn seine Glut keine Gegenliebe fände.

Über so unumwundene Worte wurde die züchtige Gräfin mehr als je

entrüstet und schwur ihm ernstlich zu, wenn er ein einziges mal mit Worten oder Zeichen ähnliches verlangen würde, so werde sie unwiderruflich solches ihrem Herrn und Gemahl berichten. Jetzt merkte Golo freilich, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel seiner unlautern Wünsche zu erreichen; darum verkehrte sich seine Liebe in grimmigen Haß, und alle seine Gedanken vereinigten sich in dem einzigen, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er lauerte auf all ihr Thun und Lassen, und endlich entdeckte er, daß sie eine besondere Zuneigung für einen ihrer Köche zeigte, mit Namen Drago, weil dieser in aller seiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Diesem gottseligen Menschen war die Gräfin mehr gewogen, als allen anderen Hofdienern: so oft sie vorüberging, redete sie ihn an, und wo sie ihm einen Gefallen thun oder ihn in einer Widerwärtigkeit trösten konnte, da that sie es mit herzlichem Wohlgefallen. Der unreine Golo aber legte dieses ehrbare Wohlwollen nach seiner wilden Liebe aus und fand darin die rechte Gelegenheit, seine Gebieterin zu verklagen. Zuerst eröffnete er zu wiederholten Malen vertrauten Freunden, daß ihm das liebreiche Betragen der Gräfin gegen den Koch sehr verdächtig vorkomme und daß er fürchte, es möchte zu einem übeln Ende ausschlagen. Er bat sie auch, etwas genauer Achtung zu geben, und die Gebärden der Frau zu beobachten; sie würden dann selbst sehen, was von dieser Vertraulichkeit zu denken sei. Mit dergleichen Worten wußte er die Tugend der Gräfin bei einigen Dienern zu verdächtigen und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte. Einsmals sagte er dem Koch, die Gräfin, die damals gerade allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Mensch glaubte dieses und eilte zu Genovefa. Da kam denn der Golo herbei, überraschte den Koch bei der Gräfin und ging ohne ein Wort zu sprechen, wieder zu dem Zimmer hinaus. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, sobald er vernommen, daß die Gräfin ihn nicht gerufen hätte. Sogleich berief Golo seine Vertrauten und klagte ihnen mit erheucheltem Zorne, daß der Koch bei der Gräfin im Gemach getroffen worden sei. „Was ist hier Rates, meine lieben Freunde," sagte er, „was Rates? Wenn wir dem Übel nicht abhelfen, wird ein größeres daraus werden, und wir werden bei der Zurückkunft unseres Herrn nicht bestehen können. Ich bin gewiß, der elende Koch hat unsere Herrin verzaubert und ihr einen Liebestrank unter die Speisen gemischt; und deswegen kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr auch Ehre und Leben kosten sollte. Darum ist es wohl ratsam, daß man den Koch ins Gefängniß werfe, die Gräfin aber in so weit beaufsichtige, daß ihr der Zugang zu dem Menschen versperrt sei."

Die Freunde erwiderten dem Hofmeister, weil ihm der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen habe, so solle er thun, was ihm am ratsamsten zu sein dünke. Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rauhen Worten an und warf ihm vor, daß er die Gräfin bezaubert und Liebespulver in ihre Speisen gemischt habe, darum verdiene er in Eisen geschmiedet und in

den tiefsten Turm geworfen zu werden. Vergebens schwur der erschrockene Drago, daß er an solcher Sünde ganz unschuldig sei, und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, sich so an seinem Herrn, dem Grafen zu versündigen: er ward in Bande und Kerker geworfen, und kam nicht eher wieder daraus hervor, als bis man ihn tot heraustrug.

Mit dieser Grausamkeit war der ruchlose Golo noch nicht zufrieden, sondern er stürmte mit einigen seiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche Drago nun genug zugesehen habe und, wenn er vor seinem Herrn bestehen wollte, dieses Ärgernis nicht länger dulden könne. Darum sollte auch sie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängnis gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin, die bald eines Kindes genesen sollte, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Verteidigung ihrer Unschuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen festen Turm verriegelt.

Genovefa erzählte den einsamen Kerkerwänden ihre Unschuld, und die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand besuchte sie in dem finstern Turm, als die Säugamme des bösen Hofmeisters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Endlich erschien auch Golo selbst zu wiederholten Malen und wandte alle Mittel an, das reine Herz seiner unlautern Liebe geneigter zu machen. Er drang mit guten und bösen Worten in sie; er lockte mit Verheißungen und schreckte mit Drohungen; er schmeichelte ihr, als ein erfahrener Bube; und doch richtete er mit allem diesem nichts weiter aus, als die Gräfin immer standhafter zu machen. Als er nun einst gar seinen Arm um sie schlingen wollte, da stieß sie ihn mit starker Hand von sich und sprach zu ihm: „Du Bösewicht! ist es Dir nicht genug, daß Du mich Unschuldige in den Kerker geworfen hast, willst Du mich auch noch um meine Ehre und meine Seligkeit bringen? Doch sei versichert, daß Du Dich betrogen findest; denn ich bin bereit, lieber tausendmal zu sterben, als das geringste wider meine Ehre und meine Frauenunschuld zu begehen!" Durch diese Sprache hätte Golo billig abgeschreckt werden sollen; dennoch gab er seine Hoffnungen nicht auf, sondern bestach seine Amme durch das Versprechen großer Vergeltung, wofern sie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, daß das lose Weib, so oft es der Gefangenen Speise brachte, ihr mit Worten anlag, sie sollte dem Hofmeister doch wenigstens freundliche Worte geben, damit sie ihrer Gefangenschaft ledig oder zum mindesten mit besserer Nahrung versorgt würde. Aber die standhafte Frau war entschlossen, lieber im Kerker Hungers zu sterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewissen zu beflecken.

Inmittelst nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und die geängstete

Frau bat ihre unbarmherzige Aufwärterin, ihr doch nur ein paar Frauen zu verschaffen, die ihr bei dieser ersten Geburt beistehen könnten. Das boshafte Weib verwilligte ihr aber nicht nur dieses nicht, sondern sie gab ihr nicht einmal eine Windel, das Kind, dessen sie genesen sollte, darein zu wickeln. So war Genovefa in der Stunde der Geburt ganz verlassen; doch gebar sie leicht und ohne Gefahr einen feinen, kräftigen Sohn, den sie, weil sie keine Windeln hatte, in ein Handtuch, das man ihr gelassen, einzuwickeln genötigt war. Nun bat sie inständig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dieses verweigert wurde, taufte sie es selbst und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm sie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und sprach mit großem Mitleiden: „Ach Du mein armes Kind, Du mein einziger Schatz! Mit Recht nenne ich Dich Schmerzenreich; denn mit Schmerzen habe ich Dich unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren; aber mit noch größeren Schmerzen werde ich Dich erziehen; mit unsäglichem Schmerz werde ich Dich verschmachten sehen; denn aus Mangel an Nahrung werde ich Dich nicht sättigen können; habe ich doch kaum selbst soviel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, du unglückseliges Kind!"

Die von Golo aufgestellte Wärterin brachte inzwischen diesem die Nachricht, daß von nun an zwei Gefangene in dem Kerker seien, daß die arme Gräfin vor Herzeleid fast verschmachte, und daß ihr wohl eine bessere Labung zu gönnen wäre, damit sich sich und das schwache Kind ernähren könnte. Aber der unbarmherzige Mann hatte weniger Mitleid mit der unglücklichen Frau, als mit einem Hunde; denn er hoffte durch dieses äußerste Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Doch, damit sie nicht gar verschmachtete, ließ er ihr etwas mehr Brot geben als zuvor; sonst aber neben dem Wasser gar nichts weiter; und anstatt des Trostes speiste sie der Unmensch mit Schmähworten.

Von allem dem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor dem Hofmeister wagte niemand aus dem Schlosse ihm etwas davon zu schreiben. Seine Abwesenheit verzögerte sich auch noch länger als er gehofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langsam zu heilen war. Golo aber, damit er die Mißhandlung der Gräfin bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte zwei Monate nach Genovefas Niederkunft einen Diener ab, der dem Grafen die Botschaft von allem, was sich ereignet hatte, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefes, den er an den Grafen schrieb, war dieser: „Gnädiger Herr! Wenn ich nicht fürchtete, Euch zu betrüben, so wollte ich Euer Gnaden eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen suche, in diesem Brieflein offenbaren. Alle Hausgenossen und sonderlich der Überbringer dieses haben sich mit mir die äußerste Mühe gegeben, ein großes Unheil zu verhüten; dennoch ist alle meine

Aufsicht durch die List der Boshaftigen hintergangen worden, dafür bedarf ich kein anderes Zeugnis, als das mir alle Schloßbewohner geben können, wodurch hoffentlich meine Treue außer Argwohn gesetzt und mein Diensteifer beglaubigt werden wird. Belieben dafür Euer Gnaden von dem Boten, den ich sende, ausführlichen Bericht anzunehmen und seinen Erzählungen vollen Glauben zu schenken, und mir durch denselben Diener Eure Befehle kund zu thun, wie ich mich in dieser schweren Sache verhalten soll."

Diesen Brief erhielt der Graf gerade damals, als er in einer Stadt in Languedok die Wunde, die er empfangen hatte, heilen ließ. Er ward durch diese Nachricht so entrüstet und verstört, daß seine Wunden nur unheilsamer, und der Schaden größer wurde. Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm in der Kammer überrascht habe. Weil sie nun beide auf öfteres Vermahnen nicht von einander hätten lassen wollen, so habe sich der Hofmeister genötigt gesehen, sie von einander zu trennen und in zwei verschiedene Gefängnisse sperren zu lassen. Hier im Kerker habe sie einen Sohn geboren; und alles im Schlosse wisse, wessen das Kind sei! Der Graf fragte, zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Da sprach der Diener fälschlich, es sei erst ein Monat verflossen, wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Da fing der Graf an zu rasen, als wenn er wahnsinnig wäre, und lästerte die Gräfin samt dem Koch Drago, als ob sie die schlimmsten Ehebrecher wären. „Du verruchtes Weib," sprach er, „sollst Du die versprochene Treue so schändlich brechen? Und stellest Dich bei mir an, als wenn Du ganz heilig wärest!" In solchen Worten machte sich sein Zorn Luft, und nachdem er sich lange besonnen, auf welche Weise er den begangenen Ehebruch abstrafen wollte, schickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo solle die Gräfin so eng einschließen, daß niemand mit ihr reden noch zu ihr kommen könne. Den verbrecherischen Koch aber sollte er mit der Marter hinrichten lassen, die seine Missethat verdient habe.

Mit diesem ungerechten Befehle eilte der Abgesandte nach Hause, und Golo wußte ihm großen Dank, daß er seinen Auftrag so treulich ausgerichtet habe. Damit nun die Hinrichtung Dragos kein Aufsehen verursachte, ließ er dem armen unschuldigen Koch Gift in seine Speise mengen, und als er daran jämmerlich gestorben, denselben mit samt den Ketten, in denen er gefangen lag, in einer abgelegenen Grube beerdigen. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie zuvor war, weil ja von Anfang an niemand als Golo und seine falsche Amme zu ihr gekommen war. Und doch war der Bösewicht mit dieser grausamen Behandlung noch nicht zufrieden, denn er fürchtete immer, seine List und Falschheit möchten durch Genovefa endlich an den Tag kommen. Auch fehlte es nicht an Leuten im Schlosse, welche über die ungerechte Hinrichtung des Koches und das schwere Gefängnis der

Gräfin aufgebracht waren, dazu lief die Nachricht ein, daß der Graf Siegfried von dem König in Frankreich seinen Abschied erhalten habe und bereits auf der Rückreise begriffen sei. Den Golo überlief ein kalter Schweiß: er mußte sich kurz besinnen, was in dieser mißlichen Lage anzufangen sei. Deswegen setzte er sich eilends zu Pferde und ritt seinem Herrn entgegen; aber er traf ihn nicht eher, bis er schon zu Straßburg angekommen war.

In dieser Stadt wohnte eine alte Frau, die einen Schein von Heiligkeit von sich gab und für eine sehr gottselige Matrone gehalten wurde; es war dies die Schwester der Säugamme Golos, daher sie denn auch diesen seit vielen Jahren kannte. Zu ihr begab sich der Bösewicht, ehe er zu seinem Herrn dem Grafen ging, und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache; zugleich verlangte er von ihr, sie sollte gestatten, daß er den Grafen gegen Abend zu ihr brächte, da sollte sie ihm durch Kunst eine Vorspiegelung machen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch gesündigt. Dafür gab er ihr ein Stück Geld und dann verfügte er sich zu dem Grafen, ihn zu bewillkommnen. Nach Gruß und Gegengruß nahm ihn sein Herr bei Seite und forderte vollständigen Bericht über den bösen Zustand, in welchem sich sein Haus befände. Der listige Golo stellte sich, als könnte er vor Leid kaum reden, und falsche Thränen gaben seinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit ihr angedichtet hatte, und das mit so wohl ausgesonnenen Beweisen, daß der gute Graf allmählich glaubte, es müsse alles wahr sein. Golo unterließ auch nicht hinzuzufügen, daß er den Koch ohne öffentlichen Prozeß habe hinrichten lassen, damit die Schande der Gräfin desto mehr bedeckt bleiben möchte.

Der Graf hörte alles mit tiefem Kummer an und verlangte immer wieder neue Beweise; als nun der Falsche bemerkte, daß seinem Herrn Zweifel aufstiegen und er in seinen eigenen Worten gefangen zu werden fürchtete, sprach er zu demselben: „Gnädiger Herr, solltet Ihr etwa gegen meine Worte ein Mißtrauen hegen, so ist in dieser Stadt eine ehrwürdige Frau, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt ist; wolltet ihr dieselbe umständlich befragen, so würdet Ihr durch sie gewiß vollständig vom Verlauf der Sache unterrichtet werden.“ Siegfried ließ sich den Vorschlag gefallen, und ging mit einbrechender Nacht, von seinem Hofmeister begleitet, zu der Betrügerin. Dieser erzählte er offen, daß er einen Verdacht gegen seine Gemahlin hege, und bat sie, ihm vermöge ihrer Einsicht in die verborgenen Dinge, zu entdecken was sich zwischen der Gräfin und dem Koch zugetragen habe.

Die Frau erwiderte mit erheuchelter Demut, sie sei keine Heilige; soviel ihr jedoch Gott in dieser Sache klar machen würde, wolle sie ihm gern entdecken. Alsdann führte sie beide Männer in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von sich gab. Hier beschrieb sie mit einem Stabe zwei Kreise auf den Boden und stellte

den Grafen in deren Mitte. Hierauf warf sie einen Spiegel in ein Geschirr voll Wasser, murmelte darüber so ungewöhnliche Worte, daß den Grafen ein Schauer ankam und ihm die Haare gen Berg zu stehen anfingen. Nach diesem drehte sie sich dreimal vor dem Geschirre um, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um und sprach einen wunderlichen, zauberischen Segen darüber. Auf ihr Geheiß blickte jetzt der Graf in das Wasser. Da glaubte er in dem Spiegel die Gestalten zweier Personen zu entdecken, die zärtlich mit einander sprachen, und je länger er hineinblickte, desto mehr war es ihm, als gliche die Frau, die einen Mann mit lächelndem Angesichte liebkoste, seiner Gemahlin Genovefa, und als wäre der Mann sein Koch Drago. Doch sagte der Graf noch mit freundlichen Worten: „Ich sehe nichts Unrechtes.“ — „Gut,“ setzte die Zauberin hinzu, „wir wollen nun weiter sehen, ob es Gott vielleicht gefalle, uns ein mehreres zu zeigen.“ Sie wiederholte dann die vorigen Ceremonien und hieß den Grafen abermals ins Wasser sehen. Da mußte er mit eigenen Augen schauen, wie die Gräfin mit kosenden Händen dem Koch über die Wangen glitt und wiederholt ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte. Darüber wurde der Graf sehr schamrot, er glaubte genug gesehen zu haben und wollte nicht abwarten, was der Spiegel ihm das drittemal zeigen würde. Er rief seinem Hofmeister zu: „Golo! reite voran und laß die Ehebrecherin samt ihrem Kinde eines schimpflichen Todes sterben! Ich will sie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“ Sein Herz kochte vor Rachgier. Wer war froher, als der rachgierige Golo, da er diesen Befehl vernahm! Er flog auf seinem Roß nach Hause, besprach sich schnell mit der Säugamme und teilte ihr im geheimsten Vertrauen das Bluturteil mit. Doch sollte sie keinen Menschen etwas davon wissen lassen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schlosse kein Aufruhr entstünde. Als Golo dies seiner Amme anvertraute, war niemand in der Stube als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher sich beide wenig scheuten. Nun aber war das Mädchen wohl noch ganz klein, aber klug und der Gräfin, die es vom Hörensagen kannte und bemitleidete, mit mehr Neigung zugethan, als seiner boshaftigen Großmutter. Dies Mägdlein schlich sich sogleich nach dem Kerker, stellte sich vor das kleine Fenster, durch das der Gräfin das Brot und Wasser hineingereicht wurde, und weinte so bitterlich, daß Genovefa es hörte und darüber erschrocken an das Fenster trat. Sie fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme, warum sie denn so weine. Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend treibt mir diese Zähren aus den Augen; denn es ist mit Eurem Leben aus: Golo hat von unserm Herrn Befehl, Euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an sich, sondern nur an ihren Säugling. „Und wie wird es meinem Kinde gehen?“ fragte sie. „Nicht besser als Euch!“ erwiderte das Mädchen schluchzend.

Jetzt erst erschrak die arme Gräfin so, daß sie fast in Ohnmacht sank. Als sie wieder zu Sinnen gekommen, fing sie laut an zu weinen und zu beten und rief: „Ach, mein Gott, hilf mir! Erlöse mein Kind und mich vom grimmigen Tode!" Dann sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! geh doch schnell in mein Zimmer und bringe mir Papier, Feder und Dinte; für deine Mühe nimm dir von meinen Kleinodien, soviel dir beliebt. Da hast du den Schlüssel zu allem!" Das Mädchen brachte das Verlangte und nun schrieb Genovefa einen Brief des folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf Euern Befehl sterben soll, so wollte ich Euch mit diesen Zeilen noch gute Nacht sagen und einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will gerne sterben, wenn Ihr es befehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß Ihr mich, die Unschuldige, zum Tode verurteilet. Die Ursache, warum ich sterbe, ist die, daß ich meine Euch gelobte Treue nicht brechen und dem schändlichen Golo, Eurem Hofmeister, nicht willfahren wollte. Doch messe ich Euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß Ihr meinen Anklägern zu leichten Glauben geschenkt und mir zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. So kann ich nur vor Gott bezeugen, vor dessen strengem Gericht ich morgen schon erscheinen werde, daß ich mein Leben lang an keinen Mann gedacht habe, als an Euch. Mein Trost bleibt, daß dereinst ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unschuld hervorkommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebster Freund! Ich verzeihe Euch von Herzen; ja noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über Euch, noch über meine Ankläger schreie. Dies schreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genovefa."

Dies Briefchen gab sie dem Mägdlein, daß es dasselbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menschen ein Wort davon offenbaren sollte. Die ganze folgende Nacht verlebte sie im eifrigen Gebet und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von seinen getreusten Dienern und eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn. Er hieß sie deshalb die Gräfin samt dem Kind in einen Wald hinausführen, daselbst umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgestochenen Augen mitbringen. Wenn sie dies thun würden, wollte er ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls mit Weib und Kindern sie umbringen lassen. Die Diener unterwarfen sich dem Befehl und gingen alsbald zu der Gräfin Genovefa ins Gefängnis. Hier legten sie ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht erkennen sollte, und befahlen ihr, in tiefster Stille ihnen

zu folgen. Da ging die arme Genovefa wie ein unschuldiges Schaf zur Schlachtbank und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem einzigen Wörtlein zu beklagen, sie trug ihr kleines Lamm, ihr Söhnlein, auf den Armen, und drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und flüsterte über demselben: „Ach Du mein herzliebstes Engelein, dürfte ich Dich nur so lang noch auf meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe; nun aber mußt Du sterben, ehe Du weißest, was schuldig sein heißt, und mußt als schuldig leiden, da Du doch niemals eine Schuld begangen hast!" Die Diener hörten diese leisen Worte und ihr Herz wurde weich, so daß sie ein wahres Mitleiden mit beiden hatten und es ihnen sehr schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollstrecken.

Nachdem sie nun den Wald und einen gelegenen Ort in demselben erreicht hatten, da sagten sie der Gräfin, ihr Herr habe verordnet, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten, und der Hofmeister Golo habe ihnen anbefohlen, dieses Gebot zu vollbringen. Darum sollte sie dieses grausame Schicksal nicht ihnen, den Dienern, zuschreiben und sich zu einem seligen Tode bereiten. Genovefa, dem Befehle ihres Herrn gehorsam, kniete demütig nieder und betete zu Gott aus dem Innersten ihres Herzens. Inmittelst ergriffen die Diener das unschuldige Kind, zogen ihre Messer hervor und wollten ihm den Hals abschneiden. Als die erschrockne Mutter dies sah, sprang sie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochener Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute; schonet doch des unschuldigen Blutes, und wenn Ihr das arme Kind töten wollt, so bringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben!" Die Diener erhörten diese Bitte und hießen sie ihren Hals entblößen und zum Streiche darstrecken. Genovefa schauerte bei diesen Worten zusammen, sie zitterte an allen Gliedern; doch sprach sie mit thränenden Augen: „Ich bin bereit zu sterben, aber glaubet mir, gute Männer, daß Ihr Euch gröblich an mir versündiget, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unschuldig bin, daß ich fälschlich von dem Hofmeister verklagt worden bin, weil ich seinen bösen Willen nicht thun wollte. Glaubet mir auch: wenn Ihr mich schonet, so wird es Gott Euch und Euren Kindern vergelten; bringet Ihr mich aber um, so wird mein unschuldiges Blut über Euch und Eure Kinder Rache schreien."

Durch diese Worte wurden die Herzen der Diener so bewegt, daß es ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; sie sprachen deshalb beide auf einmal mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! Uns ist zwar bei Lebensgefahr befohlen, Euch hinzurichten; dennoch, wenn Ihr uns versprechen wollet, nimmermehr unter die Menschen zu gehen, sondern Euch in dieser oder einer andern Wildnis verborgen aufzuhalten, so möget Ihr in *Gottes Namen hingehen* und unser in Eurem Gebet eingedenk sein!" Die

Gräfin erhob ihre Augen gen Himmel, erhub sich freudig, versprach den Dienern, was sie verlangten, mit allem Ernste und dankte ihnen von ganzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit. Die Diener stachen nun einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen aus und überbrachten dieselben ihrem Herrn, als Beweis ihrer betrübten Mordthat. Den Golo grauste jedoch, die Augen der Frau zu sehen, die er geliebt hatte; er sprach daher abgewendet, sie sollten die Augen voll Ehebruchs den Hunden vorwerfen.

Die gerettete Genovefa, verlassen von allen Menschen, ging in dem wilden Wald umher und suchte einen Ort, wo sie vor dem Unwetter geschirmt sich aufhalten könnte; sie fand aber den ganzen, langen Tag keinen, sondern wurde genötigt, unter einem Baum ihre Nachtherberge zu nehmen. So brachte sie die kalte Nacht unter Frost und vieler Furcht hin, ohne allen Schlaf, die weinenden Augen und die zitternden Hände zum Himmel gewendet. Als der Morgen anbrach, stand sie auf und nahm ihr Kind, das auf ihrem Schoße geruht hatte, auf den Arm, dann ging sie abermals den ganzen Tag im Walde umher, eine gelegene Höhle, oder auch nur einen hohlen Baum zu suchen, um darin zu wohnen. Aber es war wieder vergebens. Da sie nun zwei Tage nichts gegessen und getrunken, so war ihr Hunger und Durst so groß, daß sie die rohen Wurzeln der Kräuter auszuraufen anfing, sich daran zu erfrischen. Die zweite Nacht brachte sie wieder ohne Schlummer und voll Angst unter einem Baume zu. Endlich den dritten Tag, als sie noch tiefer in die Wildnis hinein gegangen war, fand sie im Felsgestein eine Höhle und nächst dabei ein Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm diese Wohnung an, als von Gott beschert, und setzte sich vor, ihr übriges Leben in der Höhle zuzubringen. Sie machte sich ein Bett aus Baumzweigen und Laub, und suchte sich von Tag zu Tag frische Wurzeln zur Nahrung. Weil sie aber ein so gar kümmerliches Leben führen mußte, so ging ihr bald die Muttermilch aus, und ihr armes Kind trank an der leeren Brust so lange, bis endlich Blut statt der Milch floß; und weil es keine Nahrung mehr bekam, so fing es an zu verschmachten. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter so tief ins Herz, daß auch sie vor Leid sterben zu müssen meinte. Sie legte das Kind verzweifelnd unter einen Baum und ging weit davon, wo sie es nicht hören und sehen konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder, und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser," sprach sie, „können deine gnädigen Augen ohne Mitleiden ansehen, wie dieses unschuldige Kind verschmachten muß? Siehe doch an, barmherziger Gott, wie das arme Lamm vor deinen Augen liegt und mit seinem milden Weinen dich so innig um die nötige Nahrung anruft! Ach, erbarme dich über die Waise, der ihr Vater so hart ist und die Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden, als dies mein einziges Söhn-

lein. Nimmst du es mir, so muß ich gar vertrauern in dieser öden Wildnis. Darum gib es mir wieder, barmherziger Gott, gewiß, ich will es dir zur Ehre und zu deinem Dienste aufziehen."

Kaum hatte die weinende Mutter dieses Gebet geendigt, da lief eine Hirschkuh auf sie zu, die sich wie ein zahmes Thier anstellte und freundlich um sie herstrich, gleich als wollte sie sagen: „Siehe, mich hat Gott gesendet, dein Kindlein zu ernähren." Genovefa erkannte mit freudigem Staunen die Fürsehung Gottes, sie eilte zurück zu ihrem Kinde, und da die Hirschkuh ihr nachlief, so legte sie das Kind an die Zitzen des Wildes und ließ es so lange saugen, bis es gesättigt war. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die gute Gräfin so erfreut, daß sie sich auf die Kniee niederwarf und mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte und in Demut um Fortsetzung seiner Hilfe flehte. Ihr Gebet wurde erhört; die Hirschkuh kam täglich, so lange beide in der Wüste waren, zweimal, das Kind zu säugen. Dies war die einzige Hilfe, welche das schuldlose Kind sieben ganzer Jahre lang von den Kreaturen empfing, während seine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte sie mit der wilden Einöde vertauscht, ihr schönes Zimmer mit einer finstern Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wilden Kräutern, ihre Kammerjungfrauen waren die unvernünftigen Tiere; statt auf ihr weiches Ruhebett legte sie sich des Nachts in Laub und harte Reiser; anstatt ihrer kostbaren Perlen hatte sie bittere Zähren, und für Lust und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte sie die Kälte; die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben; wenn sie trinken wollte, mußte sie das gefrorene Eis so lange im Munde halten, bis es schmolz; wenn sie Wurzeln suchen wollte, mußte sie den tiefen Schnee hinwegräumen und gar mühselig mit einem Holz in gefrorene Erde hineingraben; wollte sie sich erwärmen, so mußte sie die eiskalten Hände so lange zusammenschlagen und reiben, bis das Blut wieder kam. Und die langen Winternächte, die kein Ende nehmen wollten, mußte sie mit ihrem kleinen Knaben in der schwarzen Höhle durchleben. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigener Bedrängnis litt, gering gegen den Kummer, den ihr mütterliches Herz über dem Elend ihres Kindes empfand.

Dieses fing allmählich an heranzuwachsen und sein eigenes Elend zu empfinden. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Brust, seine kleinen von Kälte erstarrten Glieder zu wärmen! Und wenn sie dann sah, wie sein ganzer Leib von Kälte bebte, so wußte sie vor Trauer sich nicht zu halten und mußte unaufhörlich weinen, und das arme Kind weinte mit, als es seine Mutter so traurig sah. Allmählich jedoch gewöhnte sie sich an so große Mühseligkeiten und auch der Knabe ward abgehärtet und stark. Da dankte sie Gott, daß er sie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüste geführt hatte. Die meiste Zeit brachte sie mit heiligem Gebete zu, und übte sich je länger je mehr in der Andacht und der himmlischen Liebe.

Einst nun, als sie vor ihrer Höhle knieend ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da sah sie staunend ein Wunder sich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar schönes Kreuz in seinen Händen, an welchem der sterbende Heiland aus Elfenbein abgebildet war, künstlicher als Menschenhände es vermögen. Dies Kruzifix reichte ihr der Engel und sprach mit holdseligen Worten zu ihr: „Nimm dieses heilige Kreuz, Genovefa, welches Dein Erlöser Dir zum Trost vom Himmel herabsendet. In ihm sollst Du Dich beschauen und spiegeln; vor ihm Dein Gebet verrichten. Tröste Dich mit diesem Kreuz, wenn Du betrübt bist: fliehe zu ihm, wenn Du angefochten bist; wenn Dich Ungeduld überfällt, so erinnere Dich an die Geduld dessen, der an diesem Kreuze hängt.“ Als der Engel dies gesprochen, stellte er das Kreuz vor ihr nieder und verschwand vor ihren Augen. Das Kreuz aber blieb leibhaftig stehen; Genovefa nahm es und entdeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen Altar, aus Felsen geformt. Dort stellte sie es auf und warf sich mit andächtiger Demut davor nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Erlöser vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß so ihr eigenes Leid und wurde von so großem Mitleid verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerspringen wollte. An dem Kreuze hatte sie ihren höchsten Trost, dem Kreuze klagte sie ihr Leid. Im Sommer zierte sie es mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umschlang sie es mit Tannenreisern und immergrünen Wachholderstauden.

Inzwischen erstarkte ihr lieber Sohn Schmerzenreich und lernte allgemach gehen und reden. Genovefa unterrichtete ihn, so gut sie in der Einsamkeit konnte, und hatte mancherlei Kurzweil mit ihm und herzlichen Trost durch das Kind. Gott und die Natur hatten den Knaben mit besonderem Verstand ausgerüstet, daß er vor der Zeit klug zu werden anfing und alles leicht begriff, was die Mutter ihm sagte. Nur war es jammervoll anzusehen, wie das arme Kind zuletzt ganz nackt und barfuß ging, denn die schlechten Tücher, in welche die Mutter es von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerrissen, und auch die Stücke Tuch, welche die Mutter von ihren eigenen Kleidern abschnitt, wurden bald zu Fetzen. Am Ende kam es so weit, daß Mutter und Kind ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten. Da erbarmte sich Gott und sandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerrissenen Schafes im Rachen trug und sie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit großem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf sie ihrem Schmerzenreich um.

Von dieser Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie kamen täglich vor die Höhle und spielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schafsfell gebracht hatte, ließ den Knaben auf sich reiten; und oft speiste der Kleine mitten unter den Hasen und anderem Wild, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die Hand und auf das kleine Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesang. Wenn das Kind ausging, Kräuter für die Mutter zu suchen, so

liefen verschiedene Tierchen mit ihm und zeigten ihm, mit den Füßen scharrend, wo die besten Kräuter wären. Die fromme Mutter hatte auch große Freude an dem Gespräche des Knaben und verwunderte sich oft über seine klugen Fragen und Antworten. Sie lehrte ihn auch das Vaterunser und andere Gebete; niemals aber sagte sie ihm, von welchem Geschlecht er geboren wäre, damit sie nicht sein Leid noch vermehre oder die Weltlust in ihm erwecke.

Einst, als sie ein freundliches Gespräch mit ihm hielt, sagte Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, Du befahlst mir oft zu sagen: Vater unser, der du bist im Himmel! So sage mir doch, wer ist denn mein Vater?“ — „Liebes Kind,“ sprach die Mutter, „Dein Vater der ist Gott, welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond scheint.“ Das Kind sprach: „Kennt mich denn mein Vater auch?“ — „Freilich,“ antwortete die Mutter, „kennt er Dich und hat Dich auch herzlich lieb.“ — „Wie kommt es denn,“ sagte das Kind, „daß er mir nichts Gutes thut und mich in der Not schmachten läßt?“ — „Lieber Sohn,“ erwiderte Genovefa, „wir sind hier auf der Erde alle in einem Jammerthale und müssen vieles leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freude haben.“ Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?“ — „Ja freilich,“ sprach sie. — Er aber sagte: „Wo sind sie denn? Ich meinte, Du und ich, wir seien nur allein in der Welt.“ Genovefa antwortete: „Obwohl Du in Deinem Leben nie aus diesem Walde hinausgekommen bist, so sollst Du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Menschenwohnungen sind, darin wohnen allerhand Leute; etliche von ihnen thun Gutes, etliche Böses; und die Böses thun, die kommen in die Hölle, darin sie ewige Pein leiden.“ — Der Knabe sprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten; was thun wir denn in diesem Walde allein?“ — „Wir thun es,“ erwiderte Genovefa, „damit wir unserm himmlischen Vater desto besser dienen und um so gewisser in den Himmel kommen mögen.“ Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar viele mit seiner Mutter und lernte durch seine vorwitzigen Fragen mancherlei.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die fromme Gräfin tödlich krank und glaubte nicht anders, als daß sie sterben müsse; denn die Not und der Mangel an allen Dingen hatten ihren Leib so abgezehrt, daß sie nicht mehr sich selbst gleich sah, sondern ein Schatten des Todes zu sein schien. Ein heftiges Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen Gliedern wurde sie kraftlos und voller Schmerzen. Als nun der arme, verlassene Schmerzenreich seine Mutter allmählich dahin sterben sah, da warf er sich über ihren kranken Leib und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, geliebte Mutter, wo soll ich hin, wenn Du stirbst? In dieser Wildnis bin ich allein und in der Welt kenne ich keinen Menschen. Mutter, bitte doch den lieben Gott, daß er Dich länger leben lasse, denn ohne Dich muß Dein

Sohn verkümmern!" Die sterbende Genovefa suchte nach einem Troste für ihr Kind. Darum sagte sie ihm, was sie bisher verschwiegen hatte und sprach: Betrübe Dich nicht wegen meines Todes und klage nicht so sehr über Deine Verlassenheit. Wisse, daß Du neben dem himmlischen Vater auch noch einen Vater auf Erden hast; dieser wohnt nicht ferne von diesem wilden Walde, in der Stadt Trier. Zu dem geh nach meinem Tode und sag ihm, daß Du sein Kind seiest. Er wird Dich leicht erkennen, denn Du siehest ihm ganz ähnlich; ja alle Leute dort werden Dich erkennen." Und dann erzählte sie ihm ihr ganzes Unglück, so weit es der Knabe erfahren durfte und fassen konnte. Dennoch ließ sie sich von ihm versprechen, ihre Unbilde nicht rächen zu wollen. Alsdann legte die müde Genovefa ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten zwei glänzende Engel in die Höhle, und einer beugte sich über ihre Lagerstatt, rührte ihr die Hand an und sprach: „Du sollst leben, Genovefa, und jetzt nicht sterben; denn das ist der Wille Deines Gottes." Mit diesem Wort verschwanden die Engel, und die Kranke erwachte gestärkt und mit neuer Lebenskraft. Der kleine Schmerzenreich sah dies, er fuhr fort, seine Mutter zu pflegen, und sah mit seliger Freude, wie sie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig gesundete.

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück. Als dieser von Straßburg wieder in seinem Schlosse zu Trier angekommen war, erzählte ihm sein Hofmeister Golo, daß er die Ehebrecherin samt dem Bastard in einem Walde heimlich habe umbringen lassen. Der Graf war damit wohl zufrieden, lobte die Vorsicht seines Dieners und kehrte zu seiner frühern Lebensgewohnheit zurück. Aber nach wenigen Tagen fing sein Gewissen an, ihn zu ängstigen und die Erinnerung an Genovefa ihn mit bitterer Sehnsucht zu betrüben. Er dachte es sich doch als möglich, daß ihr Unrecht geschehen sein könnte; er sah ein, daß er sich sehr versündigt habe, weil er ihre Sache nicht auf gerichtlichem Wege habe untersuchen lassen. In der folgenden Nacht hatte er einen schweren Traum. Ihm war, als risse ein Drache seine geliebte Gemahlin hinweg, und niemand war, der ihm in dieser Not Hilfe leistete. Dieser Traum vermehrte seine Angst und er erzählte ihn am andern Morgen seinem Schloßhofmeister Golo. Der war aber arglistig genug, ihn sogleich auszulegen. „Herr," erwiderte er, „der Drache bedeutet den Koch, der ja Drago geheißen, das ist gedollmetscht Drache; der hat seiner Treue vergessen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entrissen." Golo beredete auch seinen Herrn, solchen melancholischen Träumen fernerhin keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern fest überzeugt zu sein, die Gräfin samt dem Koch hätten wohl noch einen üblern Tod verdient. Um den Grafen zu zerstreuen, veranstaltete Golo auch mancherlei Gastereien, Tänze, Besuche bei Freunden und was er sonst wußte, das den Grafen er-

lustigen konnte. Alle diese Dinge erfreuten nun freilich seine äußerlichen Sinne, aber die Wunden seines angsthaften Herzens konnten sie nicht heilen; diese wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, da fand er unter anderen Schriften den Brief, den Genovefa im Kerker geschrieben und den das kluge Kind dort wohl versteckt hatte. Er las diesen Brief in der höchsten Spannung seiner Seele und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unschuld seiner lieben Genovefa zweifeln. Da wurde er von solcher Reue und solchem Mitleiden bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing und vor Herzeleid sterben zu müssen meinte. Den Golo aber schalt er einen falschen Verräter und gottlosen Mörder und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja wenn er gegenwärtig gewesen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchstochen. Aber der Arglistige sah von ferne an der Miene seines Herrn, was ihn erwarte. Er floh deswegen den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen sich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen so scheinbare Gründe entgegen zu halten und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verdrehen, daß jener seinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. „Genovefa," sprach er, „bezeugt in ihrem Schreiben, sie sei unschuldig und habe nimmermehr so arge That begangen. Ei, eine schöne Verantwortung! Wenn das Leugnen genug ist, nun dann sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig." So wiegte er das Gewissen seines Herrn in Schlaf und brachte sich selbst wieder in Gnaden. Aber die innerliche Ruhe des Grafen dauerte nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an seinem schuldigen Gewissen. Es war ihm immer, als raunte ihm eine Stimme in die Ohren: „Du hast dein Weib Genovefa umbringen lassen; du hast das unschuldige Kind lassen töten; du hast den frommen Koch hinrichten lassen!" So lief er umher, wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo merkte dies alles wohl; er sah, daß der Gemütszustand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte sich bald nicht mehr sicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land; denn er fürchtete, sein Herr möchte ihn zuletzt ergreifen lassen. Einige Zeit darauf ereignete es sich, daß man an einem entlegenen Ort im Felde Spuren eines verscharrten Leichnams entdeckte; man öffnete die Erde, grub tiefer und stieß endlich auf den Körper des hier vergrabenen Koches, den Golo hatte vergiften und dorthin schaffen lassen, und den man an verschiedenen Merkzeichen erkannte. Der Graf sah den Leichnam selbst, und von nun an nahmen seine Zweifel über den unverschuldeten Tod des Koches zu. Nach einigen Jahren wurde die Frau zu Straßburg, die den Grafen durch ihre Vorspiegelungen betrogen hatte, eingezogen und als schändliche Betrügerin vom Gerichte zum Feuer verurteilt. Vor ihrem Tode bekannte sie auch diesen Betrug und erklärte, daß die Gräfin samt dem Koch unschuldig sei. Auch bat sie, dem Grafen zu berichten, daß sie auf Anstiften des Hofmeisters Golo jenes Gaukelspiel angestellt habe.

Dies wurde dem Grafen Siegfried in aller Eile gemeldet, und jetzt erst erkannte er ganz klar, wie er von Golo umstrickt und umnebelt worden und seine arme Gemahlin mit ihrem Kind unschuldig dem Tod überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue, Verzweiflung durchwühlten ihm sein Herz, und sein ganzes Trachten ging fortan dahin, den Verräter Golo zu suchen. Zwei Jahre war dieser von Hofe weg, und der Graf wußte nicht, wie er den Fuchs fangen sollte; da entschloß er sich endlich zu einer List. Er schrieb dem Bösewicht einen freundlichen Brief, in welchem er sich scheinbar darüber verwunderte, warum er den Hof verlassen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genossen; Golo antwortete ausweichend und entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familiengeschäften. Der Graf wiederholte seine Briefe, verbarg allen Widerwillen und gab zu erkennen, wie sehr er seines freundlichen Umgangs bedürfe. Dieser Briefwechsel dauerte eine geraume Zeit, bis endlich Golo wirklich glaubte, der Graf sei ihm wieder in Gnaden gewogen.

Endlich stellte der Graf Siegfried gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und festliche Mahlzeit an, wozu er alle seine Freunde einlud. Unter diesem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung, und dieser rannte freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen, und wirklich freute er sich höchlich über seine Ankunft; Golo war vor den übrigen Gästen eingetroffen, und sie führten, in Erwartung dieser, einige Tage lang die freundlichsten Gespräche, als wäre gar nichts zwischen ihnen beiden vorgefallen.

Sieben ganzer Jahre waren verflossen, die Genovefa in der Wüste zugebracht hatte und von aller Welt für tot gehalten worden war. Der Dreikönigstag und die Feste des Grafen kamen nun auch herbei; damit denn die geladenen Gäste um so bessere Tafel finden möchten, ritt Herr Siegfried selbst zuvor hinaus, um zu jagen, und nahm unter andern Dienern auch den Golo mit sich. Da rannten sie in der Wildnis umher, der eine da, der andere dorthin, und jeder befleißigte sich, ein Stück Wild einzutreiben. Von ungefähr wurde der Graf eine schöne Hirschkuh gewahr; er setzt ihr zu Rosse durch Hecken und Gesträuch nach und verfolgt sie so lange, bis sie sich in eine Höhle rettet, die sich dem Auge des Grafen zwischen Strauch und Gestein aufthut. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau stehend. Er erschrak von ganzem Herzen und meinte nicht anders, als es sei ein Gespenst oder ein Spuk der Hölle. Deswegen bezeichnete er sich mit dem Kreuz und sprach mit Entsetzen: „Wenn Du von Gott bist, so komm zu mir heraus und sage mir, wer Du seiest.“ Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den ersten Blick und sprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches, nacktes

Weib. Wollt Ihr, daß ich zu Euch herauskomme, so werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!" Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle. Sie umwickelte sich nun mit dem zugeworfenen Tuche und trat aus der Höhle hervor, die unerschrockene Hindin an ihrer Seite; Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, sondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen.

Der Graf wunderte sich über die abgemagerte Gestalt des Weibes, das er vor sich sah, und fragte, wer und von wonnen sie doch sei. „Mein Herr," sprach Genovefa, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Not bin ich hieher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verschuldet hatte, mit meinem armen Kind umbringen wollen." Der Graf zuckte zusammen, doch fragte er weiter, wie lang es her sei und wie es zugegangen. Genovefa faßte Mut und sprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich seinem Hofmeister, daß er mich samt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen lassen sollte; die Diener aber schenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nimmermehr vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wolle, und das sind nun schon sieben Jahr." Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovefas Bild stieg vor seiner Seele auf, aber in dieser abgezehrten Gestalt konnte er sie nicht erkennen. Darum sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte Euch um Gottes willen, sagt mir, wie ist Euer Name und wie der Name Eures Eheherrn?" Da sprach sie seufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried; ich armselige aber nenne mich Genovefa.

Diese wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerschlag getroffen hätte. Er bäumte sich in seinen Bügeln und stürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf seinem Angesichte und atmete lange nicht. Als er aber wieder zur Besinnung kam, richtete er sein Haupt auf und sprach, noch in den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa! seid Ihr es?" Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!" Dem Grafen rollten die Zähren über das Gesicht, er fiel wieder in Erstarrung und konnte lange kein einziges Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen sprach er endlich, noch immer knieend: „O daß Gott im Himmel sich erbarme! In solchem Elend muß ich Euch antreffen! Ich gottloser Bösewicht, ich bin nicht wert, daß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß sie sich mir aufthue und mich der Abgrund der Hölle verschlinge! Bin doch ich die einzige Ursache alles Eures Unheils, ich, der boshafte Mann, der sein unschuldiges Weib falschen Argwohnes wegen umbringen hieß! Verzeihet mir, geliebte Genovefa, nicht um meinetwillen, nein, um des Gekreuzigten willen, der dort auf Eurem Felsen steht! Ich stehe nicht auf vor Euren Füßen, bis daß ich Gnade erlangt habe!"

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein und sprach mit halb-

gebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht, mein Herr Siegfried, betrübet Euch nicht so sehr! nicht durch Eure Schuld, sondern nach Gottes Anordnung ist es geschehen, daß ich in diese Wüste versetzt worden bin. Ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner Gnade würdig machen. Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf, in das abgezehrte Angesicht seiner Gemahlin schauend; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor Mitleiden zerspringen, als er das holdselige Antlitz, das einst den Engeln glich, jetzt so gar grausam entstellt sah. Er fühlte eine solche Ehrerbietung gegen Genovefa, als ob er vor einer Heiligen aus dem Himmel stünde, und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, so wagte er doch kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er endlich: „Und wo ist denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Ist es denn nicht mehr am Leben?“ — „Freilich ist es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiderte Genovefa, „ich allein hätte es nicht ernähren können; aber Gott hat mir diese Hindin geschickt und das treue Tier hat mein Kind zweimal des Tages gesäugt!“

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, mit seiner Schafhaut bekleidet, barfuß daher gelaufen kam, seine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, erschrak er sehr und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mensch, der bei Dir steht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter sprach: „Fürchte Dich nicht, lieber Sohn! komm nur kecklich her; der Mann thut Dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid und Freud so groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und sagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das ist Dein Vater, geh hin, fasse seine Hand und küsse sie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf seine Arme, drückte es an sein entzücktes Herz und küßte es süßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor als: „O mein herzliebster Sohn, o mein herzgüldenes Kind!“

Als der Graf sich mit Umarmung seines Sohnes ersättigt hatte, blies er stark in sein Jägerhorn und rief die Jäger und die Knechte zusammen. Eilfertig kam einer um den andern und alle verwunderten sich, als sie die wilde Frau bei dem Herrn und das Kind auf seinen Armen sahen. Der Graf sprach: „Was dünkt Euch von diesem Weibe, solltet ihr es wohl kennen?“ Da sie nach einigem Beschauen alle nein sagten, so sprach er weiter: „Kennet ihr denn meine Gemahlin Genovefa nicht mehr?“ Auf diese Worte überfiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem andern ging hinzu, hieß sie freundlich willkommen

und erfreute sich von Herzen, daß diejenige noch lebte, die alles im Schlosse schon sieben Jahre lang beseufzet hatte. Zwei von ihnen ritten eilig nach Hause und kamen mit einer Sänfte samt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu schmücken und heimzutragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Grafen herbeikamen, war Golo der letzte, als ahnte es ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sei. Der Graf hatte ihm zwei Diener entgegengeschickt mit dem Befehl: er solle eilen, es sei ein wunderseltsames Wild gefangen worden. Wie er nun hinzu kam, da sprach der Herr Siegfried. „Golo, kennest Du dieses Weib?“ Er schreckte zusammen, doch sagte er: „Nein, ich kenne sie nicht.“ Weiter sprach der Graf: „Du ruchlosester Bösewicht, der unter der Sonne wandelt, kennst Du Genovefa nicht, die Du fälschlich bei mir verklagt und unschuldig in den Tod geschickt hast? Du Mörder, wie soll ich Dich genug strafen, welche Qualen soll ich ersinnen, mit denen ich Dich genug martern kann!“ Golo lag indessen auf der Erde und wälzte sich und bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden und als den größten Übelthäter gefangen abzuführen.

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte sich gefallen lassen, mit ihm in das Schloß zurück zu gehen, aber sie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle und fiel vor dem Kruzifixe nieder, Gott für alle an diesem Orte empfangene Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm sie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovefas Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne sie die Frau und das Kind von sich ließen. Die Hirschkuh folgte der Gräfin wie ein sanftmütiges Lamm und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche sie gesetzt ward, und nun bewegte sich der Zug dem Schlosse zu.

Hier war das große Wunder schon zur lauten Märe geworden, jeder wollte die Wiedergefundene sehen, Freunde und geladene Gäste kamen scharenweise auf das Schloß, wo sie große Ursache zu frohlocken antrafen, da sie die teure Verwandte wie von den Toten auferstanden fanden und die wunderbare Weise vernahmen, durch welche Gott ihre Unschuld geoffenbaret hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt war, begannen die Feste und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovefa konnte von keiner Speise genießen und den Freudenwein nicht kosten; aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speise bereiten, die sie allein essen konnte.

Als die Freudenwoche vorüber war, wurde auch über Golo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus seinem Gefängnisse holen und sämtlichen Gästen vorführen. Er erzählte ihnen alle seine Frevel und ließ sie urteilen, welche Strafe ein so teuflischer Bösewicht verdient habe. Die ganze Verwandtschaft schrie Rache über den boshaften Verräter und verurteilte ihn zum grausamsten Tode. Da warf sich der Bösewicht zu Genovefas Füßen und diese

bat ihren Herrn inständig, dem armen gedemütigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hätte ihr zwar wohl diese Gunst bewilligt, er wagte aber nichts ohne seine versammelten Verwandten zu thun. Diese willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden könnte, Golo sei unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt was er verschuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten, wurden mit dem Schwerte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt, darunter auch das Mägdlein, die der Gräfin Feder und Dinte in das Gefängnis gebracht, so wie einer von den Dienern, die ihr das Leben geschenkt hatten; der andre war schon gestorben, dafür erhielten seine Kinder die Wohlthat.

Die Feste waren zu Ende und die Gäste hatten das Schloß des Grafen verlassen. Fortan lebte Genovefa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit, und er wußte nicht wie er ihr genug dienen und aufwarten sollte, er liebte sie, wie die Engel im Himmel sich lieben, und ließ ihr alle Ehre erweisen, die man einer durchlauchtigsten Fürstin erweist. Aber die Gräfin freute sich irdischer Ehre nicht mehr, und ihr Körper war von dem langen Elend so schwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte sie drei Monate aufs neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, so wurde sie eines Tages über dem Gebete entzückt und sah eine herrliche Erscheinung. Eine Schar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte sich ihr und mitten unter ihnen ging die Mutter Gottes glorwürdig einher. Jede von diesen Heiligen reichte der Gräfin eine himmlische Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone in der Hand und sprach: „Geliebte Tochter, betrachte diese Krone; Du hast sie erworben durch die Dornenkrone, die Du in der Wildnis getragen hast. Empfange sie von meinen Händen, denn es ist Zeit, daß sich bei Dir die Ewigkeit Deiner Freuden anhebe!“ Mit diesen Worten setzte sie ihr die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel.

Über diese Erscheinung war Genovefa sehr froh, denn sie war dadurch versichert, daß ihr Elend nun bald ein Ende nehmen werde. Doch sagte sie ihrem Gemahl nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das sie zuletzt aufs Krankenbette warf. Und gegen diese Krankheit fruchtete kein Mittel, so daß Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich bald in trostloses Leid versanken. „Ach, geliebte Genovefa,“ rief der Graf an ihrem Lager aus, „wollt Ihr denn, kaum gefunden, so bald von mir scheiden und mein ganzes Herz wieder betrüben? Habt Mitleid mit meinem Jammer und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile

bei mir lassen wolle!“ Genovefa sprach freundlich darauf: „Betrübet Euch nicht so sehr wegen meines Todes, lieber Gemahl; Ihr richtet damit nichts andres aus, als daß Ihr mich mit Euch betrübet. Ihr seht ja wohl, daß es nicht anders sein kann; darum gebet Euch von freien Stücken in den göttlichen Willen. Was mich in meinem Tod am meisten bekümmert, ist, daß ich Euch und meinen lieben Schmerzenreich in solcher Bekümmernis sehen muß; wenn ihr beide getrost wäret, so wollte ich freudig sterben und dies elende Leben mit einem besseren vertauschen.“

Von da an brachte die Gräfin ihre ganze Zeit in lauter Andacht zu; sie ließ alles, was im Schlosse war, zu sich rufen und gab allen ihren Muttersegen, besonders segnete und tröstete sie ihren geliebten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am meisten zu Herzen ging. Und so entfloh endlich ihr seliger Geist dem schwachen Leib und ging ein in das ewige Leben. Siegfried mit seinem Söhnlein warf sich jammernd über den Leichnam seiner geliebten Genovefa. Alle Diener und Frauen im Schlosse wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche und weinte mit zusammengeschlossenen Händen so beweglich, daß man meinte, er müsse die Gestorbene mit seinen heißen Zähren wieder lebendig machen. Die arme Hirschkuh, die der Gräfin aus der Wildnis in das Schloß gefolgt war und hier zahm herumging, fing an zu trauern, so bald ihre Herrin gestorben war; und als man endlich den Leichnam bestattete, ging sie mit gesenktem Kopfe der Leiche nach und schrie so beweglich, daß es die Menschen erbarmte; nach dem Begräbnis legte sie sich auf das Grab und wich nicht mehr, bis sie vor lauter Trauern gestorben war.

Mit der heiligen Genovefa war dem Grafen alle Lust und Freude begraben, und kein Ding auf der Welt gewährte ihm ferner ein Genügen. In der Kirche lag er allezeit knieend auf ihrem Grab, und in dem Schlosse verriegelte er sich täglich in ihrer Kammer, da war ihm, als hätte er sie vor Augen, und führte ein klagendes Zwiegespräch mit ihr und bat ihr unter Thränen ab, daß er sie im Leben so hart verfolgt habe. Auch zu der Höhle, in der Genovefa gelebt hatte, ging er hinaus, und als er vor dem Kruzifix auf den Knieen lag, da sprach er bei sich selbst: „Dies ist die Höhle, die mit den Seufzern der verlassenen Unschuld angefüllt ward; hier hat deine treue Gemahlin fremde Sünden abgebüßt, warum solltest du hier nicht deine eigene Sünde abbüßen?“ Als er dies bei sich selbst gesprochen, entstand in seiner Seele wie durch Eingebung der Vorsatz, in jener Höhle ein Einsiedlerleben zu führen. Er kehrte auf der Stelle nach Trier zurück, und begehrte und erhielt vom Bischof Hidulf die Erlaubnis, ein Kapelle an dem Ort zu erbauen.

Als nun eine schöne Kirche in der Wildnis fertig war, mit zwei oder drei Einsiedeleien für solche, die daselbst Buße thun wollten, wurde der Leichnam der frommen Genovefa dorthin gebracht, damit sie da ruhen möchte, wo sie so lange ein strenges und ruheloses Leben geführt hatte. Da mochte man





Wunder sehen. Denn obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarg lag, den kaum sechs Stiere hätten fortbewegen können, so zogen ihn doch zwei Pferde so leicht, als wenn sie gar keine Last hätten. Und wo der Trauerwagen vorübergeführt wurde, da neigten sich die Hecken des Waldes, als schwankten sie vom Winde bewegt; ja selbst die höchsten Bäume bogen ihre Äste tief gegen ihn herunter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau beigesetzt und das himmlische Kreuz auf den hohen Altar gestellt.

Der Graf bestellte nun seine Sachen im Schlosse und ordnete alles an, wie er es vor seinem Ende hätte verordnen müssen. Dann berief er seinen Bruder und sprach in Gegenwart seines Sohnes: „Lieber Bruder, Ihr habt schon seit geraumer Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genügen haben kann, als in der Trauer um meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entschlossen, die Welt gänzlich zu verlassen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu sterben; deswegen setze ich Euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich und bitte Euch, Ihr wollet an ihm thun, als wenn es Euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird Euch Gehorsam und Ehrerbietung bezeigen, wie ein Kind seinem Vater schuldig ist.“ Dann sprach er zu seinem Sohne: „Hörst Du es, mein herzliebstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und Dir meine ganze Grafschaft übergebe? Dein Herr Oheim soll hinfort Dein Vater sein.“ Da sprach Schmerzenreich: „Ei, lieber Vater, meinet ihr auch, daß es recht sei, daß Ihr für Euren Teil den Himmel erwählen wollet und für meinen Teil nur ein wenig Erde hinterlassen? Nein, Vater, das thue ich nicht; ich will ebensowohl den Himmel haben, als Ihr. Wo Ihr leben wollt, will ich auch leben; wo Ihr sterben wollt, will ich auch sterben.“ Alle verwunderten sich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab. „Mein lieber Sohn,“ sprach er, „das strenge Leben dort wird Dir schwer fallen, Dein zärtlicher Leib wird es nicht aushalten können!“ — „Ei, besser als Ihr, mein Vater,“ sprach der junge Schmerzenreich, „habe ich doch sieben Jahre lang die Probe ausgestanden!“

So überließ Schmerzenreich die Grafschaft seinem Ohme, und dieser und der Vater umfingen beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abschied von der Verwandtschaft und zogen in die rauhe Wildnis, daselbst Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn seine alten Gespielen, die wilden Tiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten sich seiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einsiedeleien, brachten darin ihr Leben und Andenken an die fromme Genovefa heilig zu, und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

Es lebte einst in Europa ein jüdischer Zauberer namens Mattetai, der es in seiner Kunst so weit gebracht hatte, daß er alle verborgenen Schätze ergründen und sie nach Belieben gebrauchen konnte. Doch hatte er daran noch nicht genug, sondern da er in einem alten Buche gelesen hatte, daß in der afrikanischen Höhle Xa Xa ein Schlüsselschloß versteckt liege, welches die Eigenschaft habe, daß sein Besitzer der glückseligste Mensch werden und alles erlangen könne, weil die Erdgeister daran gebunden wären und demjenigen zu Willen sein müßten, der das Schloß in seiner Gewalt hätte: so wässerte ihm der Mund schon lange auch nach diesem seltenen Schatz. Da aber, um dieses Schloß abzuholen, allerlei Förmlichkeiten beobachtet werden mußten, die Mattetai noch nicht kannte, so wollte er darüber erst den rechten Bericht einziehen. Weil er nun unter andern Dingen auch einen Ring besaß, an welchen die Luftgeister gefesselt waren, so berief er diese, indem er den Ring um seinen Finger drehte. Alsobald kamen drei Luftgeister herangeflogen und fragten Mattetai, was sein Begehren wäre. Dieser antwortete: „Ich möchte gerne das unschätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa haben, und berufe Euch zu dem Ende, daß Ihr mir zu Hülfe kommen sollt.“ Die Luftgeister antworteten: „Mit Gewalt, Herr, können wir Euch in dieser Sache nicht dienen; denn das Schloß wird von Erdgeistern bewacht, welche stärker sind als wir, und gegen die wir wenig ausrichten können. Bedienet Euch aber einer List, so werdet Ihr vielleicht von selbst obsiegen und das Schloß in Eure Gewalt bekommen!“ — „Wohl gut,“ erwiderte Mattetai, „wie muß ichs aber angreifen?“ — „Ganz so,“ sagten sie, „wie es in Eurem großen Buche geschrieben steht! Vor allen Dingen müßt Ihr einen türkischen Knaben dazu haben, der noch ein unschuldiges Kind ist und Euch in allem folgt, was Ihr ihm nach Anzeige des Buches befehlen werdet.“ Mattetai griff nach dem Buche, sah sich genau darin um, sprang endlich auf und sagte zu den Luftgeistern: „Gut, bringt mich nach Konstantinopel; dort hoffe ich anzutreffen, was ich suche.“

Flugs ergriffen ihn die willigen Luftgeister und führten ihn durch die Luft in ein paar Augenblicken nach Asien hinüber, wo sie ihn nahe bei der Stadt Konstantinopel auf den Erdboden niedersetzten. Hier entließ er die Geister, ging hinein in die Stadt und durchwanderte viele Straßen, bis er

endlich einen Knaben antraf, der ihn diejenigen Eigenschaften zu haben däuchte, die dazu nötig waren, das Werk, das er vor hatte, glücklich auszuführen. Es war ein armer mutterloser Taglöhnerssohn, Namens Lameth; diesem nahte sich Mattetai, während er gerade mit andern Jungen seines Gleichen auf der Straße spielte, grüßte ihn freundlich und fragte: „Wo wohnt Dein Vater?" — „Nicht weit von hier," antwortete Lameth. Mattetai bat, ihn zu seinem Vater zu führen; das that Lameth und brachte ihn zu seinem Vater, welcher Achim hieß. Diesen redete Mattetai ganz höflich an und richtete die Bitte an ihn, ob er ihm nicht seinen Sohn, so lange er hier bleiben würde, um ein bestimmtes Geld des Tages zur Bedienung überlassen wolle, damit er ihm die Straßen zeige, die er in seinen Geschäften zu gehen hätte; denn als ein Fremder wisse er gar keinen Bescheid in dieser ungeheuren Stadt. Auf die Frage Achims, wo denn der Fremde wohne, gab dieser zur Antwort: „Ich komme eben zum Thore herein und will gerade von Euch vernehmen, wo ich wohl unterkommen könnte." Achim zeigte ihm ein Haus in der Nachbarschaft, und sagte: „Hier werdet Ihr in allem wohl bedient werden, und weil es in unserer Nähe ist, kann auch mein Sohn um so besser zu Euren Diensten sein."

Mattetai bedankte sich für den guten Rat, schenkte dem Tagelöhner einen Dukaten, bestimmte des Knaben Lohn und erklärte sich noch überdies bereit, für seinen Unterhalt sorgen zu wollen, wenn er ihm getreu dienen würde. Achim, als er von so viel Geld hörte, das er durch seine harte Arbeit in Monatsfrist nicht zu verdienen wußte und das der Knabe alle Tage für so geringe Mühe bekommen sollte, dankte dem Gott Mahomeds in seinem Herzen, und wünschte nur, daß Mattetai recht lang in Konstantinopel verweilen möchte. Er übergab ihm seinen Sohn und prägte demselben ernstlich ein, seinem neuen Herrn in allem gehorsam zu sein und treulich zu dienen. Mattetai dankte noch einmal und begab sich mit Lameth in das angewiesene Haus, ließ sich dort ein gutes Mahl zurichten, das der Knabe mit ihm teilen und noch dazu die Brocken in seines Vaters Haus tragen durfte. Gleich für den ersten Tag gab ihm der Zauberer einen Dukaten Lohn, obgleich er ihm noch wenig gedient, und nur etliche Stunden bei ihm geblieben war. Er schickte ihn damit bei Zeiten fort, weil er vorgab, reisemüde zu sein und nicht mehr ausgehen möge, sondern ruhen wolle.

Lameth überbrachte seinem Vater alles mit Freuden, und dieser kam ganz außer sich, als er auf einmal so viel Geld vor sich sah; er befahl seinem Sohn, dem Herrn zu thun, was er ihm an den Augen absehen könnte, und schickte ihn am Morgen in aller Frühe zu dem Fremden. Mattetai ließ nun sogleich einen Kleiderhändler rufen, der ein sauberes Kleid für den Knaben bringen mußte; darauf befahl er ihm, zwei gute Pferde zu mieten. Auf diese setzten sie sich, und ritten so in Konstantinopel herum, alle Seltenheiten zu besehen. Des Abends kehrten sie wieder heim, speisten zu Nacht, und Lameth erhielt wieder den versprochenen Taglohn und wurde, mit den übriggebliebenen

Speisen beladen, zum Vater heimgesandt. So hatte auch Achim rechte Herrentage, dachte fast an kein Arbeiten mehr und wünschte nur, daß Mattetai sein Lebenlang dableiben möchte. Vierzehn ganze Tage währte es so, und Vater und Sohn hätten dem Fremden gerne die Hände unter die Füße gebreitet; allein Mattetai mußte sich ganz wider seinen Willen so lange in Konstantinopel aufhalten, um den rechten Tag abzuwarten, an dem das große Geschäft unternommen werden könnte.

Den Abend, ehe dieser Tag erschien, befahl der Zauberer dem Lameth, die besten Pferde, die er bekommen könnte, zu mieten und gleich bei Anbruch des Tages mit demselben zu ihm zu kommen; denn er sei willens, nachdem er alles Schöne in der Stadt eingesehen, morgen auf das Land zu gehen, die Gegend außerhalb der Stadt zu besichtigen und ihre Annehmlichkeiten zu genießen. Lameth that mit Freuden, was ihm Mattetai befohlen, und kam am andern Tag in aller Frühe mit zwei der besten Pferde, die er hatte bekommen können. Auf das eine setzte sich Mattetai, Lameth folgte ihm auf dem andern willig nach. Als sie ein paar Meilen von der Stadt entfernt waren, verließ der Zauberer auf einmal die ordentliche Straße und ritt in das Gebüsch hinein. „Herr,“ sagte Lameth, „wir wollen der Landstraße folgen, sonst könnten wir uns verirren.“ Aber Mattetai sagte: „Folge mir nur nach; weil die Sonne so heiß scheint, will ich lieber im Waldesschatten reiten; nachher werde ich den Weg auf die Landstraße schon wieder zu finden wissen.“ Er gab mit diesen Worten seinem Pferde die Sporen und ritt so scharf zu, daß Lameth ihm fast nicht nachfolgen konnte, da Mattetai durch Hecken und Stauden, über dick und dünn dahinsprengte. Endlich vermochte der Knabe nicht länger es auszuhalten; er rief deswegen dem Zauberer nach und bat ihn inne zu halten. Dies that jener endlich; an einer öden Stelle angekommen, stieg er vom Pferde, band dasselbe an einen Baum und befahl dem Lameth ein gleiches zu thun und mit ihm ein wenig auszuruhen. Lameth war recht froh darüber; sobald er sein Pferd angebunden, lagerte er sich und verschnaufte ein wenig.

Indessen zog Mattetai ein großes Buch aus seiner Manteltasche, schlug es im Grase auf und las eine Weile darin. Nachher drehte er seinen Ring am Finger um und murmelte etwas in seinen Bart; und siehe da, im Augenblick standen drei Luftgeister vor ihm, die fragten, was er zu befehlen hätte. Lameth, der dergleichen noch niemals gesehen hatte, erschrak darüber so sehr, daß er fast vor Schrecken gestorben wäre. Aber Mattetai richtete ihn bald wieder auf und sagte: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, es soll Dir kein Haar gekrümmt werden! Folge mir nur; ich versichere Dich, es soll Dich nicht gereuen; ich will Dich so reich machen, daß Du mirs Dein Lebtag danken wirst.“ Mit diesen und andern Worten beruhigte er den Knaben; dann wendete er sich zu seinen Luftgeistern und sagte zu dem einen: „Da, nimm diese zwei Pferde und überbring sie ihrem Herrn wieder! Ihr aber — sagte

er zu den zwei andern — ihr bringt mich und meinen getreuen Diener hier unversehrt nach Afrika, zu der berühmten Höhle Xa Xa."

Im Augenblick wurden beide von den Geistern ergriffen, durch die Luft entrückt und in einem Nu nach Afrika hinüber gebracht, wo die Geister sie vor einem großen Hügel niedersetzten. Mattetai verabschiedete hier seine Luftgeister, zog sein Buch wieder heraus und las darin. Dann holte er ein Feuerzeug, das er mit sich trug, hervor, zündete ein Feuer an und beschrieb einen Kreis darum. Hernach streute er Weihrauch ins Feuer und murmelte einige unverständliche Worte. Während er dies that, entstand in dem Hügel ein großes Getöse, wie wenn es donnerte; alsdann geschah ein entsetzlicher Knall, mit dem sich der Hügel öffnete und viel feurige Flammen aus der Höhle herausfuhren. Als dies geschehen war, ging Mattetai aus dem Kreise und auf Lameth zu, der vor Furcht und Schrecken nicht wußte, ob er noch lebe oder gestorben sei. Mattetai aber ergriff ihn beim Arm, richtete den Zusammengesunkenen empor und sagte zu ihm: „Lieber Lameth, jetzt ist die Stunde gekommen, wo Du mich und Dich auf unser ganzes Leben glücklich machen kannst. Merke deswegen genau auf alles, was ich Dir sagen will: Du siehst hier die Öffnung dieses Hügels; in ihn hinein mußt Du Dich begeben; fürchte Dich nicht, es wird Dir, wenn Du mir in allem folgst, nichts widriges begegnen. Erstlich nimm hier diesen Ring (mit diesen Worten steckte er ihm einen Ring an den Finger) und gieb acht, so lieb Dir Dein Leben ist, daß Du ihn nicht verlierest, noch ihn Dir von jemand nehmen lassest; denn so lang Du ihn am Finger trägst, wird Dir niemand etwas anhaben können. Darauf geh nur freudig in die Höhle, wandere den langen, finstern Gang gerade durch; kehre Dich weder zur rechten noch zur linken Hand; und wenn man Dir ruft, so sieh nicht einmal hinter Dich. Wenn Du aus dem finstern Gang herausgetreten bist, wirst Du durch drei Zimmer kommen, die alle voll von Gold, Silber, Edelgestein und andern köstlichen Sachen sind. Rühre bei Leibe nichts davon an, sondern gehe geraden Weges fort, dann kommst Du in einen schönen Garten, der voll Bäume mit süßen Früchten ist; von denen kannst Du, wenn es Dich nach etwas lüstet, pflücken so viel Du willst; doch halte Dich nicht zu lange auf, denn sonst würde die Zeit vergehen, während welcher die Kluft offen bleibt; eile deshalb nur weiter vorwärts; dann wirst Du endlich an einer marmornen Säule ein großes Schloß mit einem Schlüssel an einer Perlenschnur angehängt finden. Schneide die Schnur entzwei, schiebe sie mit Schloß und Schlüssel geschwind in die Tasche und laufe gerade Weges wieder zu mir heraus; laß Dich durch nichts, was in der Welt es auch sein mag, an Deiner Rückkehr hindern, sondern eile den Weg, den Du gekommen bist, zurück, ohne ein Wort zu reden."

Lameth entsetzte sich über des Fremden Worte; er war blöde und konnte sich nicht entschließen, ein so gefährliches Werk zu unternehmen. Mattetai redete ihm indessen aufs ernstlichste zu und ließ ihn einen Blick in das glän-

zende Leben thun, das er ihm bereiten wolle. Als aber Lameth noch immerfort zitterte und bebte und sich zu nichts willig zeigte, da fürchtete der Zauberer, wenn die rechte Stunde verlaufen sei, so möchte er mit aller Welt Hülfe das, was er suchte, nicht mehr erlangen. Er wurde daher zornig, ergriff Lameth beim Kragen, warf ihn zu Boden und sagte: „Ich bringe Dich um, wenn Du nicht vollführst, was ich Dir befehle!“ Da bat ihn Lameth um Gnade und versprach thun zu wollen, was er verlange. Jetzt wurde der Zauberer wieder ganz freundlich, wischte ihm den Staub ab, stärkte ihn mit kräftigen Arzneien, die er bei sich hatte, und begleitete ihn bis an den Hügel. Hier hieß er ihn in die gespaltene Höhle hineingehen, und als der Knabe den Eingang überschritten, setzte er sich an demselben nieder und erwartete vor der Höhle mit Schmerzen seine Zurückkunft.

Wie Lameth sich im Eingang der Höhle befand, folgte er der Angabe seines Meisters; er ging emsig, doch mit Furcht und Behutsamkeit vorwärts, denn es war so finster, daß er gar nichts um sich gewahren konnte; jedoch, eingedenk der Warnungen seines Meisters, ließ er sich nicht hindern, sondern ging seines geraden Weges fort. Da wurde es denn plötzlich hell, und er kam in ein Zimmer, in dem lauter silberne Gefäße standen, mit Blumen schön geziert. Doch verstand Lameth ihre Kostbarkeiten nicht; er hielt sie nicht für besser, als gewöhnliches Metall, sah sie mit Verwunderung an, berührte jedoch nicht das geringste davon, sondern ging vorwärts. Da kam er in ein anderes Zimmer, wo Körbe und Schalen aus lauterem Golde gefertigt standen, darin nichts als Edelsteine, Perlen und andere Kleinodien waren. Diese Dinge kannte Lameth noch weniger; er hielt sie für schöne Spielsachen und achtete ihrer nicht, sondern ging seines Weges fort. So kam er in ein drittes Zimmer, das mit silbernen und goldenen Münzen ganz gefüllt war, denn sie waren in Haufen aufgeschüttet, als wäre es Korn. Was Münzen sind, wußte Lameth wohl: fast hätte ihn die Lust überwunden, seine Taschen damit anzufüllen; doch noch zu rechter Zeit fiel ihm Mattetais Drohung ein; er fürchtete sein Gelüste mit dem Tode bezahlen zu müssen, und so eilte er weiter fort. Jetzt kam er in den schönen lachenden Garten, von dem ihm gesagt war; da standen viele Bäume, alle mit weißen, gelben, grünen, roten Früchten, die wie durchsichtig schimmerten, geziert. Er sah sie mit Erstaunen an und mit Verlangen. Wußte er doch, daß er von ihnen zu sich nehmen durfte, wie viel er wollte. Doch hielt er es für keine rechte Früchte, sondern glaubte, es seien bunte, schön geschliffene Gläser: nun begann er seine Taschen damit zu füllen; da fiel ihm plötzlich ein, daß der Fremde ihn gewarnt hatte, nicht viel Zeit damit zu versäumen, damit die Höhle nicht geschlossen werden möchte. So eilte er weiter und erblickte bald eine marmorne Säule; an dieser hing an einer Perlenschnur das wunderbare Schloß. So wie er dieses ersah, lief er darauf zu, schnitt es geschwind ab und wollte es in die Tasche stecken. Aber *seine breiten Taschen* waren voll von den Wunderfrüchten, die er gepflückt

hatte. Da besann er sich nicht lange, nahm seinen Turban ab, rollte ihn auf und verbarg das Schloß samt Perlenschnur sorgfältig darin, dann wand er ihn wieder fest um seinen Kopf und rannte schneller, als er hineingegangen war, den geraden Weg wieder zurück. Da umtönte ihn in dem Garten und den Zimmern, welche er zu durchlaufen hatte, ein solches Geheul, Gepolter und Geprassel, daß ihm alle Haare zu Berge standen und er meinte, die Höhle würde zusammenstürzen und das Firmament darüber. Er war deswegen froh, als er den engen Gang wieder erreichte; aber dieser, der vorhin stockfinster gewesen war, gab jetzt einen ganz feurigen Wiederschein von sich, und Lameth getraute sich deswegen lange nicht, dem Feuer zu nahen; als er sich aber fürchtete länger zu zögern, lief er mitten in die Flammen; da empfand er, daß sie nicht brannten, sondern ganz kühlend waren, und so freute er sich sehr; denn schon leuchtete ihm durch die Oeffnung das Tageslicht entgegen, und in wenigen Minuten hoffte er aus seinem Jammer befreit und wieder bei seinem Meister zu sein. Da ließ sich plötzlich ein großer Knall hören, wie ein mächtiger Donnerschlag, und mit diesem verschloß sich die Höhle und es wurde so finster, daß man gar nichts mehr sehen konnte. Lameth tappte herum und seinem Pfade nach. Endlich kam er an die Stelle, wo zuvor die Öffnung gewesen war. Allein jetzt fand er keine Spur mehr von ihr, bald mußte er sich sagen, daß er lebendig in der Erde begraben sei.

Während Lameth in der Höhle war, wartete Mattetai draußen mit Verlangen, bis er wiederkommen und ihm das Schloß aus der Höhle Xa Xa bringen würde. Allein schon war die meiste Zeit verflossen, nach der die Höhle sich wieder schließen mußte, und als er den Knaben nicht wiederkommen sah, geriet er fast in Verzweiflung, weil er wohl wußte, daß in wenigen Augenblicken alle seine Hoffnung verloren sein würde. Darum jammerte er kläglich und schrie immer: „Lameth, o Lameth, komm, eile, erfreue den unglücklichen Mattetai mit deiner Gegenwart!“ Aber dieser wollte nicht kommen, und der Zauberer gab sich seiner Trostlosigkeit hin; er hatte nicht nur das Schloß von Xa Xa, sondern seinen herrlichen Ring dazu verloren und damit seine ganze zeitliche Glückseligkeit verschenkt. Noch rief er: „Lameth, Lameth,“ als plötzlich jener entsetzliche Knall sich hören ließ, und eine feurige Flamme aus der Höhle herausfuhr, mit welcher sie sich schloß. Die Flamme ergriff den Zauberer, schleifte ihn eine Meile Wegs von dannen und warf ihn in einen großen Wassersumpf, in dem er wie ein Frosch ausgestreckt lag, ohne Besinnung und Empfindung, bis die Sonne unterging und er an der Kühle erwachte, wie aus einem Traume. Aber noch wußte er nicht, wo er war, noch wie er dahin gekommen. Nach und nach fiel ihm sein unglückseliges Schicksal wieder ein, und er bejammerte aufs neue den Verlust seines Ringes, denn mit dessen Hülfe hätte er sich leicht durch den Dienst der Luftgeister aus

diesem Elende gerettet und nach Europa zurückbringen lassen können. Jetzt aber war ihm Hoffnung und Besitz entschwunden. Aus dem Sumpf hatte er sich zwar empor gearbeitet, aber in der tiefsten Finsternis lag er, und um ihn brüllten die wilden Tiere, daß ihm die Haut schauerte. Doch schlug er mit seinem Feuerzeug ein Licht, und da er zu seinem einzigen Troste das Buch bei sich hatte, in dem noch große Geheimnisse standen, so durchblätterte er es. Da stieß er denn zu seiner Freude auf eine Anweisung, wie man die Wassergeister berufen könnte. Keinen Augenblick zögerte er, sie zu citieren. Und siehe, auf der Stelle erschienen zwei dienstbare Geister der Art vor ihm, pudelnaß; sie schüttelten sich heftig, fragten, was er verlange. „Sagt mir," rief sie Mattetai an, „in welchem Teile der Welt ich mich dermal befinde?" — „In Afrika," erwiderten sie. — „Nun, so befehle ich, daß ihr mich auf der Stelle unbeschädigt nach Europa hinüberbringt!" Die Geister setzten den Mattetai auf ihre Achseln, fuhren mit ihm wie der Blitz durch das Meer und setzten ihn in Europa auf das Trockene.

Mattetai war froh, daß er wieder in den Teil der Welt gebracht worden, in welchem er geboren war und wo er seinen bleibenden Aufenthalt hatte. Er verfolgte also, unter schweren Gedanken seinem Verluste nachhängend, mit vieler Unbequemlichkeit seine Reise, bis er wieder in sein Vaterland gelangte. Hier wandte er alle seine Kräfte an, den erlittenen Verlust seines Ringes mit Geduld zu verschmerzen. Auch konnte er sich wirklich darüber wohl trösten, denn seine große Kunst machte ihn zum Herrn aller Schätze; er konnte sich ihrer nach Belieben bedienen und sich dabei wohl sein lassen.

Zu Konstantinopel war der ehrliche Tagelöhner Achim in großer Not. Er forschte aller Orten nach seinem Sohne Lameth und niemand konnte ihm etwas von ihm sagen. Er ging zu dem Manne, wo Lameth die Pferde gemietet; hier erfuhr er nur so viel, daß die Pferde wieder gekommen, ohne daß jemand darauf gesessen. Man habe sie ledig an das Haus angebunden gefunden. Darüber machte sich Achim ängstliche Grillen; er ging nach Mattetais Wohnung, traf aber weder Herrn noch Diener. Noch hoffte er, sie würden sich am Abend einstellen; als aber der zweite und dritte Tag verflossen war, ohne daß er von seinem Sohne etwas erfahren hatte, da wurde er ganz kleinmütig, schalt den Mattetai einen Betrüger und Verführer und wünschte ihm die Pest auf den Hals. —

Lameth war noch immer in der Höhle Xa Xa verschlossen und wehklagte laut als ein lebendig Begrabener, der nicht wußte, wie er aus seiner Gruft herauskommen sollte. Er lief endlich in die Höhle zurück, denn er hoffte wieder in die schönen Zimmer und in den Garten zu gelangen, um dort vielleicht einen andern Ausweg zu finden; allein er betrog sich sehr; die Thüren waren fest zugeriegelt und er mußte unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Weil

er von dem Hinundherrennen ganz müde geworden war, setzte er sich nun auf einen Stein in der Höhle; es begann ihn zu hungern und zu dürsten, darüber wurde er sehr kleinmütig, bis ihm einfiel, daß er noch etwas von den Labungen bei sich hatte, die ihm Mattetai mitgegeben. Er langte sie aus seiner Rocktasche hervor und erquickte sich damit, und da ihn sehr schläferte, so suchte er sich einen geschickteren Ort zum Schlummern aus, fand auch bald einen höheren Stein, der ihm zum Kopfkissen diente, legte sich zu Boden und sein Haupt darauf nieder. So schlief er sanft ein und hatte einen süßen Traum, als wäre er seinem Grabe entronnen und wieder daheim bei seinem Vater. Wie er erwachte, hatte er keine Ahnung davon, daß er dreimal vierundzwanzig Stunden verschlafen. Er weinte nur um so lauter, als er sich noch in seinem finstern Kerker eingeschlossen fand, rief nach seinem Vater und rang die Hände. Ohne es zu wollen und zu ahnen, drehte er dabei den Ring um, den ihm Mattetai an den Finger gesteckt hatte. Im Augenblick wurde die Höhle ganz hell und zwei Luftgeister, die vorher in des Zauberers Diensten gewesen waren, standen vor Lameths Augen. Dieser erschrak zwar ein wenig; doch weil er früher die Unschädlichkeit jener Geister erfahren hatte, so ermannte er sich bald wieder, zumal als er die Geister zu sich sprechen hörte: „Was verlangst du von uns? — womit können wir Dir dienen?“ — „Ach,“ seufzte Lameth, „aus meinem Gefängnis wär ich gerne und bei meinem Vater!“ — „Lameth, Lameth,“ antwortete da einer der Geister, „wenn Du das Glück kenntest, das in Deinen Händen ist, Du schätztest Dich höher, als der türkische Kaiser! Aber sei zufrieden; da Du jetzt die Erdgeister gebunden hast, so können wir Dir zu Diensten sein und Dein Wille soll erfüllt werden.“ Darauf öffnete sich in einem Nu und mit großem Krachen die Höhle; die Luftgeister erfaßten den Knaben und führten ihn wie der Wind nach Konstantinopel hinüber, wo sie ihn vor seines Vaters Hause niedersetzten. Er dankte den dienstbaren Geistern herzlich und ging getrost in das Haus hinein.

Hier saß der alte Achim sehr traurig über den Verlust seines Sohnes. Als dieser nun plötzlich vor ihm stand, da war seine Freude unbeschreiblich, er fiel ihm um den Hals und rief das einemal um das andere: „Lameth, ach lieber Lameth, wo bist du so lange geblieben? und wo ist dein guter Herr hingekommen?“ — „Lieber Vater,“ sprach der Sohn, „sagt mir von dem Schelmen und Zauberer Mattetai nichts mehr, sondern schafft mir etwas zu essen, denn mich hungert sehr. Seit ich von Euch gekommen bin, habe ich nichts als ein paar Zuckerstengel über meine Zunge genommen!“ Achim, der noch Geld von Mattetais Lohn im Vorrate hatte, lief in die Wirtsküche und brachte zu essen und zu trinken. Nachdem sich nun Lameth gütlich gethan, erzählte er seinem Vater die ganze Geschichte umständlich; aber Achim wollte ihm keinen Glauben schenken; er meinte vielmehr, sein Sohn fable, oder es habe ihm geträumt. Als aber Lameth seinen Turban auflöste und aus demselben das Schloß nebst der schönen Perlenschnur hervorbrachte, überdies seine

Taschen ausleerte und die schönen durchsichtigen Früchte zeigte, die er in dem unterirdischen Zaubergarten von den Bäumen gepflückt hatte; da mußte Achim wohl glauben, daß es seinem Sohne nicht geträumt habe, sondern daß ihm alles so widerfahren sei, wie er es erzählt hatte.

Indessen achteten sie die schönen Früchte nicht höher als bunte Gläser, schätzten auch das Schloß nicht höher als ein anderes gemeines Vorlegeschloß, so daß Lameth alles zusammen in seine Kammer legte und wenig Sorge dafür trug. Weil aber Vater und Sohn von dem vielen Gelde her, das ihnen Mattetai gegeben hatte, an gute Tage gewöhnt waren, so dachten sie auch ferner an kein Arbeiten und zehrten so lange, als es währen mochte. Als jedoch alles aufgezehrt war, da kam sie das Arbeiten blutsauer an. Eines Tages holte Lameth sein Schloß hervor, zeigte es seinem Vater und sagte: „Mattetai muß doch ein rechter Thor gewesen sein, daß er um eines solchen Quarks willen sich so viele Mühe gegeben und mich darum so großer Gefahr ausgesetzt hat!“ Auch der Vater lachte und sagte: „Ja, um des rostigen Schlosses willen ist es wohl auch der Mühe wert gewesen, so viel Lärm zu machen!“ Er nahm das Schloß dem Sohn aus der Hand, wischte den Staub davon ab und drehte den Schlüssel herum. Es war aber stark verschlossen, daß er seine ganze Kraft anstrengen mußte, es zu eröffnen. Wie es nun endlich mit einem lauten Schnapper aufging, siehe da stand augenblicks ein riesenmäßiger Geist vor ihnen, der fragte: „Was verlanget Ihr von mir?“

Achim erschrak über diesen Augenblick so, daß er rücklings in Ohnmacht zu Boden fiel. Lameth aber hatte zu seinem Glück das unschätzbare Schloß zur Hand genommen, und weil er Geister zu sehen schon vorher gewohnt war, erschrak er nicht so sehr, sondern sagte zu dem Riesengeist: „Mich hungert, bring mir etwas zu essen!“ Der Geist verschwand im Augenblick und gleich darauf brachte er zwei große silberne Schalen mit frischen und eingemachten Früchten, setzte sie vor Lameth nieder und sagte: „Steht nichts mehr zu Diensten?“ — „Ja so,“ antwortete der Knabe, „zu trinken möchte ich auch etwas haben!“ Im Nu brachte der Geist ein Dutzend Flaschen des besten Weines in einem großen silbernen Kessel und fragte, was er weiteres verlange. Lameth sagte: „Für jetzt nichts mehr;“ er machte sein Schloß wieder zu und legte es wieder an seinen Ort. Doch machte er sich allerlei Gedanken über dasselbe, konnte aber in der Einfalt seines Geistes nicht auf den rechten Grund der Sache kommen.

Der erschrockene Achim lag indessen immer noch in tiefer Ohnmacht darnieder. Da griff Lameth zu einer der Weinflaschen und spritzte ihn damit über das Gesicht. Dadurch brachte er ihn wieder zur Besinnung; als Achim nun die Augen öffnete, fiel sein erster Blick auf die silbernen Becken mit Essen und Trinken, und er konnte nicht begreifen, wie sie hergekommen, bis sein

Sohn ihn belehrte, daß der erschienene Geist alles gebracht habe. Achim, dem das Ding nicht natürlich vorkam, wollte nichts davon anrühren; Lameth aber, den hungerte, fragte nichts darnach, sondern ließ es sich wohl schmecken und machte dadurch seinem Vater auch Appetit. Dieser kostete anfangs nur wenig, da er aber fand, daß es gar nicht so schlimm war, so griff er zu und bediente sich namentlich mit dem guten Weine reichlich. So lebten Vater und Sohn von dem, was der Geist gebracht hatte, bis es aufgezehrt war. Weil sie aber das Arbeiten ganz und gar verlernt hatten, so sagte der Vater: „Lameth, weißt du was, gehe hin und verkaufe eine von den Schalen, die wir ja doch nicht mit aufspeisen können." Lameth war dazu willig, steckte die Schale in sein Oberkleid und wollte damit zu einem Zinngießer gehen, indem er meinte, daß dieselbe von so geringem Metalle sei. Allein unterwegs begegnete ihm ein Jude: der fragte ihn, wo er mit der Schale hin wolle. Lameth antwortete: „Ich will sie verkaufen." Der Jude führte ihn in einen offenen Durchgang, ließ sich die Schale vorzeigen und fragte, wie hoch er sie hielte. „Ihr werdet selbst am besten wissen, was sie wert ist; sagt mir, was Ihr mir dafür geben wollt!" Der Jude besah die Schale von vorn und von hinten, endlich bot er ihm zwölf Löwenthaler dafür. „Sie ist eigentlich nicht so viel wert," setzte er hinzu, „aber die Arbeit daran gefällt mir!" Lameth lief ganz vergnügt mit dem vielen Gelde zu seinem Vater zurück, und Achim, der so wenig wie sein Sohn den wahren Wert der Schale kannte, freute sich ebenfalls über den so guten Verkauf. Nun schmeckte ihnen beiden der Müßiggang immer besser, bald kam die zweite Schale dran, und der Jude, der aus der vorigen so guten Nutzen gezogen hatte, lauerte schon wieder auf Lameth und fragte ihn, ob er noch eine Schale zu verkaufen hätte. Lameth war schlau genug, zu sagen: „Ja, aber die vorige habe ich Euch zu wohlfeil gegeben; mein Vater hat mich darüber hart gescholten; Ihr sollt mir mehr darum geben, sonst muß ich die Schale weiter tragen!" Der Jude erwiderte: „Junge, sie ist nicht mehr wert gewesen; aber weil mir eine Schale ohne die andere nichts nütz ist und ich deren zwei haben muß, wenn ich sie wieder verkaufen will, so komm her, ich will dir zwanzig Thaler um diese da geben." Lameth war sehr froh, solches zu hören, gab ihm die Schale, lief mit dem Gelde zu seinem Vater und rief ihm freudig entgegen: „Dieser Jude muß wohl ein ehrlicher Jude sein, daß er mir so viel Geld für die Schale gegeben hat!" Achim bejahte und war froh, wieder einige Zeit ohne Arbeit sich wohl sein lassen zu können. Aber das Geld währte nicht lange, und so sollte endlich auch der große Kessel, in welchem der Geist die Weinflaschen gebracht hatte, zum Juden wandern. Weil aber der Kessel so schwer war, nahm ihn Lameth auf den Kopf und trug ihn öffentlich davon. Da begegnete ihm ein Goldschmied und fragte ihn, wohin er mit dem Kessel wolle. „Ich will einen Juden suchen, der ihn mir abkauft," sagte Lameth. „Jo," erwiderte der Goldschmied, „ein solcher Schelm wird Dir viel dafür geben; ich habe Dich schon

zweimal mit einer Schale bei mir vorbeigehen sehen. Was hat Dir denn der Jude jedesmal dafür gegeben?" Lameth gestand in seiner Einfalt, was er empfangen hatte; da versetzte der Goldschmied: „Nun, siehest Du wohl, wie der schelmische Jude Dich betrogen hat? Jeder dieser Schalen war wenigstens hundert Löwenthaler wert!" Lameth meinte, der Goldschmied treibe seinen Spott mit ihm und fragte: „Ei nun, wie viel ist denn alsdann dieser Kessel wert?" Der Goldschmied wiegte ihn in den Händen, untersuchte ihn genau und sagte endlich: „Ich will dir fünfhundert Löwenthaler dafür geben!" Lameth wußte nicht, ob er noch in seiner Haut steckte, da er von der großen Summe hörte, und als der Goldschmied sagte, er sollte den Kessel noch einen andern Goldschmied sehen lassen; wenn der ihm mehr dafür geben wollte, so sei er es auch bereit; da mochte Lameth keinen Schritt weiter thun, sondern übergab ihm den Kessel, stopfte die fünfhundert Löwenthaler in einen Sack, trug das Geld in aller Eile auf dem Kopfe nach Hause und jagte davon, wie ein Windspiel. Als er zu seinem Vater kam, konnte er vor Atem kaum reden. Er warf den Geldsack auf den Tisch, daß er entzwei borst und die Thaler im Zimmer herum rollten. „Vater, sehet nur, was ich für einen Fang gethan habe," rief er; „der schelmische Jude hat uns recht betrogen; wäre ich nur gleich zu dem ehrlichen Manne, dem Goldschmied, gegangen, da hätte ich für meine zwei Schalen weit mehr bekommen!" Aber der alte Achim sagte: „Erzürne Dich nicht, mein Sohn; sei froh, daß Du das größte Stück so gut angebracht hast! Jetzt wollen wir klüger mit dem Gelde umgehen, denn ein solches Glück wird uns wohl nimmermehr zu teil werden." Lameth war zufrieden damit, nur bat er sich von dem Gelde so viel aus, um sich etwas besser zu kleiden; vierhundert Löwenthaler aber legte er davon zurück, damit er in Zukunft etwas davon kaufen könnte; was übrig blieb, gebrauchten sie für ihre nächsten Bedürfnisse und ließen sichs dabei wohl sein.

Einst kam Lameth die Lust an, ein wenig aufs Land zu gehen. Während er nun vor der Stadt Konstantinopel draußen die Lusthäuser des türkischen Kaisers beschaute, hörte er von ferne die Kanonen donnern. Dies war das Zeichen, daß sich alle Männer zurückziehen sollten, weil die Frauen des Großsultans auf dem Wege nach den Lustgärten begriffen seien. Lameth, der wohl wußte, daß auf Übertretung dieses Befehls Todesstrafe stehe, fühlte sich doch vom Vorwitz getrieben, diesen Zug unvermerkt zu beobachten. Und weil er gerade einen hohlen Baum am Wege erblickte, in dem er sich verbergen konnte, stieg er hinein und erwartete daselbst den Zug so wohlverborgen, daß ihn niemand in seinem Versteck gewahr wurde, und er deswegen alles mit einander an sich vorüber gehen sehen konnte. Da mußte wider alles Vermuten zunächst an jenem Baume die Sänfte der älteren Prinzessin des Sultans Bellastra, zerbrechen, so daß sie mit dem Tragstuhl zur Erde stürzte und in Ohnmacht

fiel. Sogleich umringten Diener und Frauen die Sänfte und beschäftigten sich mit der Fürstin; der Schleier wurde ihr abgenommen, man träufelte ihr köstliche Wasser auf die Schläfe, und so wurde sie endlich wieder zur Besinnung gebracht.

Dies alles konnte Lameth mit ansehen; die Schönheit der Prinzessin Bellastra war so nahe vor seinen Augen, daß er alles um sich her vergaß; er streckte beständig den Kopf aus dem Baume heraus, und hätten nicht diejenigen, die der Prinzessin zu Hilfe geeilt waren, genug mit ihr selbst zu thun gehabt, so wäre er gewiß entdeckt worden und verloren gewesen. So aber fügte es das Glück, daß, nachdem Bellastra sich erholt hatte, der ganze Zug zurück ging, um die Prinzessin wieder in ihres Vaters Palast zu bringen. Lameth saß noch immer in seinem hohlen Baum und sah der Prinzessin nach, so lange er nachsehen konnte. Als er sie aus den Augen verloren hatte, rang er die Hände und rief: „Bellastra, Bellastra, mein Leitstern! wohin entschwindest du? Ohne dich muß ich sterben!" Über diesem Händeringen drehte sich der Ring an seinem Finger wieder; auf der Stelle erschien ein Luftgeist und fragte: „Lameth, was ist Dein Begehren?" So verwundert Lameth über diese Erscheinung war, so faßte er sich doch bald und sagte freimütig: „Ach, ich bin sterblich verliebt in die Prinzessin Bellastra! Kannst Du mir nicht zu ihrem Besitz verhelfen?" — „Nein," antwortete der Luftgeist, „das steht nicht in meinen und meiner Gesellen Kräften. Aber verzage deswegen nicht, Lameth! Du besitzest ja das herrliche Schloß aus der Höhle Xa Xa, durch welches Du des Dienstes der Erdgeister sicher bist; diese können Dir dazu behilflich sein, wenn Du die Sache recht anzugreifen weißt."

Bei diesen Worten des Geistes erwachte Lameth wie aus einem Traum; erst jetzt begriff er, was für einen herrlichen Schatz er an dem Schloß besitze, das er bisher so wenig geachtet hatte. Auch merkte er jetzt erst, daß sein Ring über die Luftgeister eine Herrschaft übe. Er verabschiedete daher den Geist ganz wohlgemut und ging um ein vieles vergnügter nach der Stadt zurück. Doch dachte er immer darüber nach, wie er seine Sachen klüglich angreifen wollte, deswegen wurde er wider seine Gewohnheit ganz stille, so daß sein Vater eines Tages ihn befragte, was ihm denn fehle. Da gestand Lameth, daß er in Bellastra, die Tochter des Sultans, verliebt sei und nun darüber nachdenke, wie er dieselbe erlangen könnte. Achim meinte, sein Sohn sein hirnwund geworden, und redete ihm zu, sich solche Narrheiten aus dem Sinne zu schlagen und auf etwas anderes zu denken; aber Lameth ließ sich nicht abwendig machen und verlangte von seinem Vater, er sollte bei dem Großsultan eine Audienz zu erhalten suchen, und für ihn um die Prinzessin werben. „Du Thor," antwortete sein Vater ganz aufgebracht, „wie sollte ich vor seiner Hoheit erscheinen und ein so lächerliches Begehren vorbringen! Zudem weißest Du, daß man vor dem Sultan nicht ohne ein Geschenk erscheinen darf; und wenn wir auch all unser Geld darauf verwenden wollten, so würde

es doch für nichts geachtet werden. Was hätten wir dann davon?" — „Vater," erwiderte Lameth, kümmert Euch darüber nicht; ich bin jetzt älter und klüger geworden und weiß, daß ich derlei Dinge in meiner Gewalt habe. Die Steine, die ich besitze und die ich vorhin so gering geachtet habe, sind keine Gläser; es sind die Edelsteine, die von großen Herren wert geschätzt werden; denn aller Schmuck, den die Prinzessin Bellastra in den Haaren und an der Brust trug, kam mir wie Kindersteine vor gegen die meinigen! Drum, lieber Vater, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterben soll, so thut mir den Gefallen und bringt meine Bitte für mich an, und laßt mich für das Weitere sorgen!"

Achim, der seinen Sohn lieb hatte, gab ihm endlich nach, verwahrte sich aber zum voraus, daß Lameth ihm keine Schuld geben dürfte, wenn die Sache, wie er vorauszusehen glaubte, ein unglückliches Ende nähme. Doch Lameth war voll guten Mutes und trieb nur immer an seinem Vater. Dieser machte sich auch wirklich am folgenden Morgen auf, zu dem Sultan zu gehen, und sein Sohn übergab ihm zu dem Ende zwölf von mittlern Sorten seiner Steine von allerlei Farben. Er legte sie in schöner Ordnung in ein Körbchen, deckte ein sauberes Tuch darauf und händigte sie seinem Vater ein. Dabei unterrichtete er ihn, was er reden und auf des Sultans mutmaßliche Fragen antworten sollte. Außerdem gab er ihm noch einen schönen roten Stein mit, den sollte er dem in die Hände drücken, der die Leute bei dem Großsultan zur Audienz zu führen hätte. Der alte Vater ging voll Bekümmernis hin; er bildete es sich zum voraus recht lebhaft ein, wie übel er empfangen werden würde, wenn er nun Lameths thörichtes Vorbringen an den Tag zu legen hätte; aber die Liebe zu seinem Sohn überwand alles. So gelangte er in den Audienzsaal; hier stand er lange und sah, wie andere in die Audienz geführt wurden; bei ihm aber ging man vorüber, grade als ob er nicht da wäre. Endlich erwischte er einen der Hofbedienten, welche die Leute vor den Sultan riefen, beim Ärmel, er drückte ihm geschwind den Stein in die Hand, und bat um Audienz. Der Diener betrachtete den Stein in seiner hohlen Hand heimlich und erkannte bald, daß es ein Rubin von großem Werte war. Gleich sah er den alten Achim viel freundlicher an, ließ alle andere Vornehme stehen und brachte den Taglöhner vor den Großsultan. Achim warf sich vor dessen Füßen nieder und sagte: „Großmächtigster Sultan, hier überbringe ich Eurer Hoheit ein kleines Geschenk von meinem Sohn, der sich in seines Herren Huld empfehlen möchte." Der Großsultan ließ sich das Körbchen zeigen, und als das Tuch hinweggenommen war, funkelten ihm zwölf herrliche Kleinodien entgegen. Er wußte vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte, denn obgleich er den größten Schatz in der Welt hatte, so besaß er doch solche Herrlichkeiten nicht; ja er hatte so vollkommene Edelsteine nie gesehen. Er hieß daher jedermann abtreten und fragte seinen Großvezier, indem er ihm das Körbchen zeigte: „Was hältst Du von diesem Geschenk?" Der Großvezier verstummte, als er die Herrlichkeit sah; er mußte nur immer den Mann an-

sehen, der die Gabe überliefert hatte, und endlich sagte er zu dem Sultan leise: „Herr, ich kann mich nicht darein finden, wie dieser Mann zu solchen Schätzen gekommen ist.“ Darauf fragte der Sultan den Achim, wer denn sein Sohn wäre. „Mein Sohn,“ erwiderte dieser, „hat seine Schätze aus Afrika geholt; er besitzt deren so viel, daß Eure Majestät nur befehlen dürfen, was Ihr Begehr ist.“ — „Hast Du nichts weiter anzubringen?“ fragte der Großsultan mit sichtbarem Staunen. Achim zuckte die Achseln und sagte mit stammelnder Zunge: „Großmächtigster Monarch! Wenn Eure Hoheit das, was ich vortragen will, nicht ungnädig aufnehmen wollte, so möchte ich wohl in Unterthänigkeit eine Bitte meines Sohnes vortragen.“ — „Sage,“ sprach der Sultan, „was er von mir verlangt, es soll Dir darum nichts Widriges widerfahren. Rede deswegen mit aller Freiheit!“

Da hub Achim an: „Großer Monarch; die äußerste Not zwingt mich dazu, daß ich Eurer Majestät bekennen muß, daß mein Sohn, Lameth mit Namen, in Eurer Hoheit älteste Tochter, die Prinzessin Bellastra, verliebt ist und bei ihrem hohen Vater durch mich unterthänigste Anwerbung thun läßt, mit seiner Versicherung, daß derselbe sich angelegen sein lassen wird, einen Brautschatz herbeizuschaffen, wie sich ihn Ihre Hoheit nur wünschen kann.“ Die anwesenden Hofleute konnten sich des Lachens bei dieser Freiwerbung nicht enthalten, und der Großvezier, dessen Sohn schon lange die gewisse Hoffnung hegte, die Hand der Prinzessin zu erhalten, flüsterte seinem Herrn ins Ohr: „Großmächtigster Monarch, das ist doch eine schöne Zumutung, daß Eure Hoheit Ihre erstgeborne Tochter dem nächsten besten Landläufer zur Ehe geben soll!“ Aber der Sultan warf einen Blick auf das Körbchen und antwortete: „Achim, sage Deinem Sohn, daß er sich nach sechs Monaten bei mir wieder anmelden lassen soll.“ Mit dieser huldreichen Antwort war Achim sehr zufrieden; Lameth begnügte sich auch damit und beschloß die vorgeschriebene Zeit ruhig abzuwarten. —

Es läßt sich denken, daß der Großvezier auch nicht feierte; er wußte es so anzulegen, daß der Großsultan, der an den seltsamen Achim und das ihm gegebene Wort nicht mehr dachte, in die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Veziers willigte, und nun wurden große Vorbereitungen zu Bellastras baldigem Verlöbnisse gemacht. Das hörte Achim und wurde sehr betrübt, doch Lameth blieb unbekümmert und flößte seinem Vater Mut ein. Indessen rückte der Tag heran, an welchem Bellastra mit dem Sohne des Großveziers nach türkischer Weise getraut werden sollte. Lameth erfuhr dieses auch; er blieb aber so sorglos, daß sein Vater nicht anders dachte, als sein Sohn sei von der närrischen Einbildung, die Prinzessin heiraten zu wollen, genesen und habe es sich gänzlich aus dem Sinne geschlagen.

Lameth aber hatte ganz andere Gedanken. Er wartete bis zum Abend; da verschloß er sich in seine Kammer, berief mit Hilfe seines Ringes einen Luftgeist und sprach zu dem augenblicks erschienenen: „Ich will, daß Du in

des Großsultans Palast gehest, und wenn der Sohn des Großveziers in das Gemach seiner Braut treten will, so nimm ihn und entführe ihn nach Damaskus. Dort sollst Du ihn in den Lorbeerwald niedersetzen und so lange verwahren, bis ich es anders befehlen werde." Der Geist richtete aus, was ihm Lameth befohlen hatte. Bellastra erwartete vergebens ihren Bräutigam; am Morgen fand sie der Sultan allein, und Bellastra schwur bei Mahomed, daß sie den Sohn des Großveziers seit gestern Abend nicht gesehen habe. Der Großsultan war hierüber höchst aufgebracht, beschickte den Großvezier und redete ihn zornig an: „Wie, achtet Euer Sohn, der Sklave, meine Tochter so unwert, daß er sie in der ersten Stunde verläßt?" Der Großvezier begriff nichts von diesen Vorwürfen; er versicherte, daß sein Sohn ihn verlassen habe, um zu seiner vermählten Braut zu gehen, und daß er ihn, seit er Abschied genommen, mit keinem Auge wieder gesehen habe. Traurig verließ der Vezier den Sultan und erkundigte sich aller Orten nach seinem Sohne; aber er konnte keine Spur von ihm entdecken; und so ging der Tag nach der Hochzeit in allgemeinem Mißvergnügen und großer Stille hin, und Bellastras Verlöbnis wurde für nichtig erklärt.

Ein Vierteljahr war vergangen, ohne daß man etwas von des Großveziers Sohne hätte erfahren können; da erkühnte sich des Großadmirals Sohn, um Bellastra zu werben und erhielt das Jawort des Sultans, und neue Anstalten zum Beilager wurden getroffen. Lameth, der von allem sichere Nachrichten hatte, war wieder ganz unbekümmert und ließ die Trauung vorübergehen. Abends berief er abermals einen Luftgeist, und als dieser erschien, befahl er ihm, wenn der Bräutigam sich zu seiner Braut verfügen wollte, so sollte er ihn ergreifen, ihn gen Ägypten nach Kairo führen, dort in einen Orangenwald niedersetzen und gleich dem Sohne des Großveziers dort lassen, bis er ihm andern Befehl geben würde. Der Geist war gehorsam, faßte den Bräutigam und trug ihn davon. Bellastra aber wartete wieder vergebens und härmte sich ab. Am andern Morgen fand sie der Großsultan ganz in Thränen schwimmend auf ihrem Ruhebette liegen, und auf seine Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie mit Seufzen: „Ich Unglückselige muß wohl von jedermann verspottet sein, da mich nun schon der zweite Bräutigam wie der erste verhöhnt hat und allein läßt." Der Großsultan schüttelte den Kopf und sprach: „Liebe Tochter, hierunter muß etwas verborgen liegen; denn eben jetzt ist der Großadmiral bei mir gewesen und hat mir berichtet, daß er aus Vorsicht einige bewährte Diener seinem Sohne zu Aufsehern bestellt und von weitem hinter ihm her geschickt habe. Diese hätten ihm hinterbracht, wie der Bräutigam glücklich bis vor Eure Kammerthür gekommen sei, dort aber sei er vor ihrer aller Augen verschwunden; und noch wisse er nichts von seinem Sohn, indem er ihn bis auf diese Stunde aller Orten vergebens habe suchen lassen." Diese Worte gaben der Prinzessin wenig Trost, und es wagte auch fortan niemand mehr, sich um sie zu bewerben.

Nachdem aber die sechs Monate verstrichen waren, sagte Lameth zu seinem

Vater: „Jetzt ist es Zeit, daß Ihr den Großsultan an sein Wort erinnert, um zu vernehmen, zu was er sich meinetwegen entschlossen hat.“ Und nun legte ihm Lameth wieder in ein Körbchen zwölf andere Steine, die schönsten und größten, die er hatte; zugleich fügte er die Perlenschnur, an der das Schloß gehangen, hinzu: diese sandte er der schönen Bellastra zum Geschenk. „Und nun gehet,“ sprach er, „lieber Vater, und erfreuet mich bald mit einer vergnüglichen Antwort.“ Der Alte ging getrost fort; und so wie ihn der Sultan im Audienzsal erblickte, gedachte er sogleich seines früher gethanen Versprechens, befahl allen außer Achim abzutreten, ließ ihn vor sich kommen und fragte ihn, was sein Anbringen wäre. Achim warf sich vor dem Großsultan nieder und sagte: „Großer Monarch, mein Sohn Lameth empfiehlt sich Eurer Hoheit besonderer Gnade, und da die sechs Monate vorbei sind, nach welchen unser Herr versprochen, eine beliebige Antwort auf sein unterthäniges Ansuchen zu erteilen, so sendet er mich deswegen hierher und überschickt Eurer Hoheit das Mitfolgende als geringes Geschenk; zugleich wagt er es, der Prinzessin Bellastra diese Perlenschnur zu Füßen zu legen.“

Der Sultan ließ sich das Körbchen übergeben, und als er die köstlichen Steine sah, fuhr er auf und rief: „Welcher König kann mir solche Dinge senden?“ Darauf berief er seine Räte und beratschlagte mit ihnen, was in der Sache zu thun sei. Er stellte ihnen vor, obgleich er den Menschen nicht kenne, von welchem die herrlichen Geschenke herrührten, so ersehe er doch aus ihnen, daß derselbe der Reichste in seinem ganzen Lande sein müsse. Der Großvezier aber, der noch immer unzufrieden war, daß die Prinzessin Bellastra seinem Sohne nicht zu teil geworden, sagte: „Großmächtigster Monarch, es steht in Eurer Willkür, in dieser Sache nach Belieben zu verfahren; doch weil der Menschen Thun so gar betrüglich ist, so wäre ich der Meinung, Eure Hoheit thäte nicht übel, wenn Sie denjenigen, dem Sie ihre Tochter zu geben entschlossen ist, vorher recht auf die Probe stellte; zumal da er sich erboten hat, alles Mögliche, was zu einem Brautschatz gehöre, herbeizuschaffen. So werdet Ihr bald erfahren, was hinter ihm ist!“ Dem Sultan gefiel dieser Vorschlag; er kehrte in den Audienzsaal zurück, wandte sich zu Achim und sagte zu ihm: „Gehe hin und sage Deinem Sohne, daß ich mir seine Geschenke in Gnaden gefallen lasse; und wenn er mir zum Brautschatze für meine Tochter sechs Kameele mit Gold, und sechs mit Silber beladen, dann sechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack der schönsten persischen Stoffe, und sechs schwarze Sklaven, jeden mit einem Korb voll solcher Juwelen übersenden wird, so soll er mein Eidam werden.“

Als Achim dieses hörte, machte er eine traurige Verbeugung und ging in schwermütigen Gedanken nach Hause; der Großsultan aber verfügte sich zu Bellastra, und indem er ihr die herrliche Perlenschnur übergab, sprach er: „Ein unbekannter Mensch läßt um Dich werben; er hat mir die kostbarsten Geschenke gemacht, wie ich deren nie gesehen habe, und heute überschickt er mir diese

Perlenschnur, was dünkt Dir davon?" Bellastra nahm die Perlen und betrachtete sie; die Schnur fand sich so groß, daß sie ihr sechsmal um den Hals ging und noch dazu sechsmal um beide Hände; jede Perle war schön, groß, rund und ohne Tadel. Da sagte die Prinzessin zu ihrem Vater: „Ich möchte den Menschen wohl kennen, der solche Kleinodien hat; ich glaube, es giebt eine gleiche Perlenschnur auf der Welt nicht." Der Sultan bejahte dies und sagte zugleich: „Es reut mich, daß ich ihm eine Antwort erteilt habe, die ihn im Grunde abweist; denn ich habe ihm Dinge zum Brautschatze zugemutet, die er unmöglich herbeischaffen kann!" Als die Prinzessin hörte, was gefordert worden war, wurde sie ganz traurig und sagte: „Nun werde ich wohl mein Leben lang unvermählt bleiben müssen!"

Lameth wartete inzwischen mit Verlangen auf seines Vaters Zurückkunft, und als er ihn erblickte, fragte er mit großer Begierde: „Vater, habt Ihr Gutes ausgerichtet?" Achim antwortete: „Sohn, laß Dir doch die Grillen wegen Bellastra vergehen; so wenig Du die Sterne am Himmel mit Deinen Händen langen kannst, so wenig wirst Du die Prinzessin zur Braut erhalten!" Darauf erzählte er ihm, was der Sultan zum Brautschatz verlange. Lameth hörte ganz geduldig zu, und als sein Vater ausgeredet hatte, fragte er ihn: „Verlangt der Sultan sonst nichts mehr als dieses?" — „Ich glaube, du bist von Sinnen gekommen," erwiderte Achim, „und wenn Du alle Pflastersteine von Konstantinopel zu Gold, Silber und Juwelen machen würdest, so hättest Du nicht genug, des Sultans Bedingungen zu erfüllen!" Lameth aber lachte nur darüber und sagte: „Geduldet Euch nur ein klein wenig; morgen werdet Ihr gewiß anders reden!" Und nun legte er sich, da der Tag zu Ende ging, ruhig schlafen und hieß seinen Vater morgen recht früh aufstehen. Er selbst erhob sich vor Tages Anbruch, nahm sein treffliches Schloß zur Hand, drehte den Schlüssel um und rief dadurch die Erdgeister zu sich, die ganz willig erschienen. „Würdiger Besitzer des vortrefflichen Schlosses," sagten sie, „was ist Dein Verlangen?" Lameth antwortete schnell: „Daß Ihr alsbald sechs Kameele mit Silber, sechs mit Gold beladen, dann sechs schwarze Sklaven, jeden mit einem silbernen Becken voll Kleinodien, und sechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack voll persischer Stoffe, Decken, europäischen Spitzen, alles aus der Höhle Xa Xa herbeischaffet!" — „Alsobald!" antworteten die Erdgeister freudig und noch vor dem völligen Anbruche des Tages waren sie wieder da und brachten alles mit, wie es Lameth verlangt hatte.

Achim, der noch schlief, wurde durch das Getümmel der Sklaven und Kameele aufgeweckt, öffnete das Fenster, er staunte nicht wenig, wie er alles, was der Sultan verlangt hatte, vor sich sah. Atemlos lief er zu seinem Sohne die Stiege hinauf und verkündigte ihm solches mit Freuden. Lameth lachte und sprach: „Nun, sagt, ob es mich viel Mühe gekostet hat, das Ver-

langen des Großsultans zu erfüllen? Macht Euch darum nur auf, überliefert dem Sultan das Verlangte und sagt ihm, daß ich alles das viel geringer schätze, als das Glück, die schöne Bellastra zu besitzen!" Achim meinte immer, es träumte ihm. Als er aber auf die Straße hinabging und alles noch vorhanden traf, so machte er sich eilig auf die Beine und ließ den Zug nachfolgen. Alles Volk erstaunte über diesen Anblick und jagte den beladenen Tieren und Sklaven nach. Als sie daher nahe an dem Palaste des Sultans waren, und die Wache das Laufen der vielen Leute gewahr wurde, glaubte diese, es sei ein Aufruhr, schloß das Thor zu und sorgte, daß dem Großsultan Meldung von dem Auflaufe gethan ward. Dieser blickte mit Besorgnis zu einem Fenster seines Palastes hinaus, da sah er, wie der versprochene Brautschatz, den er für seine Tochter verlangt hatte, daherzog. Sogleich ließ er den Achim vor sich kommen; der stellte ihm in seines Sohnes Lameth Namen alles vor und empfahl sich in seine hohe Huld und Gnade.

Der Sultan ließ seine Tochter Bellastra rufen, und nun traten die Sklaven hervor und legten alles zu seinen Füßen nieder. Die mit Gold und Silber gefüllten Kisten waren zu schwer, um alsbald vor dem König abgeladen zu werden, sie wurden daher von den Kameelen fortgetragen und der Schatzkammer übersendet. Der Sultan besah die edeln Steine und kostbaren Stoffe, die zum größten Teil ihm unbekannt und alle von unbegränztem Werte waren, und sprach endlich zu seiner Tochter: „Nun was dünkt Dir von Deinem Bräutigam, meinst Du, daß er diesmal Deiner würdig sei?" Bellastra antwortete: „Nach dem zu urteilen, was ich hier vor mir sehe, muß er der reichste und glücklichste Mann von der Welt sein!" Und nun versammelte der Großsultan auch seine Räte und zeigte ihnen den Brautschatz. Sie verstummten alle, und keiner, selbst der Großvezier nicht, getraute sich ein Wort zu reden. Da brach der Sultan das Stillschweigen, ging zu Achim hin und sprach: „Macht Euch auf und saget Eurem Sohn, ich lasse dem künftigen Bräutigam meiner Tochter meinen Gruß vermelden; er soll nicht säumen und je eher je lieber kommen und mich mit seiner Gegenwart erfreuen."

Achim kam vor Freude ganz außer sich, er verbeugte sich zum Abschied; der alte Mann lief wie ein junges Reh nach Hause und verkündigte seinem Sohne die Botschaft. Dieser konnte sich auch kaum fassen vor Freude. „Vater," sagte er, „jetzt müssen wir uns vor allen Dingen standesmäßig ausrüsten, dem Großsultan aufzuwarten." So ging er in seine Kammer, rief mit Hülfe seines Schlosses die Erdgeister und sprach: „Schafft mir vor allem ein schönes englisches Pferd, darauf zu reiten; dann so schmucke Kleider, wie sie dem Schwiegersohn eines Sultans ziemen; hernach eine vornehme Begleitung, daß ich unter Pauken- und Trompetenschall meinen Einzug halten kann."

Die Erdgeister thaten solches mit Eifer. Vor allem aber führten sie den Herren des Schlosses unaufgefordert in das Bad der Weisheit. Hier untergetaucht wurde er alsbald so verändert, daß er an Gestalt, Sitte, Tugend

und Weisheit nicht mehr einer seinesgleichen war und auf einmal alle Eigenschaften an sich hatte, die ein großer Herr von rechtswegen an sich haben soll. Dann führten sie ihn wieder nach Hause, da schon alles zubereitet war, womit Lameth und Achim sich schmücken konnten, und, von den dienstbaren Geistern bedient, waren sie in ganz kurzer Zeit fertig. Lameth hatte einen herrlichen Kaftan mit Hermelinfutter und Diamantknöpfen an, wie ihn der Sultan selbst noch nicht getragen hatte; er setzte sich mit vielem Anstand auf das treffliche englische Pferd, das seiner wartete, eine Menge Sklaven zu Roß und zu Fuß umgaben ihn, und mit solchem Gefolge ritt er an des Sultans Hof. Achim mußte mit einigen Vorreitern den Zug eröffnen. Ganz in der Mitte desselben befand sich Lameth und tanzte auf seinem englischen Pferde, das sich in den schönsten Sätzen gefiel, wie der ansehnlichste Ritter daher, so daß aller Augen sich auf ihn richteten und gestehen mußten, daß sie dergleichen noch nicht gesehen. Hinter ihm beschloß den Zug eine Menge von Dienern, welche Stirnbänder von Gold- und Silberblech hatten, darein der Name Lameths gegraben war und auf denen sich die Sonne spiegelte, daß die Blicke wegwenden mußte, wer sie ansah.

Der Sultan hörte von ferne den Schall der Pauken und Trompeten; endlich sah er auch den Zug sich nahen, konnte jedoch den alten Taglöhner Achim in seiner verwandelten Kleidung nicht erkennen, bis derselbe vom Pferde stieg, vor dem Großsultan sich niederwarf und seines Sohnes Ankunft verkündigte. Jetzt hub der Sultan ihn auf und hieß ihn freundlich willkommen sein. Lameth näherte sich indessen dem Schloß und wollte vor dem Thore absteigen; aber zwei Hofbediente, die sich ihm ehrfurchtsvoll nahten, duldeten dies nicht, sondern führten ihn zu Pferde in den Schloßhof und halfen ihm hier vom Rosse. Als er die Treppe hinaufgestiegen war, empfing ihn der Großsultan mit einer Umarmung und führte ihn in ein Zimmer, wo er die von Schönheit strahlende Prinzessin Bellastra fand. Lameth warf sich ihr zu Füßen und sprach: „Auf Eures großmächtigen Vaters Erlaubnis untersteht sich ein Sklave, sich vor Eure Füße zu werfen, anbetungswürdige Schönheit, Euch die demütigen Dienste seiner Liebe anzubieten und um Eure Gegenliebe zu flehen!“ Bellastra reichte ihm verschämt ihre Hand und sprach: „Was mein Vater zugesagt hat, bin ich zu erfüllen schuldig. Doch versichere ich, daß es ohne Zwang geschieht, und wünsche Euch, daß Ihr glücklicher sein möget, als meine früheren Bewerber.“ Lameth verstand diese letzten Worte nur allzuwohl und war daher ein wenig bestürzt, doch behielt er die Fassung, sich in Bellastras Huld und Gnade zu empfehlen.

Nun wurde zur Tafel geblasen. Der Sultan und der Taglöhner saßen auf der einen, Lameth und Bellastra auf der andern Seite; die Großen des Hofes bedienten sie. Lameth hatte unter seiner Bedienung allerlei Musikanten, die bald afrikanische, bald indische, bald europäische Weisen aufspielen mußten, worüber sich der Sultan und Bellastra so ergötzten, daß sie Essen und Trinken darüber vergaßen. Lameth selbst betrug sich gegen seine Geliebte und gegen

den Sultan aufs feinste und wußte auf alle Fragen des letztern so klug zu antworten, daß dieser ihm recht gewogen wurde. Bellastra aber seufzte öfters in ihrem Herzen: „Möge es doch meinem Bräutigam nicht so ergehen, wie meinen beiden vorigen!“ Während der Tafel besprach sich der Sultan auch mit Lameth über den Tag der Vermählung; da erbat sich Lameth zuvor die Erlaubnis, einen anständigen Wohnsitz für sich und seine Gemahlin erbauen zu dürfen. Als darauf der Sultan seinem Eidam eine Wohnung in seinem eigenen Palaste anbot, bis diesem gegenüber ein gleicher für Lameth gebaut sein würde, dankte dieser für ein so gütiges Anerbieten und erklärte: „Er werde mit seinem Bau nicht viel Zeit verlieren, denn alle Materialien seien schon beisammen; er bitte deswegen, so lange mit der Vermählung zu warten.“

Der Sultan stellte alles seinem Willen anheim und Lameth verabschiedete sich mit seiner ganzen Begleitung, als es Abend geworden war. Der Zug setzte sich, mit Windlichtern versehen, in Bewegung und verteilte sich bald in der Nachbarschaft, wo ihnen allen vom Sultan Quartiere angewiesen waren. Ehe Lameth zu Bette ging, hielt er kraft seines Schlosses und Ringes eine Versammlung von Erd- und Luftgeistern bei sich, und sagte zu ihnen: „Ich befehle euch hiermit, daß Ihr ohne alles Geräusch, ganz in der Stille, heute Nacht dem Palaste des Sultans gegenüber mir einen neuen Palast erbauet, der an Herrlichkeit seines gleichen nicht haben soll. Er muß mit vier Thoren und inwendig mit einem geräumigen Hofe versehen sein; die Zimmer und Säle sollen alle regelmäßig und wohlausgestattet, die Ställe mit schönen und guten Pferden, Küche und Keller mit allem erforderlichen Geräte, mit Speisen und Weinen, die Schatzkammer mit hinreichendem Gelde versehen sein. Was zu einem königlichen Hofstaate gehört, muß darin im Überfluß angetroffen werden. Wenn Ihr dieses thut, werde ich ein besonderes Wohlgefallen daran haben.“

Die Geister gingen hin und thaten, wie ihnen Lameth befohlen hatte. Ein herrlicher Palast aus weiß, blau, rot und grün gestreiften Marmelsteinen stieg empor; was sonst von Eisen ist, war daran aus Gold und Silber künstlich gearbeitet zu sehen. Inwendig die Zimmer waren mit köstlichem Geräte versehen, wie sonst nirgends zu erblicken ist. Und dieser ganze große Palast wurde mit solcher Stille erbaut, daß die Schildwache, die vor des Sultans Palastthore stand und so zunächst dabei war, nicht das Geringste davon sah oder verspürte, und weil eben eine sehr finstere Nacht war, auch nichts davon sehen konnte.

Nun war der Sultan schon ein alter Herr, der wenig schlafen konnte, und deswegen die Gewohnheit hatte, wenn er morgens in der Frühe erwachte, sich sogleich an das Fenster zu begeben, um die kühle Morgenluft und die schöne Aussicht zu genießen, denn er konnte von seinem Schloß aus ganz Konstantinopel übersehen. So erhob er sich auch an diesem Morgen, als es noch halb dunkel war und sah zum Fenster hinaus. Da erblickte er in der Dämme-

rung etwas, das ihm gegenüber stand und die gewohnte Fernsicht benahm. Er wischte die Augen und meinte, der Nachtnebel schwimme ihm noch vor denselben. Als er aber wieder stark nach jener Stelle sah, so dünkte ihm, als ob ein großes Haus oder ein Schloß vor seinen Augen stehe. Da nun am vorigen Abende noch nichts daselbst gewesen war, so rief er der unten stehenden Schildwache fragend zu, was da gegenüber auf dem großen Platze stehe. Diese antwortete, es scheine ein großer und herrlicher Palast da zu sein. Voll Verwunderung schickte der Sultan einen seiner Trabanten an Ort und Stelle, und dieser kam bald zurück und erzählte, daß wirklich ein so prächtiges Schloß dastehe, als Menschenaugen nie gesehen hätten. Aber niemand hatte ihm sagen können, wie es hergekommen wäre, denn die Nacht über sei alles stille gewesen. Doch konnte der Trabant nicht genug rühmen, wie alles von Marmor, Jaspis, Porphyr und anderen schön polierten Steinen glänze, alle Rahmen und Fenstereinfassungen von Silber und alle Fenstergläser von Krystall seien.

Der Sultan staunte darüber, zumal da, wie es allmählich heller wurde, die Pracht des Palastes ihm in die Augen drang. Er ließ deswegen seine Tochter Bellastra rufen und sagte zu ihr: „Du wirst gewiß nicht lange mehr auf Deine Vermählung warten dürfen; denn siehe, hier steht das Haus schon, das für Dich und Deinen Gemahl in dieser Einen Nacht erbaut worden ist." Indem warf die aufgegangene Sonne ihre ersten Strahlen auf den Palast, und man konnte ihn vor Glanz kaum ansehen. Bellastra staunte nicht wenig über diesen Anblick, doch war sie auch von Herzen froh darüber, daß sie nun so bald mit ihrem Geliebten vereinigt werden sollte. Indessen kam auch Lameth mit seiner prächtigen Begleitung angezogen, quartierte sich in seinem neuerbauten Palaste ein und fand darin alles so wohlgeordnet, als er es nur irgend wünschen konnte. Deswegen war er auch mit allem vergnügt und lobte seine dienstbaren Geister. Dann schickte er seinen Haushofmeister zu dem Sultan, ließ ihm seinen unterthänigen Morgengruß vermelden und ihn ersuchen, da sein neues Schloß fertig und in demselben alles in Bereitschaft sei, so möchte es sich Seine Hoheit gefallen lassen, daß jetzt die Ceremonie der Trauung in dem neuen Gebäude verrichtet werde. Um weiteres sollte sich der Sultan nicht bekümmern und sich die geringe Aufwartung, mit welcher er ihn bedienen werde, gefallen lassen.

Der Sultan gab seinen vergnügten Gegengruß zurück und befahl, alles zur Vollziehung des Trauungsaktes bereit zu machen. Als Lameth erfuhr, daß Bellastra gerüstet sei, holte er sie mit einem weit prächtigeren Zug, als der frühere war, ab, und führte sie mit dem Großsultan und seinem ganzen Hofstaate in den neuen Palast, dessen Herrlichkeit sie nicht genug bewundern konnten. Hier wurde die Trauung vollzogen und ein kostbares Mahl abgehalten, bei welchem des Sultans Tafel in lauterem Golde, der Hofstaat aber in Silber bedient wurde. Hierüber erstaunte der Sultan hoch und gestand sich, daß er solches nachzuthun nicht im stande sei. Die anmutigsten Musikchöre ließen

sich abwechslungsweise vernehmen, und ein eigner Sängerchor sang zu Saitenspielen von Bellastras Tugenden und Schönheit. So verstrich der Tag unter lauter Ergötzlichkeiten. Lameth war glückselig an der Seite seiner engelschönen Braut und diese wäre es auch gewesen, wenn sie nicht die geheime Sorge gequält hätte, daß ihr Bräutigam ihr am Abend des Tages geraubt werden könnte. Aber nichts dergleichen ereignete sich. Ihr Gemahl kam nicht von ihrer Seite, und das junge Ehepaar begann ein glückliches und ungetrübtes Leben. Bellastra liebte ihren Freund wie sich selbst, und er liebte und ehrte sie als die hohe Fürstentochter und that, was er ihr an den Augen absehen konnte. Der Sultan war Lameths bester Freund; Große und Kleine am Hofe gewann er für sich durch sein gütiges Bezeigen; Armen und Notleidenden half er, und niemand that bei ihm je eine Fehlbitte, daher denn auch Lameths Palast nur schlechtweg die Burg der Hilfe genannt wurde.

Aber mit allem dem war Lameth in seinem Glücke doch nicht so befestigt, daß ihm dasselbe nicht noch einen harten Streich versetzt hätte. Es lebte nämlich der böse Zauberer Mattetai noch immer in Europa nach Herzenslust, und übte täglich viele Bosheiten aus. Am Ende brachte er es so weit in seiner Kunst, daß er, wie ihm früher Luft- und Erdgeister unterthänig gewesen waren und die Wassergeister ihm noch dienten, so nun die Feuergeister zu seinem Dienste zwingen konnte. Als ihm nun einmal auch wieder sein verlorner herrlicher Ring in den Sinn kam und er auch wissen wollte, wie es mit dem Schloß in der Höhle Xa Xa beschaffen wäre, und ob er solches nicht noch bekommen könnte, so berief er die Feuergeister zu sich, die in ziemlich zorniger Gestalt erschienen und sich ungeberdig darüber stellten, daß man sie beunruhige. Sie schüttelten sich, daß die Funken stoben und schrieen den Zauberer mit gräßlicher Stimme an: „Was willst Du von uns?“ Mattetai sprach: „Sagt mir, ob es nicht möglich ist, daß ich meinen verlorenen köstlichen Ring wieder erhalte und das treffliche Schloß in der Höhle Xa Xa in meine Gewalt bekomme.“ Die Geister antworteten: „Das kann nicht wohl sein; wir sind nicht mächtig genug dazu. Beide besitzt Lameth, und mißbraucht sie auch nicht. Und weil er Erd- und Luftgeister in seinen Diensten hat, so können wir ihm öffentlich nichts abgewinnen.“

Als Mattetai dies hörte, staunte er nicht wenig. Er hatte schon lange nicht mehr an Lameth gedacht und gemeint, dieser werde längst zu Staub und Asche vermodert sein. Deswegen rief er: „Wie? Lameth lebt noch? Und er besitzt die zwei größten Schätze der Welt? Was muß ich hören! Ich Unglückseliger, ich habe mit aller meiner Kunst, Mühe und Arbeit nicht so viel zu wege bringen können. Der Lotterbube hat mich hintergangen und um beide Schätze gebracht!“ So gebärdete er sich wie ein Rasender, daß selbst die Feuergeister Mitleid mit ihm hatten und zu ihm sagten: „Mattetai, dem Lameth hat sich das Glück zugewendet, das Du mit aller Deiner Kunst nicht hast erlangen können. Doch verzweifle darum nicht; vielleicht kannst Du mit

List gewinnen, was Du sehnlich wünschest. Lameth lebt nun dem Vergnügen in aller Sicherheit, er denkt wenig mehr an sein Schloß, und läßt es in einem Winkel in guter Ruhe liegen. Versuch' es daher, ihm dasselbe zu entwenden; was wir dazu beitragen können, wollen wir gerne thun." Mattetai war froh, verabschiedete die Feuergeister und dachte darüber nach, wie er den herrlichen Schatz erlangen könnte. Er berief die Wassergeister, die ihm auch dienstbar waren, und ließ sich von ihnen durch das Meer schnell nach Konstantinopel tragen. Hier suchte er sich eine bequeme Wohnung aus und erkundigte sich nach Lameths Zustande. Jedermann sagte Gutes von ihm, lobte seine Gütigkeit und übrige Tugend, erzählte, daß er von seiner Gemahlin Bellastra geliebt, von dem Großsultan, seinem Schwäher, und allen Großen des Hofes hochgeachtet, von aller Welt in Konstantinopel geehrt werde. Mattetai biß die Zähne über diese Nachricht zusammen; doch überwand er seinen Kummer und ließ sich nach dem Platze führen, wo Lameths schöner Palast stand.

Zu ihrem Unglücke sah Bellastra gerade zum Fenster heraus und der alte Zauberer wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er jetzt nicht mehr bloß daran dachte, wie er den armen Lameth seines Ringes und Schlosses berauben, sondern mehr als an alles, wie er ihm seine engelgleiche Gemahlin entführen wolle. Doch freilich, eben dazu hatte er das Schloß nötig. Mit diesen Gedanken eilte er in sein Quartier zurück, genoß das Abendessen, und schloß sich frühzeitig, als wäre er von der weiten Reise schläfrig, in seiner Kammer ein. Hier berief er die Feuergeister und bat sie dringender, ihm zur Erlangung des Schlosses behilflich zu sein. Da sie sich willig zeigten, sandte er sie auf Kundschaft in das Schloß und bald brachten sie die gelegene Botschaft, daß Lameth nicht zu Hause, sondern auf einer Jagd abwesend sei und vor mehreren Tagen nicht heimkommen werde. Auch berichteten sie ihm, daß das treffliche Schloß in der Schlafkammer auf einem Sammetkissen liege. Mattetai schalt seine Geister, daß sie ihm das Kleinod nicht sogleich mitgebracht hätten. Die Geister antworteten, das sei nicht in ihrer Macht gestanden, denn sie dürften sich dem Schlosse nicht nähern. Da legte er den Kopf in beide Hände und sann lange nach; endlich sprach er zu den Geistern: „Höret, morgen früh verschaffet mir eine schmucke Begleitung von Dienern, und für mich selbst ein herrliches persisches Kleid mit einem guten Reitpferde; dann will ich mein Glück versuchen."

Die Geister versprachen alles beizuschaffen und am andern Morgen erschienen zehn persische Trabanten, die ein prächtiges Kleid und ein treffliches Roß für Mattetai brachten. Mattetai rüstete sich nun aus und nachdem er seinen dienstbaren Geistern das nötige aufgetragen, ritt er auf den Palast zu. Davor angekommen, sandte Mattetai einen Diener voraus und ließ sich als persischer Gesandter anmelden, der mit Lameth, als seinem alten Bekannten, sich zu unterreden begehre. Bellastra ließ dem Fremden bedeuten, wie leid es ihr thue, daß ihr Gemahl abwesend sei und das Glück nicht haben sollte,

seinen Besuch anzunehmen; wenn sich aber der Gesandte ein paar Tage gedulden wollte, so werde sie ihrem Gemahle Boten senden, damit er einem alten Freunde seine Ergebenheit bezeigen könnte. Der abgeordnete Diener, ein wohlunterrichteter Feuergeist, erwiderte: „So unlieb diese Botschaft seinem Herrn zu vernehmen sein werde, so habe derselbe, auf der Durchreise begriffen, doch so sehr Eile, um sich länger als bis zum Abende verweilen zu können; jedoch bäte er sich die Ehre aus, den herrlichen Palast seines Freundes, dessen Ruf bis nach Persien erschollen sei, betrachten zu dürfen: es habe ihm nämlich der König, sein Herr, aufgetragen, Augenschein davon zu nehmen und eine genaue Beschreibung und Zeichnung davon mitzubringen."

Bellastra glaubte nichts Unrechtes zu thun, wenn sie dem Fremden dieses Ansuchen bewilligte, sandte ihm also ihren Haushofmeister entgegen und ließ ihn abholen und im ganzen Palaste herumführen. Als Mattetai in das Zimmer kam, in welchem Bellastra war, bezeigte er derselben alle mögliche Ehrerbietung, küßte den Saum ihres Kleides und entschuldigte sich, daß er so viele Unruhe verursache. Bellastra begegnete ihm hinwiederum freundlich, und da sich Mattetai als ein rechter Hofmann zu benehmen wußte, so ließ sie ihn alle Zimmer nach seinem Wunsche sehen; als sie aber vor Lameths Schlafgemach kamen, scheuten sich die Diener des Palastes, ihm auch dieses zu eröffnen, und entschuldigten sich damit, daß dieses Zimmer nicht ganz in Ordnung sei. Aber Mattetai bestand darauf, auch dieses Gemach sehen zu wollen, weil er einen Abriß des ganzen Palastes mit allen seinen Teilen für seinen Herrn zu fertigen habe, wie er denn zum Schein immer die Schreibtafel in der Hand hatte und bei jedem Zimmer seine Anmerkungen darein zeichnete. Er würde, sprach er, wenig Ehre einlegen, wenn er das Werk unvollendet überlieferte. So wurde ihm endlich auch dieses Zimmer aufgeschlossen, auf welches er freilich wenig Aufmerksamkeit richtete, denn seine Augen schweiften nur umher, das Schloß zu entdecken. So bald er desselben ansichtig wurde, gab er mit einem starken Husten seinen Geistern das verabredete Zeichen, und in dem Augenblick entstand im Hof unten ein Geschrei: Feuer, Feuer! Und wirklich sah man aller Orten die Flammen in die Höhe flackern, denn obgleich der Palast von lauter Steinen erbaut war, so schienen doch dieselben über und über zu brennen, als wenn es Holz oder andere feuerfangende Materie wäre. Jedermann lief hinab, das Feuer zu löschen: in dieser allgemeinen Verwirrung ergriff Mattetai das treffliche Schloß aus der Höhle Xa Xa und steckte es geschwind in die Tasche; dann lief er mit seinen dienstbaren Geistern dem Feuer zu und half löschen; so daß man nach Stillung des Brandes dem persischen Gesandten und seinen Leuten den höflichsten Dank für ihre wirksame Hilfe abstattete. Nun verzog der Zauberer nicht mehr lange, er nahm ehrerbietigen Abschied und ging vergnügt seines Weges, denn er hatte den ersehnten Schatz in der Tasche. Er ritt in seine Behausung, bezahlte, was er verzehrt hatte, eilte mit seinem Zuge wieder zum Thore hinaus und verabschiedete, so

bald er in einem Walde war, seine verkappte Geisterschar. Dann nahm er seine Einkehr im nächsten Dorfe und erwartete da mit Schmerzen die Nacht. So wie es Mitternacht war, verschloß er sich in seinem Zimmer, zog sein liebes Schloß heraus und küßte es vor Freuden. Darauf drehte er den Schlüssel um und rief die daran gebundenen Erdgeister.

Es erschienen deren viere; sie stellten sich aber sehr unwillig, brummten wie die Bären und sprachen: „Unwürdiger Besitzer des vortrefflichen Schlosses, was willst Du von uns?“ Mattetai antwortete: „Geschwind, nehmet Lameths herrlichen Palast, mit Bellastra und allem, was darinnen ist, und traget ihn mit mir unversehrt nach Amerika; dort setzet ihn in einer lustigen Gegend nieder!“ Als die Geister dies hörten, schäumten sie vor Zorn, stampften mit den Füßen auf die Erde, daß alles erzitterte, und antworteten: „Unwürdiger Besitzer des trefflichen Schlosses, wisse, daß wir Dir zwar dermalen gehorchen müssen; aber glaube sicherlich, Deine Bosheit wird zur rechter Zeit gestraft werden!“ Trotz dieser unwilligen Rede faßte ein Erdgeist den Zauberer am Schopf und führte ihn seinem Willen gemäß nach Amerika. Die andern Geister entrückten Lameths schönen Palast nebst Bellastra und ihrem Gesinde ebenfalls dahin, und setzten ihn in einer schönen Ebene neben einem grünenden Palmwalde nieder. Mattetai entließ nun seine Erdgeister, dagegen rief er die Feuergeister und befahl ihnen, alle diejenigen, die mit Bellastra hergekommen waren, zu nehmen und in eine wohnungslose Einöde zu tragen, was auch im Augenblick geschah. Nur Bellastra und ihre Kammerfrau blieben nach des Zauberer Willen zurück.

Der Morgen brach an, und als Bellastra erwachte, und in ihrem Palaste alles so stille fand, als wenn er ausgestorben wäre, wußte sie nicht, was dies bedeuten sollte; als sie aufstand und einen Blick ins Freie warf, zweifelte sie lang, ob sie schlafe oder wache. Sie sah wohl, daß sie in ihrem Palaste war, aber anstatt wie sonst die rauschende Stadt Konstantinopel zu übersehen, blickte sie in eine fremde, ihr ganz unbekannte Gegend, in eine stille, grüne Einöde hinaus. Sie rief angstvoll ihrer Kammerfrau, aber diese antwortete ihr eben so erschrocken: im ganzen Schlosse sei kein Mensch anzutreffen und alle Thüren seien versperrt. Bellastra betrübte sich nicht wenig. Noch während sie mit einander redeten, trat der Zauberer Mattetai ins Zimmer, machte eine tiefe Verbeugung und wollte eine Entschuldigung gegen die Fürstin vorbringen. Allein diese war über sein Erscheinen so verwirrt, daß sie mit ihrer Kammerfrau in ein anderes Zimmer eilte und den Riegel hinter sich zuschob, um der widerwärtigen Erscheinung überhoben zu sein.

In Konstantinopel konnte in jener Nacht, da der Palast seiner Tochter entführt wurde, der Sultan auch einmal nicht schlafen. Er warf sich hin und her, und es wurde ihm verdrießlich länger zu liegen; weil denn der Mond so klar schien, so stand er auf und sah zum Fenster hinaus, in der Richtung

von Lameths Pallaste. Wie riß er nun die Augen auf, als er keinen Palast mehr auf der Stelle, sondern den Platz leer sah! Anfangs meinte er, ihm träumte nur so; als er aber das Fenster öffnete und genauer hinsah und den Palast immer noch nicht erblicken konnte, rief er dem Leibdiener, der in dem nächsten Zimmer die Wache hatte, und befahl ihm, zum Fenster hinauszuschauen und zu sagen, was er gesehen hätte. Sobald dieser einen Blick hinausgethan, rief er: „Hilf Himmel, ich sehe kein Schloß mehr; ich weiß nicht, ist es unter die Erde versunken, oder wo ists hingekommen!“ Nun ließ der Sultan Lärm schlagen; der Großvezier und die übrigen Minister wurden gerufen, und er fragte sie, wie sich das Verschwinden des Palastes mit seiner Tochter erklären lasse. Der Vezier, der, obgleich er sich äußerlich immer ganz anders gezeigt hatte, in seinem Herzen dem Lameth doch gram war und ihn im Verdacht hatte, daß er seinen Sohn entführen lassen, sagte: „Gewiß, dieser Lameth muß ein Erzzauberer gewesen sein, der sich verstellen konnte, wie er mochte, um die weisesten und schönsten Personen in der Welt zu betrügen und, wenn er ihrer satt ist, sie aus dem Wege zu räumen!“

Der Sultan entbrannte in Zorn; er gab seinem Gardehauptmann Befehl, den Fürsten Lameth aufzusuchen, wo er der Jagd nachzugehen pflegte, ihn gefangen zu nehmen und unter sicherer Begleitung nach Hofe zu liefern. Der Hauptmann that dieses ungerne, denn Lameth war ihm sehr lieb, doch konnte er nicht umhin, den Befehl zu vollziehen; er ritt daher mit seinen Leuten aus, denselben aufzusuchen. Er durfte nicht lange suchen, so traf er ihn: denn Lameth war von einer ihm selbst unerklärlichen Schwermut befallen worden, hatte sich viel eher, als er willens gewesen war, der Jagdlust entschlagen und eilte gerade nach Konstantinopel zurück. Als er den Hauptmann der Garde gewahr wurde, fragte er ihn, was es gutes neues in Konstantinopel gebe. Dieser aber zuckte die Achseln und antwortete: „Wenig, o Herr! Ich habe den Befehl, Euch gefangen zu nehmen, und wollte, der Auftrag hätte einen andern betroffen.“ Lameth, der sich nichts Böses bewußt war, fragte nach dem Grund seiner Ungnade. Der Hauptmann aber sagte, solches würde er von dem Sultan selbst erfahren. Da überreichte ihm Lameth willig seinen Degen. „Freund,“ sagte er dabei, „ich habe ein gutes Gewissen und fürchte mich vor nichts!“ So ritt er mit dem Hauptmann und von dessen Leuten umringt in die Stadt zurück und von der Hinterseite her in die Burg des Großsultans hinein.

Dieser blickte Lameth mit zornigen Augen an, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zum Fenster und sprach: „Nun sage mir, wo ist Dein zauberischer Palast, wo hast Du meine Tochter Bellastra hingebracht?“ Lameth sah zum Fenster hinaus, und als er seinen Palast nicht mehr erblickte, erschrak er so sehr, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, rücklings in Ohnmacht fiel. Man brachte ihn durch allerlei Mittel wieder zur Besinnung, und nun brach er in Klagen um den Verlust seiner geliebten Bellastra aus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber der Großsultan blieb ungerührt und war so

erbittert, daß er ihm nur drei Tage Frist vergönnte, in welcher er seine Tochter wieder schaffen oder des Todes sterben sollte. Lameth war durch sein Unglück von Sinnen gekommen; er wünschte sich selbst recht bald die Stunde, in welcher er das verdrießliche Leben enden könnte. Indessen kamen des Großveziers und Großadmirals Söhne unvermutet wieder zum Vorschein. Sie berichteten, wie sie von unsichtbarer Kreatur hinweggeführt und bis auf diese Stunde gleichsam in Verhaft gehalten worden und, übrigens wohl versorgt, der eine in einem Olivenwald, der andere in einem Pomeranzenhain bleiben mußten, bis sie sich beide wieder zugleich hieher gebracht sahen. Weil nämlich die Erdgeister nicht mehr unter Lameths Gewalt waren, so hatte auch sein Befehl ein Ende, und die Geister mußten dem dienen, der das Wunderschloß in seinen Händen hatte. Die ehrlichen Geister aber glaubten Lameth selbst zu dienen, wenn sie jene beiden nicht in der Einsamkeit zurückließen, sondern wieder an den Ort brachten, wo sie dieselben genommen hatten. Nun schrieen aber der Vezier und der Admiral über Lameth und sagten, daß kein anderer es sei, der ihre Söhne bezaubert habe. Sie ließen daher dem Sultan keine Ruhe, bis dieser als nun der dritte Tag erschien und Lameth unter Seufzern und Thränen schweigend vor ihm stand, befahl, daß man denselben im Hofe des Schlosses aufhängen solle.

Aber die Soldaten, die dem Lameth sehr gewogen waren, widersetzten sich diesem grausamen Befehl. Einige rannten hinaus aus der Hofburg und machten es dem Volke kund. Da entstand ein gewaltiger Auflauf, die Schloßthore wurden eingeschlagen, die Masse drang mit Wut herein und schrie: wenn Lameth sterben sollte, so wollten sie mitsterben, oder aber allen die Hälse brechen, die an seinem Tode schuld wären. Da besannen sich der Sultan und die Großen des Hofes anders; der Sultan rief in den Hof hinab, das Volk sollte sich zufrieden geben; Lameths Leben sollte ihm geschenkt sein; er befahl auch auf der Stelle, ihn frei zu lassen. Und wirklich führten einige Vornehme, von vielem Volke begleitet, den trauernden Lameth zum Thore hinaus. Dieser ging ohne Freude über seine Rettung wie ein Trunkener taumelnd fort, bis er vom Volk entlassen in einen tiefen Wald kam, wo er sich im Gebüsch niedersetzte und sein unglückseliges Schicksal überlegte. Da fiel ihm auf einmal ein, daß er den trefflichen Ring noch am Finger trage, durch dessen Kraft er die Luftgeister in seiner Gewalt hatte. Schnell drehte er den Ring herum und ein Luftgeist erschien. „Treuer Nebendiener," sprach Lameth zu ihm, „Dir wird bekannt sein, daß mir ein Bösewicht das unvergleichliche Schloß geraubt und dadurch bewirkt hat, daß mein neugebauter Palast nebst meiner geliebten Bellastra hinweggeführt worden ist. Gewiß weißest Du, wo beide sich derzeit befinden. Ich bitte Dich, sage mir, wo ich sie antreffen und ob ich meine teure Gemahlin nicht wieder bekommen kann?" Der Luftgeist antwortete: „Es ist der Verräter Mattetai, der Dich durch List um das Schloß gebracht und sofort Bellastra in ihrem Palaste nach Amerika entführt hat;

dort hat sie viel Verfolgung von diesem Bösewicht auszustehen. Dennoch sei guten Mutes, Lameth! Die Erdgeister dienen dem Zauberer nur aus Zwang und werden selbst froh sein, wenn sie von seinem Dienst erlöst werden. Wenn Du daher willst, so bringe ich Dich nach Amerika und dahin, wo Mattetai Deine Gemahlin eingeschlossen hält, dann mußt Du ihn wieder mit List hintergehen, wie er Dich hintergangen hat!"

Lameth war wieder lebendiger geworden, weil er nun wußte, wo seine Bellastra anzutreffen sei. Er bat den Geist, ihn auf der Stelle nach Amerika zu bringen; dieser ergriff ihn, führte ihn dahin und setzte ihn in dem Palmenhaine nieder, von wo aus er seinen wohlbekannten herrlichen Pallast erblicken konnte. Nun befahl Lameth seinem Luftgeist, ihm Bettlerkleider zu bringen und ihn so zu entstellen, daß ihn niemand erkennen möchte. Der Geist gehorchte und bald war Lameth in einen armen, abgezehrten, hinkenden Bettler verwandelt, so daß sein leiblicher Vater ihn nicht wieder erkannt haben würde. In dieser Jammergestalt wankte er aus dem Walde heraus und dem Palaste zu. Sein Herz hätte ihm brechen mögen, als er Bellastra erblickte, wie sie ganz traurig zum Fenster hinaussah, den Kopf in beide Hände gestützt, in tiefe Gedanken versunken; so daß sie den Bettler nicht eher gewahr wurde, als bis er vor ihr stand und sie um ein Almosen anflehte. Bellastra warf ihm eine Silbermünze hinunter und sagte dabei: „Betet für mich, Alter, daß ich aus meinem Elend endlich erlöst werden möge!" Der verstellte Lameth erwiderte: „Ja, schöne Frau, das will ich thun; ich versichere Euch, es soll nicht lange anstehen, so wird Euer Wunsch in Erfüllung gehen!" Bellastra sah den Alten vom Kopfe bis zu den Füßen an, seufzte und sprach: Ach, wenn Du Recht hättest, ich wollte für Dich sorgen, daß Du nimmermehr betteln solltest!" — „Ja," antwortete der verwandelte Lameth, „wenn Ihr mir erlauben wollt, ein paar Minuten mit Euch allein zu sprechen, so könnte ich Euch gewiß dienen, denn ich weiß Euer ganzes Geheimnis." Bellastra betrachtete den alten Bettler immer aufmerksamer, und da ihr seine Reden so bedeutsam vorkamen, sagte sie zu ihm: „Komm heute Abend, wenn es dunkel ist, meine Kammerfrau soll Dich zu mir geleiten!"

Lameth machte eine hinkende Verbeugung und sagte: „Ja, ja, es soll Dich nicht gereuen; die That soll meine Worte erfüllen!" Er hinkte seinen Weg in den Palmenwald zurück und wartete, bis es recht finster wurde. Unterdessen berief er seinen Luftgeist und verabredete mit ihm das Nötige. Dieser entdeckte ihm, daß Mattetai das Schloß aus der Höhe Xa Xa allezeit an einer starken goldenen Kette am Halse hangen habe; so lange er dieses besitze, sei er nicht mit Schwert, Gift, Feuer und Strick ums Leben zu bringen; ja wenn er zwischen zwei Mühlsteine geworfen würde, müßten eher diese in Stücke springen, als daß sie ihm einen Schaden zufügen könnten. Lameth müßte sich daher nach einer List umsehen und den alten Zauberer durch ein starkes Ge-

tränk berauscht zu machen suchen, damit er alsdann, wenn er besinnungslos wäre, das Schloß von seinem Halse lösen und über sein Leben verfügen könnte. Weil nun Mattetai den Wein aus Kalabrien am meisten liebe, so versprach der Geist, ihm dergleichen zu verschaffen, zugleich wolle er ein Gegenmittel bringen, das für den, welcher sich desselben bediente, denselben Wein unschädlich machen sollte, er möchte davon trinken, so viel er wollte. Dieses alles sollte Lameth in Bettlersgestalt seiner Gemahlin Bellastra überbringen und ihr anzeigen, wie sie sich dabei klüglich zu verhalten hätte, um den Zauberer in die Falle zu locken.

Hocherfreut über des dienenden Geistes guten Rat ging Lameth, sobald jener sechs Flaschen kalabrischen Weines und das wirksame Gegenmittel herbeigeschafft hatte, in der Dunkelheit, beides in einen Korbe verborgen, nach Bellastras Palaste zu, die auf ein verabredetes Zeichen die Kammerfrau hinabschickte, ihn herauf zu geleiten. Dies konnte um so leichter geschehen, da der jüdische Bösewicht auf einige Tage verreist war. Als der geheuchelte Bettler in Bellastras Zimmer trat, fand er sie traurig auf ihrem Ruhepolster sitzen. Sie redete ihn also an: „Wie ists, guter Alter, kommt Ihr, Euer Wort zu erfüllen und mir ein Mittel an die Hand zu geben, wie ich von meinem Elende loskommen möge?" — „Thut, was ich Euch sage," erwiderte Lameth, „wenn morgen Mattetai zurückkehrt, so trachtet dahin, daß er sich in diesem Weine berausche, welchen ich hier mitbringe. Seht, da sind sechs Flaschen des besten kalabrischen Weines; den trinkt er am liebsten; sprecht ihm zu, ja muntert ihn durch Euer eigenes Beispiel auf, zu trinken, bis seine Sinne ihn verlassen; ihr selbst, ehe Ihr zu trinken anfanget, nehmet dieses Gegenmittel ein, das ich Euch hier übergebe und das Euch vor den Wirkungen des Weines beschützen soll. Ist Mattetai betrunken, so gebet mir mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenster hinaus; dann will ich kommen und Eurem Elend ein Ende machen." Bellastra hörte dem allen mit Freuden zu und versprach, allen Verstand zusammen zu nehmen, um den Anschlag glücklich auszuführen. Der Bettler stellte die Flaschen Weines und das Fläschchen mit dem Gegenmittel auf den Tisch, wünschte ihr Glück zu ihrem Vorhaben und ging seines Weges.

Bellastra sann die ganze Nacht über das Spiel nach, das sie vorhatte. Als es Tag ward, legte sie ihre schönsten Kleider an und erwartete die Ankunft des Zauberes, welche bald erfolgte. Sie ließ ihn sogleich durch ihre Kammerfrau rufen und redete ihn bei seinem Eintritt ganz freundlich so an: „Mein Freund! Da ich mich so lange vergeblich gegrämt habe und doch nicht zu den Meinigen zurück gelangen kann, so habe ich mich nun entschlossen, mein übriges Leben nicht in gleicher Traurigkeit hinzubringen. Wenn Ihr Euch daher künftig in meine Launen schicken und meine gewohnte Lebensart annehmen wollet, so erbiete ich mich, Euch zu meinem Gemahl anzunehmen." Mattetai wallte das Herz im Leibe vor Freuden, als er die Prinzessin so

sprechen hörte; denn früher war sie allezeit vor ihm geflohen und hatte mit Wort und That auf alle Weise ihren Widerwillen gegen den Bösewicht ausgedrückt. Er konnte nicht Worte genug finden, Bellastra zu versichern, daß er sich in allem ihrem Befehl unterwerfen werde, und brachte dabei einen närrischen Haufen von Worten unter einander her, so daß sie sich kaum des Lachens enthalten konnte. Sie unterbrach ihn daher und sprach: „Ich glaube alles, was Ihr mir sagt; nur eines macht mir Zweifel. Ihr wisset, daß ich am türkischen Hof auferzogen worden bin, wo man heimlich allezeit wacker zu trinken pflegt. Da möcht ich denn wissen, ob Ihr mir solches auch zulassen, und, wenn mich die Lust ankommen wird, mir wacker Bescheid thun werdet." — „Oho," antwortete Mattetai lachend, „wenn es nichts weiter ist, als dieses, so werden wir bald mit einander einig werden. Ich hasse den Trunk auch nicht, und Euch zu Liebe wollte ich einen ganzen Becher voll Gift austrinken, warum sollte ich Euch nicht bei einem guten Glase Weins Bescheid thun; denn Schlechtes werde ich bei Euch doch nicht zu trinken bekommen!" — „Nein, schlechte Weine mag ich auch nicht," erwiderte Bellastra, „aber der Wein aus Kalabrien ist mein Leibtrunk." Da lachte Mattetai wieder und sprach: „Beim Element, da taugen wir gut zusammen; den Wein aus Kalabrien liebe ich mehr als alle andere!"

„Nun so kommet her und setzt Euch zu mir," sagte Bellastra, indem sie aufstand und die sechs Flaschen, eine nach der andern aus einem Schranke nahm. „Laßt uns in die Wette zechen! Aber es fehlt an einem Glase." Mattetai erhub sich, warf einen zärtlichen Blick auf die Fürstin und ging, schöne Becher zu holen. Diesen Augenblick hatte sich Bellastra ersehen, nahm das Fläschchen mit dem Gegenmittel aus dem Schranke und that geschwind einen Zug daraus. Gleich darauf kam der Zauberer mit den Pokalen und Bellastra schenkte ihm ein. „Dies auf mein Wohlsein getrunken, Freund!" sprach sie, und Mattetai ließ sich nicht lange bitten. So leerten sie eine Flasche nach der andern und der Zauberer konnte sich über die Ausdauer seiner Geliebten nicht genug wundern; denn als sie an die vierte Flasche kamen, wurde ihm bereits taumelig im Kopfe. Bellastra schien zu bedauern, daß sie nur noch zwei Flaschen übrig habe, sprach und trank ihm dabei wacker zu. Die letzte Flasche goß sie gar nicht in den Pokal, sondern setzte dieselbe an den Mund und trank sie zur Hälfte auf Mattetais Gesundheit aus, stellte ihm den Rest zu und sprach: „Trinkt das auf meine Gesundheit, Lieber! dann wollen wir zur Ruhe gehen!" Mattetai, von Liebe und Wein trunken, ergriff die Flasche, ehe er sie jedoch an den Mund setzen konnte, fiel er im Rausche zu Boden und ließ auch die Flasche fallen, daß sie in tausend Stücke zersprang.

Bellastra rüttelte den Liegenden, als wollte sie ihm helfen, eigentlich aber nur um zu sehen, ob er auch tief genug berauscht sei, und als sie gar keine Empfindung an ihm spürte, öffnete sie das Fenster und gab das Zeichen mit

dem Tuche. Der lahme Bettler flog die Treppe hinauf und wurde von der Kammerfrau in das Gemach geführt, wo der böse Mattetai wie ein Stein auf dem Boden lag. Lameth ließ nun seine Gemahlin und ihre Kammerfrau abtreten, fiel über den Zauberer her, riß ihm das Oberkleid ab und suchte das Schloß, das er auch sogleich an seinem Busen fand. Er zog ihm dasselbe samt der Kette ab und drehte den Schlüssel schnell um; die Erdgeister erschienen und fragten tanzend und springend vor Freuden: „Würdiger Besitzer des unschätzbaren Schlosses, was befehlet Ihr?“ Lameth sagte: „Nehmet hier dem boshaften Zauberer das Leben!“ Keinen angenehmeren Befehl hätte Lameth seinen dienstbaren Geistern geben können. Zwei ergriffen ihn bei den Händen, zwei bei den Füßen, und zerrissen ihn in vier Stücke. Schnell drehte Lameth seinen Ring um; die Luftgeister kamen und trugen auf seinen Befehl die zerrissenen Glieder des Zauberers hinaus in alle vier Teile der Welt. Dann mußten sie das Zimmer reinigen, ihm selbst seine vorige Gestalt wieder geben und die früher getragenen Fürstenkleider wieder anlegen; dann den Palast mit allem, was darin war, auf der Stelle wieder nach Konstantinopel versetzen und die von Mattetai verbannte Dienerschaft wieder herbeischaffen.

Nachdem alles geschehen und die Diener wieder zur Stelle waren, berief Lameth seine geliebte Bellastra. Als diese in das Zimmer trat, erwartete sie den hinkenden Bettler wieder zu finden, da erblickte sie ihren schönen Gemahl und warf sich ihm in die Arme. Lameth erzählte ihr, daß er den Bettler vorgestellt und wie alles ergangen sei. Die Diener stürzten herbei, ihren Herrn zu grüßen; ein gutes Nachtmahl ward bereitet; alle waren guter Dinge.

Als Bellastra in der Frühe erwachte, fiel ihr erster Blick zum Fenster hinaus wieder auf die Stadt Konstantinopel. Der Sultan aber, der nach seiner Gewohnheit früh aufstand und an das Fenster trat, sah den Palast wieder an der alten Stelle stehen. Außer sich vor Freude kleidete er sich eiligst an und begab sich mit seiner Leibwache nach dem Ort. Hier flog ihm seine Tochter Bellastra entgegen, bewillkommte ihren Vater mit kindlicher Freude und reinigte ihren Gemahl von aller Schuld, indem sie die Begebenheit nach der Wahrheit berichtete. Der Großsultan schämte sich seiner Übereilung und empfing den zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Lameth aufs zärtlichste. Großvezier und Admiral, die ihn hatten töten wollen, warfen sich dem Wiedergekehrten zu Füßen und erhielten Verzeihung. Lameth und Bellastra lebten viele Jahre in Glück und Frieden. Das Schloß aus der afrikanischen Höhle Xa Xa aber wurde von Lameth in besserer Verwahrung gehalten als zuvor, und er blieb des unschätzbaren Kleinods ruhiger Besitzer bis an sein Ende.

Griseldis.

In Piemont, am Fuße eines hohen Berges, liegt eine herrliche Herrschaft, welche blühende Städte und viele Dörfer in sich begreift. Der erste Markgraf, dem diese Landschaft eigentümlich zugehörte, hieß Walther. Er war ein Mann schön von Gestalt, ehrbar von Sitten, jung von Jahren, reich begabt mit Verstand. Aber alle seine Neigung war so sehr der Jagd und dem Vogelfange zugekehrt, daß er das andere darüber vergaß und sich der Regierung seines Landes gänzlich entschlug. So hatte er auch keine Lust zum Heiraten, nicht als ob ein Gelübde ihn abgehalten hätte, sondern die gepriesene Freiheit und die Liebe zum unabhängigen Leben und zur Selbstherrschaft ließ ihn an keine eheliche Verbindung denken. Wenn daher gute Freunde zu ihm von seiner Vermählung sprachen, so pflegte er wohl zu erwidern: „Ich mag meine Freiheit nicht verkaufen, und nicht ein Weib zur Mitregentin annehmen. So lange ich ledig bin, thue ich, was ich will: wenn ich aber verheiratet bin, so muß ich vielmals thun, was meine Frau will. Thue ich dieses nicht, so habe ich eine widerwillige Frau und zugleich Zank und Hader im Hause!" Die Untergebenen verdroß dieses Verfahren ihres Herrn: sie hätten es gar zu gerne gesehen, wenn ihr Herr eine glückliche Ehe eingegangen und Erben seiner Güter hinterlassen hätte. Die Vornehmsten der Grafschaft beratschlagten daher, wie sie die Sache anstellen und ihren Herrn zum Heiraten vermögen könnten. Deswegen erschienen sie eines Tages insgesamt vor dem Markgrafen, und der Vornehmste unter ihnen redete ihn mit folgenden Worten an:

„Gnädiger Herr und Markgraf! Die Freundlichkeit Eurer Gnaden giebt uns den Mut, frei heraus zu reden, was wir in unserem Sinne gefaßt haben. Wir hoffen nicht, daß Ihr solches übel aufnehmen werdet, weil Eure Güte und Euer väterliches Gemüt uns allen genugsam bekannt sind. Wir schätzen uns glücklich, einen so lieben Herrn zu haben und von ihm beschützt zu werden. Wir würden uns aber viel glücklicher achten, wenn wir Eure markgräfliche Gnaden für ewig bei uns behalten könnten. Nun wissen wir, daß dies nicht möglich ist. Das Nächste aber wäre, wenn wir Eurem ehelichen Erben in Liebe dienen und unterthänig sein dürften. Unser Herr ist zwar jetzt noch jung von Jahren und stark an Kräften; er weiß aber, daß die nachkommenden Jahre diese Kraft verzehren werden. Deswegen ist unsre unterthänige Bitte,

daß Eure Gnaden geruhen mögen, durch eine Vermählung Bedacht darauf zu nehmen, daß Sie in erwünschten Erben fortleben und dereinst Ihr Land fortregieren. Wird unser billiges Begehren erhört und uns ein Auftrag gnädigst gegeben, so wollen wir ein Fräulein für Euer Gnaden aussuchen, das an Geblüt, Schönheit und tugendlichen Sitten unserm Herrn am ähnlichsten sein wird."

Auf diese Worte schwieg der Graf eine Zeit lang still und dachte dem Vorschlage nach. So schwer es ihn ankam, so überwand ihn doch am Ende die Liebe zu seinen Unterthanen und er entschloß sich, ihrem Begehren zu willfahren. So sprach er denn zu ihnen: „Meine lieben Freunde! Eure demütige Bitte nötigt mich, Euch zu willfahren und zu thun, was ich nie im Sinne gehabt habe. Denn ich hatte mir allezeit vorgenommen, meine Freiheit völlig zu behalten, die im Ehestande wohl schwerlich mag erhalten werden; nun aber unterwerfe ich mich freiwillig dem Willen meiner Unterthanen, damit sie erkennen, daß ich sie liebe und daß ich als ein Vater ihnen vorzustehen begehre. Jedoch bedanke ich mich für Eure Anerbieten, mir eine Gemahlin zu erlesen, die meines Gleichen sein soll. Diese Mühe will ich selbst auf mich nehmen, und ich vertraue hierin auf die Hilfe des Allerhöchsten, der in Seine Hände das Glück des Ehestandes gelegt hat. Er wird mir ein Weib zuführen, welches mein Heil und meine Ruhe nicht hindern, und zugleich Eurem Verlangen die Regierung in meinem Hause gesichert zu sehen, Genüge thun wird. Eines aber sollt Ihr mir versprechen und halten: daß Ihr diejenige, die ich zu meinem Eheweib auserlesen werde, als Markgräfin und als Eure Herrin ehren und ihr unterthan sein wollet. Es soll auch keiner unter Euch sein, welcher über meine Wahl eines Weibes jemals klage, sondern diejenige, die mein Ehegemahl werden wird, die sollt Ihr, als wäre sie die Tochter eines römischen Fürsten, ehren und für Eure gebietende Frau erkennen."

Über diese Antwort des Grafen erfreuten sich die versammelten Diener höchlich und waren ganz bereitwillig, dem Begehren ihres Herrn zu willfahren. Sie versprachen deswegen mit einem feierlichen Gelübde, der Frau, die er erwählen würde, unterthänig zu sein und, welcher Art sie auch sein sollte, im geringsten nicht wider sie zu klagen. Darauf schieden sie getrost von dem Markgrafen und erwarteten mit Verlangen, was für eine Dame er zu seiner Braut erwählen werde.

Der Graf aber brachte einige Tage in tiefem Nachsinnen darüber hin, was für eine Frau er nehmen sollte. Endlich entschloß er sich, keine stolze Erbin, sondern ein demütiges Mädchen zu erkiesen, das ihm in allem willfahren würde. Als daher einige Wochen verflossen waren und er sich in seinem Entschlusse festgesetzt hatte, da befahl er seinem Haushofmeister, alles zu der nächstkünftigen Hochzeit fertig zu machen. Noch wußte niemand, welche Jungfrau die Braut sein sollte, und der Graf wollte es auch niemand offenbaren, so oft er darum befragt wurde.

Inzwischen ward alles auf fürstliche Weise vorbereitet und viele hohe

Gäste wurden geladen. Der hochzeitliche Tag nahte heran, ohne daß jemand wußte, von wannen die Braut kommen sollte. Der Graf rüstete goldene Ringe und Ohrengehänge, die er einem andern Mädchen, welche seiner Braut an Wuchse gleich war, hatte anmessen lassen. Wie nun der bestimmte Tag herbeigekommen und die geladenen Gäste in großer Menge gegenwärtig waren, so fehlte niemand mehr als die markgräfliche Braut. Da entstand eine große Verwunderung unter allen Anwesenden, ja es erwuchs sogar der Zweifel, ob es nicht mit der ganzen Hochzeit nur auf einen mutwilligen Scherz abgesehen sei. Die Stunde des Mittagsmahles war gekommen; Zimmer und Tische waren geziert, die festlichen Speisen bereit; dennoch wurde kein Wort vernommen, welches Fräulein für die Braut des Grafen erklärt sei. Zuletzt sahen sich die Gäste genötigt, den Grafen zu fragen, warum sie denn eigentlich zur Hochzeit geladen seien. Er aber gab ihnen zur Antwort, sie sollten ohne Sorgen sein; die Braut sei schon auf dem Wege: alle möchten sich fertig machen, ihr entgegen zu gehen und sie mit gebührenden Ehren zu empfangen. So sammelten sich denn alle geladenen Herren und Frauen und begaben sich insgesamt zum Schlosse hinaus. Vor ihnen her ritt der Markgraf mit hochzeitlichen Kleidern angethan, neben ihm fuhren in festlichen Wagen einige Edelfrauen, welche die Brautkleider nebst allem weiblichen Zierat verschlossen mit sich führten. Der hochzeitliche Festzug war auf diese Weise in das nächste Dorf gekommen, und niemand wußte, wohin er weiter gehen sollte. Gleichwohl verbreitete sich ein dunkles Gerücht unter den Gästen, daß hier der Ort sei, wo der Graf sich seine Braut erwählen würde, und obgleich sich niemand einbilden konnte, auf welche Weise dies geschehen sollte, so hatten sich doch alle Bauernmädchen des Dorfes, zu welchen die Sage gleichfalls gedrungen war, aus Neugierde versammelt und harrten auf die abenteuerliche Brautwahl des Markgrafen.

Nun lebte in diesem Dorfe, in dem nur wenige und lauter arme Bauern wohnten, ein Mann, Namens Janikula, der ärmste unter allen, der eine einzige Tochter hatte, welche Griseldis hieß; so arm sie war, so schön war sie von Gestalt, tugendsam von Sitten und mit vielen Gaben der Natur geschmückt. Sie hütete die wenigen Schafe ihres Vaters und brachte die meiste Zeit auf dem Felde zu, dennoch kochte sie alle Speisen für die Hausgenossen, und die halbe Nacht verbrachte sie allezeit mit Spinnen. Ihren Eltern war sie in allen Dingen gehorsam und den Werken der Andacht sehr ergeben. Dieses Bauernmädchen hatte der Markgraf im Vorüberreiten vielmal mit Augen gesehen und ihre Sitten wohl beobachtet. Schon lange trug er zu ihr eine aufrichtige Neigung im Herzen und war entschlossen, sich mit ihr zu vermählen.

Zu der Zeit nun, da die Hochzeitsgäste in das Dorf kamen, war die gute Griseldis am Brunnen gewesen und eilte jetzt eben mit ihrem Kruge nach Haus, um zugleich mit den andern Mädchen zu sehen, woher denn die Braut kommen sollte. Als sie aber ihrem Hause nahete, trat ihr der Graf entgegen

und sprach zu ihr: „Griseldis, wo ist Dein Vater?“ Das Mädchen neigte sich gar tief und sprach mit großer Ehrerbietung: „Er ist zu Hause, gnädiger Herr.“ „Laß ihn zu mir herauskommen,“ sagte der Graf. Als dies geschehen war, nahm der Markgraf den Bauern an der Hand, führte ihn ein wenig bei Seite und sprach mit heller Stimme zu ihm also:

„Ich weiß, mein lieber Janikula, daß Du ein frommer und aufrichtiger Mann bist, und daß Du mir als Deinem Herrn in allen Dingen gehorsam sein wirst: deswegen frage ich Dich: Willst du mir Deine Tochter Griseldis zur Ehe geben und mich, Deinen Herrn, zu einem Eidam haben?“ Der gute, alte Mann erstarrte über diese Rede und wußte nicht, was er darüber denken oder sagen sollte. Erst als ihn der Graf zu einer Antwort nötigte, sprach er mit Zittern: „Gnädiger Herr, ich finde vor Schrecken keine Antwort; aber weil Ihr mein Herr seid, so darf ich nichts anderes wollen, als was Euch gefällig ist. Und so es denn Euer Ernst ist, meine arme Tochter zur Ehe zu nehmen, so bin ich viel zu gering, Euch hierin zu widersprechen.“ Der Graf erwiderte: „Gut! so laß uns zwei allein in Euer Haus gehen. Ich muß den Willen deiner Tochter erkennen und sie über einige Dinge befragen.“

So blieben alle Hochzeitsgäste draußen in höchster Verwunderung stehen; der Graf aber ging mit dem Vater in das Haus, nahm die Tochter bei der Hand und sprach: Weil es sowohl Deinem Vater als mir gefällt, daß Du mein Weib sein solltest, Griseldis, so hoffe ich, es werde Dir nicht mißfallen, mich zur Ehe zu nehmen.“ Die verstörte Jungfrau erschrak, als wenn der Himmel über sie herabfiele und die Erde drehte sich mit ihr. Der Graf aber sprach ihr mit freundlichen Worten zu: „Fürchte Dich nicht, meine liebe Griseldis, denn Du bist es, die ich vor allen Weibern der Erde zu meiner Braut auserkoren habe; und wenn Du darein willigest, so werde ich mich noch heute mit Dir vermählen.“ Griseldis neigte sich in Demut und antwortete: „Gnädiger Herr! ich erkenne mich zwar so großer Ehren ganz und gar unwürdig; gleichwohl, wenn es Euer ernstlicher Wille und Eures Herzens Meinung ist, mich armes Bauernmädchen zu Eurer Dienerin anzunehmen, so darf ich mich meinem Herren nicht widersetzen.“ Darauf sprach der Graf mit ernster Miene: „Ehe ich Dich denn zur Ehe nehme, frage ich Dich, Griseldis, ob Du mit freiwilligem Herzen bereit seiest, mir in allem gehorsam zu sein, in keinem Dinge meinem Willen zu widerstreben; so daß Du alles, was ich mit Dir thun werde, ohne ein saures Gesicht und ohne ein rauhes Wort tragen wollest?“ — „Gnädiger Herr Graf,“ erwiderte die Jungfrau, „wenn ich die große Ehre, die mir nicht gebühret, haben soll, Eure Gemahlin zu sein, so verspreche ich, nichts wissentlich zu thun oder zu denken, was wider Euer Herz wäre; Ihr werdet mir nichts thun und nichts befehlen, was ich übel aufnehme, und solltet Ihr mich auch sterben heißen.“ Diese Worte gefielen dem Grafen wohl und er sprach freudig: „Es ist genug! wenn Du dieses thun willst, so begehre ich weiter nichts von Dir!“

Damit nahm er sie an der Hand, führte sie zum Hause hinaus und zeigte sie allen Anwesenden; sprach auch dazu mit lauter Stimme: „Diese Jungfrau hier ist meine Braut, diese ist Eure gnädige Frau; sie ehret, sie liebet, und wofern Ihr mich wert habt, so habet sie noch viel mehr wert.“ Und nun befahl er den bestellten Edelfrauen, daß sie die Magd alsbald ihrer Bauernkleider berauben und sie mit herrlichen Brautgewanden zieren sollten, daß sie ihrem neuen Stande gemäß in des Grafen Haus einziehen könnte. Die Frauen nahmen das Mädchen auf offner Straße unter sich und schlossen einen dichten Kreis um sie, so daß niemand sehen konnte, was sich mit ihr begab. Da entkleideten sie die Jungfrau ihrer bäurischen Kleider und zierten sie so schön, daß man sie kaum wieder erkennen konnte. Als sie nun so in aller Eile aufgeschmückt war, daß sie einer Gräfin und nicht mehr einer Bäuerin glich, wurde sie von den Frauen dem Grafen zugeführt und als seine würdige Braut vorgestellt. Der Markgraf zog den bereitgehaltenen Trauring hervor, steckte ihr denselben an den Finger und versprach sich öffentlich mit ihr vor allem Volke. Hierauf ließ er die Braut auf ein schneeweißes Pferd setzen und führte sie mit Ehren und Freuden nach seinem gräflichen Schlosse. Das Volk lief scharenweise nach und rief mit jubelnder Stimme: „Es lebe Griseldis!“ indem es zugleich der Jungfrau Glück und Heil zu dieser unverhofften Ehre wünschte. Die Trauung wurde noch an demselben Tage mit großer Feierlichkeit auf dem Schlosse vollzogen und die Hochzeit in allen Freuden abgehalten, und da war niemand, der sich nicht über diese seltene Heirat aufs höchste verwundert, aber auch erfreut hätte. Denn es schien, als hätte Gott diese Heirat im Himmel selbst geschlossen und der frommen Griseldis so besondere Gnadengaben herabgeschickt, daß man meinte, sie sei nicht in einem Bauernhause, sondern an einem adligen Hof erzogen worden, mit so zierlichen Sitten, mit so viel Klugheit und Verstand, mit solcher Freundlichkeit zeigte sie sich begabt; daher sie denn auch von allen höchlich verehrt und geliebt wurde. Ja diejenigen, die sie von Jugend auf gekannt hatten, konnten sich jetzt kaum mehr vorstellen, daß sie des armen Janikulas Tochter war. Auch lebte das Ehepaar in solcher Liebe und Einigkeit, daß keines das andere mit dem geringsten Wort erzürnte, und beide gaben ihren Unterthanen das schönste Vorbild der Tugend und der Frömmigkeit.

Ehe ein Jahr zu Ende gegangen war, gebar Griseldis zur höchsten Freude aller adeligen Dienstmannen des Grafen, ihres eigenen Vaters und des gesamten Landes ein gar schönes Fräulein. Nur mit ihrem Eheherrn selbst schien eine Veränderung vorgegangen zu sein. Er bezeigte über diese Geburt keine sonderliche Freude, vielmehr einen Verdruß und Widerwillen, so daß es schien, als wäre ihm ein junger Sohn viel lieber gewesen, als eine Tochter. Nun merkte zwar die gute Gräfin, daß ihr Herr sich nicht mehr so gütig

gegen sie erwies, als er bisher zu thun gewohnt war; dennoch litt sie dieses mit großer Geduld und befleißigte sich, durch doppelte Freundlichkeit sein Gemüt zu gewinnen. Der Graf aber ließ sich dadurch nicht bewegen; er gedachte vielmehr durch seine Handlungsweise die Treue seines Weibes auf die Probe zu stellen. Als das Kind von der Mutterbrust entwöhnt war, berief er Griseldis allein zu sich in sein Zimmer. Hier stellte er sich keineswegs freundlich gegen sie an, sondern begann mit ernsthaften Worten so zu sprechen: „Du weißt, o Griseldis, in welchem Stande Du früher gelebt hast und auf welche Weise Du in mein Haus gekommen bist. Nun bist Du mir zwar lieb und angenehm; aber meine adeligen Freunde haben ein großes Mißfallen an Dir, und meine Unterthanen wollen Dir, als einer armen Bäurin, auch nicht unterworfen sein, zumal da Du mir eine Tochter geboren hast, während doch alle vielmehr einen Sohn verlangt hätten. Ja selbst wenn es ein Sohn wäre, so möchten sie ihm dennoch nicht unterthan sein, darum daß er von einer schlechten Bäurin geboren worden. Und weil ich gerne mit meinen Freunden und Unterthanen in Frieden leben möchte, so sehe ich mich genötigt, vielmehr ihrem als meinem eigenen Urteile zu folgen und dasjenige zu thun, was meiner Natur ganz zuwider ist. Jedoch wollte ich nichts ohne Dein Vorwissen unternehmen, sondern Dir alles zuvor offenbaren. Zugleich frage ich Dich, ob Du noch desselben Sinnes seiest, wie Du von Anfang unsers Ehestandes an gewesen bist, als Du mir versprachest, nichts zu thun noch zu denken, was wider meinen Willen wäre, und nichts übel aufnehmen, was ich Dir befehlen oder mit Dir beginnen würde."

Man hätte meinen sollen, auch das allerstandhafteste Gemüt müsse sich über eine so unverhoffte Rede billig entsetzen. Griseldis aber sprach mit unerschrockenen Worten: „Du bist mein gnädiger Herr, und ich mit meinem kleinen Töchterlein sind in Deiner Gewalt; thue deswegen mit uns, als Deinen Leibeigenen, was Dir gefällt. Dir kann nichts gefallen, was mir mißfallen möge, denn ich habe nichts anderes zu begehren und fürchte nichts zu verlieren als eben Dich; ich habe Dich so tief in mein Herz eingedrückt, daß Du zu keiner Zeit, auch nicht durch den Tod, aus demselben gerissen werden kannst. Eher wird alles geschehen, als daß dieses mein Gemüt könnte verändert werden." Über diese Antwort wurde der Graf innerlich so bewegt, daß sein Herz im Leibe sich umwendete und er sich der Thränen kaum erwehren konnte. Dennoch blieb er äußerlich ganz ernst und sprach zu ihr mit strengen Worten: „Ob Dir diese Antwort von Herzen gehe, wird sich bald zeigen!" Mit diesem kurzen Worte ging er davon und ließ sich nichts von seinem innern Schmerze merken. Alsobald berief er einen seiner getreuesten Diener und wendete sich an ihn mit dem Befehle: „Gehe hin zu meiner Gemahlin und fordere von ihr das kleine Töchterlein. Wenn sie es Dir nicht gutwillig giebt, so nimm es mit Gewalt aus ihren Händen. Sag' ihr ohne Scheu, ich habe befohlen, *daß Du es nehmen* sollest, damit es hinweggetragen und umgebracht werde.

Dabei gieb genau Achtung, wie sich die Mutter benimmt, und berichte mir sofort gründlich, wie sie sich angestellt habe.“ Der Diener erschrak über diesen Befehl heftig und sprach mit beweglichen Worten: „O Herr, was hat denn das unschuldige Kind gethan, daß Ihr es hinrichten wollet, oder womit hat seine Mutter sich versündiget, daß Ihr sie so schwer betrüben wollet? Schonet doch des unschuldigen Lammes und vergießet nicht das edle Blut, das ihr selbst gezeugt habt!“ Aber der Graf ergrimmte und hieß ihn mit zornigen Worten thun, wie er befohlen. So ging der Diener denn zu dem Gemache der Gräfin und sprach traurig zu ihr: „Gnädige Frau! ich bin leider der Träger einer gar schlechten Botschaft. Unser Herr muß sehr erzürnt über Euch sein, denn er hat mir ernstlich befohlen, Euer Kind von Euch zu nehmen und es zum Scharfrichter zu tragen, damit es umgebracht werde. Ich habe zwar für Euch und das arme Töchterlein gebeten, aber seinen Zorn dadurch nur größer gemacht. Gebet mir darum Euer Kind!“ Wer hätte nicht erwartet, Griseldis werde über diesen grausamen Befehl in lauten Jammer ausbrechen? Sie aber that gerade das Widerspiel und bewies in diesem schweren Augenblicke die übernatürliche Stärke ihres Gemütes. Deswegen sprach sie zum Diener ganz unerschrocken: „Das kleine Geschöpf ist unseres Herrn, mache er damit, was ihm gefällig ist; nimm es hin und trag es ihm zu; ich will mich seinem Befehle nicht im geringsten widersetzen.“ Hierauf nahm sie ihr liebes Töchterlein aus der Wiege, sah es eine Weile freundlich an, küßte es recht herziglich, bezeichnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und gab es dann dem Diener mit freundlicher Gebärde und ohne eine Zähre zu vergießen. Der Diener selbst konnte sich des Weinens nicht enthalten und fing an, das unschuldige Kind so schmerzlich zu beklagen, daß endlich der standhaften Mutter das Herz selbst weich wurde. „Trage das liebe Engelein nur eilig hinweg,“ sprach sie, „ich befehle es mit Leib und Seele dem höchsten Gott, der mag nach seinem Willen darüber verfügen.“ Also verabschiedete sich der Diener und trug das Kind zu seinem Vater, dem er genau erzählte, wie bereitwillig Griseldis ihr Kind hergegeben: daher sich der Graf nicht wenig verwunderte und bei sich selbst bekennen mußte, daß sein Weib noch viel tugendsamer sei, als er es selbst vermeint hatte.

Dennoch wollte er nicht aufhören, ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen und in dem vorgenommenen Werke fortzufahren. Er hatte nämlich keineswegs im Sinne, dem Kinde ein Leid zuzufügen, vielmehr wollte er dasselbe anderswo heimlich erziehen lassen. Er hatte eine leibliche Schwester zu Bologna in Italien, welche mit einem dortigen Grafen vermählt und ihrem Bruder herzlich zugethan war. Ihr gedachte er das Kind zu schicken, daß sie es ihm in der Stille standesmäßig erzöge; deswegen hieß er dasselbe sanft einwickeln, wohl in einer Wiege verwahren, und durch eben jenen Diener, dem er es zu rauben befohlen hatte, seiner Schwester zutragen. Zu dem Ende schrieb er an sie einen Brief, in welchem der ganze Verlauf der Sache ausführlich erklärt

war und sie um Erziehung des Kindes freundlich ersucht wurde, mit beigefügter Bitte, daß sie das edle Fräulein nach seinem gräflichen Stande aufziehen und unterrichten, zugleich aber allen Fleiß anwenden möchte, daß niemand erführe, welchen Eltern das Kind zugehöre. Die Gräfin nahm das Kind ihres Bruders mit bestem Willen aus des Dieners Armen und antwortete jenem durch diesen, wie sie allen möglichen Fleiß anwenden werde, daß das Fräulein aufs sorgfältigste erzogen und seine Abkunft geheim gehalten werde. Und was sie schriftlich versprochen, das setzte sie treulich ins Werk: denn sie verhielt sich gegen das Kind nicht anders, als wenn sie seine leibliche Mutter wäre.

Inzwischen konnte Griseldis nicht erfahren, wo ihr liebes Töchterlein hingekommen, weil außer dem Diener niemand Kunde davon hatte; sie glaubte deswegen nichts anders, als daß das unschuldige Kind getötet worden sei. So unsäglich sie dieses schmerzte, so ließ sie doch ihr inneres Herzeleid äußerlich gar nicht merken, sie zeigte gegen ihren Herrn allezeit ein freundliches Angesicht und erwies ihm so treue Liebe, als wenn sie gar nichts widerwärtiges von ihm erfahren hätte, so daß sich der Graf nicht genugsam verwundern konnte, wie es möglich sei, daß sie den Schmerz um ihr eingeborenes Kind also niederzuhalten vermöge, daß ihr auch kein Seufzer über die zugefügte Unbill entschlüpfe. Er fing an ihre Tugend je länger je höher zu schätzen und sie je länger je mehr zu lieben.

Unterdessen vergingen vier Jahre, während welcher der Graf und seine Gemahlin in ehelicher Liebe beständig verharrten und des entführten Kindes niemals Meldung gethan wurde. Da ward die Gräfin abermals von Gott gesegnet und gebar einen überaus schönen Sohn, worüber nicht nur die Eltern des Kindes, sondern auch alle ihre Gefreundte und Unterthanen sich höchlich erfreuten und dieses glückliche Ereignis mit einem Feste feierten. Besonders freute sich der gute alte Janikula und seine liebe Tochter Griseldis; beide zweifelten nicht, daß der Graf diese jetzt mit beständigerer Neigung lieben werde. Es geschah aber gerade das Gegenteil, und die fromme Gräfin geriet in größeres Leid als zuvor. Als nämlich das Kind zwei Jahre alt geworden und schon entwöhnt war, auch jedermann, wer es sah, über seine Schönheit eine besondere Freude hatte, da trat der Graf, der das beständige Gemüt seiner Gemahlin noch weiter auf die Probe setzen und sie noch schärfer in der Geduld prüfen wollte, abermals zu ihr in das Zimmer und erzeigte sich zwar diesmal ganz freundlich gegen sie; zuletzt aber sprach er mit betrübten Worten: „Mein liebes Weib, ich habe geglaubt, wir würden nun mit Freuden bei einander leben können, und unsere Unterthanen würden sich wegen des neugebornen Sohnes völlig vergnügen. Leider aber sind sie jetzt übler zufrieden als zuvor; sie machen mir große Unlust, erheben sich wider mich und sagen mir rund heraus, sie wollen den Enkel des Bauern Janikula nicht zum Herrn haben und ihm nach meinem Tode keineswegs unterworfen sein. So nötigen

sie mich dasjenige zu thun, was mir wider mein Herz und Gemüt ist. Denn weil ich, so lange das Kind lebt, keine Ruhe und keinen Frieden mit ihnen haben werde, so muß ich das unschuldige Blut hinweg nehmen und es heimlich um sein Leben bringen lassen. Ich wollte es Dir aber zuvor ansagen, damit Dich nicht nachher der Schmerz allzustark überfalle."

Von diesem harten Streiche hätte das Herz der Gräfin tötlich getroffen sein sollen. Gleichwohl äußerte sie nicht die geringste Traurigkeit, sondern sprach mit unerschrockenem Gemüte zu dem Grafen also: „Mein Herr! ich habe es Euch gesagt und wiederhole es, daß ich nichts anderes wollen oder nicht wollen kann, als was Ihr, mein Herr, mir befehlen werdet; denn gleichwie ich beim Eingehen in Euren Palast meine schlechten Kleider ausgezogen und gräfliche Gewande angelegt habe, also habe ich auch meinen eigenen Willen und alle Neigungen abgelegt und die eurigen angezogen. Was Ihr deswegen mit mir und meinem Söhnlein zu thun gesonnen seid, das möget Ihr ohne Hindernis frei vollbringen, denn ich werde Euch nicht im geringsten widersprechen."

Der Graf konnte sich über diese unglaubliche Standhaftigkeit seiner Gemahlin nicht genugsam verwundern, vermochte auch aus Betrübnis seines Herzens kein weiteres Wort zu ihr zu reden, sondern ging ganz bewegt von ihr hinaus und vergoß, als er allein war, mildiglich viel bittere Zähren. Damit gleichwohl die hohe Tugend seines Ehegemahls allen Frauen zum Vorbild an den Tag kommen möchte, fuhr er fort, sein Vorhaben ins Werk zu richten. Der Diener ward gerufen und wieder zur Gräfin geschickt, um abermals ihr das Kind abzunehmen. Diesmal aber richtete dieser den Befehl mit viel leichterem Herzen aus, denn er wußte ja, daß dem Kinde kein Leid widerfahren werde. Er ging hinein zur Gräfin und sprach: „Gnädige Frau, ihr werdet ohne Zweifel schon wissen, warum ich zu Euch komme; es ist unsers Herrn Wille, daß das junge Herrlein hingerichtet werde. Darum sollt Ihr mir es gutwillig geben, damit ich es demjenigen überliefere, welchem ich vor sechs Jahren auch das Fräulein übergeben habe. Ich bitte Euch aber, Ihr wollet Euch hierüber nicht allzusehr verstören und mir selbst mein Begehren nicht verdenken, denn mein Herr wird genötigt, diese Unthat gegen seines Herzens Neigung zu verrichten, und mir liegt ob, ihm in allem treulich zu gehorsamen."

Die fromme Gräfin wurde über diese Worte nicht bestürzt, sondern, ohne ein Wort zu sprechen, trat sie zu der Wiege, nahm das liebe Söhnlein in ihre Arme, sah es eine Weile freundlich an, drückte es innig an ihr Herz, küßte es wiederholt auf den roten Mund und bezeichnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; dann übergab sie es in die Hände des Dieners und sagte: „Nimm hin dieses unschuldige liebe Kind und trage es zu seinem Vater, Ich hoffe, sein väterliches Herz werde sich über dasselbe erbarmen und er werde vielleicht noch Mittel finden, es vor dem Tode zu bewahren. Kann aber das nicht sein, so opfere ich auch diesen Schatz dem höchsten Gott, von dem ich

ihn aus Gnaden empfangen habe." Mit betrübtem Herzen nahm der Diener das Kind von ihr, und als er das Zimmer verlassen hatte, fing er an bitterlich zu weinen, und so kam er weinend und seufzend zu seinem Herrn und erzählte ihm voll Mitleid, wie starkmütig die Gräfin sich bei Übergabe ihres Kindes betragen habe. Der Graf vernahm dieses mit großer Verwunderung, und konnte es kaum über sein Herz bringen, seine Gemahlin weiter zu betrüben. Dennoch, weil er ihre Tugend kundbar machen wollte, that er seinem Herzen Gewalt an; er küßte sein liebes Söhnchen voll väterlicher Liebe, dann befahl er dem Diener, es wohl verwahrt zu seiner Schwester nach Bologna zu tragen. Dieser schrieb er aufs neue einen freundlichen Brief, in welchem er ihr die Ursache meldete, warum er seiner Frau beide Kinder abgenommen habe, und bat sie dringend, dieselben so zu erziehen, wie sich für Grafenkinder schicke. Seine Schwester leistete ihm auch treulich Folge; jedoch verwunderte sie sich oft im Stillen, was wohl ihr Bruder mit den Kindern weiter vorzunehmen gedenke. Der Graf aber sprach jetzt nicht selten mit seinem Weibe von ihren zwei lieben Kindern, doch konnte er nicht soviel damit erwirken, daß sie einen einzigen Seufzer hätte hören lassen oder auf ihrem Angesicht einige Betrübnis sichtbar geworden wäre. Wenn er anfing, die unschuldigen Kinder zu bedauern, so bedauerte sie dieselben mit ihm; und so in allem: wie er sich verhielt, also verhielt sie sich auch.

Je mehr nun der Graf sie in allen Dingen beständig erfand und in der That inne ward, daß ihr Wille mit dem seinigen vereinigt sei, desto mehr kam ihn die Begierde an, sie weiter auf die Probe zu setzen und sich so gegen sie zu gebärden, daß sie sich betrüben mußte. Daher fing er an, sich äußerlich so gegen sie zu erzeigen, als ob er ihrer müde wäre, und als ob es ihn sehr gereue, daß er eine arme Bäurin geheiratet habe; und dies that er nicht heimlich, sondern so öffentlich, daß jedermann es leicht abnehmen konnte. So verbreitete sich denn bald ein übles Gerücht in der ganzen Markgrafschaft, als wolle der Graf sich von seinem Weibe scheiden und eine andere heiraten, die ihm an Stand und Reichtümern gleich sei. Beim gemeinen Volk aber entstand ein großes Murren wegen der beiden verlorenen Kinder, weil niemand wußte, wohin sie gekommen oder wer sie hinweggeführt. Der meiste Argwohn fiel auf den Grafen selbst, als ob er die Kinder mit Gewalt der Mutter genommen hätte, weil er sie nicht als rechtmäßige Erben anerkennen möge. Dieses Gerücht konnte vor der Gräfin nicht verborgen bleiben; vielmehr wurde ihr gerade auf Anstiftung des Grafen sein ganzes Vorhaben genau erzählt. Sie aber ließ sich dadurch gar nicht irre machen, sondern litt alles mit großer Geduld, indem sie es der Fürsehung des allmächtigen Gottes empfahl.

Weil nun alles dieses die fromme Gräfin nicht aus ihrer heiligen Gemütsruhe aufzustören vermochte, so sann der Graf auf eine andere List. Er ließ aussprengen, als wenn er einen Gesandten nach Rom abzuschicken im Sinne hätte und bei dem heiligen Vater selbst anhalten lassen wollte, daß

ihm wegen hochwichtiger Ursachen, und um die Aufregung seiner Unterthanen zu stillen, gestattet werden möchte, seine jetzige Ehefrau zu entlassen und standesgemäß eine andere zu heiraten. Diese Sage zu befördern, sandte er einen seiner vornehmsten Diener aus: freilich nicht nach Rom, sondern anderswohin; nachdem aber dieser ein Vierteljahr aus gewesen war, kam er zurück und verbreitete aller Orten die Sage, als wenn durch ihn die begehrte Dispensation zu Rom ausgewirkt worden wäre. Dies wurde bald im ganzen Lande ruchbar und verursachte vieles Gerede bei großen Herren und gemeinen Leuten. Auch der frommen Griseldis kam es zu Ohren. Diese seufzte zwar darüber aus dem innersten Grund ihres Herzens; dennoch ergab sie sich alsbald in den Willen Gottes und befahl ihm ihr ganzes Anliegen. Doch erwartete sie nicht ohne Angst, was der Markgraf über sie beschließen würde.

Bald darauf berief der Graf die vornehmsten Hofleute zu sich, bewirtete sie herrlich und setzte ihnen unter der Mahlzeit die ganze Angelegenheit auseinander, indem er vorgab, daß ihm von Rom die Erlaubnis zugekommen sei, seine Gemahlin fortzuschicken und eine andere zu heiraten; er habe sie deswegen rufen lassen, dieser Verabschiedung beizuwohnen und sie mit ihrem Ansehen zu bekräftigen. Die hochadligen Herren waren damit wohl zufrieden; daher befahl der Graf einigen Dienern, seiner Gemahlin solches anzusagen und sie vor die versammelten Herren zu führen. Die arme Griseldis ward über diese Nachricht tief betrübt und beklagte bei sich selbst ihr Unglück mit herzlichen Seufzern. Äußerlich aber ließ sie kein Zeichen der Traurigkeit merken, sondern zeigte großen Starkmut und ein unverstörtes Gemüt. Als sie nun in den Saal geführt worden und voll Schamhaftigkeit vor sämtlichen Herren stand, da redete sie der Graf Walther auf folgende Weise an: „Meine liebe Griseldis ich bin bis hieher Deiner treuen Liebe gegen mich wohl inne geworden, und habe Dich als meine wahre Gemahlin geliebt. Dennoch gebietet mir eine besondere Schickung Gottes, diese meine Liebe von Dir abzuwenden, und einer andern zuzukehren. Dazu nötigen mich diese meine Freunde und Unterthanen, dies bewilligt mir der Papst selbst. Sie wollen, weil Du meines Gleichen nicht bist, so soll ich Dich verabschieden und an Deiner Stelle eine andere mir ebenbürtige Gemahlin an meine Seite nehmen, damit meine Grafschaft von rechtmäßigen Erben nach meinem Tode besessen und regiert werden möge. Ich habe Dir deswegen solches in Gegenwart dieser hochadligen Herren ansagen wollen, und hiermit kündige ich Dir unsere bisher bestandene Ehe auf. So sollst Du denn von dieser Stunde an meinen markgräflichen Hof meiden und nicht mehr mit Dir wegnehmen, als Du mir zugebracht hast."

Diese Worte waren ein Donnerkeil, der auch das allerstärkste Weib hätte zu Boden schlagen sollen. Was meint ihr nun, daß die geduldige Griseldis auf das Vorbringen des Grafen geantwortet und wie sie sich äußerlich vor den hohen Herren gezeigt habe? In ihrem Antlitz wurde gar keine Verstörung sichtbar; sondern sie sprach mit demütigen Worten also zu ihm: „Gnädiger

Herr! ich habe immer erkannt, daß zwischen Eurer Hoheit und meiner Niedrigkeit keine Vergleichung stattfinden könne, deswegen habe ich mich nie für Euer Ehegemahl, sondern immer nur für Eure Dienerin geachtet. Und wiewohl Ihr mich in diesem gräflichen Hause zu einer gnädigen Frau eingesetzt habt, so bezeuge ich es dennoch vor Gott, daß ich allezeit eine Magd gewesen bin. Darum sage ich Gott und Euch Dank für die große Ehre, die mir in diesem Hause ohne mein eigenes Verdienst widerfahren ist; im übrigen bin ich bereit, mit ruhigem Herzen in das arme Haus meines Vaters zurückzukehren und da meine späten Tage hinzubringen, wo ich meine Jugend verlebt habe. Gleichwohl achte ich mich als eine glückselige, ehrwürdige Witwe, weil ich gewürdigt worden bin, eines so hohen Grafen Eheweib zu sein. Eurer künftigen Gemahlin will ich von Herzen gerne meinen Platz einräumen, und ich wünsche, daß mein Herr mit derselben in größerer Zufriedenheit lebe, als er mit mir gelebt hat. Wenn Ihr mir aber befehlet, daß ich nicht mehr mit mir hinaus nehmen soll, als was ich hergebracht habe, so nehme ich daraus leichtlich ab, daß ich nichts mit mir tragen soll, als meine Treue und meine Blöße. Wenn dies Euer gebieterischer Wille ist, so bin ich bereit zu folgen und alles, was ich habe, Euch zu hinterlassen."

Nach solchem Worte zog sie in Gegenwart aller der Herren ihre köstlichen Kleider, eins um das andere, aus, beraubte sich aller Zieraten, und behielt nur das letzte Gewand. Endlich zog sie auch ihren Trauring von dem Finger, und reichte ihn dem Grafen zugleich mit allen andern Kostbarkeiten dar und sprach: „Nackt bin ich aus meines Vaters Hause gegangen, ich will auch nackt wieder dahin zurückkehren. Das allein bitte ich, Ihr wollet mir dieses leinene Gewand zur Bedeckung des Leibes, der Eure Kinder geboren hat, überlassen, damit ich in Ehrbarkeit von dannen ziehen könne."

Dieser klägliche Anblick nötigte allen Gegenwärtigen Thränen ab; auch das harte Herz des Grafen bewegte er so sehr, daß er vor überfließenden Thränen kein Wort mit ihr reden und sie vor Mitleid in solcher Armseligkeit nicht ansehen konnte. Dennoch hielt er sich mit Gewalt zurück, daß er ihr kein weiteres Erbarmen zeigte, sondern sie in solchem Aufzug von sich gehen ließ. Alle Anwesenden wunderten sich über diese Hartherzigkeit und schalten den Grafen in ihrem Innern einen Tyrannen. Mit der Frau aber trugen sie großes Erbarmen und konnten diesem Schauspiele nicht länger zusehen, sondern verließen das Schloß des Grafen mit weinenden Augen.

So ging die arme Griseldis fast ganz entkleidet, barfuß mit bloßem Haupte zum Schloßthor hinaus, und alles Gesinde im Schlosse folgte ihr trauernd und weinend nach; denn allen war sie wegen ihrer Demut und ihres tugendsamen Wesens lieb und wert, und darum konnten sie sich nicht getrösten, daß sie eine so liebreiche Herrin und treue Landesmutter verlieren sollten. Und jetzt konnte die standhafte Griseldis, die sich wegen ihres eigenen Un-

glückes nie betrübte, aus Mitleid mit den Ihrigen sich des Weinens nicht enthalten. Ihr Vater und alle Nachbarn ihres Dorfes wurden auch dieses Elend bald gewahr und gingen ihr laut klagend entgegen. Der betrübte Janikula fiel seiner Tochterr um den Hals und konnte vor Weinen kein Wort mit ihr sprechen; sie aber, nachdem sie ihren eigenen Zähren Einhalt gethan, sagte ganz freundlich zu ihm: „Betrübet Euch doch nicht so sehr um mein Unglück, Vater! Vergesset nicht, daß das alles nicht ohne Gottes besondere Schickung geschehen sein kann." Der Alte aber sprach: „Wie sollte mein Herz nicht vor Leid zerspringen, Tochter, wenn ich Deinen elenden Zustand ansehe und weiß, daß Du ohne Deine Schuld darein gekommen bist! O wie falsch ist die Liebe des Grafen, der Dich nur ehelichen wollte, um Dich zu betrüben! Mir hat diese Heirat nie recht gefallen; immer habe ich das gefürchtet, was ich jetzt zu meinem tiefen Leid erfahren muß. Dennoch, meine liebe Tochter, wollen wir uns freuen, weil wir diese große Kränkung nicht wegen unseres Übelverhaltens, sondern nur wegen unserer Armut und Niedrigkeit erdulden müssen!" So führte der alte Vater seine verstoßene Tochter an der Hand seiner Strohhütte zu. Dort öffnete er einen Schrank, wo die Bauernkleider, die Griseldis am Tage ihrer Vermählung ausgezogen hatte, noch wohl verwahrt lagen; diese nahm er heraus und bekleidete seine Tochter damit ganz nach ihrem vorigen Stande.

Nun wohnte Griseldis wieder bei ihrem Vater in Geduld und Demut; mit keinem Worte klagte sie über den Grafen und ihr eigenes Unglück. Der Graf aber hatte sein geliebtes Weib hinreichend geprüft und konnte ihre Abwesenheit nicht länger ertragen. Er schickte daher alsbald einen Diener nach Bologna ab mit der Meldung an seinen Schwager, daß es ihm gefallen möge, eilend mit seiner Schwester zu ihm nach Piemont zu kommen und ihm seine, des Grafen, leibliche Kinder zurück zu bringen. Inzwischen ließ er das Gerücht verbreiten, als wenn seine neue Braut schon unterwegs wäre, und es durchlief diese Sage die ganze Grafschaft, daher denn alles zur neuen Hochzeit aufs beste bereitet wurde. Die Hochzeitgäste waren auch schon geladen und einen Tag zuvor, ehe der Schwager des Grafen aus Bologna ankam, auf dem Schlosse versammelt.

Jetzt ließ Graf Walther seine vorige Frau, Griseldis, aus ihrem Dorfe holen, und als sie bereitwillig erschienen, redete er sie also an: „Griseldis! Wisse, daß meine Braut morgen schon ankommt und daß ich sofort mit ihr Hochzeit halten werde. Niemand kennt mein Haus so gut wie Du; reinige daher mein Schloß und schmücke es aus und bereite alles, was nötig ist, hohe Gäste zu beherbergen." Griseldis verneigte sich vor ihrem früheren Gemahl und sprach: „Gar gerne, gnädiger Herr, will ich dieses verrichten; ich achte es für eine besondere Ehre, daß ich Euch aufwarten darf; ja, so lange ich lebe, werde ich nicht unterlassen, Euch zu dienen; denn ich erkenne mich dazu verpflichtet, um der vielen Wohlthaten willen, die ich von Euch empfangen habe." Sobald sie dies geredet, ergriff sie einen Besen, scheuerte das ganze Schloß

von oben bis unten, rüstete das Lager zu, schmückte die Zimmer aus und gebärdete sich in allem als eine treue und eifrige Magd des Hauses.

Am andern Nachmittage langte der Graf mit seiner Frau und mit der vermeintlichen neuen Braut aus Bologna an, und Markgraf Walther ritt ihnen mit allen geladenen Gästen feierlich entgegen. Sie empfingen einander mit großen Freuden; jedermann wünschte der neuen Braut Glück und Heil. Diese war ein Fräulein von überaus schöner Gestalt und großer Sittsamkeit, aber noch ganz jung von Jahren und gar zartem Gliederbau; denn sie war kaum zwölf Jahre alt und schien zum Heiraten noch viel zu jung. Indessen, weil sie dem Grafen gefiel, so mußte sie auch allen Gästen gefallen und wurde von ihnen als eine Grafenbraut gepriesen und geehrt, mit großer Festlichkeit in das Schloß geleitet und von allen Bewohnern desselben bewillkommnet. Jeder Diener und jede Magd mußten hinzutreten und ihrer künftigen Gebieterin Glück und Heil wünschen. Weil denn Griseldis noch in dem Schlosse war, so kam auch sie herzu, die letzte unter allen, und warf sich in ihren Bauernkleidern demütig auf die Kniee, küßte der Braut die Hand und wünschte ihr zu ihrer künftigen Ehe Glück und Segen. Darauf setzten sich sämtliche Gäste zu Tische; Griseldis aber trat in die Reihe der Mägde zurück und war emsig beschäftigt mit Auftragen und Aufwarten.

Lange verwunderte sich der Graf über die unbegreifliche Demut und Geduld seiner Gemahlin; da beschloß er, ihrem Elend ein Ende zu machen und sie nach ihrer langen Betrübnis völlig zu erfreuen. Wie sie nun gleich einer sorglichen Martha hin und her lief, rief er sie herbei und sprach zu ihr: „Was dünket Dich, Griseldis, von meiner neuen Braut; ist sie schön und ehrbar genug?“ — „Ja freilich,“ erwiderte sie, „ich meine, eine schönere und sittsamere könne nicht gefunden werden. Darum wünsche ich Euch von Herzen die größte Wohlfahrt, hoffe auch, daß es dem Fräulein nicht so übel ergehen soll, als es Eurer ersten Braut ergangen ist. Denn diese war gar zu bäurisch, das Fräulein aber ist gar zart und von edlem Geblüt. Daher wird sie keine Gefahr laufen, jemals von Euch verstoßen zu werden.“

Jetzt vermochte der Graf sich nicht länger zu halten und sprach: „Sieh aber doch diese meine Braut auch recht an, Griseldis, und besinne Dich ob Du sie nicht kennest.“ Griseldis that ihre Augen weit auf und blickte das Fräulein lange an, vermochte jedoch nicht, sich ihrer zu entsinnen. Da sprach der Graf: „Griseldis, kennst Du denn Deine Tochter nicht mehr, welche Du mir vor zwölf Jahren geboren hast?“ Über diese Rede erstarrte Griseldis und wußte nicht, was sie dazu denken sollte. Und als sie lange in Verwunderung da gestanden, sprach der Graf weiter: „Meine herzgeliebte Griseldis! Nicht verstöre Dich diese meine Rede; denn jene vermeinte Braut ist Deine und meine Tochter, und dieser junge Herr ist Dein und mein geliebter Sohn; Du aber bist meine einzige auserwählte und geliebteste Gemahlin, außer welcher ich keine andere je gehabt habe, noch zu haben begehre.“

Mit diesen Worten erhub er sich vom Tische, fiel zuerst seiner Griseldis und dann seinen beiden Kindern um den Hals und küßte ein jedes unter vielen Zähren. Griseldis aber ward vor innerer Wonne von ihren Sinnen verlassen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, fiel sie zuerst ihrer Tochter, hernach ihrem Söhnchen um den Hals und sprach unter Freudenthränen: „Nun will ich gerne sterben, seit ich meine geliebten Kinder wieder lebendig gesehen! Gebenedeit sei die göttliche Gnade, die mir Euch, die ich längst für tot beweinet, gesund erhalten und jetzt wieder in Fröhlichkeit zugeführt hat." Während sie sich so mit dem Umfangen ihrer Kinder erlustigte, hatte der Graf ihre besten Gewande herbeibringen lassen. Die Edelfrauen umringten sie wieder, wie einst in ihrem Dorfe, beraubten sie der Bauernkleider und zierten sie aufs herrlichste. So trat sie, wie einst, aus dem Kreise hervor, mit unverwelkter Schönheit geschmückt, und wurde von den Frauen dem Grafen zugeführt. Die Hochzeitgäste standen um diese beiden herum, der Graf Walther aber hielt seine Gemahlin an der Hand und sprach vor allen Anwesenden feierlich also: „Meine geliebteste Griseldis! ich bezeuge hier vor Gott und allen Gegenwärtigen, daß das, was ich mit Euch vorgenommen, nicht aus bösem Willen geschehen ist, sondern aus guter Meinung, um Eure große Geduld zu erproben und Eure hohen Tugenden der Welt kundbar zu machen. Nun aber habe ich an Euch mehr Frömmigkeit befunden, als ich mir einzubilden wagte; ja ich glaube, daß im ganzen Lande Eures Gleichen nicht gefunden werden könne. Darum will ich Euch hinfort nicht mehr auf die Probe stellen, vielmehr will ich von nun an Euer treuer Gatte, ja Euer demütiger Diener bleiben. Eure lieben Kinder, welche ich eine Zeit lang von Euch genommen habe, stelle ich Euch hier wohlerzogen wieder zu, damit Ihr Euch ihrer vollkommen erfreuen möget. Weil aber alles zu einem Hochzeitfeste bereitet ist, begehre ich, mich aufs neue mit Euch zu vermählen und durch das Band einer ewigen Liebe zu verknüpfen." Hiermit steckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und gelobte ihr aufs neue eheliche Treue. Der Priester sprach den Segen über das Paar, alle Anwesenden wünschten ihnen Glück und waren noch fröhlicher als auf der ersten Hochzeit. Der Graf ließ auch den Vater der Neuverwählten, den alten Janikula, aus seinem Dorfe holen, und ihn als seinen werten Schwiegervater mit köstlichen Kleidern zieren und von Stund an in seinem gräflichen Schlosse wohnen; er zog ihn an die Tafel und ehrte ihn wie einen leiblichen Vater. Die Tochter, die ihm Griseldis geboren hatte, heiratete einen angesehenen Grafen; er selbst lebte mit seiner Gemahlin in großer Liebe und Einigkeit noch viele Jahre und hinterließ seinem Sohn das ganze Erbe von stattlichen Gütern und Herrschaften.

Robert der Teufel.

In alter Zeit lebte in der Normandie ein Herzog, Namens Hubert, tapfer und edel, liebreich und milde, der jedermann sein gutes Recht widerfahren ließ. Er hatte mit Beirat seiner Barone die schöne, fromme und sittsame Tochter des Herzogs von Burgund geheiratet und seinen fürstlichen Sitz mit ihr in der Stadt Rouen genommen; hier wohnten beide, verehrt und geliebt von ihren Unterthanen, und nichts hätte zu ihrem Glücke gefehlt, wenn ihnen Gott hätte Kinder bescheren wollen. Sie hatten dieses Los durch keinen Frevel verschuldet; sie liebten und fürchteten Gott, gingen fleißig zur Kirche, spendeten reiches Almosen, waren sanft und menschlich gegen jedermann und reich an allerlei Tugenden und Gaben des Geistes. Dennoch lebten sie achtzehn Jahre mit einander, ohne daß ihre Ehe mit einem Erben gesegnet worden wäre. Da ritt eines Tages der Herzog nachdenklich und in großer Kümmernis auf die Jagd. „Ich sehe doch,“ sagte er zu sich selbst, „so viele Frauen feine Kinder haben und sich an ihnen erfreuen; deshalb erkenne ich wohl, daß ich von Gott gehaßt werde, und es ist ein Wunder, wenn ich nicht in Verzweiflung gerate!“ So versuchte der Böse, der stets bereit ist die Menschen zu überlisten, den Herzog, daß er in großer Bewegung von der Jagd nach Hause ritt. Als er nun seiner Gemahlin den Kummer klagte, von dem er gequält war, da geriet der Frau Gemüt in so heftige Verwirrung, daß sie in der Thorheit bei sich selbst sprach: „Ei, so mag es in des Teufels Namen geschehen, da Gott die Macht nicht hat, daß ich Kinder bekomme! Und wird mir ein Kind geschenkt, so soll es mit Leib und Seele dem Bösen übergeben sein!“

Von Stund an geschah es, daß der Herzogin Leibesfrucht beschert ward. Als nun die Zeit kam, daß sie gebären sollte, da begab sich Wunderbares. Einen ganzen Monat lag sie in bittern Wehen und es zeigte sich, daß sie nicht ohne große Pein entbunden werden konnte. Ja, ohne die Gebete, ernstliche Buße und guten Werke der Ihrigen wäre sie an dem Kinde gestorben. Ihre Frauen, die zugegen waren, gerieten in große Furcht über die wundersamen Zeichen, die sie bei der Geburt des Kindes sahen und hörten. Denn als das Kind geboren wurde, da erhob sich eine Wolke so dunkel, als wäre es Nacht; aus der donnerte es schrecklich, und ein Blitz folgte dem andern, als wäre das Ende der Welt gekommen und stände das Firmament offen. Die vier Winde bliesen aus allen Ecken und stießen an das Haus, daß es

zitterte und Stücke davon auf die Erde zu fallen anfingen. Die Herren und Frauen, die zugegen waren, als sie diese schrecklichen Stürme sahen, glaubten mit dem Hause und allem versinken zu müssen. Da wollte Gott endlich, daß das Gewitter aufhörte und die Luft wieder heiter ward. Das Kind aber, das mittlerweile geboren worden, war ein Knabe. Der war, als er auf die Welt gekommen, von so großer Gestalt, als wenn er schon ein Jahr alt gewesen wäre; alle, die ihn sahen, wunderten sich darüber. Nun wurde das Kind in die Kirche gebracht und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Robert. Als man ihn in die Kirche trug und zurück, hörte er nicht auf zu heulen und zu schreien; sofort bekam er große Zähne und biß die Ammen, so daß ihn keine mehr säugen wollte und man genötigt war, ihn aus einem Horne, das ihm in den Mund gesteckt wurde, zu tränken. Ehe ein Jahr um war ging er frisch auf den Beinen und sprach so geläufig, wie sonst nur Kinder von fünf Jahren sprechen. Und je mehr er wuchs, je mehr erwies er sich als ein Übelthäter. Kein Weib und kein Mann vermochte ihn zurückzuhalten, und wenn er andern kleinen Kindern begegnete, so schlug er sie mit der Faust oder warf Steine nach ihnen, oder kratzte ihnen die Augen aus. Oft rotteten sich die Knaben auf der Straße zusammen, um gegen ihn zu kämpfen, aber wenn sie ihn sahen, wagten sie nicht ihm stand zu halten, sondern unter dem Rufe: „Robert der Teufel kommt!“ liefen sie wie die Schafe vor dem Wolf. Und bald nannten ihn alle Kinder, die ihn kannten, Robert den Teufel, und dieser Name blieb ihm.

So lebte Robert von Kindheit an, und die Barone des Landes, die solches mit ansahen, freuten sich darüber; sie nannten es Jugend und glaubten, daß es vorüber gehen werde; aber endlich fanden sie es doch zu schlimm. Denn weil Unkraut nicht verdirbt, so wuchs auch Robert an Mut und Bosheit, rannte durch die Straßen, schlug und warf nieder, wem er begegnete, und gebärdete sich wie ein Rasender. Als er sechs oder sieben Jahre alt war, rief ihn der Herzog, der die übeln Gewohnheiten seines Sohnes sah und erkannte, und sprach zu ihm: „Mein Kind, es ist Zeit, daß man Dir einen Lehrmeister gebe, der Dich gute Sitten lehre und Dir Unterricht erteile; denn Du bist nun alt genug dazu.“ Darein fügte sich Robert, und nun ward er einem guten, weisen Schulmeister übergeben, der ihn lenken und lehren sollte. Es begab sich aber eines Tages, daß der Lehrer den Knaben Robert um einiger Bosheiten willen bestrafen wollte und verlangte, er sollte seine verkehrten Streiche lassen. Da zog Robert ein Messer aus der Tasche und stieß es dem Lehrmeister in den Leib, daß das Blut zu seinen Füßen herabrann und er tot zur Erde niederfiel. Robert warf das Buch auf den Toten und schrie: „Da hast Du Deine Weisheit! Kein Priester und kein Mönch soll je mein Lehrer sein!“ Und von da an konnte man keinen Meister finden, der sich unterfangen hätte, ihn zu ziehen und zu unterrichten: man war genötigt, ihn sich selbst zu überlassen, daß er seinen eigenen Weg ginge. Er aber ergab

sich allem Bösen, wollte von keinem Menschen in der Welt lernen und spottete Gottes und seiner heiligen Kirche. Im Tempel, wenn die Geistlichen beim Hochamte standen und singen wollten, warf er ihnen Asche oder Staub in den Mund; sah er jemand eifrig in der Kirche beten, so gab er ihm einen Stoß in den Nacken, daß sein Kopf den Boden küßte; so daß ihn jedermann seiner Bosheit wegen verfluchte.

Als nun der Herzog die böswillige Sinnesart und das fluchwürdige Leben seines Sohnes sah, so wünschte er, daß derselbe nicht geboren wäre; auch die Herzogin war in tiefer Kümmernis um ihn, und eines Tages sagte sie zum Herzog: „Unser Sohn ist nun schon alt und tüchtig von Leibe; es däucht mir, das Beste wäre, ihn zum Ritter zu schlagen; vielleicht daß er dann seine schlimmen Sitten ändert!“ Damit war der Herzog zufrieden; Robert aber war damals nicht mehr denn achtzehn Jahre alt. Eines Pfingsttages nun versammelte der Herzog die vornehmsten Barone und Edeln des Landes und berief seinen Sohn Robert vor diese Versammlung. Nachdem er sodann die Meinung der Anwesenden eingeholt, sprach er zu ihm: „Robert, mein Sohn, höre, was ich Dir auf den Rat meiner guten Freunde hier sagen will. Ich bin entschlossen, Dich zum Ritter zu schlagen, damit Du hinfort Umgang mit edeln Männern pflegest, ritterlicher Tugenden Dich befleißest, und Deine Sitten wandelst, die aller Welt mißfallen!“ Darauf erwiderte Robert: „Mein Vater, Ihr möget thun, was Ihr wollet! Was mich betrifft, so ist es mir einerlei, ob ich hoch oder niedrig bin; ich bin entschlossen, fernerhin zu treiben, was ich mag, und ich will nicht besser thun, als ich bisher gethan habe; mich kümmert es wenig, ein Ritter zu sein.“ Mit diesen Worten ging er von dannen, und weil es eben Pfingsten und die Kirche mit Gläubigen angefüllt war, so rannte er geraden Weges dorthin wie ein Toller, und warf alle, welche dieses Weges kamen, zu Boden. Am andern Morgen nach Pfingstentag ward er zum Ritter geschlagen. Darauf ließ der Herzog ein Turnier ausrufen, und diesem wohnte auch der Ritter Robert bei, der niemand fürchtete, weder Gott noch Teufel. Als nun das Spiel begonnen hatte, da sah man Ritter um Ritter zur Erde fallen, denn Robert der Teufel kämpfte wie ein Löwe, schonte keinen und warf nieder, wer ihm in den Weg kam. Dem einen brach er die Arme, dem andern die Beine, einem dritten gar das Genick. Ja keiner, der mit ihm zu turnieren hatte, kam ungezeichnet davon, und zehn Pferde ritt er bei diesem Spiele zu tot. Als man dem Herzog die Kunde meldete, ward er sehr erbost, begab sich selbst in die Schranken und befahl bei großer Strafe, einzuhalten und nicht mehr zu rennen. Aber Robert, der wütend und wie von Sinnen war, wollte seinem Vater nicht gehorchen, fuhr fort rechts und links Streiche auszuteilen, Rosse und Reiter niederzuschmettern, so daß er an diesem einzigen Tage drei der tapfersten Ritter des Landes tötete. Alle, die zugegen waren, riefen ihm zu, *einzuhalten*. Aber es war vergebens. Erst als er sah, daß in den Schranken

kein Mensch mehr übrig war, und daß es hier keine Missethat mehr zu begehen gebe, spornte er sein Roß und ritt hinaus in das Land, Abenteuer aufzusuchen. Dort sammelte er allerlei Bösewichter um sich und hauste schlimmer als zuvor am Hofe; er raubte Frauen und Mädchen, die Männer brachte er um: so daß bald kein Mensch im ganzen Normannenlande war, den er nicht mißhandelt hätte. Alle Kirchen leerte er aus, kein Kloster war, das er nicht plünderte und zerstörte. Dem Herzog kam eine Botschaft um die andere zu von dem Leben, das Robert in der Normandie führe. Der eine sagte: „Euer Sohn hat mein Weib ermordet;“ der andere: „Er hat meine Tochter geraubt;“ ein dritter: „Er hat mein Gut gestohlen;“ der Vierte: „Er hat mich bis auf den Tod verwundet.“ Da rottete sich das Volk zusammen und klagte dem Landesherrn seine Not. Dem Herzog wurde bei solchen Nachrichten sein Herz in großer Bekümmernis sehr schwer, er meinte, die salzigen Thränen sollten seine Augen ganz trocken weinen, und betete unter Schluchzen: „Du weiser Gott! Ich habe so manches mal zu Dir gebetet, mir ein Kind zu schenken; nun habe ich einen Sohn, der thut meinem Herzen so viel Gram an, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll. Darum rufe ich zu Dir, guter Gott, sende mir ein Heilmittel, das mich in meinen Schmerzen aufzurichten und meinen Sohn vom Verderben zu retten kräftig sei!“

Da war unter den Dienstmannen des Herzogs ein Ritter; als dieser sah, daß sein Herr in so tiefer Traurigkeit befangen war, so wagte er es, ihn folgendermaßen anzureden: „Mein hoher Gebieter, ich wollte Euch wohl raten, nach Eurem Sohne Robert auszuschicken und ihn wieder an den Hof zurückkommen zu lassen. Wenn Ihr ihm dann in Gegenwart Eurer Edeln und Freunde heilsame Vorwürfe über seinen Wandel gemacht, so befehlet ihm, von seinem verfluchten Leben abzulassen; will er aber nicht, so handelt mit ihm wie mit einem fremden Manne. Lasset ihn ins Gefängniß legen und übet an ihm die Gerechtigkeit, die ihm gebührt!“ Der Herzog willigte hierein und dankte dem Ritter für seinen guten Rat. Er schickte ungesäumt Männer aus, welche seinen Sohn aufsuchen und, wo sie ihn fänden, mit sich führen sollten, um denselben vor seinen Vater zu bringen. Robert war gerade auf offenem Felde, als die Nachricht kam, daß das Volk sich zusammen gethan und Klagen über ihn bei dem Herzoge geführt habe. Bald darauf kamen auch die Boten, die der Herzog an ihn ausgesendet hatte. Diese nahm Robert übel in Empfang; er stach ihnen die Augen aus und sprach dabei: „Jetzt werdet Ihr um so ungestörter schlafen können, meine Herren! Geht, und saget meinem Vater, daß ich Euch, seinem Auftrag zum trotz, geblendet habe!“ Darüber erschrak jeder männiglich. Die Geblendeten kehrten weinend zum Herzoge zurück und sagten ihm: „Herr! sehet, wie uns Euer Sohn Robert zugerichtet hat!“ Der Herzog aber wurde sehr zornig hierüber und sann darauf, wie er der Bosheit seines Sohnes ein Ziel setzen möchte.

Er versammelte daher seinen geheimen Rat, und auf die Vorstellungen

eines der weisesten Edelleute schickte er in Hast Boten in alle Städte und zu allen Baronen und befahl in seinem ganzen Herzogtume allen Amtleuten und Landrichtern, die möglichste Sorgfalt anzuwenden, daß sie seinen Sohn Robert in ihre Gewalt bekämen. Als Robert und seine Gesellen von dieser Bekanntmachung des Herzogs hörten, erschraken sie gewaltig; er selber knirschte als ein Verzweifelter mit den Zähnen und schwur einen grausigen Eid, daß er Krieg mit seinem Vater führen und das ganze Land verderben wolle. Sofort ließ sich Robert in einem dichten, dunkeln Forste ein festes Haus bauen, um hier seine Wohnung aufzuschlagen. Der Ort war unheimlich und entsetzlich, von starren Felsen umgeben, mehr für wilde Tiere als für Menschen zur Wohnung geeignet. Hier versammelte er die lasterhaftesten Gesellen um sich her, Diebe, Mörder, Straßenräuber und Kirchenschänder, was es abscheuliches unter der Sonne gab. Der Hauptmann dieses Gesindels war Robert selber, und nun verübten sie in diesem Holze die schändlichsten Thaten; den Kaufleuten und allen, die des Weges kamen, schnitten sie die Gurgel ab, so daß niemand es wagte, auch nur auf die Straße hinaus zu gehen, aus Furcht vor Robert dem Teufel und seiner Bande. Denn sie waren wie die reißenden Wölfe. Und wenn sie in ihre Feste heim kamen, so ergaben sie sich wieder der Sünde und lebten herrlich und in Freuden, denn bei ihnen wurde das ganze Jahr kein Fasttag gehalten.

Einmal begab es sich, daß Robert, der nur darauf dachte, wie er Böses thun könnte, seine Feste verließ, sich in dem Walde zu ergehen. Da mußte es sich treffen, daß er mitten im Holze sieben Einsiedlern begegnete, frommen Leuten von heiligem Leben, welche sorglos ihres Weges gingen. Auf diese ritt er los und schlug unter sie mit seinem Schwerte. Obwohl es nun kühne und wackere Männer waren, die sich seiner wohl hätten erwehren mögen, so leisteten sie ihm doch keinen Widerstand, sondern duldeten aus Liebe zu Gott, was er mit ihnen anfangen wollte. Er aber brachte sie alle sieben um und sagte spottend: „Da habe ich ein schönes Vogelnest von Heiligen ausgenommen, und habe ihnen allen Märtyrerkronen aufgesetzt!“ Nach dieser abscheulichen That verließ er den Wald, schlechter als zuvor und wie der Teufel aus der Hölle anzusehen. Alle seine Kleider waren mit Blut befleckt; ja er sah gräulicher aus als ein Fleischer, der von der Schlachtbank kommt. In solchem Aufzuge ritt er über die Felder: Rock, Hemde und Antlitz vom Blute rot. Nachdem er weit und lange geritten, kam er in die Gegend des Schlosses Darques; denn er war einem Schäfer begegnet, der ihm erzählte, daß seine Mutter, die Herzogin, selbigen Tages auf dieses Schloß zu Mittage kommen werde. Und eben darum ritt er dorthin, von einem dunkeln Gefühle fortgezogen. Aber als er sich dem Schlosse näherte und das Volk seiner ansichtig wurde, lief alles vor ihm davon, wie der Hase vor den Hunden. Die einen schlossen sich in ihre Häuser ein, die andern flüchteten in die Kirche. Zum erstenmale bemerkte Robert, daß alles vor ihm floh, zum erstenmal begann er an sich selber

zu denken. Er seufzte in seinem Herzen und begann bitterlich zu weinen. „O allmächtiger Gott," sprach er, „wie mag das kommen, daß alle Welt vor mir flieht? Ich bin wohl ein unglückseliger und verkehrter Mensch; mir ist, als wäre ich ein Pestkranker oder ein Heide! Mein Leben muß wohl ein verfluchtes und hassenswürdiges sein; denn ich sehe wohl, daß ich von Gott und der Welt verlassen bin." In diesen Gedanken kam er unter bittern Schmerzen bis zum Thore des Schlosses und sprang von seinem Pferde herunter. Da war aber kein Mensch, der es gewagt hätte, ihm nahe zu kommen und sein Roß abzunehmen; daher mußte er selbst sich bequemen und es an der Pforte anbinden. So schlug er denn, das blutige Schwert noch in der Hand, seinen Weg nach der Halle ein, wo seine Mutter, die Herzogin, sich eben aufhielt.

Als die Herzogin ihren Sohn Robert, dessen große Grausamkeit ihr bekannt war, mit bloßem Schwerte herankommen sah, entsetzte sie sich und wollte entfliehen. Robert aber rief ihr von weitem zu: „Süße Mutter, fürchtet Euch nicht vor mir; um der Barmherzigkeit Gottes willen, stehet still, denn ich muß Euch sprechen." Dann näherte er sich ihr unterwürfig, senkte sein Schwert und sprach: „Frau Mutter, saget mir doch, ich bitte Euch darum, wie kommt es, daß ich so gottlos und so grausam bin? Denn von Euch oder von meinem Vater muß das doch herkommen. Deshalb bitte ich Euch, sagt mir hierüber die Wahrheit!" Die Herzogin war erschrocken, ihren Sohn also sprechen zu hören. Sie weinte bitterlich, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Mein Sohn, ich will und flehe, daß du mir auf der Stelle das Haupt abschlagest!" Das sagte die Herzogin aus großem Kummer, den sie über ihr Kind empfand, weil sie sich der Ursache seiner Bosheit gar wohl bewußt war. Robert jedoch erwiderte voll Traurigkeit: „Ach meine Mutter, warum soll ich Euch umbringen? Habe ich nicht genug Übels gethan? Wenn ich aber dieses zu thun im stande wäre, so wäre ich noch viel schlimmer, als ich schon bin. Vielmehr bitte ich Euch nur, saget mir, was ich wissen will!" Als ihn die Herzogin so herzlich flehen hörte, da erzählte sie ihm Punkt für Punkt, wie alles gekommen sei, und wie sie ihn dem Teufel, noch ehe er gezeugt worden, geweiht habe. Sie sagte es unter großer Reue und vieler Selbstanklage, und schloß ihre Rede mit den Worten: „O mein Sohn, ich bin die unseligste von allen Weibern; wenn du gottlos und verdammt bist, so bin ich allein Schuld daran!" Da fiel Robert von großem Herzweh, so lang er war, auf die Erde, und vermochte sich lange nicht zu erheben. Er weinte bitterlich, bejammerte sich selbst und sprach: „Die Teufel rütteln an meiner Seele und an meinem Leibe; aber von Stund an will ich ihren höllischen Werken entsagen und aufhören, Übels zu thun." Dann sprach er zu seiner Mutter, die sehr bekümmert und schweren Herzens war: „O Du ehrwürdige Herrin und Mutter, ich bitte Dich demütig, mich dem Herzoge, meinem Vater, zu empfehlen; denn ich will nach Rom pilgern und meine abscheulichen Verbrechen beichten. Nicht

kann ich zur Ruhe kommen, ehe denn ich dort gewesen bin." So verließ Robert seine Mutter, bestieg sein Pferd in großer Hast und ritt seinem Walde wieder zu. Die Herzogin blieb ohne Trost und Hoffnung in ihrem Schlosse; während sie sich und ihren Sohn beklagte, kam der Herzog an; als sie ihn sah, brach sie in neue Thränen aus und meldete ihrem Gemahl treulich, wie Robert gekommen sei, und was er ihr gesagt habe. Der Herzog fragte, ob Robert sich reumütig bewiesen über die vielen Frevel, die er begangen. „Ja," sagte sie ihm, „und er will zur Vergebung seiner Sünden nach Rom gehen!" „Ach," sprach der Herzog seufzend, „das ist alles vergebens; wie soll er den Schaden vergüten, den er dem Lande gethan hat! Dennoch bitte ich den allmächtigen Gott, sein Vorhaben zu Ende zu führen. Denn ich glaube nicht, daß er jemals umkehren kann, wenn Gott nicht Erbarmen mit ihm trägt."

Robert war in seine Waldfeste zurückgekommen, wo er seine Schandgesellen über der Tafel traf. Als sie ihn ansichtig wurden, erhoben sie sich und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Da begann Robert ihnen wegen ihres verkehrten Lebens Vorstellungen zu machen und sprach: „Meine Genossen, höret, was ich Euch sagen will! Ihr wisset, daß das abscheuliche Leben, das wir bisher geführt haben, Leib und Seele verderblich ist; ihr wisset, wie viel wir Kirchen zerstört, Mönche und Nonnen bestohlen und umgebracht, Weiber und Mädchen entführt, Kaufleute geplündert, andere Menschen ohne Zahl beraubt und gemordet haben. Wir sind auf dem Wege zur ewigen Verdammnis, wenn wir nicht in uns gehen, und Gott nicht Erbarmen mit uns hat. Deshalb flehe ich Euch an, bekehret mit mir Euren Sinn und entsaget Euren abscheulichen Sünden. Was mich betrifft, so will ich nach Rom gehen, meine Missethaten bekennen, Buße thun und, so Gott der Allmächtige will, von Ihm Verzeihung erlangen." — Kaum hatte Robert ausgesprochen, da erhob sich einer von den Dieben und sagte hohnlachend zu seinen Gesellen: „Gebt acht, ihr Herren, der Teufel will ein Einsiedler werden! Robert treibt seinen Spott mit uns; ist er doch unser Hauptmann und macht es ärger als wir andern alle." Robert aber rief: „Liebe Gesellen, ich bitte Euch um Gottes willen, lasset von Euren Thorheiten und denket an das Heil Eurer Seele!" Ein anderer Dieb antwortete: „Herr und Meister, denket nicht mehr daran; Ihr sprechet in den Wind! Weder ich noch meine Brüder werden uns auf Euer oder eines andern Wort bekehren; der Friede schmeckt uns nicht; er hindert uns am Übelthun, und daran sind wir einmal gewöhnt!" Die ganze Gesellschaft lobte seine Worte, und alle schrieen mit einer Stimme: „Er hat Recht, und sollten wir sterben müssen! Sind wir bis hieher schlimm gewesen, so wollen wir in Zukunft noch viel schlimmer sein!"

Als Robert ihre schönen Vorsätze vernommen, sprach er weiter kein Wort mit ihnen. Er ging nach der Hausthüre, schob den Riegel vor, ergriff dann

einen Knotenstock und schlug einem der Diebe nach dem andern auf den Kopf, denn ihre Gegenwehr vermochte nichts gegen seine übermenschliche Kraft. Als er sie alle tot darniedergestreckt hatte, sprach er: „Ich habe Euch nach Eurem Verdienste belohnt, ihr Burschen; wie der Herr, so der Lohn!“ Als Robert dies vollbracht, wollte er erst auch das Sündenhaus verbrennen; doch überlegte er, daß darin großes Gut wäre, das noch zu besseren Dingen dienen könnte. Deswegen ließ er es stehen, schloß nur die Thüre wohl zu und nahm den Schlüssel mit sich.

Zum erstenmal in seinem Leben machte jetzt Robert das Zeichen des Kreuzes, ritt in den Wald hinaus und suchte den Weg nach Rom. Lange war er so fortgeritten, bis die Nacht hereinkam und der Hunger ihn gewaltig quälte. Da kam er zufällig vorüber an einer Abtei, der er viel Übels gethan hatte, und die er oft geplündert, obwohl der Abt sein Vetter war. Und jetzt ritt er in das Kloster hinein und sprach kein Wort. Die Mönche haßten Robert auf den Tod und fürchteten ihn wie den bösen Feind. Als sie ihn kommen sahen, rannten sie davon und riefen: „Robert kommt, den hat der Teufel hergebracht!“ Solche Worte erneuerten Roberts Kummer. „Wohl muß ich mich selbst hassen,“ seufzte er, da alle Welt mich haßt um meines verdammten Lebens willen!“ Nun ritt er geradenweges an die Pforte, sprang vom Pferde und betete brünstig zu Gott. Sodann trat er vor den Abt und die Klosterbrüder und sprach so freundlich und so erbarmenswert, daß, die ihn noch eben wie ein wildes Tier geflohen, heranzugehen und ihm ein williges Ohr zu leihen wagten. „Herr Abt,“ sagte er, „ich weiß, daß ich Euch und Eurem Hause viel Leid zugefügt habe. Ich bitte Euch demütig um Verzeihung, ich flehe Euch um Mitleid an.“ Und auf die Kniee niedergeworfen, fuhr er weiter fort: „Empfehlet mich meinem Vater und gebet ihm diesen Schlüssel: er führt zu dem Hause, das ich mit meinen Räubern seither bewohnte; ich habe sie alle mit eigener Hand umgebracht, in diesem Hause sind alle Schätze, die ich geraubt. Der Herzog wolle sie, wo es möglich ist, den Eigentümern wieder zustellen.“ Diese Nacht blieb Robert in der Abtei: am andern Morgen früh brach er auf, nachdem er sein Roß und sein Schwert, mit welchem er so viele Missethaten verübt hatte, den Mönchen zurückgelassen. Und jetzt ging er allein zu Fuß, in Tiefsinn versunken, die Straße nach Rom.

Noch an demselbigen Tage ritt der Abt, gerührt und froh, zum Herzoge der Normandie, übergab ihm den Schlüssel und meldete Roberts Bußfahrt. Da gab der Herzog allen Leuten das geraubte Gut wieder, das sie früher verloren hatten; was übrig blieb, ward unter die Armen ausgeteilt.

Robert wanderte inzwischen lang über Berg und Hügel, mit großer Beschwerde und unter lauter Entbehrungen, bis er endlich am Kardonnerstag zu Rom eintraf. Es war dies gerade der rechte Tag zu beichten und für das Heil seiner Seele zu sorgen. Denn der heilige Vater selbst stand zu dieser Stunde mitten in der Peterskirche und hielt das Hochamt, als Robert die

Kirchenthüre öffnete und unter die Versammlung der Gläubigen eintrat. Er drängte sich, um zu dem heiligen Vater hindurchzukommen. Als aber die Diener des Papstes dieses sahen, schlugen sie ihn und hießen ihn zurückweichen. Aber je mehr sie ihn schlugen, je mehr drückte er sich vorwärts; endlich gelangte er in die Nähe des Papstes, fiel ihm zu Füßen und rief mit lauter Stimme: „O heiliger Vater, habt Mitleid mit mir!" und diese Worte wiederholte er zu mehreren Malen. Diejenigen, welche zunächst am Papste standen, ärgerten sich über den Lärm, den Robert machte, und wollten ihn vertreiben. Da er aber so unbeweglich dalag und der Papst seines heißen Verlangens inne ward, erbarmte ihn seiner und er sagte zu dem Volke: „Lasset ihn machen; denn, so viel ich erkennen kann, hat er wahre Demut!" Hierauf gebot der Papst Stille, und Robert sprach zu ihm: „Heiliger Vater, ich bin der größte Sünder von der Welt." Der Papst ergriff Roberts Hand und sagte: „Mein Freund, was begehrst Du und was schreiest Du so laut?" „O heiliger Vater," erwiderte Robert, „ich bitte Euch, lasset mich beichten, denn wenn Ihr mich von den großen Sünden, die ich begangen habe, nicht lossprechet, so bin ich auf ewig verdammt, und ich fürchte gar sehr, daß mich der Teufel mit Leib und Seele davon führe, um der ungeheuren Verbrechen willen, mit denen ich beladen bin. Und da Ihr derjenige seid, der denen Trost und Hilfe zu bringen berufen ist, die dessen bedürfen: so bitte ich Euch um Gotteswillen, höret mich und reinigt mich von allen meinen Sünden!" Als der Papst dieses hörte, da ahnete er im Geiste, daß es Robert der Teufel sei, und fragte ihn: „Sohn, bist Du vielleicht der Robert, von dem ich so viel habe sprechen hören, und den man für den schlimmsten hält, der auf der Erde wandelt?"

Da antwortete Robert und sagte: „Ja, ich bins!" Der Papst erwiderte: „Du sollst Absolution haben; aber ich beschwöre Dich beim allmächtigen Gott, daß Du niemand Leides zufügst!" Denn der Papst und alle Umstehenden waren entsetzt, als sie so unerwartet Robert den Teufel vor sich stehen sahen. Dieser aber fiel auf die Kniee vor dem Papst, bezeigte sich voll Demut und Reue über seine Sünden und sprach: „Heiliger Vater! da sei Gott vor, daß ich jemandem Leides thue; ich habe des Bösen nur zu viel gethan. So lange ich lebe, will ich kein christliches Geschöpf mehr verletzen!" Da nahm der Papst ihn bei Seite, und Robert beichtete ihm reuevoll und erzählte, wie ihn, ehe denn er ward, seine Mutter dem Teufel übergeben habe. Als der Papst ihn so reden hörte, erschrak er heftig, bekreuzte sich und sagte zu Robert: „Mein Freund, gehe hin nach Montalto, drei Meilen von dieser Stadt. Dort wirst Du einen Einsiedler finden, der mein eigener Beichtiger ist. Ihm sollst Du sagen, daß ich Dich schicke, und sollst ihm alle Deine Sünden bekennen; er wird Dir die Buße auferlegen, die Du verdient hast; der, den ich Dir nenne, ist ein heiliger Mann; ich bin gewiß, daß er Dir Absolution erteilen wird." Da erwiderte Robert: „Ja, ich will recht gerne gehen; gebe nur Gott mir

Gnade, daß es zum Heil meiner Seele gedeihe!“ Und somit nahm er Abschied vom Papste. Diesen Tag blieb Robert in Rom; am andern Morgen frühe verließ er die Stadt und ging über Thal und Hügel mit großer Begierde, seiner Sünden los zu werden, dem Orte zu, wo der Eremit wohnte. Als er endlich vor ihn kam, erzählte er dem Einsiedler, wie der Papst ihn sende, damit er ihm beichten solle. Der Eremit hieß ihn herzlich willkommen. Als sie eine Weile bei einander gesessen, begann Robert zu beichten und erzählte, wie seine Mutter ihn im Zorne dem Teufel gelobt, und wie dieses zum schweren Unheil ausgeschlagen, — wie er von Jugend auf alle Kinder gequält, seinen Lehrmeister erstochen; erwachsen, viele Ritter im Turnier erschlagen; in seines Vaters Lande hin und her geraubt, gestohlen und auf alle Weise gefrevelt habe; wie er seines Vaters Dienern die Augen ausgestochen und sieben Eremiten umgebracht. Kurz, er erzählte ihm alle Missethaten, die er jemals begangen, von der Stunde seiner Geburt an, bis auf die jetzige Zeit. Wohl entsetzte sich der Einsiedler über alles dieses; zugleich aber freute es ihn inniglich, daß Robert mit solcher Zerknirschung seine Sünden bekannte. Er lud ihn daher freundlich ein, diese Nacht bei ihm zu bleiben, und versprach am andern Morgen die feierliche Beichte mit ihm vorzunehmen und ihm über alles, was er zu thun hätte, guten Rat zu erteilen. Robert, der bisher der gottloseste und lasterhafteste, grausamste und schrecklichste Mensch gewesen war, zeigte sich jetzt so sanft und fromm, so liebreich in Worten und in Thaten, wie nur je der feinste Fürst auf der Welt. Und doch war er von den großen Mühseligkeiten seiner langen Wanderung so müde, daß er nicht essen und nicht trinken mochte. Daher zog er sich bald zurück und betete zu dem allmächtigen Gott, daß Er ihm durch Seine Gnade den Sieg über den höllischen Feind verschaffen möchte, der bei ihm seine Wohnung aufgeschlagen. Als es Nacht geworden, bereitete der Eremit ein Lager für Robert in einer kleinen Kapelle, die neben seiner Zelle stand; er selbst betete die ganze Nacht zu Gott für den Armen, bis er endlich unter solchen Gebeten einschlief. Da erschien dem Einsiedler im Traum ein Engel des Herrn und sprach: „Mann Gottes, höre auf die Botschaft, die ich dir überbringe. Wenn dieser Robert Verzeihung seiner Sünden erhalten will, so muß er den Narren und den Stummen nachahmen, darf keine andere Speise zu sich nehmen, als die er den Hunden abjagen kann, und soll so lange in diesem Leben verharren, bis es Gott gefällt, ihm zu offenbaren, daß seine Sünden vergeben sind.“ Ganz erschrocken wachte der Eremit aus diesem Traume auf und fing an, über denselben nachzudenken. Als er sich lange darüber besonnen, dankte er in seinem Gebete Gott für diese Botschaft, denn, als der Tag anbrach, fühlte er sich bewegt von Liebe zu Robert; er rief ihn herbei und sagte zu ihm die tröstenden Worte: „Mein Sohn, komm her zur Beichte!“ Mit großer Demut kam Robert und wiederholte das Bekenntnis seiner Sünden. Als er die Beichte vollendet, sagte der Eremit zu ihm: „Ich weiß jetzt, welche Buße Dir auferlegt ist, mein Freund! Du sollst

Dich als einen Narren und einen Stummen gebärden, keine Speise essen, als von den Hunden, und bei den Hunden liegen; alles, so lang es Gott gefallen wird. Solches hat mir der Herr diese Nacht durch einen Engel verkündet; diese Buße soll währen, bis es Gott gefällt, Dir die Vergebung deiner Sünden anzukündigen." Als Robert dieses hörte, ward er ganz vergnügt und froh; er dankte Gott, daß ihm so gnädige Buße auferlegt werden sollte, verabschiedete sich von dem Eremiten und ging hin, die schwere Probe zu bestehen, die ihn erwartete und die ihm nur klein schien, weil seine Unthaten so übergroß waren. Und nun war durch Gottes Wunder der lasterhafte, wütende, unbiegsame Sünder zahm wie ein Lamm und frommer Gesinnungen voll geworden.

Kaum hatte er die Stadt Rom wieder betreten, so fing er an, dem Befehl gemäß, sich wie ein Narr zu stellen; er sprang und rannte durch die Straßen und that, wie ein Verrückter zu thun pflegt. Die Kinder waren bald zischend hinter ihm her und warfen ihn mit Kot und allem, was sie auf der Straße auflesen konnten. Auch die Bürger in der Stadt legten sich bei diesem Schauspiele in die Fenster, spotteten und lachten über ihn. Als er so einige Tage lang in der Stadt Rom herumgelaufen war, geschah es, daß er an dem Palast des römischen Kaisers vorbeiging, und da er sah, daß die Thüre offen stand, so ging er geradenwegs auf die Halle zu; dabei sprang er von der einen Seite zur andern, ging bald langsam, bald schnell, und blieb nie lang auf demselben Flecke. Als nun der Kaiser im Saale seiner ansichtig ward, wie er sich gebärdete, da sprach er: Sehet Ihr dort den hübschen jungen Mann? er sieht aus wie ein Ritter; aber, wie es scheint, ist er närrisch! Es ist schade um ihn; heißt ihn sitzen und gebt ihm zu essen und zu trinken!" Des Kaisers Junker rief Robert herbei, der aber antwortete kein Wort, und als man ihn nötigte, sich an einen Tisch zu setzen, so wollte er nichts genießen, obgleich ihm Wein, Brot und Fleisch dargereicht ward, so daß sich alles an der Tafel verwunderte. Während nun der Kaiser speiste, warf er einem Hunde der unter dem Tische lag, einen Knochen zu. Kaum hatte Robert dies gesehen, so sprang er vom Tische auf und verfolgte den Hund, um ihm das Bein wegzunehmen; der Hund aber wollte seinen Raub nicht fahren lassen, und so zerrten sie daran, jeder von seiner Seite: Robert, auf die Erde niedergekauert, nagte an einem Ende des Knochens, der Hund am andern. Der Kaiser und alle, die es sahen, lachten laut auf. Zuletzt bekam Robert die Oberhand und behielt den Knochen allein für sich, legte sich hin und zernagte ihn, denn sein Hunger war groß, da er sich lange keine Speise gegönnt hatte. Als der Kaiser ihn so hungrig sah, warf er einem andern Hund einen ganzen Brotlaib hin; auch diesen nahm Robert weg, brach ihn in zwei Teile und gab der Dogge redlich die Hälfte. Es entstand ein neues Gelächter, und der Kaiser sprach zu seinen Leuten: „Das ist der lustigste Narr, den ich jemals gesehen habe; nimmt er doch den Hunden ihr Brot,

um es zu essen; und wenn er an der Tafel sitzt, so hungert er; daraus kann man erkennen, daß es ein recht natürlicher Narr ist!" Nun gaben die Diener des Kaisers, die in der Halle waren, den Hunden im Überfluß zu fressen, damit Robert seinen Magen anfüllen möchte, und sie ihre Freude an ihm haben könnten. Endlich stand dieser vom Boden auf und fing an im Saale herumzulaufen, seinen Stecken in der Hand, mit dem er Hunde, Mauern, Stühle und Bänke schlug, ganz als wäre er nicht bei Sinnen. Auf diesem Gange fand er eine Pforte offen, die in einen lieblichen Garten führte; dort sprudelte ein schöner Springbrunnen. Robert legte sich über den Rand, und weil er sehr durstig war, trank er sein gutes Teil. Darauf, als die Nacht herankam, ging er den erwähnten Hunden nach, wohin sie laufen mochten; und weil diese gewohnt waren, die Nacht über unter einer Treppe und in einem Stalle zu liegen, so folgte ihnen Robert auch dorthin und legte sich zu ihnen nieder. Der Kaiser erfuhr dies und empfand großes Mitleiden mit Robert; er befahl daher, ihm ein Bett zu bringen, damit er sich darauf schlafen legen könnte. Aber Robert wollte es nicht, er machte den Dienern, die es brachten, ein Zeichen, daß er lieber auf hartem Boden schlafen wollte als im weichen Bette. Der Kaiser wunderte sich nicht wenig, als er die Diener das Bett wieder bringen sah, und hieß sie wenigstens Stroh in den Hundestall tragen. Auf dieses warf sich endlich der Müde und Erschöpfte nieder und schlief allmählich ein.

So hatte Robert, der gewohnt war, als ein Herzogssohn auf einem guten Bette in einem herrlich ausgeschmückten Gemache zu schlafen und von den köstlichsten Gerichten zu speisen, freiwillig alle Herrlichkeit verlassen, aß mit den Hunden unter dem Tisch, schlief bei den Hunden im Stall, alles in williger Demut, um seine Seele zu retten. In solcher Buße lebte er sieben Jahre; der Hund, mit dem er gewöhnlich schlief, hatte bald gemerkt, daß er es besser habe, als die andern und um Roberts willen mehr zu fressen bekomme: deshalb faßte er allmählich eine solche Liebe zu Robert, daß er sich eher hätte töten, als von diesem seinem Schlafgesellen wegtreiben lassen.

In der Zeit, da Robert seine Buße zu Rom that, wuchs dem Kaiser eine schöne Tochter heran, die war stumm. Des Kaisers Seneschall, ein gewaltiger Mann, hatte sie von seinem Herrn schon mehrere Male zur Gemahlin begehrt, der Kaiser aber, der von seiner Hoheit nichts vergeben wollte, erklärte, daß er darein nicht willigen könne. Darüber ergrimmte der Seneschall und dachte darauf, wie er den Kaiser seines Thrones und Reiches mit Gewalt berauben könnte. Er verließ den Hof, begab sich zu den Sarazenen und sammelte ein großes Heer von Ungläubigen; mit diesen landete er in Italien

und rückte gegen die Stadt Rom an. Ehe der Kaiser eine Macht gegen diesen unerwarteten Feind zusammenbringen konnte, und bevor er sich von seinem Staunen erholt hatte, stand der Seneschall mit seinem ganzen Heere vor der Stadt und hub an, sie zu belagern. Jetzt berief der Kaiser seinen Adel, alle Barone und Ritter, und hielt eine bewegliche Anrede an sie. „Edle Herren," sprach er, „gebt mir guten Rat, wie wir den Heidenhunden, die unsere Stadt belagert halten, widerstehen mögen. Wenn uns Gottes endlose Gnade nicht Hilfe sendet, so werden sie, die das Land ringsumher unterdrücken, auch uns selbst in Verwirrung bringen. Deshalb bitte ich einen jeden von Euch, rüstet Euch mit aller Kraft, sie zu bekämpfen und sie fortzutreiben. Vor allem aber trachtet, daß wir den verräterischen Seneschall in unsere Gewalt bekommen, auf daß er seinen Lohn davontrage." Da antworteten alle Ritter und Herren einstimmig: „Gebieter, Euer Rat ist gut; wir alle sind bereit, mit Euch zu gehen und Eure wie unsre Rechte zu verteidigen. Sie sollen mit Gottes Hilfe alle sterben und die Stunde ihrer Geburt verfluchen." Der Kaiser dankte ihnen und ward fröhlichen Mutes. Er ließ durch die ganze Stadt Rom ausrufen, daß jedermann, alt oder jung, wer da fähig wäre, die Waffen zu tragen, sich bereit halten sollte, gegen die grausamen Feinde zu fechten. Auf diesen Aufruf rüstete sich alles, die Heimat zu verteidigen. Man sammelte sich um den Kaiser, und er stellte sich an die Spitze des Heeres. Aber obschon die Streitkräfte des Kaisers groß waren und größer, als die des Seneschalls, so wären sie seiner Gewalt und Kriegskunst doch unterlegen, wenn Gott den Römern nicht auf eine wunderbare Weise zu Hilfe gekommen wäre.

Denn an demselben Tage, da der Kaiser gegen die Sarazenen zu streiten ging, geschah es, daß Robert der Teufel an den Springquell ging in des Kaisers Garten, wie dies seine Gewohnheit war. Da hörte er eine Stimme vom Himmel, welche sagte: „Robert, eile Dich! Gott befiehlt Dir auf der Stelle, daß Du Dich mit den weißen Waffen, die ich hier an Deine Seite lege, waffnest und dieses Roß, das ich Dir zuführe, besteigest und ohne Aufschub dem Kaiser zu Hilfe fliegest!" Robert erschrak im Geiste sehr, aber er wagte kein Wort zu erwidern. Waffen und Roß fand er neben sich; so waffnete er sich in Eile mit dem weißen Harnisch, den der unsichtbare Engel gebracht hatte, und bestieg das Roß.

Oben aber im Palaste am Fenster stand die schöne stumme Tochter des Kaisers und blickte gerade herab auf den Garten und den Brunnquell; da sah sie, wie Robert sich umkleidete und waffnete. Hätte sie sprechen können, sie würde es wohl auf der Stelle erzählt haben; so war sie stumm und mußte in sich verschließen, was sie gesehen hatte: doch merkte sie sich alles wohl und hielt es fest in ihrem Herzen.

Robert, gerüstet und zu Rosse, ritt zu des Kaisers Lager. Dieses war von den Saracenen so sehr bedrängt, daß, hätten nicht Gott und Robert ihnen geholfen, der Kaiser mit allen seinen Leuten zu grunde gegangen wäre.

Als aber Robert zu dem Heere gekommen war, warf er sich in das dichteste Schlachtgedränge der Sarazenen und focht und schlug rechts und links auf die verruchten Heiden los. Da hätte man sehen sollen, wie Arme, Beine, Köpfe wegflogen und zu Boden fielen, wie Männer stürzten und nicht wieder aufstanden. Kein Schlag, der einem Sarazenen galt, war verloren. Auf diese Weise flößte der kühne Ritter auch dem Heere des Kaisers wieder Mut ein, so daß es den Sieg behauptete und das Feld behielt.

Robert eilte inzwischen, auf seinem Rosse fliegend, in voller Rüstung nach dem Garten des Kaisers zu seiner Springquelle zurück. Hier stieg er von dem Rosse, das sogleich verschwand, löste seinen Harnisch und seine übrigen Waffen, und fand seine alten Kleider, wie er sie verlassen hatte, so daß er bald wieder in seiner Narrentracht vor dem Springbrunnen stand. Alles das sah des Kaisers Tochter von ihrem Fenster an und verwunderte sich sehr darüber; gern hätte sie gesprochen, wenn ihr die Zunge gelöst gewesen wäre. Robert hatte von dem Kampfe nur eine Schmarre im Gesicht, sonst war er unbeschädigt.

Mittlerweile war auch der Kaiser zurückgekehrt, hoch erfreut über seinen Sieg, für welchen er Gott inbrünstig dankte. Als die Stunde des Abendmahles gekommen war, stellte sich auch Robert dem Kaiser vor, wie er zu thun gewohnt war, und machte seine alten Narrenstreiche, indem er sich, wie seitdem immer, stumm und wahnwitzig stellte. Der Kaiser freute sich, als er seinen Narren sah, denn er mochte ihn wohl leiden. Als er aber die Schmarre in seinem Gesichte wahrnahm, wunderte er sich, dachte jedoch, daß einer seiner Diener ihn verwundet haben werde, was ihm sehr leid that. „Es giebt doch neidische Leute an diesem Hof,“ sagte er, „haben sie nicht, während wir in der Schlacht waren, diesen unschuldigen Menschen da geschlagen! Es ist wahr, er ist ein Narr; aber er fügt doch keinem Menschen Übel zu!“ Und nun verbot der Kaiser, daß hinfort jemand Hand an Robert lege. Bald aber vergaß er den Narren und fing an, mit großem Eifer seine Ritter darüber zu befragen, ob einer von ihnen sagen könnte, wer der Fremde auf dem weißen Rosse gewesen, der so heimlich in das Lager gekommen sei, ohne den sie verloren gewesen wären. „Ich weiß nicht, wer er ist,“ sagte der Kaiser, „aber ich weiß, daß es einer der kühnsten und edelsten Ritter war, die ich je gesehen habe, und daß ich keinen kenne, der gleiche Tapferkeit bewiesen.“ Die Tochter des Kaisers war zugegen, als er diese Worte sprach. Sie näherte sich ihrem Vater und wollte ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß Robert es sei, mit dessen Hilfe sie die Schlacht gewonnen hätten. Der Kaiser verstand jedoch nicht, was seine stumme Tochter ihm anzeigen wollte. Er ließ die Frau rufen, die sie auferzogen hatte, um zu erfahren, was sie sagte. Diese, die alles Gebärdenspiel der Jungfrau gar wohl verstand, legte es dem Kaiser aus und erklärte ihm, daß sein Kind sagen wolle, der Narr da habe alles ausgerichtet, und ohne ihn wäre das Heer des Kaisers besiegt worden. Der Kaiser mußte

über das lachen, was die Frau sagte, und sprach zu ihr: „Sie sei keine kleinere Närrin, als der Narr selber.“ Dann aber wurde er ärgerlich und sprach: „Anstatt meine Tochter zu unterrichten, verderbet Ihr sie! Ihr ziehet sie in Thorheit und Unverstand auf. Wenn Ihr es nicht besser machet, soll es Euch gereuen!“ Als die Tochter des Kaisers dieses hörte, machte sie keine Zeichen mehr, obwohl sie wußte, daß alles wahr sei, was sie sagen wollte; sondern sie ging betrübt von dannen.

Bald nachher zog der Seneschall, der ein zweites Sarazenenheer aufgerafft hatte, von neuem heran und lagerte sich abermals vor der Stadt Rom; und wiederum hätten die Römer das Feld geräumt, wenn nicht der weiße Ritter auf des Engels Befehl im Harnisch und auf dem weißen Rosse herbeigeritten wäre und die Heiden hilfreich bekriegt hätte. Auch diesmal vollbrachte er der Wunder so viel, daß die Sarazenen in die Flucht geschlagen wurden und des Kaisers Heer den Sieg behielt. Als aber das Treffen zu Ende war, da wußte niemand, wohin der weiße Ritter gekommen sei. Denn obwohl der Kaiser Leute genug abgeschickt hatte, welche auf ihn harrten, so war er doch unversehens verschwunden, und niemand außer der stummen Kaiserstochter hätte sagen können, wo er sich verborgen.

Kurze Zeit darauf kehrte der Seneschall mit noch viel größerer Macht zurück als zuvor, und belagerte Rom zum drittenmale. Bevor nun der Kaiser zu kämpfen auszog, befahl er allen seinen Edeln, wenn der Ritter auf dem weißen Rosse wieder käme, sollten sie suchen, ihn zu fahen, wo sie seiner ansichtig würden. Die Ritter versprachen es zu thun, und als der Tag der Schlacht gekommen war, ritten einige der Tapfersten heimlich in einen nahe gelegenen Wald und warteten hier, welchen Weg der weiße Ritter zur Schlacht kommen würde. Aber es war vergebens. Ehe sichs einer der Ritter versah, befand sich Robert mitten in der Schlacht: sie stürzten ihm nach und teilten mit ihm Streiche aus, rechts und links, er selbst aber die gewaltigsten, so daß kein Feind stand halten konnte und die Sarazenen schimpflicher flohen, als beidemal zuvor.

Als nun die Schlacht vorbei war und ein jeder sich freudig nach Hause begab, wollte sich auch Robert zu seinem Springquelle zurückwenden, um dort, wie bisher, seine Waffen auszuziehen. Aber die genannten Ritter waren wieder in den Wald zurückgekehrt und warteten dort auf ihn. Als sie ihn nun nach Hause reiten sahen, sprengten sie alle zusammen aus dem Walde hervor und riefen ihn mit lauter Stimme an: „Edler Ritter! sprich mit uns und sage uns, wer Du bist und von welchem Volke, denn wir wollen es unserm Kaiser melden, der sehr begierig ist, es zu wissen!“ Als Robert dieses hörte, wurde er sehr beschämt; er gab seinem weißen Rosse die Sporen und flog über Berg und Thal; denn er wußte, daß er ein Büßender war, und wollte nicht erkannt sein. Einer der Verwegensten aber setzte ihm auf einem guten Pferde nach; dieser warf seinen Speer nach ihm, nicht um ihn selbst zu töten, son-

dern er hoffte das weiße Roß zu treffen; doch verfehlte er das Tier, dagegen wurde Robert selbst von dem Speer getroffen; die Lanzenspitze brach jedoch ab und blieb im Schenkel stecken, und Robert ritt, seine Verwundung nicht achtend, davon. So erfuhr der Ritter nicht, wer er war, und brachte nur den abgebrochenen Speer zu seinen Genossen zurück, worüber alle sehr betrübt waren. Robert eilte indessen, zu dem Brunnen zu gelangen: dort stieg er wieder vom Rosse und legte seine Waffen ab, und beides verschwand sofort; er aber zog die Lanzenspitze aus seinem Schenkel und verbarg sie zwischen zwei großen Steinen am Springbrunnen. Der arme Robert wußte nicht, wo und von wem er sich verbinden lassen sollte; er sah sich genötigt, Gras und Moos zu nehmen und es aufzulegen; dann zerriß er das Futter seines Kleides und verband damit die Wunde. Und wieder stand die Tochter des Kaisers an ihrem Fenster, sah alles und merkte es sich wohl, und da Robert ein so gar edler und würdiger Ritter war, so fing sie an, ihn mit zärtlicher Neigung zu betrachten.

Als Robert seine Wunde verbunden hatte, ging er nach des Kaisers Halle, um sich etwas zu essen zu holen; aber er hinkte von der Wunde, die er durch den Ritter erhalten hatte; doch zwang er sich, so gut er konnte. Kurze Zeit darauf kam der Ritter, der ihn verwundet hatte, und erzählte dem Kaiser, wie der Fremde auf dem weißen Rosse ihm entgangen sei, und wie er ihn wider Willen verwundet habe. „Das beste ist, Herr Kaiser,“ sprach er, „Ihr lasset durch Euer ganzes Reich öffentlich verkündigen, wo es einen Ritter mit weißem Roß und Harnisch gebe, der soll zu euch gebracht werden und die Lanzenspitze, mit der er in die Seite verwundet worden ist, mit sich bringen und seine Wunde vorweisen. Dann wollet ihr ihm Eure Tochter zur Frau und das halbe Reich zur Mitgift geben.“ Der Kaiser war über diesen Rat sehr froh; er ließ ihn ohne Verweilen bekannt machen, ganz so wie der Ritter vorgeschlagen hatte.

Dieser öffentliche Aufruf drang auch zu den Ohren des Seneschalls, der immer noch von einer heftigen Liebe zu des Kaisers Tochter entflammt war, Tag und Nacht nicht schlafen konnte und immer nur darauf dachte, wie er sich an dem Kaiser rächen und die Jungfrau gewinnen möchte. So wie er nun von den Anerbietungen des Kaisers Kunde erhielt, sann er auf eine große List und hoffte sicher, dadurch zu seinem Ziele zu gelangen. Er ließ nach einem weißen Roß, weißer Lanze und weißem Harnisch suchen, dann nahm er eine abgebrochene Lanzenspitze und stieß sie sich in den Schenkel; dadurch hoffte er den Kaiser zu täuschen und seine Tochter zum Weibe zu bekommen. Als dies geschehen war, hieß er seine nächsten Leute sich waffnen und reisete mit ihnen, so schnell er konnte, bis er mit großer Fürstenpracht und herrlichem Gefolge zu Rom anlangte. Hier begab er sich ohne einiges Zögern zum Kaiser und sprach so zu ihm: „Mein Gebieter, ich bin derjenige, der Euch dreimal so tapfer beigestanden ist, der aus Liebe zu Euch so viel Feinde niedergehauen hat.

Dreimal war ich Ursache, daß Ihr über die verfluchten Sarazenen den Sieg davon getragen habt!" Der Kaiser, der an keinen Betrug noch Verrat dachte und seinen alten Diener und Feind, der seine Gestalt wohl zu verstellen gewußt hatte, nicht wieder erkannte, sprach gnädig zu ihm: „Ihr seid fürwahr ein tapferer Ritter! Doch habe ich Mühe zu glauben, was Ihr saget!" Da erwiderte der Seneschall: „Herr, ich habe mehr Mut, als Ihr glaubet; und um euch zu beweisen, daß es wahr ist, was ich sage: so sehet hier die Lanzenspitze, die ich aufgefangen habe." Damit entblößte er die Stelle, wo er sich selbst die Wunde beigebracht hatte. Aber der Ritter, von dem Robert verwundet worden, war auch zugegen und fing an nachdenklich zu werden; und als er die Lanzenspitze näher ins Auge gefaßt hatte, da mußte er lächeln; denn er sah wohl, daß es nicht die Spitze seines Speeres war. Doch um nicht in Streit zu geraten, wollte er das Gegenteil jetzt nicht behaupten, sondern eine günstigere Gelegenheit abwarten.

Und nun war es Zeit, daß der gnädige Gott Robert von seiner schweren Buße befreite. Dieser lag im Hundestall schwer verwundet, und da er keinen Arzt hatte, der ihm beispringen konnte, so ließ er sich seine Wunde von jener Dogge lecken, die ihn so lieb hatte. Dennoch dachte er so wenig an sich als ein armes Tier an sich denkt; er betete nur zu Gott, Mitleid mit seiner Seele zu haben. Um dieselbe Zeit lag der fromme Einsiedler, der Robert in die Beichte genommen hatte, in einer Nacht auf seinem Lager in der Zelle und schlief. Da kam im Schlaf der Engel Gottes zu ihm und forderte ihn auf, sich sogleich zu erheben und nach Rom zu pilgern. Zugleich erzählte er dem Eremiten alles, was Robert vollbracht hatte, erklärte auch, daß seine Buße vollendet und alle seine Sünde ihm vergeben sei. Darüber war der Eremit sehr fröhlich, stand am frühen Morgen auf und wanderte hin auf der Straße nach Rom.

An demselben Morgen in aller Frühe stand zu Rom auch der Seneschall auf und trat abermals vor den Kaiser, ihn, seiner öffentlichen Bekanntmachung gemäß, um die Hand seiner Tochter zu bitten, was ihm der Kaiser nach der Probe, die er von ihm erhalten zu haben wähnte, ohne lange Überlegung bewilligte. Als nun des Kaisers Tochter vernahm, daß sie dem Seneschall gegeben werden sollte, da geriet sie, die den Feind wohl erkannt hatte und seinen ganzen Betrug durchschaute, außer sich, zerriß ihre Kleider und raufte sich die Haare aus. Aber weil die Stimme ihr fehlte, so war dies alles vergebens. Sie ward gezwungen, sich wie eine Braut zu schmücken, und der Kaiser selbst führte sie an der Hand in die Kirche, in kaiserlicher Pracht, begleitet von Grafen, Rittern und Edelfrauen. Die Tochter aber war im innersten betrübt und niemand vermochte ihr Gemüt zu besänftigen.

Der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaate war in der Kirche angekommen

und die stumme Tochter sollte dem Seneschall angetraut werden. Da geschah ein großes Wunder vom Himmel, um den frommen Robert zu verherrlichen, welcher der Teufel hieß und an den niemand mehr dachte. Denn als der Priester das Hochamt zu halten anfing und die Trauung nun eben vollziehen wollte, da riß der Jungfrau das Band ihrer Zunge und sie hub an, also zu ihrem Vater, dem Kaiser zu sprechen: „Vater, seid Ihr von allen Sinnen, daß Ihr glaubet, was dieser hochmütige, thörichte Verräter Euch vorerzählt hat? Alles, was er sagte, ist Lüge. Vielmehr lebte hier in dieser Stadt ein heiliger und frommer Mann, dem ich und wir alle unser Leben verdanken, dessen seltene Tugenden ich schon lange kenne; aber niemand wollte meinen Zeichen glauben!" Da war der Kaiser hocherfreut über das, was er hörte, und sah; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, daß er seinen Feind, den Seneschall, erkannte. Dieser ward grimmig und voller Scham, floh aus der Kirche, schwang sich auf sein Roß und ritt mit seiner ganzen Begleitung davon. Der Papst aber, der zugegen war, fragte die Jungfrau, wer der Mann wäre, von welchem sie gesprochen hätte. Das Mägdlein aber sprach kein Wort, sondern sie nahm den Kaiser, ihren Vater, und den Papst, jeden an einer Hand, und führte sie nach dem Garten und dem Springbrunnen, wo Robert seine Engelswaffen jedesmal genommen und abgelegt hatte. Hier zog sie die Lanzenspitze zwischen den beiden Steinen hervor, unter denen Robert sie verborgen hatte. Und der Ritter, von dem Robert verwundet worden war, hatte sie aus der Ferne begleitet; der trat jetzt auch hervor mit seinem abgebrochenen Speere; da fügten sich Schaft und Spitze an einander, als wenn sie nie entzwei gewesen wären. Dann sagte das Mägdlein zu dem Papste: „Dreimal haben wir durch die Tapferkeit des edeln Ritters gegen die Ungläubigen den Sieg errungen, dreimal habe ich sein Pferd und seinen Harnisch gesehen, die er dreimal wieder von sich gethan hat. Aber wohin sie gekommen sind, vermag ich Euch nicht zu sagen. Das aber weiß ich, daß der Ritter selbst, nachdem er dieses gethan, jedesmal hinging, sich zu den Hunden zu legen, wo seine Stätte war." Und zu ihrem Vater sprach sie: „Er ist es, der Euch Ehre und Land gerettet hat; an Euch ist es, ihn zu belohnen. Lasset uns zu ihm gehen und die Wahrheit aus seinem Munde vernehmen."

Da begaben sie sich alle nach dem Winkel, wo Robert bei den Hunden lag, der Kaiser und der Papst, die Tochter und alle Ritter und Frauen, und fingen an, ihm große Ehrerbietung zu erweisen. Aber Robert antwortete ihnen nicht. Da sprach endlich der Kaiser zu ihm: „Ich bitte Dich, komm hieher, mein Freund, und zeige mir Deinen Schenkel! Denn ich muß ihn notwendig sehen." Jetzt merkte Robert wohl, warum er dies zu ihm sagte; er stellte sich aber, als wenn er ihn nicht verstanden hätte, nahm einem Strohhalm und zerbrach ihn mit den Händen und spielte damit; auch viele andere alberne Streiche machte er, um den Kaiser und den Papst lachen und glauben zu machen, sie sprächen mit einem Narren. Dann wandte sich der Papst zu

Robert und sagte zu ihm: „Ich befehle Dir im Namen Gottes und der Erlösung am Kreuze, daß Du mit uns sprechen sollst!“ Aber Robert, der sich seiner Buße noch nicht entbunden glaubte, sprang auf wie ein Narr und gab, als wäre er selbst der Papst, dem Papste mit lächerlichen Gebärden den Segen. Dann sah er hinter sich; siehe, da erblickte er den Eremiten, der ihm die Buße aufgelegt hatte. Sobald dieser seines Beichtkindes ansichtig geworden, das er so lange gesucht hatte, so rief er ihm mit lauter Stimme zu, daß es jedermann, der dabei war vernehmen mochte: „Höre, mein Freund, ich weiß recht gut, daß Du Robert bist, den die Menschen den Teufel nennen; von Stunde an aber sollst Du ein Mann Gottes heißen: denn Du bists, der dieses Land von den Sarazenen errettet hat. Diene und ehre Gott, wie Du bisher gethan hast; Dein und mein Herr schickt mich zu Dir und befiehlt Dir, zu reden und nicht mehr den Narren zu spielen! Denn Du hast hinlänglich gebüßt, und alle Deine Sünden sind Dir vergeben!“

Als Robert dies hörte, fiel er sogleich auf seine Kniee nieder, hob Augen und Hände in die Höhe auf und sprach: „König im Himmel, ich danke Dir, daß Du mir meine furchtbaren Sünden vergeben hast, und daß meine geringe Buße Dir gefallen hat!“ Als der Papst, der Kaiser und des Kaisers Tochter und alle, die dabei waren, Robert so lieblich sprechen hörten, da waren alle Herzen großer Freude voll. Robert aber nahm Abschied von ihnen und verließ Rom, um gesühnt in seine Heimat zu wandern. Noch hatte er jedoch die Stadt nicht lange hinter sich, da erschien ihm Gottes Engel und befahl ihm, nach Rom umzukehren, wo ihn ein großes Glück erwarte. Als er zurückgekehrt war, da führte ihm der Kaiser seine eigene Tochter, die so schön und so lieblich und deren Herz schon lange sein eigen war, entgegen und gab sie ihm zum Ehegemahl. Dieser Tag war ein Triumph und Freudentag für ganz Rom. Keiner, der bei dem Feste zugegen war, konnte Robert ansehen, ohne zu sagen: „Diesem Manne verdanken wir alles; er hat uns von unsern Todfeinden befreit.“

Nachdem die Hochzeit vierzehn Tage lang gedauert, verabschiedete sich Robert von dem Kaiser, um Vater und Mutter in der Normandie zu besuchen und seine Gemahlin ihnen zuzuführen. Der Kaiser gab ihm ein herrliches Geleite, auch köstliche Geschenke die Fülle, an Silber, Gold und Edelsteinen. So reisten Robert und seine Gemahlin, bis sie in die Normandie und zu der edeln Stadt Rouen kamen. Dort wurden sie mit großem Triumphe empfangen; das Volk war doppelt froh, den Herrn, den es an Leib und Seele verloren glaubte, an beiden herrlich wieder zu finden, denn sie waren in großer Sorge und Betrübnis, weil ihr Herzog, Roberts Vater, gestorben war. Zur Seite des Landes wohnte ein böser Ritter, welcher der Herzogin, Roberts Mutter, schon vieles Leid angethan hatte. Kein Baron und Ritter des Landes wagte sich ihm zu widersetzen, so gewaltig war er. Als nun Robert dies

alles erfahren, erklärte er auf der Stelle dem Ritter den Krieg, rüstete Bewaffnete aus, besiegte und fing ihn, und ließ den Übelthäter hinrichten.

Der Herzog Robert betrauerte seinen Vater und betrübte sich sehr darüber, daß er ihm seine Buße und vollendete Sinnesänderung nicht mehr beweisen konnte. Zugleich aber erfreute er sich des Umgangs mit seiner geliebten Mutter und holdseligen Gemahlin und erzählte jener die Abenteuer, die er bestanden, seit er sie auf ihrem Schlosse verlassen hatte. Da kam eines Tages ein Bote von seinem Schwiegervater, dem Kaiser, bei Robert an, welcher dem Herzog nach ehrerbietigem Gruße diese Meldung that: „Herr Herzog, der Kaiser hat mich zu Euch hierher geschickt und bittet Euch, zu ihm zu kommen, daß Ihr ihm gegen den alten Verräther, den Seneschall, beistehet. Er hat sich aufs neue gegen ihn empört und drohet Rom mit Feuer und Schwert zu verwüsten.“ Als Robert diese Kunde vernahm, ward er im Herzen für den Kaiser sehr besorgt, sammelte eilig so viel bewaffnete Leute, als er im Normannenlande zusammenbringen konnte, ritt mit ihnen allen nach Rom und machte den weiten Weg in kürzester Weile. Aber noch ehe er ankommen konnte, hatte der Verräther den Kaiser, der ihm entgegengerückt war, erschlagen. Robert aber brach mit Gewalt und Macht gegen Rom auf, entsetzte die belagerte Stadt und kam im Handgemenge dem Seneschall gegenüber zu stehen. „Steh' mir, Du falscher Verräter,“ schrie er ihm zu, „jetzt sollst Du meinen Händen nicht entgehen, wenn Du im Felde stand hältst; Du stachst Dir einst eine Lanzenspitze in den Leib, um die Römer zu betrügen, jetzt hast Du meinen Herrn, den Kaiser, erschlagen. Wehre Dich Deines Lebens, das Du heute verlieren sollst!“ Der Treulose, als er Robert den Teufel sah, erwiderte kein Wort, sondern suchte sein Heil in der Flucht; aber Robert ritt ihm nach und versetzte ihm einen Streich auf das Haupt, daß er ihm Helm und Kopf bis auf die Zähne spaltete und jener auf der Stelle tot zur Erde fiel. Dann ließ ihn Robert nach Rom bringen, damit er hier erschlagen liegen sollte und die Römer an ihm gerächt wären. Und dies geschah auch in Gegenwart alles Volkes in Rom. So beschützte Herzog Robert die Stadt gegen ihre Feinde, bis die Sarazenen abgezogen waren. Dann kehrte er mit seiner ganzen Schar nach Rouen in der Normandie zurück. Dort fand er seine Mutter und seine Gemahlin in tiefer Trauer über des Kaisers Tod, der ihnen schon zu Ohren gekommen war. Doch tröstete sie Robert ein weniges, als er ihnen erzählte, wie er den Kaiser an dem Seneschall gerächt und die Römer von ihren Feinden befreit habe.

Seitdem lebte Herzog Robert lang in Liebe und Ehrbarkeit mit seiner edeln Gemahlin, war gefürchtet von seinen Feinden und geliebt von seinen Freunden und Unterthanen. Er ward zweiundsechzig Jahre alt und hinterließ einen schönen Sohn mit Namen Richard, der viel herrliche Waffenthaten mit dem Frankenkönige Karl verrichtete, mächtige Kriege mit den Sarazenen führte, und den Christenglauben in aller Welt befestigen half.

Die Schildbürger.

In dem großmächtigen Königreich Utopien, hinter Kalekutta, liegt ein Dorf oder Bauernstädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

Wie die Eltern geartet sind,
So sind gemeiniglich die Kind.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Voreltern Fußtapfen getreten und darin verharrt, wenn sie nicht die Not, der kein Gesetz vorgeschrieben ist, oder die Förderung des lieben Vaterlandes nötigte, einen andern Weg zu treten.

Der erste Schildbürger war ein hochweiser und verständiger Mann, und es ist wohl zu erachten, daß er seine Kinder nicht wie die unvernünftigen Tiere herum laufen ließ. Ohne Zweifel war er ein strenger Vater, der ihnen nichts Arges nachsah; vielmehr unterwies er sie als ein getreuer Lehrer, und sie wurden mit allen Tugenden aufs höchste geziert, ja überschüttet, so daß ihnen in der ganzen weiten Welt niemand vorzusetzen oder auch nur zu vergleichen war. Denn zu derselben Zeit waren die weisen Leute noch gar dünn gesäet, und war ein seltenes Ding, wenn einer derselben sich hervorthat. Sie waren gar nicht so gewöhnlich, wie sie jetzt unter uns sind, wo ein jeder Narr für weise gehalten werden will. Deswegen verbreitete sich der Ruhm von ihrem hohen Verstand und ihrer seltenen Weisheit über alle Lande und ward Fürsten und Herren bekannt; wie sich denn ein so herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, sondern, wo es sich finden mag, seine Strahlen von sich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaisern und Königen Botschaften an die Schildbürger abgefertigt wurden, um sich in zweifelhaften Sachen Rats zu erholen, der immer überflüssig bei ihnen zu finden war, da sie voll von Weisheit steckten. Auch fand man immer, daß die treuen Ratschläge, die sie gaben, nicht ohne besonderen Nutzen abgegangen. Dadurch schufen sie sich in der ganzen Welt einen großen Namen und wurden mit viel Silber, Gold, Edelstein und andern Kleinodien begabt, weil Geistesgaben damals viel höher geschätzt wurden als in dieser Zeit. Endlich kam es gar so weit, daß Fürsten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botschaften zu ihnen zu schicken, sondern jeder begehrte einen der Schildbürger in Person bei sich am Hofe und an seiner

Tafel zu haben, damit er sich desselben täglich in allen Vorkommenheiten bedienen und aus seinen Reden, als aus einem unerschöpflichen Brunnen des frischesten Wassers, Weisheit schöpfen und lernen könnte.

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt einer, bald wieder einer, beschickt und in entlegene Länder von Hause abgefordert. In kurzem kam es dahin, daß fast keiner mehr in der Heimat blieb, sondern alle von Hause abwesend waren. Darum sahen sich die Weiber genötigt, der Männer Stelle zu vertreten und alles zu versehen, das Vieh, den Feldbau, und was sonst einem Manne zusteht; jedoch behauptet man, sie hätten dieses nicht ungern gethan. Wie es aber noch heutigen Tags zu gehen pflegt, daß Weiberarbeit und Weibergewinn gegen das, was Männer erwerben, so viel sie sich bemühen, dennoch sehr gering ist, so ging es auch zu Schilda. Darunter ist freilich nur Männerarbeit zu verstehen. Im übrigen ist die eigentümliche Arbeit der Männer und der Weiber wohl unterschieden; wie denn alle Männer nicht könnten ein einziges Kindlein, wie klein es wäre, zur Welt bringen, sie wollten es denn ausbrüten wie jener Narr den Käse voll Milben, aus welchem er Kälber aushecken zu können hoffte. So wie man im Gegenteil viel Weiber haben müßte, wenn man die feste Stadt Wien in Oesterreich (welche der Gott der Christenheit lange Zeit in seinen Schutz nehmen möge) oder die namhafte Stadt Straßburg mit Gewalt gewinnen wollte.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes an abzunehmen, denn die Fußtritte des Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wurden nicht darauf gespürt. Das Vieh, das sonst durch des Herren Auge fett wird, wurde mager, verwildert und unnütz; alle Werkzeuge und Geschirre wurden schadhaft, nichts verbessert und zurechte gemacht; und, was das Ärgste war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam und wollten nichts rechtes mehr leisten. Sie beredeten sich selbst, weil ihre Herren und Meister nicht einheimisch seien und man doch Herren und Meister brauche, so stände es ihnen wohl selbst zu, Meister zu sein. Kurzum, während die frommen Schildbürger jedermann zu dienen begehrten und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes willen und aus Geiz, sondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, so gerieten sie dadurch in verderblichen Schaden, und es ging ihnen gerade, wie dem, der zwei Leute, die sich prügeln, scheiden will; zuletzt ist er es, der alle Schläge davonträgt.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann und dieser nicht ohne jenes bestehen kann, so trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indessen das Regiment führen und der Männer Amt verwalten mußte, zusammen, um das gemeine Beste zu bedenken und dem drohenden Verderben zu steuern. Nach langem Geschnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß sie ihre

Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieses ins Werk zu richten, ließen sie einen Brief aufsetzen und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden abschicken, wo sie wußten, daß ihre Männer sich aufhielten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten Euch, unsern getreuen, herzliebsten Ehemännern samt und sonders unsern Gruß, und fügen Euch zu wissen: Da, Gott sei Dank, unser ganzer Stamm mit Weisheit und Verstand so hoch begabt und vor andern gesegnet ist, daß auch ferne gelegene Fürsten und Herren solche zu hören und zu allen Geschäften zu gebrauchen eine besondere Lust haben, auch deswegen Euch alle zu sich von Haus und Hof, von Weib und Kindern abfordern und so lange Zeit bei sich behalten, daß zu besorgen ist, sie möchten Euch irgend mit Gaben und Verheißungen ganz und gar anfesseln und verstricken: so sind wir darum in großen Sorgen. Unseren Sachen zu Hause ist dabei weder geraten noch geholfen; das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Gesinde wird ungehorsam, und die Kinder, die wir armen Mütter gemeiniglich mehr lieben, als gut ist, geraten in Mutwillen, andern vielen Unwesens zu geschweigen. In betracht dieser Ursachen können wir nicht unterlassen, Euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie so lange Zeit wir von Euch verlassen gewesen; denket an die Kinder, Euer Fleisch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter seien. Welchen Dank meinet Ihr, werden sie Euch sagen, wenn sie nun erwachsen sind und von uns vernehmen, daß sie ohne Trost und Hilfe von Euch verlassen worden und dem Untergange preis gegeben sind? Und vermeint Ihr, der Fürsten und Herren Gunst gegen Euch werde allezeit beständig sein? Die alten Hunde, wenn sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, so daß sie mit ihren stumpfen Zähnen die Hasen nicht mehr packen können, pfleg[t] der Jäger an den nächsten besten Baum aufzuhängen und belohnt so ihre getreuen Dienste. Wie viel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn Ihr daheim und zu Hause Eure eigenen Händel auswartend in guter Freiheit und Ruhe leben und Euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könntet Ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimat bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl suchen und finden, oder es thut ihm nicht sonderlich not. Solches alles, liebe Männer, werdet Ihr viel besser erwägen, als wir schreiben können. Deswegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neste sehen wollet, und hören, daß sie zu Euch sprechen: Vor der Thür ist draußen! Darum seid vor Schaden gewarnt. Beschlossen und gegeben zu Schilda, mit Eurem eigenen Siegel, das Euer wartet."

Sobald den Männern dieses Schreiben eingehändigt worden und sie den Inhalt eingesehen, wurde Ihr Herz gerührt und sie fanden es höchst notwendig, sogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen

Urlaub und kamen nach Hause. Hier trafen sie eine solche Verwirrung in allen Sachen, daß sie, so weise sie waren, sich doch nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit so vieles sich hatte verkehren können. Aber freilich, Rom, das in so vielen Jahren mit Mühe gebauet worden ist, kann an einem Tage gebrochen und zerstört werden! Die Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer sehr froh; doch empfing nicht jede ihren Mann gleich, wie sie denn gar verschiedener Komplexion waren. Die einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau billig thun soll, vermöge der Tugenden, mit welchen das weibliche Geschlecht absonderlich geziert ist; andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigespitzten Worten an und hießen sie in alles Bösen Namen willkommen; wie dies denn auch in unsern Tagen viele Weiber, gegen die Natur, im Brauche haben; so daß diesen Männern besser gewesen, sie wären mit dem Vieh hereingekommen und heimlich in die Ställe geschlüpft. Im übrigen waren sie allzumal fröhlich und begingen ein Freudenfest; dann aber setzten sie ihren Männern auseinander, wie notwendig es gewesen, daß sie wieder heimgekommen, und baten sie, das Versäumte einzubringen und fernerhin des Hauswesens und Gewerbes besser wahrzunehmen, welches die Männer ihnen auch bei Treu und Ehren zusagten.

Auf dieses traten die Schildbürger zusammen, einen Rat zu fassen, was zu thun wäre, daß sie von ausländischen Herren nicht mehr, wie bisher, geplagt und abgefordert würden. Weil es aber spät am Tage und der Handel wichtig war, so ließen sie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der sie sich mit weisen Reden, die süßer als Honig und schöner als Gold und Silber sind, aber auch mit Speise und Trank nach Notdurft, als vernünftige Leute, genugsam ergötzten.

Am folgenden Tage verfügten sich meine Herren, Rat zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten sie sich von alters her zu versammeln, so lang es Sommer war. Winters über war das Rathaus der Versammlungssaal, und der Richterstuhl stand hinter dem Ofen. Als sie nun zuvörderst den großen Schaden, der ihrem Hauswesen erwachsen war, erwogen und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienste bei den fremden Herren erwuchs, so fanden sie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht ersetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage gethan, wie doch den Sachen zu helfen wäre. Da hätte einer sollen die weisen und hochverständigen Ratschläge hören, die so gar vernünftig vorgebracht wurden! Einige meinten, man sollte sich der auswärtigen Herren gar nicht mehr annehmen; andere, man sollte sie nicht ganz abthun, sondern nur ihnen so kalte Ratschläge geben, daß sie von selbst abständen und die Schildbürger unbekümmert ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und brachte sein Bedenken vor, dieses Inhalts: „Da doch

ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursache sei, warum sie von Hause abgefordert und da und dorthin beschickt würden, so dünke ihm das beste zu sein, wenn sie sich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beschirmten. Wie man sie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, so würde man sie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hause lassen. Deswegen sei er der Meinung, daß sie alle einhellig, niemand ausgeschlossen, Weiber und Kinder, junge und alte, die abenteuerlichsten und seltsamsten Sachen anfangen sollten, die nur zu ersinnen wären; ja was jedem Närrisches in den Sinn käme, das sollte er thun. Dazu brauche man aber gerade die Weisesten und Geschicktesten; denn es sei keine geringe Kunst, Narrenamt recht zu verwesen. Wenn nämlich einer die rechten Griffe nicht wisse, und es ihm so mißlinge, daß er gar zum Thoren werde, der bleibe sein Lebenlang ein Narr; wie der Kuckuck seinen Gesang, die Glocke ihren Klang, der Krebs seinen Gang behält."

Dieses Bedenken wurde von allen Schildbürgern mit dem höchsten Ernst erwogen, und, weil der Handel gar schwer und wichtig war, noch manche Umfrage darüber gethan. Am Ende beschlossen sie, daß eben jene Meinung in allen Punkten aufs genaueste aufzusetzen und dann ins Werk zu richten sei. Hiermit ging die Gemeinde auseinander mit der Abrede, daß jeder sich besinnen sollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufassen wäre. Freilich hatte gar Mancher ein heimliches Bedauern, daß er, nachdem er so viele Jahre voll Weisheit gewesen, jetzt erst in seinen alten Tagen ein Narr werden sollte. Denn die Narren selbst können es am wenigsten vertragen, daß ihnen die Thorheit, vor der es ihnen selbst ekelt, durch einen Narren vorgeworfen werde.

Jedoch um des gemeinen Nutzens willen, für den jeder ja selbst sein Leben mit Lust aufopfern soll, waren sie allzumal willig, sich ihrer Weisheit zu begeben: und damit hat in unserer Geschichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

Da sie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Wesen und Leben anzunehmen und zu bestellen entschlossen waren, so sollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerst ein neues Rathaus auf gemeinschaftliche Kosten erbaut werden, ein solches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte, und dieselbe wohl ertragen und leiden könnte. Da sie sich nun ihrer Weisheit noch nicht ganz verziehen hatten, und sie nicht mit ihrer Narrheit auf einen Stoß hervorbrechen wollten, weil dadurch leicht verraten worden wäre, daß ihre Thorheit nur eine angelegte sei: so beschlossen sie fein gemächlich zu Werke zu gehen. Doch schien ihnen der Bau eines neuen Rathauses immerhin das dringlichste zu sein. Sie nahmen sich dabei ihren eigenen Pfarrer zum Exempel. Dieser war so eifrig, daß er, so oft er läuten hörte, allezeit meinte, er müßte mit

seiner Postille auf die Kanzel rumpeln. Deswegen begehrte er, als er zuerst von den Schildbürgern angenommen wurde, daß sie ihm, noch ehe er predigte, eine neue Kanzel von guten, starken, eichenen Brettern, mit Eisen wohl beschlagen, machen lassen sollten, die seine gewichtigen Worte, so er jederzeit vorbringen wolle, auch recht dulden könne. Ebenso nun dachten die Schildbürger vor allen Dingen an ein geduldiges Rathaus.

Und wie nun alles verabredet war, was zu einem so wichtigen Werke notwendig erfordert wird, fand sichs, daß nichts mehr mangelte, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Sang und Klang, wie ein Orpheus oder Amphion, Holz und Steine herbeigeholt hätte, um sie in feiner Ordnung zu diesem Bau aufeinander zu legen. Da aber ein solcher nirgends zu finden war, so vereinigten sie sich, gemeinschaftlich das Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen und nicht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufgeführt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmählich, wie ein Licht, ausgehen sollte, noch viel zu weitsichtig, da sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müsse, ehe man mit Bauen anfangen könne. Denn rechte Narren würden wohl ohne Holz, Stein und Kalk zu bauen sich unterstanden haben. Deswegen zogen sie samt und sonders einmütig mit einander ins Holz, das jenseits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach dem Rate ihres Baumeisters das Bauholz zu fällen. Als es von den Ästen gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben, als eine Armbrust, auf der sie es heim schießen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben sein. So aber mußten sie die Arbeit selbst verrichten und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf eines, das nach ihrer Ansicht das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter sich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, daß sie es übersehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu schwach waren: kurz, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb. Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu, und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle," sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten hinuntergehen können!" „Nun, dem ist Rat zu schaffen," sagte ein anderer; „wer sie hinabgethan hat, der soll sie auch wieder hinaufthun! Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben, so können wir sie alle miteinander wieder hinunterrollen lassen; dann haben wir mit Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die maßen wohl; sie schämten sich einer vor dem andern, daß er nicht selbst so witzig gewesen, und wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf, um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so überschafft hatten, und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählich, eins nach dem andern, den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. Ja, sie waren ganz stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und saßen ins Wirtshaus, wo sie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeschafft, und so fingen die Schildbürger einmütig ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, gestehen mußte, es sei ihr bitterer Ernst gewesen. In wenig Tagen hatten sie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt: denn weil sie etwas besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen sie nebenzu an einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig wäre, und dessen Erlös sie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dies Thor kam denn auch — woran sie nicht gedacht — ihrem Herren Schultheißen wohl zu statten, sonst hätte dieser, samt Gerichts- und Ratsherren, wenn sie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgeteilt, der Dachstuhl auf die Mauer gesetzt, und so das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verschoben sie auf den folgenden Tag und eilten dem Hause zu, wo der Wirt den Reif aufgesteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, ihr Rathaus zu decken. So standen sie alle hintereinander, die einen zuoberst auf dem Dache, die andern unten, wo sie an den Latten besserten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächst der Leiter, und sofort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathause entfernt war. Auf diese Weise ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn auf seine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung gemacht, daß zu einer *gewissen* Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. So

wie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen war, den ersten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen und lief dem Wirtshause zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirtshause und die obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe thaten auch die Zimmerleute. So wie ihrer einer den ersten Glockenschlag gehört, ließ er die Axt, die er schon zum Streich aufgehoben, fallen und lief dem Trunke zu, welches alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten sie in ihr Rathaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehre einzuweihen und in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin raten lasse. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit hineingetreten — siehe, da war es ganz finster, so finster, daß einer den andern kaum hören, geschweige denn sehen konnte. Darüber erschraken sie nicht wenig und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache sein möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen sie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu sehen, wo sich der Mangel befinde. Da standen alle drei Mauern gar vollkommen da; das Dach saß ordentlich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie aber wieder hereinkamen, zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie zuvor. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathause vergessen hatten; die konnten sie nicht finden noch erraten, so sehr sie sich auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen.

Als der festgesetzte Ratstag gekommen, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtspahn mitgebracht, und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathaus einander sehen könnten, auch der Schultheiß bei der Umfrage einem jeden seinen Titel und Namen zu geben im stande wäre. Hier ließen sich nun über den vorgefallenen Handel gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und aufs neue aufführen sollte: da trat einer hervor, der, wie er früher unter allen der allerweiseste gewesen, so jetzt sich als den allerthörichtsten zeigen wollte, und sprach: Er habe, so lange seine Weisheit gewährt, manchmal vernommen, daß man durch Beispiel vieles klarer machen könne; solchem nach wolle auch er den Schildbürgern eine schöne Geschichte erzählen. „Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn," hub er darauf an, „hörte eines Tages einen sagen: Ei, wie sind die Rebhühner so gut! Hast Du denn schon welche gegessen, fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß Du es so gut weißest? Nein, sagte der andere, aber es

hat mirs einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hatte essen sehen. Über dieser Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Kindbetterin-Gelüste, daß er gern etwas Gutes essen möchte, und sagte deswegen zu seinem Weib, sie solle ihm Küchlein backen, denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die besser wußte, als er, was der Butterhafen vermöge, entschuldigte sich, sie könne ihm diesmal keine Küchlein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen. Sie bat ihn deshalb, er möchte mit den Küchlein bis auf eine andere Zeit sich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Küchlein gegessen und sein Gelüste nicht gebüßt. Er wollte sich mit einem so trockenen Bescheide ohne Salz und Schmalz nicht abweisen lassen, und bestand darauf, die Frau sollte ihm Küchlein backen, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen. Es thuts nicht, sagte die Frau, sonst wäre ich selbst nicht so lang ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Wasser nicht hätte dauern lassen. Er aber sprach: Du weißt es nicht, weil Du es noch nie probirt hast. Versuch es einmal, und erst, wenn es nicht geraten will, kannst Du sagen, es thue es nicht. Wollte die Frau Ruhe haben und zufrieden sein, so mußte sie dem Mann willfahren; sie rührte also einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte sie Sträublein backen, setzte eine Pfanne Wasser über das Feuer, und nun mit dem Teig darein. Der Teig zerfloß im Wasser und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig ward. Denn jene sah Arbeit, Holz und Mehl verloren; meiner Großmutter Großvaters (seligen) Bruders Sohn aber stand dabei, hielt den Teller hin und wollte die erstgebackenen Küchlein, so warm sie aus der Pfanne kamen, essen, ward aber betrogen. Seine Frau verwünschte das Kuchenbacken mit Wasser; er jedoch sagte langmütig: Laß Dichs nicht gereuen, man versucht ein Ding auf so viel Weise, bis es zuletzt gelingen muß. Ist es diesmal nicht geraten, so geräts ein andermal. Es wäre ja doch eine feine nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr geglückt wäre! „Ich meine ja wohl, sagte meines Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, dann wollt' ich selbst alle Tage Küchlein essen!"

„Und nun" — so schloß der Schildbürger — „diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser keiner hat es jemals versucht; darum, wenn es Euch gefällt, so wollen wir dran gehen; geräts so haben wirs um so besser und werden, als Erfinder dieser Kunst, großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, so ist es doch unserem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß sie beschlossen, demselben in aller Eile nachzuleben. Deswegen kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am besten scheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathaus,

ein jeder mit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärste, Gabeln mit, aus Fürsorge, daß ja nichts verabsäumt werde.

Sobald nun die Glocke eins geschlagen, da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden; dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuschütten. Andere thaten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäusefalle zu fangen gedachte und ihn so, mit List bezwungen, ins Haus tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den langen, lieben Tag, so lang als die Sonne schien, mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast erlechzten und unter der Müdigkeit fast erlagen. Sie richteten aber so wenig damit aus, als vor Zeiten die Riesen, da sie Berge auf einander türmten, um den Himmel zu erstürmen. Darum sprachen sie zuletzt: „Nein, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es geraten wäre!“ Und darauf zogen sie ab und hatten doch so viel gewonnen, daß sie auf gemeine Kosten zum Weine gehen und sich so wieder erquicken und erlaben durften.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüber reiste. Dieser stand lang stille, sah ihnen mit offenem Maule zu und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, so sehr zerbrach er sich den Kopf darüber, was denn das bedeuten sollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen sich niedergelassen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Ursache, warum er sie denn so eifrig in der Sonne habe arbeiten sehen, ohne begreifen zu können, was sie thäten. Die umstehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß sie versucht hätten, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten.

Der fremde Geselle war ein rechter Vogel, genetzt und geschoren wie es sein sollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht gesinnt, den Raub, der sich ihm hier anbot, aus den Händen zu lassen: deswegen fragte er sie ernsthaft, ob sie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da sie mit Kopfschütteln antworteten, so sagte der Geselle: „Das macht, daß Ihr die Sache nicht so angegriffen habt, wie ich Euch wohl möchte geraten haben!“ Dieser Tagesschimmer von Hoffnung machte die Schildbürger sehr froh, und sie verhießen ihm von seiten des ganzen Fleckens eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen seinen Rat mitteilen wollte. Dem Wirt befahlen sie, ihm

tapfer aufzutragen und vorzusetzen, so daß der gute Geselle diese Nacht ihr Gast war und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeister sein sollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten sie den fremden Künstler zum Rathaus und besahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt sie der Geselle, der indessen mit der Schalkheit Rat gepflogen, das Dach besteigen und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch alsogleich geschah. „Nun habt Ihr," sprach er, „den Tag in Eurem Rathause; Ihr möget ihn darin lassen, so lang er Euch gefällig ist. Wenn es Euch beschwerlich wird, so könnet Ihr ihn wohl wieder hinausjagen." Aber die Schildbürger verstanden nicht, daß er damit meinte, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wieder so finster werden, wie zuvor, sondern sie ließen die Sache gut sein, saßen in dem Hause zusammen und hielten den ganzen Sommer über Rat. Der Geselle nahm die Verehrung, zählte das Geld nicht lange, sondern zog hinweg und schaute oft hinter sich, ob ihm niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder und noch heutiges Tages weiß niemand, woher er gewesen und wohin er gekommen; nur dies sagten die Schildbürger von ihm aus, daß sie ihn am Rücken das letztemal gesehen hätten.

Nun hatten sie mit ihrem Rathause solches Glück, daß es den ganzen Sommer über, so oft sie zu Rate saßen, nie regnete. Inzwischen aber begann der liebliche Sommer sein lustiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter steckte seinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wie einer unter einem großen Wetterhut, wie die sind, welche junge Laffen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen, sich vor dem Regen sicher stellt, so auch sie sich mit dem Dache, wie einem Hute, gegen Schnee und Ungewitter schirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinschaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, siehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war und sie ins Rathaus gehen wollten, da war es leider wieder eben so dunkel darin, als es zuvor gewesen war, ehe sie von der Ersparungskunst des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hause zu machen, ohne ihn hinein zu tragen. Und jetzt erst merkten sie, daß er sie häßlich hinter das Licht geführt habe. Sie mußten aber zu der geschehenen Sache das beste reden, setzten sich wieder mit ihren Lichtspänen auf den Hüten zusammen und hielten geschwind einen Rat darüber, der sich weit in den Tag hinein zog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der sich nicht den Ungeschicktesten dünkte. Dieser stand auf und sagte: „Er rate eben das, was sein Vater raten werde." Nach diesem weisen Rate trat er aus der Versammlung, sich zu räuspern, wie denn die Bauern oft einen so bösen Husten haben, daß niemand um sie bleiben kann. Wie er nun in der Finsternis (denn sein Lichtspan war ihm erloschen) an der Wand hin und her

krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Risses in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnerte er sich mit großem Seufzen seiner ersten Weisheit, deren sich alle verziehen hatten; daher tritt er wieder hinein und spricht: „Erlaubet mir ein Wort zu reden, liebe Nachbarn!“ Als ihm dies vergönnt wurde, sprach er weiter: „Nun, ich frage Euch alle darum, sind wir nicht alle doppeltgebohrte Narren? Wir haben so ängstliche und üble Zeit mit unserem Rathaus, wenden Unkosten dran und geraten noch dazu in große Verachtung. Und dennoch ist keiner von uns so gescheit gewesen, daß er gesehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenster gemacht haben, durch die das Licht herein fallen konnte. Das ist doch gar zu grob, zumal im Anfange unserer Thorheit; da sollten wir nicht so auf einmal und mit einem Satz hineinplumpen, so daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte!“

Über dieser Rede erschraken und verstummten die andern alle. Sie sahen einander an und schämten sich einer vor dem andern wegen der gar zu plumpen Narrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen sie darauf mit einander an, aller Orten die Mauern des Rathauses durchzubrechen, und da war kein Schildbürger unter allen, der nicht sein eigenes Fenster hätte haben wollen. Also wurde das Rathaus vollführt, bis auf den Einbau, von welchem sogleich Meldung gethan werden soll.

Nachdem also ihrem Rathause sein großes Laster abgewöhnt und es endlich sehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauses zurecht zu machen und die Gemächer zu verschlagen. Unter anderm machten sie drei abgesonderte Stuben, eine Witz-Stube, eine Schwitz-Stube und eine Bade-Stube; diese mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn sie über wichtige Sachen ratschlagen sollten, nicht behindert wären. Nun, meinten sie, sei das ganze dreieckige Rathaus aufs vortrefflichste fertig gemacht, und weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwischen war der Winter ganz hereingebrochen und es war kalt geworden. Nun sollten sie an einem Ratstage Gericht halten, und der Kühhirt hatte mit seinem Horn den Ratsherren die Losung gegeben. Da brachte denn jeder, damit das gemeine Wesen nicht beschwert würde, sein eigenes Scheit Holz mit, um die Stube zu wärmen. Aber als sie sich nach der Heizung umsahen, siehe, da fand sichs, daß sie den Ofen vergessen hatten, ja nicht einmal Raum gelassen, wo man einen hinstellen könnte. Darüber erschraken sie abermals heftig bei sich selbst und schalten sich über ihre Thorheit. Als sie nun anfingen den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Ansicht, man sollte ihn hinter die Thüre setzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Schultheiß den Winter über hinter dem Ofen seinen Sitz haben mußte, so schien es schmählich zu sein, wenn er hinter der Thüre säße. Zuletzt riet endlich einer, man sollte den Ofen vors Fenster hinaus setzen,

und ihn nur zur Stube hereingucken lassen. Zu Zeiten dann, wenn es not thäte, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mitgerechnet werden, denn riete er schon nicht zur Sache, so sei er doch auch nicht dawider. Dem Schultheiß sollte man den nächsten Ort dabei einräumen. Diesem Rate ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch sagte ein Alter unter ihnen, welcher schon länger Narr war, als die andern: „Aber, lieber Freund, die Hitze, die sonst in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen?“ — „Dafür weiß ich ein Mittel,“ rief ein dritter. „Ich habe ein altes Hasengarn, das will ich der Gemeinde zum besten geben. Wir wollen es vor die Ofenthüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beschließe! Dann haben wir nichts Arges zu besorgen, nicht wahr, lieber Nachbar? Dann wollen wir tüchtig sieden und braten, und die Äpfel in der Kachel umkehren!“ Dieser Schildbürger wurde wegen seines so weisen Rates hoch gepriesen, und ihm mit allen seinen Nachkommen der allernächste Sitz hinter dem Ofen zunächst bei der Äpfelkachel vergönnt.

So schloß der Handel; der Ofen wurde gemacht und bei einer zweiten Ratswahl das Rathaus aufs neue mit Narren besetzt. Die neuen Ratsherrn berieten sich vornehmlich darüber, wie man einen Vorrat hinterlegen könnte, dessen man sich bedienen dürfte, wenn einmal eine Teurung einfiele. Besonders aber hörten sie vom Salze, dessen Kauf ihnen wegen der obwaltenden Kriege abgeschnitten war, und an dem sie eben darum großen Mangel litten; man riet ihnen, sie sollten es doch so weit bringen, daß sie eigenes Salz hätten, das sie in der Küche so wenig entbehren könnten, als den Dünger auf dem Acker. Da faßten sie nach langer Ratschlagung den Beschluß: „Weil es doch offenbar sei, daß der Zucker, der ja dem Salz ganz ähnlich sehe, erwachse, so müsse wohl daraus folgen, daß das Salz gleichermaßen aus dem Felde hervorwachse; wie denn das Salz so gut Körnlein habe, als der Weizen, und man eben sowohl sage: ein Salzkorn, als: ein Weizenkorn; darum beschließe ein wohlweiser Rat, daß man ein großes, der Gemeinde zustehendes Stück Feld umbrechen solle und darauf in Gottes Namen Salz säen. Es sei kein Zweifel, daß sie dann ihr eigen Salz bekommen würden und nicht andern zu Füßen fallen dürften, um Salz zu erhalten.“

Der Acker ward gepflügt und nach dem Beschlusse Ihrer Wohlweisen mit Salz besäet. Sie selbst und alle Schildbürger waren in bester Hoffnung, und zweifelten nicht, Gott werde seinen Segen im Überfluß zu der Arbeit geben, weil sie ja in seinem Namen gesäet hätten; auch wäre ein solcher Gewinn, als ein Erdwucher, nicht schändlich, sondern von jedermann gebilligt. In diesem Vertrauen stellten sie auch Hüter und Bannwarte auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel schießen sollten, wenn sie etwa das ausgesäete Salz wie andern Samen auffressen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, so fing der Acker an, aufs allerschönste zu grünen und die frechsten Kräuter herauf zu schicken. Die Schildbürger hatten eine unsägliche Freude darüber und meinten, diesmal wäre ihnen die Sache wohl geraten. Sie gingen alle Tage hinaus, zu sehen, wie das Salz wüchse; ja, sie beredeten sich selbst, sie hörten das Salz wachsen wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, desto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war keiner unter ihnen, der nicht im Geiste schon ein ganzes Simri Salz gegessen hätte. Deswegen befahlen sie den Bannwarten, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaf oder eine Gais auf den Salzacker sich verirrte, so sollten sie diese Tiere auf alle Weise und ohne Schonung fortjagen. Dessen ungeachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohlbebauten und besäeten Salzacker und fraß nicht nur die herrliche Aussaat von Salz, sondern auch das, was noch hätte wachsen sollen. Der Hüter, der dieses sah, wußte wohl, was ihm auferlegt sei. Aber er verlor den Kopf, denn er war ein Schildbürger, und anstatt das Vieh hinauszutreiben, lief er in die Stadt und meldete das Unheil dem Schultheißen und Rat. Dieser sah auch bald ein, daß dem Bannwart sein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Tiere nichts helfen konnte; sie faßten daher, nachdem sie sich lang die Köpfe zerbrochen hatten, den weisen Beschluß: ihrer viere des edeln Rates, vor denen die Tiere sich vielleicht mehr als vor schlechten Leuten scheuen würden, sollten den Bannwart auf eine geflochtene Truhe setzen, ihm eine lange Rute in die Hand geben, und ihn so auf dem Salzacker herumtragen, bis er das lose Vieh herausgetrieben hätte. Dies geschah, der Bannwart hielt seinen Umzug, als wäre er der Papst zu Rom, und die vier Ratsherren wußten mit ihren breiten Füßen so subtil einherzugehen, daß durch sie dem kostbaren Acker kein allzugroßer Schaden widerfuhr.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders als ob es Unkraut gewesen wäre, auf das eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker ging, konnte er es nicht lassen, ein weniges von dem edeln Salzkraut auszuraufen und es, bescheiden kostend, an den Mund zu führen. Nun ist es wahr, es bissen ihn die Brennnesseln auf die Zunge, daß er hätte schreien mögen; aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich, er rannte als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden auf und ab und schrie mit heller Stimme: „Es ist Leckerwerk; Leckerwerk ist es!“ Darauf lief er recht eilig, damit ihm niemand das Botenbrot abgewänne, nach dem Flecken Schilda, und stürmte mit der großen Glocke, damit alle Schildbürger zusammenkämen und die gute Märe vernähmen. Als sie versammelt waren, zeigte er ihnen vor Freude zitternd an: sie sollten fröhlich und guten Mutes sein; das Kraut sei schon so scharf, daß es ihn auf der Zunge gebissen habe; es sei hieraus abzunehmen, daß ein recht gut Salz daraus werde.

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger, alle mit einander auf den Acker

zu gehen, den Schultheiß an der Spitze. Dieser raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge und kostete es; und ihm thaten es alle nach und alle fanden es so wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren sehr froh, und jeder dachte sich in seinem Sinne schon als einen mächtigen Salzherren. Und als endlich die Zeit der Ernte gekommen war, da kamen sie herbei mit Roß und Wagen und mit Sicheln, das Salz abzuschneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar ihre Dreschflegel gerüstet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreschen. Als sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Salz abschneiden wollten, da war es so herb und hitzig, daß es ihnen allen die Hände verbrannte. Dies hatten sie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt; jedoch es nicht gewagt, sich mit Handschuhen zu versehen, weil der Sommer so gar heiß war und sie fürchteten, man möchte ihrer spotten. Nun meinten einige, man sollte es abmähen, wie das Gras; andere weil es so gar hitzig wäre, so sollte man es mit der Armbrust niederschießen, wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbesten. Weil sie aber keinen Schützen unter sich hatten und befürchteten, wenn sie nach einem fremden schickten, möchte ihre Kunst verraten werden, so ließen sie es bleiben. Kurzum, die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde stehen lassen, bis sie einen besseren Rat fänden. Und hatten sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger: denn was sie nicht verbraucht hatten, das hatten sie ausgesäet. Deswegen litten sie großen Mangel an Salz, zumal am Salze der Weisheit, das bei ihnen ganz dünn geworden war. Daher zerbrachen sie sich auch den Kopf darüber und sannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Ratssitzungen darüber, wie man es ein andermal besser machen könnte.

Nun weiß jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande gerühmt war, so daß jedermann etwas davon zu sagen wußte. Doch war dies schon gar lange her. Aber das Gerücht von ihrer Thorheit verbreitete sich in kurzer Zeit noch viel weiter, so daß bald niemand auf der ganzen Welt war, der nicht alles gewußt hätte, was sich bei ihnen zugetragen hatte.

So geschah es, daß dem Kaiser des großen Reiches Utopia, als er wegen Reichsgeschäften in diejenige Gegend seines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abenteuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte sich der Kaiser um so mehr, weil er sich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient und sich Rates bei ihnen erholt hatte. Weil er nun doch in jener Gegend verziehen mußte, bis sich die Stände des Reiches, die er dorthin beschieden, versammelt hätten, so verlangte ihn, einen persönlichen Besuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es sich mit der Thorheit seiner dortigen Unterthanen verhielte. Er fertigte

daher einen Gesandten ab, um ihnen die Ankunft zu verkündigen, damit sie ihre Zurüstungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er sie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten schirmen, auch mit weiteren begnaden wolle, unter der Bedingung, daß sie ihm auf die erste Rede, die er an sie richten werde, so antworten könnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich reime.

Die armen Schildbürger erschraken über diese Botschaft, wie eine Katze, wenn sie sich unversehens vor dem Kürschner, oder eine Ziege, wenn sie sich vor einem Schneider findet. Obwohl sie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu sein, so fürchteten sie doch, der Kaiser — der mit seinen Augen, obschon sie nicht größer sind, als anderer Leute Augen, doch viel weiter sehe und mit seinen Händen länger reiche — möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte sei, und sie selbst möchten nicht nur seine allerhöchste Ungnade erfahren müssen, sondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verständig zu sein. Denn es ist freilich nicht ein Geringes, sich selbst zum Narren zu machen und seinen Verstand mutwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man sollte wenigstens warten, bis man entweder von selbst ein Narr oder durch andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man sich mit gutem Gewissen einen Narren schelten lassen von jedermann, und wäre dieser auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun suchten in solchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rat und Hilfe. Sie ordneten alles, was in Stall und Küche notwendig war, aufs fleißigste, um den Kaiser so stattlich als möglich in ihrem Dorfe zu empfangen. Unglücklicher Weise aber hatten sie damals gerade keinen Schultheißen, denn der im Anfang ihrer Thorheit gewählt war, war aus Kummer über seine aufgegebene Kunst und Weisheit zu einem rechten, völligen Narren und daher zu seinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem sie sich nun lange über eine neue Wahl beraten, kamen sie endlich dahin überein, weil sie ja dem Kaiser auf seine ersten Worte in Reimen antworten müßten, so sei es wohl am besten, daß derjenige Schultheiß werde, der auf den folgenden Tag den besten Reim hervorbringen könnte. Darüber wollten sie die Nacht schlafen. Nun zerbrachen sich die weisen Herrn die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Aber am unruhigsten schlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgestanden, das heißt der die Schweine gehütet hatte. Er warf sich so wild hin und her, daß seine Frau endlich erwachte und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rate schwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn sein Weib bewegen, ihr zu sagen, was sich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgingen, da wäre des Schweinehirten Frau eben so gern Schultheißin gewesen, als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere Dich über diesen Handel nicht, lieber Mann," sagte sie. „Was willst du mir

geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, daß Du Schultheiß werdest?" — „Wenn Du das kannst," sprach der Schweinehirt vergnügt, so will ich Dir einen schönen, neuen Pelz kaufen." Damit war die Frau sehr zufrieden, besann sich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzusprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Ist schöner, als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Diesen Reim sprach die Schildbürgerin, die sich nicht wenig auf ihre Dichtkunst zu gute that, ihrem Hauswirt neun und neunzig mal vor und er eben so oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verschluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht gerastet, vielmehr hatten alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß gewesen wäre.

Als nun der angesetzte Tag erschien, an welchem ein weiser Rat zusammentrat, um zur Wahl eines Schultheißen zu schreiten, da hätte man Wunder hören können, welch' zierliche, wohlgeschlossene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es schade, daß die edlen Ratsherrn samt und sonders, in langer Ausübung ihrer verstellten Narrheit, zu einem so schwachen Gedächtnisse gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Hersagen ausging, so daß zum Beispiel der fünfte (denn der ersten vier vortreffliche Reime sind verloren gegangen) seinen Reim also vorbrachte:

Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehne meinen Spieß an die — Mau'r.

Worüber denn jedesmal die andern alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn selber kam. Der Schweinehirt stand weit hinten und wegen seines niedrigen Standes kam die Reihe unter den letzten an ihn. Er war in tausend Ängsten, denn er fürchtete immer, es möchte ein anderer seinen Reim vorbringen und dadurch Schultheiß werden. Und so oft ein anderer nur ein einziges Wörtchen sagte, das auch in seinem Reime vorkam, so erschrak er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, stand er auf und sprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herrn, ich tret — hierher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten, kühlen Most!

„Das ist einmal ein Reim!" riefen die Ratsherren von Schilda einmütig und verwundert; „das lautet, wie etwas! Das möchts heben und ausrichten!" Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinehirten, denn sie waren fest überzeugt, er würde dem Kaiser wohl reimweise

antworten können und ihm würdige Gesellschaft leisten. So war der Schweinehirt von Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

Diese Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine so wohl, daß er alsbald beschloß, seinen Hirtenschweiß und Staub abzuwaschen und in die Nachbarschaft ins Bad zu gehen, denn zu Schilda war kein Bad. Unterwegs begegnete ihm ein anderer, der vor Jahren mit ihm Schweine gehütet, und begrüßte ihn als alten Mithirten und Gesellen mit einem freundlichen Du. Jener aber verbat sich dieses feierlich und fügte hinzu: „Wisse, daß wir nicht mehr sind, der wir zuvor waren; wir sind jetzt unser Herr der Schultheiß zu Schilda!" Da wünschte ihm der andere Glück zu seinem neuen Amte bei dem ungezogenen Volk der Schildbürger und ließ ihn ziehen.

Also zog unser Herr, der Schultheiß, fort und kam in das Bad. Hier stellte er sich gar weise, saß in schweren, tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit seine Finger ab, so daß alle, die ihn zuvor kannten, sich über diese Veränderung verwunderten und ihn für melancholisch hielten. Indessen fragte er einen, der neben ihm saß, ob dies die Bank sei, auf welcher die Herren zu sitzen pflegen. „Ja!" ward ihm geantwortet. „Ei wie fein habe ich es getroffen," dachte da der Schultheiß, „ist es doch als habe mirs die Bank angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda sei!" Wie er nun lange so sitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig schwitzt, kommt der Bader, sieht, daß sein Kopf naß ist und meint, er habe schon gebadet. „Guter Freund", sprach er, „Ihr habt den Kopf gewaschen, aber Ihr habt Euch noch nicht reiben und kratzen lassen! Ist dies nicht geschehen, so will ich Lauge herlangen und Euch ausreiben!" Der Schultheiß, der in tiefen Gedanken geschwitzt, antwortete: „Lieber Bader! Ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unser einer hat gar viel zu sinnen und zu denken, sonderlich ich, der ich trachten soll, wie ich dem Kaiser reimweise antworte. Denn versteht mich recht: ich bin der Schultheiß von Schilda." Über dieser Rede des Schweinehirten, die doch sein bitterer Ernst war, fingen alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei seinen Ehren bleiben und noch eins darauf schwitzen.

Als er wieder nach Hause kam, vergaß unsere gnädige Frau, die Schultheißin, nicht, den verheißenen Pelz, den sie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Schultheiß wieder einmal, wichtiger Geschäfte halber, in die Nachbarstadt gehen wollte, unterließ sie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Schultheiß die Stadt betrat, fragte er schon den Thorwart nach dem Hause des Kürschners; als dieser ihm solches wies, fragte er ferner, ob es auch der sei, bei welchem die Schultheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Thorwart erst, daß der Mann verrückt sein müsse, deswegen wies er ihn nun zu einem Kübler, einem lustigen Gesellen, bei diesem sollte er

nach Schultheißenpelzen fragen. Der gute Schultheiß geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewiesen war, sagte dem Kübler, er sei der Schultheiß von Schildo und wolle Schultheißenpelze kaufen. Der Kübler merkt bald, woran er ist, und erwidert: „Es sei ihm sehr leid, seine Wohledeln nicht fördern zu können, wie er wollte; aber gestern sei Markttag gewesen, da habe er alle vorrätigen Pelze abgegeben.“ Damit ihm aber geholfen würde, so weiset er ihn in eine andere Vorstadt, zu einem Wagner; dort werde er Pelze finden nach seinem Begehren. Nun brachte er sein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieser aber, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, der zu einem Druckergesellen, der zu einem Buchhändler; der Buchhändler endlich zu einem Lebküchner; dort finde er sie, wie ers nur haben wollte, zum Fressen schön.

Als nun der Schultheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: „Er habe diesmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, so werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmessen, zuschneiden und backen; den könnte er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, selber essen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schultheiß bedankte sich aufs höchste, erklärte aber, daß er nun so lange nach einem Pelz herumgelaufen sei und keine Zeit mehr habe, zu warten: er müsse heim, seinem Amte wieder obliegen, denn er sei Schultheiß zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmütiger war, als die andern, dachte, der Herr Schultheiß sei genug zum Narren gehalten, und wies ihn deswegen recht, zu einem Kürschner, wo er nun Pelze aller Gattung fand, wie er nur begehrte. Und hier kaufte er endlich einen prächtigen Pelz, dessen sich eine Schultheißin auch in der Stadt nicht hätte schämen dürfen. Als er heimkam, empfing die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete sich mit ihm auf der Stelle, drehte sich nach allen Seiten und ließ sich sagen, wie er ihr stehe. Der Schultheiß aber verlangte, jetzt sollte sie für seinen Dienst ihm auch Küchlein backen; er wollte eine Wurst, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben und eine Maß Wein bezahlen. Da begann seine Frau, wie vor Zeiten, grobe, dicke Schnitten zu backen; er aber stieß die ersten, die aus der Pfanne kamen, voll Unmuts zurück. „Wofür hast Du mich angesehen,“ sagte er, „meinst Du nicht gar, ich sein ein Schweinehirt? Weißt Du nicht, daß ich der Herr Schultheiß allhier zu Schilda bin?“ Da mußte die Frau ihm Sträublein backen, die zehrten sie mit einander auf und tranken einen Schluck guten Weins dazu.

Die folgende ganze lange Nacht lag die neue Frau Schultheißin in tiefsinnigen Gedanken, auf welche Weise sie doch den neuen Pelz anlegen und in demselben ihrem Mann und seinem Amte zu Ehren vor den Schildbürgern *prangen möchte.* Deswegen stand sie früh auf und weil es eben Sonntag

war, fing sie mit allem Eifer an, sich zu putzen, um sich von allen Nachbarn beschauen zu lassen. In diese Gedanken war sie so verirrt, daß sie sogar das Läuten in die Predigt überhörte. Ihr Herr, der Schultheiß, stand vor ihr und mußte ihr den Spiegel halten, und wohl hundertmal fragte sie ihn, ob sie auch von vorn und von der Seite recht wie eine Frau Schultheißin aussehe; und als er dies bejaht, ging sie endlich aus dem Hause der Kirche zu. War sie nun aber zu lang vor dem Spiegel gestanden, oder hatte der Meßner zu frühe geläutet: — siehe, als sie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein rauschte, war eben die Predigt aus, so daß jedermann aufstand. Die gute Frau aber legte dieses ganz anders aus: sie beredete sich selbst, weil ihr Mann Schultheiß und sie Frau Schultheißin sei, zudem weil sie einen nagelneuen Pelz anhabe, so stehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie sprach deswegen so sittig und tugendlich, als sie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem sie sich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbar, ich bitte Euch, wollet doch stille sitzen; denn ich denke wohl noch an den Tag, wo ich ebenso arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin, wie Ihr; darum so setzet Euch doch wieder!“ Bald darauf kam auch der Herr Schultheiß, welcher bis auf diesen Augenblick an seinem Barette gestriegelt hatte, in die Kirche hineingetreten; als er aber die andern Schildbürger alle die Kirche verlassen sah und nur seine Frau, die Schultheißin, noch in Erwartung der Predigt in ihrem Stuhle sitzen, nahm er sie an dem Arm und führte sie heim.

Endlich war der Kaiser auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und berieten sich aufs eifrigste, wie sie ihn würdig empfangen sollten. Am Ende beschlossen sie, dem Kaiser zuvorzukommen und das erste Wort an ihn zu richten. Deswegen sollte der Schultheiß ihn zuerst anreden und mit den Worten: „Seid uns willkommen!“ empfangen. Dann mußte der Kaiser notwendig antworten: „Und Du auch!“ Und darauf hatte der Schultheiß schon einen Reim bereit: „Der witzigste unter uns ist ein Gauch!“ Mit dieser Erfindung hielten sie ihre Freiheiten und Privilegien für gesichert. Über die Frage aber, wie man dem Kaiser entgegenziehen sollte, waren die Meinungen geteilt: Einige wollten zwei Haufen haben, der eine sollte reiten, der andere zu Fuße gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es sollte ein jeder den einen Fuß im Stegreif haben und reiten und mit dem andern auf dem Boden gehen; das wäre ja auch halb gegangen und halb geritten. Wieder andere meinten, man sollte dem Kaiser auf hölzernen Pferden entgegengehen, denn man pflege auch im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten sei halb gegangen; zudem seien solche Pferde fertiger, hurtiger, geduldiger, und bald gezäumt und gestriegelt. Dieser letzten Meinung fielen alle bei, und es wurde beschlossen, daß jeder mit seinem Rosse

gefaßt sein sollte. Dies geschah von Seiten aller mit großer Bereitwilligkeit; denn da war keiner so arm, der sich nicht beim Tischler um ein weißes, schwarzes, graues, braunes, rotes, auch gesprenkeltes Pferd umgesehen hätte; dieselben tummelten sie und richteten sie meisterlich ab.

Als nun der festgesetzte Tag herbeigekommen und der Kaiser mit seinem Gefolge heran rückte, sprengten die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schultheiß den Kaiser gewahr wurde, sprang er im Eifer von seinem Gaul auf einen Misthaufen und band sein hölzernes Roß vorsichtig an einen daneben stehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwischen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwischen den Zähnen: „Nun seid uns willkommen auf unserm Grund und Boden, fester Junker Kaiser!" Der Kaiser erkannte zwar auf den ersten Blick und auf das erste Wort, wie es mit den Schildbürgern beschaffen sei, und hatte Mühe, den Gruß zu verstehen, doch merkte er, was der Schultheiß sagen wollte, und erwiderte: „Hab' Dank, mein lieber Schultheiß! und Du auch —!" Aber der Schultheiß hatte seinen Hut, den er halb losgelassen, wieder fest mit den Zähnen gefaßt und konnte nicht antworten. Schnell besann sich sein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in seinem Kopf herum, konnte aber über das Endwort nicht bei sich einig werden, ob es heiße Narr oder Gauch oder etwas anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schultheiß ist ein Narr!"

Auf diese Weise wurde der Kaiser empfangen und als er noch zu guter letzt den Schultheiß lächelnd befragte: „Warum stehst Du denn auf dem Mist?" so erwiderte dieser mit einem Funken seiner alten Weisheit: „Ach Herr, ich armer Tropf bin nicht wert, daß mich der Erdboden vor Euch trage!" Hierauf geleiteten sie den Kaiser in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war. Und weil der Tag noch lang war, so baten sie ihn um die Erlaubnis, ihn auf ihren Salzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm hier ihr vortreffliches Gewächs; auch brachten sie die unterthänigste Bitte vor, wenn ihnen diese Kunst geraten sollte, sie mit gnädigem Privilegium dafür auszustatten. Welches alles ihnen der Kaiser mit lachendem Munde gewährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiser zu Gaste, und dieser, dem ihre Schwänke und Possen wohl gefielen, erzeigte sich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, willig dazu. Nachdem sie ihn daher in dem Dorfe herumgeführt und ihm ihre Misthaufen gezeigt, geleiteten sie ihn in ihr merkwürdiges Rathaus und hießen ihn an dem frisch gedeckten Tische Platz nehmen. Das vornehmste Gericht, das aufgetischt wurde, war eine frische, kalte, saure Buttermilch; auf diese Seltenheit thaten sich die Schildbürger am meisten zu gute. Der Schultheiß setzte sich mit dem Kaiser zu Tische; die übrigen Bürger standen aus Ehrfurcht vor beiden um sie herum und langten von oben herab in die Schüssel. Sie hatten aber weislich zweierlei

Brot in die Milch gebrockt. Vor des Kaisers Platz schwammen weiße Semmelwecken in der Sahne, vor den Bauern lagen die schwarzen Brocken in der Grundsuppe. Während sie nun aßen, der Kaiser das weiße, die Schildbürger das Haferbrot, erwischt von ungefähr ein derber Bauer einen Brocken von dem weißen Brote. Kaum hatte der Schultheiß diesen groben Verstoß gegen den Kaiser wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände schlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel! willst Du des Kaisers Brot essen?" Der Schildbürger erschrak, zog den Löffel schleunig zurück und legte den gekosteten Bissen fein bescheidentlich wieder in die Schüssel. Der Kaiser, der dieses wahrgenommen, hatte des Mahles genug und schenkte den Schildbürgern die saure Milch mitsamt dem weißen Brot. Diese nahmen das Geschenk mit großem Danke an, löffelten die Milch vollends mit einander aus und lobten des Junker Kaisers Freigebigkeit höchlich.

Im übrigen blieb der Kaiser länger bei den Schildbürgern, als er sonst willens gewesen war, denn ihre Narrheit gefiel ihm über die maßen. Als aber die Reichsgeschäfte ihn nötigten, heimzukehren, erbot er sich zur Abhilfe aller Beschwerden, die sie etwa vorzubringen hätten, und wollte sich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweisen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnt sein möge, ihrer schädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilsamen Narrheit durch ein kaiserliches Privilegium für ewige Zeiten gesichert zu werden, so daß niemand sie hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte. Diese Bitte gewährte ihnen der Kaiser willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freiheitsbrief für ihre Narrheit, mit des Kaisers Unterschrift und Siegel ausgestellt und eingehändigt. Und so zog der Kaiser von dannen, nachdem er den Schildbürgern eine gute Mahlzeit, sich zu letzen, hinterlassen.

Diesen war es jetzt erst, nachdem der Kaiser fort war und sie im sichern Besitz ihrer Narrheit belassen hatte, recht wohl in ihrer Haut. Sie sprengten mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf, wo ihnen das kaiserliche Mahl angerichtet war. Als sie satt und trunken waren, kam sie das Verlangen an, auf eine grüne, schöne Aue hinauszuspazieren, wie andere Junker, hier sich zu erlustigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen sie einige gute Flaschen Weines nicht und fuhren fort, im grünen Grase gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten sie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durcheinander geschränkt. Wie es nun an dem war, daß sie heim gehen sollten: siehe, da war eine große Not; keiner konnte mehr seine Füße oder Beine erkennen, weil sie alle gleich gefärbt waren, saßen da, guckte einer den andern an, und fürchtete jeder, ein anderer möchte ihm seine Füße nehmen, oder er einem andern seine Beine: waren deswegen in großer Angst. Während sie einander so angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen sie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu

seinen eigenen Beinen zu verhelfen, so möchte er es um des Himmels willen anwenden, sie wollten sich gewiß mit guter Bezahlung dankbar erweisen. Der Fremde sprach, das könne wohl sein, stieg ab, und nachdem er sich vom nächsten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an, die nächsten, die besten auf die Beine zu schlagen; und welchen es traf, der sprang schnell auf und mit den Streichen hatte ein jeder auch seine Füße wieder, denn der Geselle hatte sie ihm gefunden. Zuletzt blieb einer ganz allein sitzen, der sprach: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt Ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder sind vielleicht diese Beine mein?“ Der Fremde sprach: „Das wollen wir gleich sehen!“ und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So sprang auch dieser letzte auf, und alle waren froh, daß sie ihre Beine wieder hatten. Sie schenkten dem Ritter ein gutes Trinkgeld und nahmen sich vor, ein andermal fürsichtiger mit ihren Füßen zu sein.

Allmählich hieß es bei den Schildbürgern: die Gewohnheit ist eine zweite Natur. Sie trieben ihre Narrheit nicht mehr aus purer Weisheit, sondern aus rechter, erblicher, angeborener Thorheit. Sie konnten nichts mehr thun, was nicht närrisch gewesen wäre; alles, was sie dachten, geschweige erst, was sie anfingen, war lauter Thorheit und Narrenteidung.

So waren zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zu Zeiten durch Tauschhandel viel gewonnen hätten, und dies bewog sie, auch gegen einander ihr Heil zu versuchen. Sie wurden deswegen einig, ihre Häuser mit einander zu tauschen. Und dieses geschah beim Wein, als sie des Kaisers Letze verzechten. Denn solche Sachen pflegen gerne zu geschehen, wenn der Wein eingeschlichen und der Witz ausgewichen ist.

Als nun jeder dem andern sein Haus einräumen sollte, ließ der eine, der zu oberst im Dorfe wohnte, sein Haus abbrechen und führte dasselbe stückweise in das Dorf hinab; der andere aber, der bisher zu unterst im Dorfe gewohnt hatte, that dasselbe und führte das seinige dagegen hinauf. Auf diese Weise hatten sie redlich gegen einander getauscht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu besehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob sie nicht die Steine mit Vorteil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes, langes Gras gewachsen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren sein sollte, deswegen hielten sie Rat, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man sollte es abmähen; aber niemand wollte sich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so dürfte es das beste sein, wenn man es mit einem Pfeile herabschösse. Endlich trat der Schultheiß hervor und riet, man sollte das Vieh auf der Mauer





weiden lassen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; so dürfe man es weder abmähen, noch abschießen. Diesem Rate neigte sich die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung wurde erkannt, daß des Schultheißen Kuh die erste sein sollte, die den guten Rat zu genießen hätte. Darein willigte der Schultheiß mit Freuden. So schlangen sie denn der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen an der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde, wie vorauszusehen, die Kuh erwürgt und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet nur noch ein wenig!“ Und der Schultheiß selbst schrie: „Ziehet, sie hat das Gras schon gerochen! Seht, wie sie die Zunge darnach ausstreckt! Sie ist nur zu tölpisch und ungeschickt, daß sie sich nicht selbst hinaufhelfen kann. Es sollte sie einer hinaufstoßen.“ Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen und ließen sie daher wieder herab. Und jetzt wurden sie erst inne, daß die Kuh schon lange tot war.

Den Schildbürgerinnen ging es nicht anders, als den Schildbürgern. Sie gebärdeten sich so närrisch, als wenn sie es von jeher gewesen wären. Eine Witwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ei legte, hatte einst so viele Eier gesammelt, daß sie hoffen durfte, drei Groschen dafür zu lösen. Sie nahm deswegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da sie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein; und so dachte sie unter anderem an den Kram, den sie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete sie mit sich selbst und machte sich folgende Rechnung: „Siehe,“ sagte sie zu sich, „Du lösest auf dem Markte drei Groschen. Was willst Du damit thun? Du willst damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, samt denen, die Du hast, legen Dir in so und so viel Tagen so und so viel Eier. Wenn Du diese verkaufest, kannst Du noch drei Hennen kaufen: dann hast Du sechs Hennen. Diese legen Dir in einem Monat so und so viel Eier; die verkaufst Du und legst das Geld zusammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufst Du auch; die jungen fahren fort, Dir Eier zu legen, und brüten Dir Junge aus; diese kannst Du zum Teil ziehen und Deine Hühnerzucht dadurch vermehren, zum Teil Geld daraus lösen; endlich auch rupfen, wie man die Gänse rupft. Aus dem zusammengelegten Gelde kaufst Du Dir darnach etliche Gänse, die tragen Dir auch Nutzen mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. So kommst Du in acht Tagen so weit, daß Du eine Ziege kaufen kannst: die giebt Dir Milch und junge Zicklein. Auf diese Weise hast Du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt sich gar die Ziege noch scheren; Du kannst es wenigstens versuchen, darauf kaufst Du ein Mutterschwein; da hast Du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würsten und

anderem. Daraus lösest Du so viel, daß Du eine Kuh kaufen kannst; die giebt Dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willst Du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, Du mußt auch einen Acker kaufen; der giebt Dir Korn genug; dann brauchst Du keins mehr einzukaufen. Darnach schaffest Du Dir Rosse an, dingst Knechte, die versehen Dir das Vieh und bauen Dir den Acker. Alsdann vergrößerst Du Dein Haus, daß Du Hausgesinde beherbergen und Dein Geld aufheben kannst. Darnach kaufst Du noch mehr Güter, denn es kann Dir nicht fehlen! Du hast ja den Nutzen von Hühnern, von Gänsen, von Eiern, von Geismilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkeln, von Kühen — denen kannst Du noch dazu die Hörner absägen und sie an den Messerschmied verkaufen; — Du hast ferner den Nutzen von Kälbern, von Äckern, von Wiesen, von Hauszins und anderem. Darnach willst Du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannst Du in Freuden leben und eine reiche stolze Frau sein! O wie wohl willst es Du Dir sein lassen, und niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe, Juchheisa Hopsasa!" So jubelte die junge Wittwe, warf dazu einen Arm in die Höhe und that einen Sprung. Aber als sie sich so aufschwang und dazu jauchzte, da stieß sie von ungefähr mit ihrem Arm an den Eierkorb, daß dieser ganz ungestüm zu Boden fiel und die Eier alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünsche mit zerbrochen, nur der Junggesell nicht, den sie sich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch immer kommen. So stand sie nun auf dem Wege zum Markte und wartete sein.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der sie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; dieser war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie vor Zeiten die Bauhölzer, welche sie zu ihrem Rathause brauchten, mit so geringer Mühe den Berg hinunter gebracht, indem sie dieselben hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren," riefen sie, „daß wir uns abermals so viele Mühe gegeben haben!" Und nun trugen sie auch den Mühlstein mit größester Anstrengung den Berg wieder hinauf. Wie sie ihn aber eben wieder abstoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen sei? Wer da drunten kann uns das sagen?" — „Ei," sagte der Schultheiß, welcher den Rat gegeben hatte, „diesem ist leicht zu helfen; es muß einer von uns sich in das Loch stecken und mit hinablaufen." Das war gut, und alsobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch stoßen und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterst an dem Berge ein Fischweiher; in diesen fiel der Stein mit samt dem Schildbürger, und beide sanken zu Grunde, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen seien. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Gesellen, der mit und in dem Stein gelaufen war, als wäre derselbe mit dem Mühlstein davongegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dör-

fern und Flecken offene Briefe anschlagen: „Wo einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen und über ihn, als einen Gemeindedieb, Recht ergehen lassen." Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zu viel Wasser getrunken, daher er sich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte. —

Sintemal man die Jugend keineswegs versäumen, sondern beizeiten wie einen jungen Baum biegen und lehren soll, so wollte ein namhafter Schildbürger seinen Sohn auch seine Jugend wohl anwenden lassen. Deshalb nahm er ihn mit sich, führte ihn bei der Hand in die nächste Stadt und kaufte ihm zuvörderst ein paar Schuhe, auf daß er seine neue Laufbahn nicht barfüßig antrete. Als er ihn nun zum Schulmeister brachte, fragte dieser unter anderem, ob er noch gar nichts könne. „Nein," sprach der Vater. „Wie alt ist er denn?" fragte der Schulmeister. „Erst dreißig Jahr," sagte der Schildbürger. „Was?" rief der Schulmeister, „ist er so alt und hat noch nichts gelernt?" — „Potz Wetter," sprach der Vater, „was sollte einer in dreißig Jahren lernen? Ich bin nun fünfundsechzig Jahr und einen Tag alt und kann dennoch nichts, was nur eines Hellers wert wäre." — „Nun," sagte der Schulmeister, „soll er noch etwas lernen, so wird's schwer halten." Indem ging die Schulstubenthür auf, und der Schildbürger sah, wie der Gehilfe des Lehrers einen Knaben wacker mit der Rute durchprügelte. Da ward's dem guten Vater um sein Fleisch und Blut bange und er sprach: „Lieber Meister, dieser mein Sohn braucht nicht gar so gelehrt und geschickt zu werden, zumal es nicht gut thut, wenn das Ei klüger ist als die Henne." — „Wir wollen unser bestes mit ihm thun," sagte der Schulmeister und hieß das dreißigjährige Hänslein hineingehen. „Ja," sprach der Alte, „aber was ich sagen wollte: ihr müßt es kurz mit ihm machen, um mein gutes Geld; denn ich wollt' ihn gern wieder mit mir heim nehmen. Ich will nur zum Hufschmied und mein Pferd beschlagen lassen. Hernach will ich ihn wieder holen und euch eure Mühe gut bezahlen." — „So nimm ihn gleich jetzt mit," sprach der Schulmeister, „denn in so kurzer Zeit könnte ich doch nichts mit ihm ausrichten." — „Das ist mir am liebsten," rief der Vater fröhlich, gab dem Schulmeister ein schön Stück Geld zum Dank, nahm sein Söhnlein bei der Hand und führte ihn wieder heim zur Mutter. Die Schildbürger aber hatten seitdem einen gewaltigen Respekt vor dem gelahrten Hansel und nannten ihn nur „Herr Magister."

Nicht ferne von Schilda floß ein Wasser vorüber, an dessen Gestade ein mächtiger Nußbaum haushielt. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, so hätte er es berührt. Die Schildbürger sahen solches, und weil sie einfältige, fromme Leute waren, wie man heutzutage der Bauern wenige mehr findet, so hatten sie herzliches Erbarmen

mit dem guten Baum und gingen darüber zu Rate, was denn dem armen Nußbaum fehlen möge, daß er sich so schwermütig zum Wasser neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, sagte letztlich der Schultheiß: ob sie nicht närrische Leute wären! Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Orte stünde und sich deshalb nach dem Wasser beuge; weil er gerne trinken möchte. Er denke auch gar nichts anderes, als daß der niedrigste Ast der Schnabel des Baumes sei, den er nach dem Trunke ausstrecke. Die Schildbürger saßen ganz kurz zu Rate; sie dachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie ihm zu trinken gäben, deswegen legten sie ein großes Seil oben um den Baum, stellten sich jenseits des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herunter, indem sie glaubten, ihn auf diese Weise tränken zu können. Als sie ihn ganz nahe bei dem Wasser hatten, befahlen sie einem ihrer Mitbürger, auf den Baum zu steigen, und ihm den Schnabel vollends ins Wasser zu tunken. Indem nun der Mann hinaufsteigt und den Ast hinunter zwängt, so bricht den andern Bauern das Seil; der Baum schnellt wieder über sich, und ein harter Ast schlägt dem Bauern den Kopf ab, daß er ins Wasser fällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab und hat keinen Kopf mehr.

Darüber erschraken die Schildbürger und hielten auf der Stelle eine Umfrage: Ob er auch einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum gestiegen sei? Aber da wollte keiner etwas wissen. Endlich sagte der Schultheiß: „Er sei so ziemlich überzeugt, daß derselbe keinen gehabt habe. Denn er habe ihm drei oder vier mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Mithin müsse er keine Ohren gehabt haben, folglich auch keinen Kopf. Doch wisse er es nicht so ganz eigentlich. Darum sei sein Rat, man sollte jemand heim zu seinem Weibe schicken und sie fragen lassen: „Ob ihr Mann auch heute morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinausgegangen sei." Die Frau erwiderte: „Sie wisse es nicht, nur so viel sei sie sich bewußt, daß sie ihn am letzen Sonnabend noch gestriegelt; da habe er den Kopf noch gehabt. Seitdem habe sie nie so recht Achtung auf ihn gegeben. „Dort an der Wand," sagte sie, „hängt sein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn ja wohl mit sich genommen haben, oder hat er ihn anderswohin gelegt, was ich nicht wissen kann." So sahen sie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts. Und im ganzen Flecken konnte niemand sagen, wie es dem Schildbürger mit seinem Kopf ergangen sei. —

Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihr Hab und Güter besorgt, es möchten ihnen dieselben von den Feinden weggeführt werden; besonders angst war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langem Ratschlagen eins, dieselbe bis zu

Ende des Krieges in den See zu versenken, und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein: wie sie den Ort denn auch wieder finden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß Dir keine grauen Haare darüber wachsen," sagte der Schultheiß, und schnitt mit dem Messer einen Kerb in das Schiff, an dem Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten; „hier, bei dem Schnitt," sprach er, „wollen wir sie wieder erkennen." So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerbschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten sie forthin ihrer guten Glocke. —

In dieser gefährlichen Zeit hatte sich ein unschuldiger armer Krebs verirrt, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglücke gen Schilda ins Dorfe Als ihn hier einige Bürger gesehen hatten, daß er so viele Füße habe, daß er hinter und für sich gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an sich hat, gerieten sie in großen Schrecken, denn sie hatten noch nie zuvor einen Krebs gesehen. Sie schlugen deswegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Tier zusammen, und zerquälten sich mit Nachsinnen, was es denn wohl sein möge. Niemand konnte es wissen, bis zuletzt der gelahrte Schultheiß sagte, es müsse wohl ein Schneider sein, dieweil er zwei Scheren bei sich habe. Um dies herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländisch Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da schnitt ihm einer mit der Schere hinten nach, denn sie dachten nichts anders, denn der Krebs, als ein rechtschaffener Meisterschneider, entwerfe das Muster eines neuen Kleides, welches sie dann sofort nachäffen wollten. So zerschnitten sie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat einer unter ihnen auf und sagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der sei drei Tage lang auf der Wanderschaft gewesen und auf zwei Meilen Weges weit und breit gereiset, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieser werde dergleichen Tiere mehr gesehen haben und wissen, was es sei. So wurde der Sohn in den Rat berufen. Dieser besah das Tier lang von hinten und von vorn: er wußte gar nicht, wo er anfassen sollte, und wo es den Kopf hätte; denn weil der Krebs hinter sich kroch, so meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwanz ist. Endlich sprach er: „Nun, habe ich doch meine Tage viel Wunders hin und her gesehen, so etwas ist mir aber noch nicht vorgekommen! Wenn ich aber sagen soll, was es für ein Tier sei, so spreche ich nach meiner Einsicht: wenn es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so ist es gewiß ein Hirsch, denn er scheint ein Geweih zu haben. Aber unter diesen

dreien muß es eins sein. Jetzt wußten die Schildbürger so viel wie zuvor, und als ihn einer anfassen wollte, erwischte ihn der Krebs mit der Schere dermaßen, daß dieser um Hilfe zu rufen und zu schreien anfing: „Ein Mörder ists, ein Mörder! Als die andern Schildbürger dies sahen, hatten sie daran genug, setzten sich eilig auf der Stätte selbst, wo der Bauer gebissen worden, zu Gerichte und ließen folgendes Urteil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wisse, was es für ein Geschöpf sei, es aber sich befinde, daß dasselbe sie betrogen und sich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und schädliches Tier sei, ja ein Mörder: so erkennen sie, daß es solle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar, zu mehrerer Schmach, im Wasser ersäuft werden."

Dem zufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu fassen und auf ein Brett zu legen; dieser trug ihn dem Wasser zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit, da ward er, im Beisein und Zusehen jedermänniglichs, ins Wasser geworfen. Als der Krebs sich wieder in seinem Elemente fühlte, da zappelte er und kroch hinter sich. Die Schildbürger aber sahen dies nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen und sprachen: „Schauet doch, wie thut der Tod so wehe!"

Das Geschrei von einem Kriege nämlich, weswegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkt hatten, war nicht so nichtig, daß sie nicht selbst in der That etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb wenigen Tagen kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Besatzung in die Stadt zu schicken, dem sie auch nachlebten. Einer dieser abgeordneten Schildbürger, nicht der geringste, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben seine Unterthanen, Ochsen, Kühe und Kälber, austreiben wollte; und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und mutig zog der Schildbürger den Dolch aus seinem Gürtel, trat gegen die Kuh und sprach: „Bist du eine ehrliche und redliche Kuh, so stoße noch einmal!" Womit er diesen Feind glücklich aus dem Felde schlug.

Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu streifen und den Bauern Hühner und Gänse abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, einer Hand breit, gefunden, und weil er sich gerade eine neue Kleidung machen ließ, so befahl er dem Schneider, dieses Blech unter das Futter ins Wams zu vernähen und gerade vor das Herz zu setzen, damit er desto sicherer wäre und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn schon früher sei ihm ein solches Glück widerfahren, daß, als er ein halbes Hufeisen gefunden und dasselbe unter den Gürtel gesteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm sonst das Leben gekostet hätte. Der Schneider versprach, es ihm nach Willen zu machen; setzte lächelnd hinzu, *er* wolle den rechten Fleck mit dem Panzerstück schon treffen. Wie die Kleidung

fertig war, lief der Schildbürger getrost unter den andern hinaus, gute Beute zu erjagen; aber ehe er sichs versah, waren die Bauern über ihn hergefallen und jagten ihn. In der Angst wollte er über einen Zaun setzen, blieb aber mit den Hosen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunstecken hängen. Da stach einer der Bauern nach ihm, so daß er vollends über den Zaun hinüber flog. So lag er drüben lange in Todesangst und seiner Meinung nach schwer verwundet. Als aber die Feinde vorüber gezogen waren und er nichts von einer Wunde spürte, verwunderte er sich sehr und beschaute sich seine Hosen, ob nicht wenigstens diese durch und durch gestoßen seien. Da befand sichs, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerstück auserſehen und es hinten in die Hosen gesetzt und hier ins Futter vernäht hatte. „Ei, nun danke ich Gott," sprach der Kriegsknecht, „und dem klugen Manne, der mir dieses Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzen muß!"

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geschlagen, obgleich sie keine Glocke mehr besaßen. In ihrem Flecken gab es nämlich keine Katzen, wohl aber so viel Mäuse, daß vor denselben auch im Brotkorbe nichts sicher war. Was sie nur neben sich stellten, ward von ihnen gefressen und zernagt. Darüber waren sie in großen Ängsten. Da begab es sich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog; der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirt ein. Der Wirt fragte ihn, was doch dieses für ein Tier sei? Er sprach, es sei ein Maushund. Nun waren die Mäuse in Schilda so einheimisch und zahm, daß sie vor den Leuten gar nicht mehr flohen und am hellen Tage ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen; und diese erlegte vor den Augen des Wirts nicht wenig der Mäuse. Als der Gemeinde dies durch den Wirt angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann, ob ihm der Maushund feil wäre: sie wollten ihm denselben gut bezahlen. Er antwortete, der Hund sei ihm zwar nicht feil; weil sie aber seiner so gar bedürftig wären, wollte er ihnen denselben angedeihen lassen, und das um einen billigen Preis. Und so forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufes eins in der Art, daß sie ihm die Hälfte der Summe bar darlegen sollten, das übrige Geld sollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeschlagen; der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der sie ihr Getreide liegen hatten und wo es auch am meisten Mäuse gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg; er fürchtete sich, der Kauf möchte sie gereuen, und sie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber sah er oft hinter sich, ob ihm nicht jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergessen zu fragen, was der Maushund esse. Darum schickten sie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deshalb

fragen sollte. Als nun der mit dem Gelde sah, daß ihm jemand nachlaufe, eilte er nur desto mehr. Der Bauer aber rief ihm von ferne zu: „Was isset er? Was isset er?“ Jener antwortete: „Wie mans beut! Wie mans beut!“ Der Bauer aber verstand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!“ Er kehrte in großem Unmut heim und zeigte das dem Rate, seinen gnädigen Herren, an. Diese erschraken sehr darüber und sprachen: „Wenn er keine Mäuse mehr hat, so wird er unser Vieh fressen und endlich uns selber, ob wir ihn schon mit unserm guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deswegen Rat über die Katze und wollten sie töten. Es hatte aber keiner das Herz, sie anzugreifen. Endlich beschlossen sie einmütig, die Burg, in welcher die Katze sich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre besser, als daß sie alle um Leib und Leben kommen sollten. Und damit zündeten sie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, sprang sie zu einem Fenster hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angst als die Schildbürger, da sie des Maushundes nicht los werden konnten. Sie hielten aufs neue Rat, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf ein Dach; da saß sie eine Weile und putzte sich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf, die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und schwöre, daß er solches nicht ungerächt lassen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu stechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an demselben herabzulaufen. Darüber entsetzten sich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieses verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckiges Rathaus und ihre Kanzlei, so daß von ihren Geschichten nichts ordentliches mehr zu finden ist und ihre Thaten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Not: Hab und Gut waren dahin; dazu fürchteten sie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deswegen nichts Besseres, als andere Wohnungen zu suchen, wo sie vor dem Untier sicher bleiben könnten. So verließen sie ihr Vaterland mit Weib und Kind und zogen von einander, der eine da, der andere dort hinaus, ließen sich an vielen Orten nieder und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und seit dieser Zeit giebt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Die vier Heymonskinder.

In den alten Geschichten finden wir beschrieben, wie Kaiser Karolus mit großer Feierlichkeit als König von Frankreich gekrönet wurde: es kamen dazu die vornehmsten Fürsten der ganzen Welt, sowohl geistliche als weltliche, die päpstliche Heiligkeit, der Patriarch von Jerusalem; alle Kardinäle, Bischöfe und andere Prälaten, dazu zwölf gekrönte Könige, einundzwanzig Herzoge, viele Grafen, tausend Ritter und fünftausend Edelleute, samt vielen Frauen und Jungfrauen hohen und niedern Standes, Adel und Unadel, auf das allerstattlichste, und waren in allerlei Farben gekleidet. Nachdem dieses Königsfest viele Tage angehalten, so entfernten sich die hohen Herrschaften nach und nach wieder in ihr Heimwesen.

Weil nun also Kaiser Karl im Brauch hatte, daß er alle Jahr auf das Fest der Pfingsten ein stattliches Bankett hielt, hat er es auch nach seiner Krönung nicht unterlassen wollen, sondern ein gleiches in der Stadt Paris aufgestellt; auf welchem allerlei, was man nur erdenken konnte und was dazu gehörig, in Fülle zu finden war. Nun befand sich zu dieser Zeit daselbst ein hochgeborner Fürst, von dem Geschlechte Bourbon, mit Namen Heymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienste gegen die Heiden geleistet. Dieser war sehr reich an Ländern, Schlössern und Städten, dazu ein strenger Mann, wohl erfahren im Krieg und andern ritterlichen Thaten, also daß fast seines gleichen nicht gefunden wurde. Darum wurde er nicht allein von seinen Unterthanen gefürchtet, sondern auch der Kaiser und die Herren von Frankreich scheuten ihn wegen seines Ernstes und seiner Ritterlichkeit. Kaiser Karl der Große, der nun König von Frankreich war, saß mit seiner Krone in aller Majestät und Herrlichkeit zu Tische, die Königin an seiner Seite; an einem andern Tische saßen viele vornehme Fürsten und Herren samt dem ganzen Adel und der Ritterschaft von Frankreich, und zwischen zweien Herren allemal eine schöne Dame, alles herrlich und fein anzusehen. Auch waren daselbst viele junge Edelleute, welche aufwarten mußten, und ein jeglicher befleißigte sich, damit an Essen und Trinken nichts mangelte. An einem der Tische befand sich Heymon von Dordone mit seinen Freunden und Rittern, desgleichen Heymerin von Bourbon und Hugo von Bourbon, welcher Heymons Schwestersohn und ein außerordentlich schöner Jüngling war; er hatte ein goldgelbes Haar, und war gar wohl beredt und in allerlei fremden Sprachen erfahren. Hugo nun stand von seinem Tisch auf, ging zu dem König und sprach mit freund-

lichen Worten und mit gebührender Ehrerbietung: „Allergnädigster Herr und König, es ist ohne Zweifel Eurer Majestät wohl bewußt, daß allhier meine lieben Vettern, Heymon von Dordone und Heymerin von Bourbon, erschienen sind, welche alle beide Eurer Majestät ritterlich und getreulich gedient haben gegen die Heiden, haben beinahe ganz Hispanien bezwungen und viel Gefahren ihres Lebens ausgestanden, welches sie Eurer Majestät gern gethan und wofür sie noch keine Belobung empfangen haben. Deswegen begehren sie, es wolle sie Eure Majestät doch einer Gnade würdigen, oder aufs wenigste mit ihren eigenen Gütern belehnen, damit sie ihre Standeswürde desto besser wahren mögen.“ Als König Karl diese Rede des Jünglings angehört, sprach er mit zornigem Gemüte zu Hugo von Bourbon: „Deine Forderung ist vergebens; sie hatten solches oftmals von mir begehret, aber ich habe ihnen nichts geben wollen, wie ich ihnen auch nichts geben will, sie mögen anfangen, was sie wollen.“ Als der König ausgeredet hatte, sprach Hugo von Bourbon gar ernsthaft zu dem König: „Gnädigster Herr König, so Eure Majestät meine Vettern für ihre treue Dienste unbelohnt lässet, wird solches Eurer Majestät eine geringe Ehre und Gunst bei andern Herren und Fürsten zu Wege bringen!“ Als König Karl solche Rede vernahm, ward er im Zorn ergrimmt, ergriff sein Schwert und schlug den Hugo so, daß er zur Erde fiel und alsbald starb; und der Saal ward mit Blut erfüllet, worüber ein groß Geschrei unter den Edeln und Herren entstand, daß alle Tische über den Haufen geworfen wurden, mit allem, was darauf war. Und draußen entspann sich eine große Fehde.

Denn als Hugo von Bourbon von König Karl so jämmerlich entleibt worden, so veränderte sich alle Freud' in große Traurigkeit, sonderlich bei Graf Heymon und Heymerin, welche schwuren, sie wollten den Tod ihres Vetters rächen, und sollte kein Stein auf dem andern in ganz Frankreich bleiben, und man sollte davon zu sagen wissen, so lang die Welt stehe. Darauf rüstete sich Heymon alsbald und brachte dreihundert auserlesene Ritter, die er in seinem Lande aufbringen konnte; desgleichen that König Karl mit allen seinen Freunden, versammelte sein Volk in der Eil und ließ sein Fähnlein fliegen, darunter hatte er tausend Mann wohl gerüstet und gewappnet. Noch bekam er Hilfe von Mailand, denn das war unter seiner Herrschaft; zu dem hatte er etliche Flaminger, Brabanter, Deutsche und Friesen, brachte also manchen tapfern Mann zu Felde. Mit solchem Volk zog nun König Karl aus, den Heymon mit seinen Freunden und seinem Kriegsheer zu erschlagen, ihr Land zu verbrennen und zu verwüsten. Heymon aber hatte nur jene dreihundert Mann, und diese waren meistenteils große Herren, Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute, mit denen ritt er mit aufgestelltem Fähnlein zum Thore hinaus. Sie bliesen dermaßen ihre Trompeten, daß man vermeinte, es hätte gedonnert; dann rief er mit voller Stimme: „Bourbon, Bourbon!“ Als

Heymon mit seinem Volk bei König Karls Lager ankam, wo dieser sein Heer in Schlachtordnung gestellt hatte, fiel er ihn mit Gewalt an, schlug tapfer drein, daß den Rittern zu beiden Seiten ihre Speere zersprangen; und von des Königs Volk stürzten viele von den Pferden und blieben tot. Da Heymon solches merkte, rief er sein Volk an, machte ihnen Herz und sprach: „Ihr Herrn Herzoge, Grafen, Barone und Edelleute, wehret Euch ritterlich, wir haben den Streit schier gewonnen; helfet mir den Tod meines Vetters Hugo rächen, ich frage nicht darnach, ob ich auch auf der Wahlstatt bleibe!“ Und Heymerin von Bourbon sagte: „Das will ich auch thun; Leib, Gut und Leben will ich wagen und aufs Spiel setzen!“

Da versammelte sich Heymons Volk wiederum und wehreten sich so ritterlich, daß die Speere samt ihren Wehren meist alle zersprangen, und schlugen König Karls Leute zur Erde, also daß man da viel Volks erschlagen sah, von Grafen und Herren, und die Pferde bei zwanzig oder dreißig auf dem Felde ledig liefen.

Die von Bourbon stritten so tapfer, als wenn Heymon ihr Vater gewesen wäre; und der Kampf währte in die Nacht hinein, bis sie nicht mehr konnten. König Karl verlor von den Seinigen tausend Mann, der Graf Heymon nur etwa dreißig. Also kostete Hugos Tod manchen Herren und Edelmann, und manches schöne Schloß war deshalb verheert und eingerissen und alles verbrannt. Da sprach König Karl mit zornigem Mut: „Ich gelobe Gott und Seiner Macht, ich will sie allhie nicht länger bleiben lassen; ich will sie aus dem Lande vertreiben und sie verbannen samt ihren Freunden!“ Und also nahm er ihnen ihre Güter. Darauf ließ er alle Obersten, Herzoge, Grafen, Barone und Ratsherren zusammen fordern und zu Rat sitzen wider Heymon und seine Freunde. Diese wurden für Räuber erklärt durch das ganze Land. Als solches ruchbar ward, mußte Heymon samt seinen Freunden und Mithelfern das Land räumen, und solches in höchster Eile. Da nahm er mit sich achthundert Ritter, die allerbesten und auserlesensten Männer: die packten so viel Gut auf, als sie fortbringen konnten, denn sie wußten wohl, daß sie König Karls Macht nicht widerstreben könnten. Als nun Heymon mit den Seinigen aus dem Lande war, nahm der König alle ihre Güter und gab sie wem er wollte. Solches verdroß Heymons Volk sehr, daß sie als vertriebene Leute sich mußten in den Wäldern aufhalten; sie fielen deswegen des Nachts heraus, raubten, plünderten und verbrannten alles, was sie außerhalb verschlossener Mauer fanden, und verschonten nichts, die Klöster so wenig als andere Häuser, schlugen Mönche und Nonnen bis gen Paris zu Tode. Heymon hatte einen Vetter bei sich, genannt Malegys, einen stolzen Ritter, wohl erfahren als Schwarzkünstler, der großen Schaden that. Was sie von Gold und Silber erbeuteten, damit ließen sie ihre Pferde beschlagen; und der Krieg währte sieben Jahre.

Diese langwierige Fehde war den Franken verdrießlich; sie wurden daher einig und gingen zu Rate, daß sie bei dem König anhalten wollten, damit er Frieden mit Heymon und seinem Volke machte. Als sie solches beschlossen hatten, zogen sie zu König Karl, grüßten ihn mit höchster Ehrerbietung und sprachen: „Großmächtigster König! Euer Majestät wissen ohne Zweifel nicht, wie lange der Krieg gewähret, wir bitten, Euer Majestät wolle doch Frieden mit Heymon machen, denn das ganze Land wird von ihm verheert und zu Grunde gerichtet.“ Als König Karl solche Rede von seinen Landesherren vernommen, war er ganz unwillig; jedoch bedachte er sich, ließ sich das Bitten zu Herzen gehen und bewilligte ihnen ihre Wünsche. Die Stände des Königreichs beschlossen sofort mit dem Könige, daß er an Heymon und seine Freunde einen gütigen Brief schreiben sollte, des Inhalts: daß er ihm die Übelthat, die er bisher an ihm und seinen Freunden bewiesen, verzeihen wollte, welches auch zur Stunde geschah; denn es ward ein Gesandter an Heymon, welcher zu Pierlamont lag, abgefertigt, mit dem Vorschlag, Karl wollte seinen Vetter Hugo neunmal mit Gold auswägen; damit begehrte er Frieden mit ihm. Als Heymon den Inhalt des Briefes eingesehen, dünkte ihn solches spöttisch und seltsam zu sein, und er sprach zu dem Gesandten mit zornigem Gemüt: „Saget Eurem König, ich begehre durchaus keinen Frieden mit ihm einzugehen, sondern will den Krieg mit ihm führen, so lang es mir möglich ist, denn ich kann Hugos, meines Vetters, Tod nicht also leicht vergessen!“

Wie die Gesandten diese Antwort von Heymon erhalten, kamen sie wieder zu König Karl und meldeten ihm solches; worauf er sie alsbald wieder mit einem andern Schreiben zu Heymon abfertigte, mit dem Erbieten, wenn Heymon mit ihm einen Frieden eingehen würde, so wollte er ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben mit allen den Gütern, die er ihm und seinen Freunden genommen hätte, und solches los und frei, als ein Erbgut, ohne einiges Lehen, denn allein von Gott.

Da nun Heymon diese Meinung des Königs hörte, hieß er die Gesandten abtreten: er wolle sich mit seinen Freunden beratschlagen und ihnen gute Antwort geben. Er ließ darauf alsobald seine Verwandten rufen, nämlich Heymerin von Bourbon, Wilhelm von Orleans und alle andere Barone und Edelleute seines Landes, verkündigte ihnen, was ihm König Karl vorgeschlagen hätte, und begehrte, daß sie ihm hierin raten sollten, was ihnen gut dünkte und dem Lande nützlich wäre. Sie antworteten: „Wenn König Karl das alles halten wollte, was er ihm in dem Schreiben versprochen hätte, so wären sie des also zufrieden.“ Darauf sandte Heymon den Adelhart und Malegys, seinen Vetter, an König Karl und ließ ihn fragen: ob er dasjenige alles halten wolle, was er ihm geschrieben hätte, nämlich, daß er ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben wolle, und was sonst in dem Briefe gemeldet war; so wollte er einen Frieden mit ihm eingehen. Wie Adelhart und

Malegys nun zu Paris anlangten, erschienen sie sofort vor dem König und erwiesen ihm gebührende Ehrfurcht; dann richteten sie ihren Auftrag aus: „Der Tod Hugos könnte nicht vergessen, noch der Friede geschlossen werden, der König bewilligte denn, was in dem Schreiben gemeldet sei."

Als der König Karl den Brief empfangen, ließ er denselben öffentlich vor seinen Räten lesen; sobald diese den Inhalt vernommen, waren sie dessen wohl zufrieden und begehrten, der König sollte darin willfahren; wie er denn auch gerne that: er ließ Adelhart und Malegys vor sich kommen und sprach zu ihnen: sie sollten wieder nach Hause gehen und dem Heymon verkündigen, er möge zu Senlis erscheinen, da wolle er mit ihm Frieden schließen, denn er begehre keinen Krieg mehr mit ihm zu führen.

Mit diesem Bescheide zogen sie wieder nach Pierlamont und zeigten dem Heymon des Königs Meinung an. Da rüstete und bekleidete sich alsbald Heymon mit seinen Freunden auf das zierlichste und zogen nach Senlis. Als er nun bei der Stadt angelangt war, kam zu ihm König Karl mit seinen Verwandten, samt fünfhundert Rittern. „Mein Freund Heymon," sprach er, „ich habe übel daran gethan, daß ich Deinen Vetter Hugo erschlagen habe; ich bitte, Du wollest mir solches um Gottes und seines lieben Sohnes willen verzeihen; ich will Dir ihn neunmal mit Gold auswägen, meine Schwester Aya will ich Dir zur Gemahlin geben, samt allen den Gütern, die ich Dir genommen, und alles, was Du von den Heiden erobern wirst." Als Heymon die Verheißung angehört, ward er mit dem König einig und sie wurden Freunde.

So war der Friede zwischen dem König Karl und Heymon durch die Heirat mit des Königs Schwester geschlossen und die Hochzeit sollte zu Senlis gehalten werden. Dort führte Heymon die Braut nach christlichem Gebrauch in die Kirche, ließ sich mit ihr einsegnen und ging neben ihr, an der rechten Seite den Bischof und an der andern den Grafen Roland. Als das Mahl fertig war, daß man zu Tische sitzen sollte, begehrte Graf Heymon vom König, er möge bei ihm bleiben und dem hochzeitlichen Schmause samt andern Herren und Fürsten, so dazu berufen waren, beiwohnen. Als er aber eine abschlägige Antwort bekam und der König nicht bleiben wollte, sondern sich alsbald nach Paris begab, ward Heymon ganz zornig, nahm sein Gemahl und zog nach Pierlamont; dort hielt er das Hochzeitmahl so überaus herrlich und stattlich und mit solcher Festlichkeit, daß es wohl vierzig Tage und Nächte währte. Als aber der erste Tag vorüber war und die Nacht kam, daß man zu Bette gehen sollte, gedachte Heymon an die Weigerung des Königs, ergriff sein Schwert und schwur bei demselben, er wolle seines Vetters Hugo Tod doch noch rächen und alles erschlagen, was von des Königs Geschlecht wäre. Vor solcher Rede erschrak Frau Aya gar heftig und durfte gleichwohl nichts sagen.

denn er war ein ernsthafter und strenger Mann. Sie zeigte sich ganz demütig und lebte in Liebe und Einigkeit mit ihm. Heymon aber blieb darnach nicht lange zu Hause, sondern zog nach seiner Gewohnheit wieder in Krieg gegen die Heiden und wußte nicht, daß seine Gemahlin guter Hoffnung war; denn sie hatte das niemand offenbaret, als nur einer Jungfrau. Wie nun die Zeit der Geburt heran kam, riet ihr diese, sie solle sich in ein Jungfrauenkloster begeben und sich darin heimlich halten, bis sie des Kindes erlöst wäre, auch vorgeben, sie wäre eine Pilgerfahrt schuldig, die wollte sie verrichten. Als sie nun im Kloster war, kam die Stunde der Geburt herbei, und Gott gab ihr einen jungen Sohn; den ließ sie stattlich taufen und er ward Rittsart genannt. Seine Paten waren der Bischof Turpin und Graf Wilhelm: diese bestellten dem Kinde heimlich eine Säugmutter und gaben ihm Schreiben mit, daß es ehrlicher Eltern eheliches Kind sei und von hohem Stande. Aber man hielt es geheim, so daß niemand nichts erfahren konnte, wem es zugehörte; denn die Mutter fürchtete sich sehr vor dem Heymon ihrem Herrn; er war ein strenger Mann und konnte das Kind leicht nach seinem Eid, den er zuvor gethan hatte, als von König Karls Geschlechte, töten lassen. Mittlerweile kehrte Heymon wieder nach Haus und hatte lange gegen die Heiden gestritten mit seinem eigenen Geld.

Auf denselben Tag als Heymon wieder zu Hause kam, war Frau Aya auch heim gekommen, und hatte sich in der Kirche (nach altem Herkommen) dem Priester gezeigt; und wieder lebten sie in Liebe zusammen. Und Aya ward abermal mit einem jungen Sohne schwanger, und hielt es auch gar heimlich wie zuvor, und genas des Kindes wieder im Kloster, so daß es niemand erfuhr. Das Kind ward auch in der Stille erzogen, und Writsart geheißen. Darnach empfing sie den dritten Sohn, und mit demselben ward eben gethan wie mit den andern, und dieser Adelhart genannt.

Wie nun dieses alles geschehen war, zog Heymon wieder in den Krieg, und blieb wohl sieben ganzer Jahre aus; dies machte Frau Aya sehr traurig, denn ihr war Botschaft gekommen, daß ihr Gemahl tot wäre. Indem sie nun so traurig war, kam Heymon wieder zu Hause und hatte sieben große Wunden im Krieg empfangen, saß gleichwohl auf seinem Pferd mit Harnisch und Schild am Hals, denn er hatte viel Land und Leute gewonnen, dazu die Dornenkrone unsers lieben Herrn und die Nägel, damit Christus ans Kreuz geheftet war.

Sobald nun Frau Aya vernahm, daß Heymon unterwegs sei, ging sie ihm entgegen, empfing ihn ganz freundlich, umhalsete und küssete ihn, und hieß ihn also willkommen sein. Auch er war von Herzen froh, stieg von seinem Pferd und ging mit ihr in seine Burg. Darauf bekam Aya den vierten Sohn, welchen sie Reinold nennen und ihn, wie die vorigen, auch heimlich auferziehen ließ.

Also hatte Heymon vier Söhne, von welchen allen er nichts wußte. Der

vierte Sohn war ein schöner junger Held, groß und stark über die andern, gleich wie ein Falk über einen Sperber. Zu dieser Zeit hatte König Karl auch einen Sohn, der hieß Ludwig; dieser Reinold und Ludwig waren gleichen Alters und in einer Größe; als er aber fünf und zwanzig Jahr alt war, überwuchs Reinold den Ludwig schier um einen Fuß, und Ludwig ward nach Hause berufen.

Zu derselbigen Zeit nämlich wollte König Karl seinen Sohn Ludwig krönen lassen als König von Frankreich, denn er selbst war nunmehr zu seinem höchsten Alter gekommen. Er ließ deshalb durch seiner Schwester Sohn, welche Bertha hieß, die zwölf Genossen von Frankreich berufen, ingleichen die päpstliche Heiligkeit, die Patriarchen, Bischöfe, Könige, Herzoge und Grafen. Als sie nun bei einander versammelt waren, gebot er Stille, stand auf und sprach: „Ihr Herren allesamt, wie Euch Gott alle mit einander hier versammelt: Ihr habt den Augenschein jetzt vor Euch, wie ich nunmehr zu meinem höchsten Alter gelangt bin, und mir das Regiment der Krone Frankreich viel zu schwer wird, also daß ich dem Königreich nicht mehr vorstehen kann, wie ich bisher gethan. Es ergeht an Euch derohalben meine freundliche Bitte, Ihr wollet meinen Sohn Ludwig zu einem König annehmen und denselben dafür halten und krönen; denn er ist ein schöner junger Held und kann das Königreich wohl versehen.“ Als die Herren des Königs Meinung vernommen, erhub sich Bischof Turpin im Namen der andern Herrn alle und begehrte Urlaub zu reden und sprach: „Allergnädigster Herr König, solches kann für diesmal noch nicht geschehen; denn Euer Hof ist noch nicht vollkommen.“ Da fragte der König: „Wer mangelt denn noch allhier? Ich meinte, ich hätte die Edelgesteine vom ganzen Lande, dazu die größten Herren, sowohl geistliche als weltliche, der ganzen Christenheit!“ Darauf antwortete der Bischof: „Allhier mangelt der allertapferste und kühneste Held der Welt, von hohem Geschlecht und Herkommen, welcher unbezwungen und frei ist und seine Güter von keinem Menschen zu Lehen hat, denn allein von Gott.“

Da sprach der König: „Das ist Heymon von Dordone, derselbe hat mir große Bedrängnis angethan in meinem Königreich mit Rauben und Brennen, er schlug alles tot, was ihm vorkam und mir zugehörig war, geistliches wie weltliches, er nahm das Gold aus den Kirchen und beschlug damit sein Pferd. Gleichwohl bekenne ich, daß ich keinen tapfereren Helden weiß, als ihn; hat er doch die Krone und die Nägel unsers Herrn Jesu Christi, womit er gekrönet und an das Kreuz geheftet worden, von den Heiden und Juden erobert. Ich weiß, daß er mir auch den Tod geschworen hat; wenn es aber Euch ratsam dünket, daß ich ihn wieder hieher berufen lasse, so will ich nach ihm schicken!“ Darauf antwortete Turpin: Gnädigster Herr König, ich samt diesen Herren allen sehen für gut an, daß Ihr solche Krönung noch vierzig Tage wollt

ausstellen und mittlerweile nach Heymon schicken, daß er allhie erscheinen möge; dafür müsset ihr ihm gut Geleite zusagen, auf St. Dionysii Leichnam, und wenn er aus Furcht nicht wollte kommen, so stellet ihm zu Geiseln oder Bürgen die ein und zwanzig besten Herren Eures Königreichs." Diesen Rat fand der König gut und fragte den Bischof, wen er am besten zu Heymon schicken möchte, daß er ihm solches ausrichtete. Da hieß der Bischof den Grafen Roland, Wilhelm von Orleans, Bertram und Bernhard vor den König kommen. Sie fragte der König, ob sie nach Pierlamont reisen wollten, dem Heymon anzuzeigen, daß er gen Hof käme nach Paris und seinen Sohn Ludwig zum König helfe krönen. Sie bedachten sich und willigten darein; zum Zeichen, daß sie es thun sollten, beschenkte sie der König alle vier je mit einem schönen Pferd, mit allem Zeug von Gold und köstlicher Seide, dazu schenkte er einem jeden auch einen schönen Hut, mit herrlichen Edelsteinen geziert. Wie sie nun alle aufs schönste geschmückt und zu reisen fertig waren, saßen sie auf ihre Pferde; da kam der König, hängte ihnen einen köstlichen Mantel um und gab jedem ein Ölzweig in die Hand. So ritten sie hinweg nach Pierlamont und säumten sich auf dem Wege nicht lange.

Als sie nun nahe zu der Burg kamen, stund Frau Aya von ungefähr an einem Fenster, blickte hinaus ins Feld und sah da die vier Ritter nahen, und gewahrte bald, wer sie wären. Sie dachte bei sich selbst: was mögen die vier Herren hier wollen, ich fürchte, sie eilen in ihren Tod! Alsobald rief sie dem Thorhüter, gab ihm vier schöne Hutschnüre, und sagte: „Gehe hin und bringe sie den vier Herren, die da geritten kommen, und gieb meinem Vetter Grafen Roland die beste; sage zu ihm: die hat Euch Frau Aya, Eure Base, überschickt." Als nun diese vier Ritter vor Heymon kamen, hatte er damals bei dreihundert Ritter an seinem Hof und ungefähr hundert und dreißig Mann Fußvolk. Wohlgewaffnet fielen ihm nun die Grafen zu Fuß und bewiesen ihm Ehre und Graf Roland sprach mit freundlichen Worten: „Gnädigster Herr Heymon, wir kommen als Gesandte von König Karl dem Großen von Frankreich, der begehrt freundlich, es wollen Eure Gnaden nach Paris kommen und seinen Sohn Ludwig zum Könige von Frankreich helfen krönen. Er will allzeit willig sein, Euch diesen Dienst zu vergelten, denn er hat die Krönung wohl gegen vierzig Tage um Euretwillen aufgeschoben."

Heymon, als er diese Botschaft empfangen, veränderte die Farbe, und ward zornig, schwieg aber still und sprach kein Wort. Wie er nun keine Antwort von sich gab, redeten sie ihn zum andernmal an, er möge sich erklären, ob er Ludwig wollte helfen krönen oder nicht? Er antwortete abermals nichts. Da sahen die vier Gesandten einander traurig an. Frau Aya wurde auch sehr betrübt, nahm einen silbernen Becher voll Weines und sprach: „Lieber Vetter Roland, nehmet diesen und thut einen Trunk, ich will jetzt Euer Schenk sein." Da nahm Roland den Becher und trank, gab ihn darnach den andern dreien, daß sie auch trinken sollten. Also hieß sie Frau Aya

willkommen sein. Darnach sprach sie zu ihrem Gemahl Heymon: „Gnädiger Herr, ich bitte Euch freundlich, wollet diesen vier Herren Antwort geben; denn es sind Eure eigene Verwandte und die Vornehmsten des Königreiches.“

Sobald Heymon dieses von seiner Hausfrau hörte, schlug er sie ins Angesicht, daß sie darnieder fiel. Dies sahen die Herren mit zornigem Gemüt an und halfen der Frau auf. Als sie nun wieder zu sich selbst kam, wischte sie sich den Staub ab, trat wieder zu ihrem Gemahl Heymon, küßte ihn freundlich und sprach: „Gnädiger Herr, ich bitte Euch noch einmal, wollet diesen meinen Vettern Antwort geben.“

Heymons Zorn ward etwas gelinder, und er sprach zu seiner Hausfrau: „Herzliebste Hausfrau, wenn ich ja Antwort geben soll, so mag ich wohl sagen, daß ich der unseligste Mann bin auf Erden und Ihr das unseligste Weib, so jemals geboren ist.“ Da fragte sie: „Warum saget Ihr das, lieber Herr?“ — „Darum,“ sagte er, „daß uns Gott nicht so wohl gewollt hat, daß er uns in zwanzig Jahren, die wir bei einander gewesen sind, Leibeserben gegeben hätte, die unser Land und unsre Güter nach unserem Tode besitzen, damit dieselben nicht in unserer Feinde Hände kommen; nun weiß ich gewiß, daß Ludwig nach meinem Tode meine Güter einnehmen wird, und denselben soll ich helfen krönen? Nein, ich begehre nicht es zu thun, denn ich bin ihm mehr feind als dem Vater; ich weiß, und jedermann ist es kundig, wenn sie mich hätten bekommen können, sie ließen mich nicht lange leben!“ Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, wenn ihr nun Kinder hättet, wenig oder viele, wolltet ihr dieselben umbringen?“ Darauf sprach Heymon: „Geliebte Hausfrau, ich sage Euch, wenn ich Kinder hätte, ich wollte sie nicht töten, sondern wollte mehr an ihnen thun, als ein Vater schuldig ist, seinen Kindern zu thun.“ Alsbald sprach Aya: „Fürwahr, gnädiger Herr, dann sind die Worte vergeblich, so Ihr geredet, als Ihr erstmals das Beilager bei mir gehalten: daß Ihr alles töten wolltet, was von mir käme!“ Da antwortete Heymon: „Liebe Hausfrau, böse gezwungene Eide kann man wohl lassen; hätte ich Kinder, so wollte ich fröhlicher sein, als ich jetzo bin!“ Darauf sprach Frau Aya: „Wollt Ihr mir versichern, gnädiger Herr, daß Ihr ihnen nichts thun werdet, so möchte ich ihrer etliche finden und Euch geben!“

Als Heymon diese Worte gehört, kam ihm solches fremd vor und er sprach: „Ich will dasselbe gern thun, wenn mir Gott die Gnade verleihen wollte: aber ich kanns nicht wohl glauben, daß ich jemals Kinder mit Euch gehabt habe.“ Da nahm Frau Aya den Grafen bei der Hand und sagte: „Gehet mit mir, ich will sie Euch sehen lassen!“ Darüber war Heymon sehr erfreut, und ehe er ging, sprach er zu den vier Rittern und hieß sie willkommen sein; gab ihnen die Hand und begehrte, sie sollten etwas verziehen, er wollte ihnen gute Antwort geben, er müßte erstlich mit seiner Hausfrau hingehen, seine Kinder zu besehen. Er nahm nun Abschied von den vier Grafen und ging mit seiner Gemahlin vor ein schön herrlich Zimmer, da die

Söhne bei einander waren. Als Heymon vor das Gemach kam, blieb er ein wenig vor der Thüre stehen, ehe er hinzu ging; da hörte er, daß Reinold aus verzagtem Mut zu seinem Bruder sagte: „Ich sage dem Hofmeister keinen Dank, der uns allhie zu essen und zu trinken bringt; denn alle Gerichte, die er uns schafft, sind auf eines andern Herrn Tisch übrig geblieben, als Brosamen; dazu giebt er uns auch keinen guten Wein; hätte ich den Speisemeister hie, ich wollte ihn so zurichten, er sollte vor meinen Füßen liegen bleiben." Da antwortete Adelhart seinem Bruder und sprach: „Bruder, ich bitte, laß ab von solcher Rede, wir können wohl reden unter einander, was wir wollen, aber Du weißt, wie unsre Mutter uns befohlen hat, daß wir still sollten sein, und nicht viel Wesens machen; denn wir wissen wohl, wer unsere Mutter ist, aber unsern Vater kennen wir nicht; und ich sage Euch, schlüget Ihr des Heymons Speisemeister: er ist so frech und mutig, er ließe Euch in aller Eile umbringen, denn er hat allezeit gewaffnet Volk bei sich; darum laßt solche Worte bleiben, denn Ihr habt unrecht." Da sprach Reinold mit zornigem Mute zu seinem Bruder: „Soll mich Heymon, der graue Hund, töten lassen, das soll ihm der Teufel danken; ich sehe ihn mit seinen gewaffneten Leuten nicht an, ich wollt ihn mit Fäusten schlagen, daß er sollte liegen bleiben!"

Heymon hörte diese Worte und war dessen froh; er sprach zu seiner Hausfrau: „Das ist gewiß mein Sohn; da zweifle ich gar nicht, aber von den andern weiß ich nichts; will sie einmal probieren, ob sie auch so beherzt sind, als sie scheinen!" und stieß mit einem Fuß an die Thür, daß sie zersprang. Da sprang Reinold auf, ergriff den Heymon, warf ihn über eine Bank zur Erde und sprach: „Was hast Du hier zu schaffen, Du alter Grauer? Ich sage Dir, wir haben jetzt Mahlzeit gehalten, wärest Du hier gewesen, so hättest Du es so gut gehabt als wir."

Da kamen die andern Brüder herzu gelaufen, worüber Heymon sehr erschrak, und sprach: „O Ihr jungen Helden, schlagt mich nicht; ich bin Heymon, Euer lieber Vater, und will Euch auf den Abend zu Rittern schlagen!" Als das Reinold hörte, sprach er: „O Gott, seid Ihr mein Vater, so wäre es mir von Herzen leid, wenn ich Euch geschlagen hätte," und ließ ihn alsobald aufstehen. Als Heymon auf war, that er sich höflich bedanken gegen seine Kinder, und küßte erstlich den Writsart, darnach den Adelhart und Rittsart. Und als er Reinold küßte, drückte er denselben so freundlich an seine Brust und Wangen, daß dem die Nase blutete; worüber Reinold sehr ergrimmte, und sprach: „So wahr mir Gott helfe, wenn Ihr mein Vater nicht wäret, ich wollte Euch dermaßen schlagen, daß Ihr müßtet liegen bleiben!" Darauf redete Heymon: „Mein Sohn, ich erfreue mich jetzt höchlich in meinem Alter, daß Dir Gott die Gnade gegeben und Dich so lange erhalten hat, daß Du magst ein Ritter werden!" Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, was unsere Söhne zum ritterlichen Stande bedürfen, als Kleider, Wehr und Waffen, hab ich alles machen lassen; darum möget Ihr frei zu

meinem Bruder zu Hofe reiten, denn er hat Euch Fried und Freiheit zugesagt und geschworen; dessen zum Zeugnis hat er die Besten seines Reichs zu Geiseln gesetzt und verbürgt." Aber Heymon antwortete nichts darauf, sondern befahl, man solle den Saal stattlich zurichten, er wolle seine Söhne zu Rittern schlagen.

Als nun der Saal zugerüstet und geziert war, kam Heymon herein und ließ eine große sammetne Decke auf die Erde breiten. Dann hieß er seine vier Söhne zu ihm kommen, nahm zuerst den Rittsart vor, kleidete ihn gar stattlich, zog ihm zwei übergoldete Sporen an und gürtete ihm ein Schwert an seine Seite; dann hieß er ihn ins Knie sitzen, schlug ihn zum Ritter, und sprach: „Stehe auf, mein Sohn Rittsart, jetzt schlug ich Dich zum Ritter, des sollt und mußt Du helfen rächen das Blut Christi, so er am Stamm des Kreuzes für uns vergossen hat; von nun an sollt Du gegen die Heiden und Türken streiten mit allen ritterlichen Thaten, wo Du kannst; ich reiche Dir allhie solches Schwert, das mein Vater mir gegeben hat, damit hab' ich alles gewonnen von den Heiden und Türken; desgleichen sollt Du auch thun; aber Du mußt erst mit mir nach Hofe reiten." Darnach ließ er den Adelhart vor sich kommen, der hatte seine Sporen schon angezogen, und brachte das Schwert in seiner Hand, welches ihm Heymon an die Seite gürtete. Dann schlug er ihn auch zum Ritter und sprach: „Gedenke an Gott, wie man den auf seine Backen schlug, und ihm das so lieblich war zu ertragen um unserer Erlösung willen. Ich sage Dir, zu der Ritterschaft gehört viel; ich gebe Dir weder Haus noch Burg, Du mußt sie mit Deiner Hand von den Heiden und Türken gewinnen, wie ich auch gethan habe; aber Du mußt mit mir nach Hofe reiten." Darnach nahm er den Writsart, und that, wie er mit den andern zweien gethan hatte. Zum vierten ließ er auch Reinold vor sich kommen; der war gar stolz und hochmütig und hatte seine Sporen schon umgeschnallt: dem hing er auch das Schwert an, wie den andern; aber Reinold war so lang, daß Heymon auf ein Bänklein steigen mußte, als er ihn zum Ritter schlug. Darauf sprach Heymon zu seinem Sohn: „Stehe auf, Reinold, als ein frommer Ritter, und sei mutig als ein Ritter; ich gebe Dir allein Pierlamont, Montagne und Montfaucon, Du sollt nicht unterlassen, auf die Türken zu streifen!" Jetzt brachte man vier schöne wohlverzierte Rosse; das beste gab er dem Reinold, daß er darauf nach Hofe reiten sollte, denn es war ein gutes stärker und einen Fuß höher als die andern.

Als Reinold das Pferd ansah, däuchte es ihm schwach, und schlug es mit der Faust vor den Kopf und sprach: „Das Pferd ist viel zu gering, mich zu tragen!"

Frau Aya, seine Mutter, die das mit ansah, verwunderte sich dessen und sagte: „Auf diese Weise wirst Du wohl alle Pferde tot schlagen, die man

für Dich brächte!“ Darnach holte man ihm ein anderes aus der Stadt, das höher und stärker war als das vorige, das schlug er auch vor den Kopf, daß es nieder fiel. Zum dritten brachte man ihm noch ein anderes, das war noch stärker und höher als die vorigen; da sprang er darauf, daß ihm Lenden und Rücken zu Stücken brachen und es bald darnach starb.

Als Heymon, sein Vater, dieses sah, erfreute er sich dessen, daß sein Sohn eine solche Kraft und Stärke hatte, und sprach: „Sohn Reinold, sei nicht traurig, sondern wohlgemut, ich weiß noch ein Pferd, heißt Beyart, hat Pferdsstärke von zehn und ist verwahrt in einem starken Turm; es darf niemand dazu gehen wegen seines Zorns; das hat ein Kamelführer gewonnen; es ist so geschwind im Laufen, wie ein Pfeil vom Bogen, schwarz wie ein Rabe, hat Augen wie ein Leopard, hat keine Mähnen.“

Als Reinold seinen Vater das Pferd so sehr preisen hörte, sprach er lachend zu ihm: „Vater, das wäre wohl ein Pferd für mich: ich wollte, es wäre mein.“ Da sprach Heymon: „Ziehe deine Rüstung an, das rate ich Dir, und versuche, ob Du es zwingen kannst; aber siehe Dich wohl für, denn es ist über die maßen böse und läßt niemand zu sich kommen: es zerbeißt Steine, gleich wie andere Pferde Heu.“ Als Reinold das hörte, sprach er: „Soll ich mich gegen ein Pferd waffnen? Das wäre mir eine große Schande;“ doch folgte er seinem Vater und waffnete sich, als ob er in den Krieg oder Streit ziehen wollte, nahm einen Stock in seine Hand und ging zum Stalle hin, wo das Roß stand; und außer Vater und Mutter folgten ihm viel edle Ritter und Frauen, zu sehen was für Wunder Reinold mit dem Rosse treiben würde.

Als er nun in den Stall kam, sah er das Tier an; alsbald schlug ihn aber das Pferd vor seinen Kopf, daß er ohnmächtig zur Erde fiel. So bald Frau Aya dies gesehen, rief sie zu Gott und schrie: „O Gott im Himmel, mein Sohn Reinold ist tot!“ Dagegen rief Heymon den Reinold an und sagte: „Mein Sohn Reinold, stehe auf und zwinge das Roß, ich schenke es Dir, denn ich gönne es niemand besser als Dir! Da rief die Mutter wiederum: Ach lieber Gott, wie soll er das Roß zwingen, er ist tot.“ Heymon aber sprach: „Hausfrau, schweiget still, er ist meines Geblüts; darum zweifelt nicht, er wird wohl wieder aufstehen.“

Indessen kam Reinold wieder zu sich, stand auf und nahm seinen Stock wieder zur Hand, in der Absicht, das Roß damit zu zwingen; aber Beyart faßte ihn beim Hals und warf ihn vor sich in die Krippe; da wehrte sich Reinold aufs möglichste, nahm Beyart bei dem Hals, und hielt sich männlich daran, schlug mit seinem Bengel gewaltig darauf, und wehrte sich so tapfer, daß er ihm das Gebiß in das Maul brachte; so zäumte er das Roß, sprang in aller Eil darauf und ritt aus dem Stall; da floh ein jeder und fürchtete sich vor dem großen Roß Beyart. Als Reinold und Beyart auf den Plan kamen, gab er ihm die Sporen und ließ ihm den Zaum schießen, denn er saß

so fest, als wenn er darauf gewachsen oder gemauert gewesen wäre, und sprengte ihn über zween weite Gräben, deren jeglicher über vierzig Fuß breit war. So bezwang er das Roß, bis es ganz müde worden; da ritt er wieder in den Stall, stieg ab, putzte und wischte es. Als er es nun wohl gereinigt hatte, sprach er: „Dies Roß wollte ich jetzund um kein Geld noch Gut verkaufen!" Denn er zwang es, daß es vor ihm stand und zitterte; es neigte und beugte sich gegen ihn, wann er aufsitzen wollte, und er hatte es dermaßen gezähmt, daß ein Kind darauf sitzen konnte. Da es nun also abgerichtet war, ließ er gar köstliches Gezeug dazu machen, Sattel und Zaum und alles, was hierher gehört. Und nun machte er sich fertig, mit seinem Vater nach des Königs Hofe zu reiten.

So reisete Graf Heymon mit seinen vier Söhnen in voller Rüstung, als wenn sie zum Streite wollten, nach Paris, in Begleitung des Grafen Roland, Grafen Wilhelm, Grafen Bernhard und Grafen Bertram, ein jeglicher aufs allerschönste geziert. Als sie nun nahe bei Paris waren, und König Karl vernahm, daß Graf Heymon mit vier Söhnen so stark gewaffnet ankomme, sandte er alsbald einen Herrn zu ihm, begehrte, er sollte sich entwaffnen und die Rüstung von sich legen, welches auch Graf Heymon auf des Königs Begehren that. Darauf machte sich König Karl samt allem Volk auf, den Grafen Heymon mit den Seinigen freundlich zu empfangen und einzuholen, und zog ihm feierlich entgegen.

Als Ludwig, der junge König, solches gehört, sprach er zu seinem Vater: „Ei Vater, wollt Ihr dem entgegen gehen und ihn empfangen, der Eurer Majestät und den Eurigen so todfeind ist und dieselben verfolgt hat, wo er konnte und mochte?" Da sprach König Karl: „Mein Sohn, ich will, man soll den Zank und Streit ruhen lassen und fortan guten Frieden halten, es hat lang genug gewähret: darum mache Dich fertig, Du mußt mit mir ziehen und Deine Vettern helfen freundlich empfangen." Zu solchem Ende ließ König Karl seine ganze Ritterschaft ausrüsten; dazu alle Frauen und Jungfrauen, so schön, als ihm möglich. Als sie nun zusammen trafen, empfing König Karl den Heymon samt den Seinigen ganz liebreich und in aller Herrlichkeit, wie sichs geziemte; denn das war das erstemal in dreißig Jahren, daß er den Heymon gewaffnet gesehen. Aber Ludwig, der junge König, nahm sich Heymons nicht an, sondern schwieg ganz still. Als Graf Roland solches gesehen, trat er zu ihm und begehrte von ihm, er sollte den Heymon samt seinen vier Söhnen auch freundlich begrüßen. Ludwig jedoch antwortete ihm: „er habe mit dem Heymon und seinen vier Söhnen nichts zu schaffen."

Ritter und Frauen, welche den Reinold samt seinem Roß Beyart gesehen, verwunderten sich und sprachen eines nach dem andern: „Ist dieses der Ritter Reinold, des Heymons Sohn? Er ist fürwahr der trefflichste und schönste

Fürst von ganz Frankreich!“ Das hörte der junge König Ludwig; er zürnte heftig über diese Rede, denn er ließ sich dünken, es wäre keiner schöner an Leib und Gliedern, keiner trefflicher in ritterlichen Thaten, und keiner so beredt, als er. Deswegen antwortete er auf jene Rede: „Wo hat man wohl gehört, daß Heymon Kinder mit Frau Aya gehabt hat? Es können seine Söhne nicht sein, sondern er muß sie für seine Kinder angenommen und dazu erkauft haben! Ich will in kurzer Zeit erfahren, ob der Reinold mein Vetter ist oder nicht!“ Darauf ging er zu Reinold, bot ihm die Hand und hieß ihn willkommen sein. Dieser dankte ihm höchlich: alsbald sprach König Ludwig zu Reinold: „Vetter, Ihr habt ein schön Pferd; wäre es nicht ratsam, daß Ihr mir das Pferd verehrtet? Ich wollte Euch viel dagegen geben!“ Darauf antwortete Reinold: „Fürwahr, mein lieber Vetter, wenn ich es jemand gebe, so sollt Ihr der nächste sein: ich will Euch wohl gerne mit Leib und Gut dienen, wo ich kann und mag, aber das Pferd Euch geben — das kann ich jetzt nicht thun, weil kein anderes Tier mich tragen kann, als dies, und ich kann mit keinem andern dasselbe ausrichten, was dies vermag.“ Da König Ludwig das vernahm, sprach er mit zornigem Mut: „Jetzt sehe ich, er ist von keinem geringen Geschlecht; wenn ich aber gekrönt bin, und in meiner Majestät sitze, und die Lehen austeile, so will ich ihm auch nichts geben!“ Als dies vor Reinold kam, ward er auch zornig, ging zu König Ludwig und sprach: „Ich habe vernommen, daß Eure Majestät mir keine Lehen geben will. Darnach frag ich gar nichts, ich bedarf es Gott Lob auch nicht; mein Vater hat mir so viel gelassen, daß ich von Eurer Majestät zu leben nicht benötigt bin, weiß derohalb Eurer Majestät keinen Dank!“

Nach diesem gingen sie mit einander in einen lustigen Garten, wo der König Karl gern verweilte; hier ward allerhand Kurzweil getrieben mit Musik und Turnierspiel, im Beisein vieler Frauen. Als nun Zeit war, daß man Tafel halten sollte, befahl der König Ludwig, daß man den vier Heymons-Kindern kein Essen und Trinken vorsetzen sollte, viel weniger ihren Rossen. Da gab man Wasser die Hände zu waschen, erstlich dem Papst, darnach den Patriarchen, sodann dem König und der Königin, und so fort allen Edeln und Rittern, die da zugegen waren, und man setzte einen jeglichen nach seinem Stand zu Tische; aber der vier Heymons-Kinder ward nicht gedacht. Und ward also vortrefflich Tafel gehalten. Als Reinold sah, daß man ihnen nichts geben wollte, gedachte er, er müßte zu essen haben, es wäre dem König lieb oder leid; deswegen erhub er sich, stieß die Küchenthür mit einem Fußtritt auf, daß sie in viel Stücke sprang, und lief zur Küche hinein, nahm daselbst etliche Schüsseln mit Essen und trug sie seinen Brüdern zu. Da der Koch solches sah, wollte er dem Reinold die Schüsseln nicht verabfolgen lassen, und sprach: „Laß die Schüsseln stehen, Du loser Vogel, oder ich muß etwas anderes vornehmen! Darüber ergrimmte Reinold, schlug den Koch mit der Faust, daß er zur Erde fiel, und ging mit den Speisen fort zu seinen Brüdern.

Wie solches vor den König kam, daß der Koch tot geschlagen wäre, da fragte er, wer es gethan hätte? Sie sprachen: „Reinold, des Heymons Sohn, hat es gethan, weil ihm der Koch nicht wollte zu essen geben.“ Da sprach der König: „Ihm ist recht geschehen, wenn er meinem Vetter solches weigerte, da doch so mancher Fremdling hier gespeiset wird!“ Von Stund an bekam Reinold alles, was sein Herz begehrte, worüber König Ludwig gar heftig erzürnt war. Nun kam der Marschall zu Reinold und sprach: „Junger Herr, Ihr habt dem Koch groß unrecht gethan, daß Ihr ihn tot geschlagen; wenn er mir verwandt wäre, ich wollte seinen Tod an Euch rächen.“ Da antwortete Reinold: „Ihr seid nicht kühn genug, solches zu rächen.“ Da ward der Marschall zornig und schlug nach Reinold, der aber erwiderte den Streich, und schlug den Marschall zur Erden, und stieß ihn mit dem Fuß, daß er weit in den Saal rollte, und es König Karl sah. Da sagte König Ludwig zu seinem Vater: „Gnädigster Herr Vater! wenn Ihr solchen Mutwillen an Eurem Hofe ungestraft laßt, so wird es Eurer Majestät schlechte Ehren bringen!“

Bald hernach ließ Karl gebieten, obgleich der Marschall an dem Streiche gestorben war, daß niemand so verwegen sein sollte, sich dem Reinold zu widersetzen. Als es nun wieder stille geworden, ließ man alle Musiken klingen, und die Kurzweil nahm ihren Fortgang, bis es Nacht war. Da ließ König Ludwig wieder gebieten, man solle des Heymons vier Söhnen kein Bett anweisen, daß sie nicht mit Ruhe schlafen könnten. Als Reinold dies gesehen, ward er abermal zornig und sprach zu seinen Brüdern: „Was soll es gelten, wir bekommen über Nacht noch das beste Lager!“ Als nun jedermann zu Bett und im ersten Schlafe war, da nahm Reinold seine Wehr in die Hand, und machte einen großen Tumult unter Freunden und Verwandten, Edeln und Unedeln: welcher zuerst davon kam, war der beste; er trieb sie alle aus den Betten, daß er ihrer an dreißig ledig fand. Dann legte er sich samt seinen Brüdern in die besten, die er am Hofe traf, und schlief im guten Frieden bis an den hellen Tag.

Früh morgens liefen die Vertriebenen zum König Karl und klagten ihm, wie es ihnen ergangen wäre, und wer solches gethan hätte: begehrten zugleich, er solle über solche Gewalt Gericht halten und den Reinold strafen. Da schalt sie der König, daß sie alle über einen Mann klagten, und sprach: „Wie, lasset Ihr Euch alle vertreiben von einem einzigen? Darüber kann ich keine Strafe erkennen, denn er hat eine ritterliche That gethan!“ Als Reinold samt seinen Brüdern sich angezogen, gingen sie nach des Königs Hof; da begegnete ihnen der König mit den Bischöfen und Herzogen. Diese wollten nach des jungen Königs Ludwig Wohnung gehen, da gingen auch die Heymons-Kinder mit. Als sie nun vor Ludwigs Zimmer kamen, sprach König Karl: „Sohn, stehe auf, denn heut ist der Tag, da Du zu hohen Ehren kommen wirst; ich will Dir heute meine Krone von Frankreich, samt allen zugehörigen Ländern, übergeben und Dich zum Könige krönen!“

König Ludwig dankte seinem Vater samt allen Herren, so zugegen waren, höchlich und mit Ehrerbietung, bot ihnen allen die Hände, und empfing sie gar freundlich. Dann befahl der König Karl, Heymon sollte seinen vier Söhnen sagen: was sie für Ämter an seinem Hofe versehen wollten, die wollte er ihnen geben; machte also den Reinold zum Hofmeister, Adelhart ward Truchseß, Rittsart mußte dem König aufwarten und Writsart den Bischöfen. Als nun der König Ludwig gänzlich zu der Krönung fertig war, führte man ihn zur Kirche, da gingen Adelhart und Writsart vor ihm her und neben ihm Reinold, hinter ihm folgte Rittsart und Heymon der Vater. Diese Gebrüder trugen einen Thronhimmel über dem neuen Herrscher, daß es auf ihn nicht regnen konnte. Wie nun König Ludwig in die Kirche kam, führte man ihn auf das Chor, welches gar herrlich geziert war; da stand König Karl neben seinem Sohne, die andern Herren ein jeder nach seiner Ordnung. Heymon aber mit seinen Söhnen begab sich dahin, wo er am besten Platz fand.

So ward König Ludwig in die Kirche geführt vor St. Mariens Altar: da sang der Bischof Turpin das Amt der Messe, und der Patriarch von Jerusalem diente ihm dazu, und alles geschah mit großem Triumph und Frohlocken. Als es nun dazu kam, daß man zum Opfer gehen sollte, da opferte König Ludwig einen goldenen Byzantiner, darnach kam Reinold und opferte deren zwei. Als solches der junge König sah, meinte er, sein Opfer wäre zu gering gegen Reinolds, und opferte auch noch zwei Goldstücke. Da nun der Reinold merkte, daß König Ludwig noch mehr geopfert habe als er, opferte er noch drei Byzantiner. Als Heymon dieses sah, sagte er: „Zu guter Zeit und glücklicher Stunde bist Du geboren; ich wollte, daß ich alle meine Güter verkauft hätte um lauter Byzantiner, und hätte sie hier: Du solltest sie opfern."

Auf dem Altar fehlten aber noch Öl und Kerzen. Darum winkte Ludwig seinem Vater, König Karl. Da bat der König Gott den Allmächtigen, daß er seinem Sohn wollte zukommen lassen, was zu solchen Ehren gehöre. Alsbald kamen zwo Tauben und brachten Öl, Kerzen und Feuer. Als das da war, erzeigte man Ludwig große Ehre und opferte dies heilige Sakrament. Wie nun die Messe so weit gekommen war, daß man das Paternoster singen sollte, brachte man eine schöne königliche Krone, mit vielen köstlichen Edelsteinen geziert, und sonderlich mit drei hellen Rubinen, die setzte man ihm auf sein Haupt; dann wünschten ihm alle Ritter und Edelleute, die zugegen waren, Glück, und solches zum Zeichen, daß sie ihm unterthänig und gehorsam sein wollten, als einem Könige von Frankreich. Auch war herrliche Musik von vielerlei Instrumenten zugerichtet, wie man vormals nie bei einer Krönung gehört hatte. Und als König Ludwig also gekrönt war, gürtete man ihm ein bloßes Schwert an seine Seite, zum Zeichen, daß er die Gerechtigkeit erkennen, dieselbige verteidigen und das Königreich beschützen und beschirmen solle. Sobald dies geschehen, führte man ihn zum Palaste; der Papst ging an der rechten, der Patriarch an der linken Seite, darnach König Karl mit den zwölf

Genossen von Frankreich, dann viel Bischöfe und Cardinäle; zuletzt kam Graf Heymon mit seinen vier Söhnen und die Edeln. Als sie nun zum Palaste gelangten, waren die Tafeln alle bereit, und sollte sich ein jeder nach seinem Stand und Herkommen setzen, und Mahlzeit halten. Da nahm Reinold samt seinen Brüdern ihrer auferlegten Ämter wahr, Rittsart diente mit zwei Bischöfen an des Königs Karl Tafel, wo auch sein Vater Graf Heymon saß. Adelhart wartete im Saal gar höflich auf, Writsart diente zweien Fürsten und andern Grafen, Reinold that auch, was ihm befohlen war: kurz, ein jeglicher war sorgfältig für sein Amt.

Als die Mahlzeit vollbracht und alles überflüssig satt war, da fing man an zu tanzen und zu springen mit schönen Frauen, und war große Freude daselbst mit Musik und Saitenspielen; ein jeglicher zeigte seine Kunst auf das allerzierlichste. Dann legte sich König Karl zur Ruhe, und König Ludwig ließ öffentlich mit Trompeten ausrufen, wer das Lehen von ihm empfangen wolle, der solle ihm folgen, und also ging er in einen schönen Baumgarten, darin ein Lusthaus aufgerichtet war, ließ daselbst alle Edle vor sich kommen, einen jeden nach seinem Stand und Herkommen, und teilte Lehen und große Geschenke aus, je nachdem ein jeglicher würdig war. Nur Heymons Kindern, denen wollte er nichts geben. Als diese inne wurden, daß die Lehen ausgeteilt waren und ihnen nichts zu teil worden, liefen sie hin und klagten es ihrem Vater. Der eilte mit zornigem Gemüte zu König Karl mit diesen Worten: „Allergnädigster Herr König! es hat Eurer Majestät Sohn, König Ludwig, Lehen, samt allen Geschenken, unter die Edelleute, die am königlichen Hofe sind, ausgeteilt, ausgenommen meine Kinder; dieselben hat er nicht begabt, obwohl sie Euch und Ihm allezeit und mehr Gehorsam geleistet, als alle andere, und ich wüßte nicht, daß sie sich je ungebührlich gegen Seine Majestät verhalten hätten.“

König Karl, als er solches von Heymon vernommen, sprach zu ihm: „Lasset Eure Kinder, meine Vettern zu mir kommen, ich will sie durchaus nicht verworfen haben, ich will sie mit stattlichen und herrlichen Lehen belehnen, wie wenige Herren an meinem Hofe!“ Graf Heymon dies hörend, lief eilends hin, rief seinen Kindern und brachte sie vor den König Karl. Als sie nun vor ihn kamen, fielen sie auf ihre Kniee und grüßten ihn mit gebührender Ehrfurcht. Da hieß sie der König aufstehen, bot ihnen die Hand und sprach: „Dieweil ich vernehme, daß mein Sohn Ludwig, jetziger König von Frankreich, Euch nicht begabt hat, so sollet Ihr wissen, daß ich Euch um Eurer treuen Dienste willen, die Ihr mir und meinem Sohn erwiesen, mit Ämtern belehnen will, wie keinen in meinem Reich. Dich, Rittsart, setze ich zu einem Markgrafen in Spanien ein, weil Du der älteste unter Deinen Brüdern bist; dies Amt sollst Du mit Fleiß und Ruhe besitzen und verwalten. Dich, Adelhart, mache ich zu einem Markgrafen in Polen; das Amt sollst Du zu verwalten haben; und, Writsart, Dir gebe ich eine Landschaft zwischen Paris und Löwen,

da kannst Du ehrlich Hof halten und leben. Du aber, Reinold, ich muß Deiner auch eingedenk sein, ich gebe Dir ganz Artois, Hennegau, Angers und Blois."

Die Brüder fielen auf ihre Kniee, und dankten dem Könige höchlich; ein jeder empfing seine Lehen mit Freuden; darnach gingen sie in den Baumgarten zu den andern Herren, die bei König Ludwig waren. Als dieser vernahm, daß Heymons Kinder also beehrt worden, ward er zornig und mißgönnte ihnen das. Da ging Heymon mit seinen Kindern zu König Ludwig und sprach: „Gnädiger Herr König, ich sage Eurer Majestät höchlichen Dank für die Ehre, die Ihr meinen Söhnen angethan habt; wenn ichs heut oder morgen mit meinem geringen Dienst wieder ersetzen kann, werde ich allezeit mich willig finden lassen." Darauf antwortete König Ludwig: „Ich habe wohl vernommen, daß mein Vater König Karl Eure Kinder stattlich begabt hat; aber ich bin damit nicht zufrieden, denn es ist wohl der halbe Teil meines Reichs; das will ich nicht lassen, sondern will es zu gelegener Zeit wieder zu mir nehmen." Damit verließ er den Grafen Heymon und sprach: „Ich muß einmal sehen, ob meine Edelleute auch stark und mächtig genug sind, die Waffen zu führen, und wills an einem Steinwurfe probieren; ich vermesse mich, daß ich der stärkste und edelste bin im ganzen Königreich."

Da schwiegen alle Herren und Edelleute stille und antworteten ihm nichts. Darauf redete er die Worte noch einmal. Nun wurde Heymon zornig, konnte die Vermessenheit Ludwigs nicht länger dulden und sprach: „Herr König! seid Ihr so stark und hochgeboren, so danket Gott darum: das kann sich mit der That offenbaren, was darf Eure Majestät sich des viel rühmen? Ich weiß einen Jüngling von zwanzig Jahren, wenn der seine Stärke wollte gebrauchen, er würfe den Stein weiter als Ihr, und gebrauchet Ihr Eure ganze Kraft dazu!" Da ward König Ludwig sehr zornig und sprach zu Heymon: „Du alter Grieshart! Gott strafe Dich, ich sage Dir fürwahr, wenn ich nicht die Gewalt Gottes scheute, ich wollte Dich so zurichten, daß Du es nicht leicht vergessen würdest! Laß Deine Kinder herkommen und ihre Macht an diesem Stein versuchen!" Da that König Ludwig seinen Mantel von sich, nahm den Stein und warf ihn dreißig Fuß Wegs weit, im Angesicht vieler Edelleute; darnach warfen die Edelleute einer nach dem andern, und zwar die Vornehmsten und Stärksten von Frankreich; aber es war keiner so mächtig im Werfen, als König Ludwig, der behielt den Preis über die andern alle. Als er nun sah, daß er vor andern Edelleuten Meister war, sprach er zu Heymon mit stolzen Worten: „Was sagt Ihr nun, Alter? Wo ist Euer Sohn Reinold? Warum kommt er nicht und wirft gegen mich und berechtigt Euch, solche Worte zu reden, wie Ihr vor dieser Zeit geredet habt: ‚es wäre keiner so mächtig, als Euer Sohn Reinold?' Wo bleibt er? Eure eignen Worte sollen Euch jetzt schamrot machen." Als Heymon diese schimpfliche Rede hörte, sprach er: „König Ludwig! für so stolz halte ich Eure Majestät nicht, daß sie eine

Hand an mich legen dürfte; und ob solches geschehe, würde es Euch nicht wohl bekommen!“ Da antwortete ihm König Ludwig und sprach: „O Alter! laufe nun hin und rufe deinen Sohn Reinold, daß er gegen mich werfe!“

Solch Rede verdroß den Heymon so sehr, daß ihm die Augen überliefen; gleichwohl ging er hin und rief seinem Sohn, der im Garten war, samt seinen Brüdern, wo sie sich lustig machten mit Springen und anderer Kurzweil mehr, mit schönen Frauen und Jungfrauen. Als nun Reinold seinen Vater also zornig sah, und ihm die Thränen über die Wangen liefen, verließ er seine Gesellschaft, wiewohl ungern, kam zu seinem Vater und sprach: „Allerliebster Vater! was ist Euch widerfahren, daß Ihr so bitterlich weinet und so traurig seid? Ich wills rächen, und sollt es mich mein Leben kosten!“ Graf Heymon mit zornigem Gemüte antwortete seinem Sohn, was König Ludwig zu ihm gesprochen, und daß er ihn einen alten Grieshart gescholten. „Nun aber, mein Sohn! wirst Du des Königs Übermut nicht rächen, so muß ich sterben; ich bitte Dich, nimm den Stein und wirf mit ihm in die Wette, damit er sieht, daß andere auch etwas gelernt haben und als Männer bestehen können, damit ich nicht als Lügner erscheine!“ Reinold sprach: „Vater! es geziemt sich nicht, daß ich solches thue, denn Ludwig ist nun einmal unser König; seine Reden entspringen nur aus seiner Jugend, darum seid zufrieden, ich will gar keine Gemeinschaft mit ihm halten.“ Als Heymon diese Worte von Reinold hörte, ward er zornig und sprach: „Mein Sohn! wenn du mich in dieser Schande stecken lässest und wirfst nicht gegen König Ludwig, so muß ich sterben.“ Da sprach Reinold. „Ja, Vater, ich will ihn überwinden mit Werfen, wenn er gleich der Teufel wäre!“ stand alsobald auf und ging mit seinem Vater in den Garten, wo König Ludwig mit seiner Gesellschaft war; seine Brüder samt andern Edelleuten folgten ihm nach, dazu viel schöne Frauen, die wollten das Werfen mit dem Stein auch sehen. Als sie nun an den Ort kamen, wo König Ludwig den Stein geworfen, nahm Reinold denselben auf und warf ihn um einen Fuß Weges weiter als König Ludwig. Darüber erzürnte der König heftig, weil ihn vorhin keiner hatte überwinden können. Er ließ sich den Stein bringen, warf seinen Mantel von sich, setzte die Krone vom Haupt, nahm den Stein und warf ihn noch weiter als Reinold gethan hatte. Wie Reinold sah, daß der König ihn überwunden, nahm auch er den Stein wieder, und warf denselben noch viel weiter als König Ludwig, also, daß er vermeinte, der König sollte ihn nicht weiter werfen können; wie auch geschah. Da nahm der König den Stein und warf ihn noch einmal mit solcher Kraft, daß ihm das Blut zu Mund und Nase auslief; aber Reinold blieb Überwinder im Werfen, und jedermann gab ihm das Lob und mußte erkennen, daß er gewonnen hatte.

Als Heymon dieses sah, daß sein Sohn den Preis erhalten, sprang er vor Freuden auf und dankte Gott für solche Wohlthat.

König Ludwig mußte nun hören, daß Reinold von allen Edlen und

Frauen also gepriesen wurde; da ward er sehr zornig und sprach zum Volk: „Es ist doch ein Wunderding, daß Ihr diesen so lobet um seines Werfens halber; wer weiß ob es Heymons Sohn ist; vielleicht ist er dazu erkauft und ist etwa ein Bauernknecht; deren findet man noch mehr, die so stark sind, wie der beste von Adel; darum ist er desto weniger lobenswürdig."

Da sprach Heymon zu Reinold: „Nun wohlan, mein Sohn! weil Du Dich so ritterlich gegen König Ludwig gehalten, darum ist Dir jetzt mein Roß Beyart zum Eigentum geschenket. Mich nimmt groß Wunder, daß Du Deine Macht bis hierher hast können verhalten; hättest Du gewollt, Du hättest den Stein noch weiter geworfen!" Reinold fing an zu lachen, dankte seinem Vater für das Geschenk, und war wohl zufrieden. Als nun König Ludwig diese Worte hörte, ging er von dannen und schämte sich. Da begegnete ihm Guillon, Herr von Rodes, und Makarius Foukon; diese waren alle drei Verräter, und König Ludwigs nächste Räte. Sie grüßten den König und fragten ihn, wer das Spiel gewonnen hätte mit dem Steinwerfen. Aber der König schwieg still und gab ihnen keine Antwort; da sprach Makarius: „Ich sehe wohl, gnädiger Herr König! daß Reinold Euch überwunden; aber ich weiß Rat, damit Euer Majestät bei Ehren bleibe, und ein jeglicher Euch lobe. Ihr sollt wieder in den Garten gehen und Heymon in die Arme nehmen, daß es jedermann sieht, und sprechen (jedoch aus einem falschen Herzen): Heymon! Ihr möget Gott im hohen Himmel danken, daß er Euch solchen schönen und starken Sohn gegeben hat, der aller Edelleute Meister, sowohl in der Schönheit, als in der Stärke und Geschwindigkeit ist, wie der, welcher öffentlich über mich gesiegt hat. Darnach sollet Ihr zu Adelhart, seinem andern Sohne sagen, daß er mit Euch in die Kammer gehe und spiele das Schachspiel; und so er sich des weigert, so saget zu ihm, er habe sich vermessen, er könne das Spiel besser als Ihr. Wenn er das nicht gestehen will, so saget zu ihm, daß wir drei es gehört haben; dann wollen wir ihn überweisen, und wenn es nötig sein wird, ihrer noch mehr zu uns nehmen, die solches auch sagen sollen. Wenn er alsdann mit Euch zu spielen einwilligt, so sagt zu ihm und bekräftigt das mit einem Eide: wer fünf Spiele nach einander gewinne, der soll des andern Haupt gewinnen und solches mit keinem Geld oder Gut bezahlen. Sobald Ihr nun die Spiele alle gewonnen habt, sollt Ihr dem Adelhart den Kopf herunterschlagen; solcher Gestalt kann Eure Majestät des Reinold Übermut an seinem Bruder Adelhart rächen."

Als König Ludwig diesen Rat von Makarius angehört, gefiel er ihm auch wohl, denn er ließ sich dünken, es sei keiner im ganzen Königreiche, der über ihn wäre im Schachspiel; deshalb ließ er den Adelhart zu sich kommen; Adelhart aber, als Schenk, vermeinte, der König wollte trinken, lief hin zum Keller, holte ein goldenes Trinkgeschirr voll Weins und brachte es dem König Ludwig. Aber dieser schüttelte den Kopf und sprach mit zornigem Gemüt: „Ich begehre nicht zu trinken." Da fragte Adelhart den König, was ihm

wäre, ob ihm irgend jemand Leides gethan hätte; das wollte er an demselbigen rächen. Da schlug der König alsbald nach dem Adelhart, daß ihm das Geschirr mit dem Wein aus der Hand fiel und sprach: „Ich habe vermeint, ich hätte Blutsverwandte zu Freunden an meinem Hof, die mich verteidigen sollten; so hab' ich meine größten Feinde bei mir! Es war nicht genug, daß mich Reinold mit dem Steinwurf überwunden hat, sondern Du Adelhart, hast Dich vermessen, Du wollest mein Meister sein im Schachspiel. Solches stehet mir nicht an zu leiden, denn Ihr suchet mich zu erniedrigen!"

Als der König ausgeredet hatte, antwortete ihm Adelhart und sprach: „Herr König! das wird sich nicht so befinden: von solcher Vermessenheit weiß ich nichts; dieser Worte hab' ich keines gesprochen; so jemand mir solches nachredet, der thut mir Unrecht, und ich will mich, das Schwert in der Hand, verteidigen!" Da sprach der König wiederum: „Das hilft Dir nicht, Du mußt mit mir spielen, ich will es nicht also beruhen lassen!" Da nahm Makarius den Adelhart bei der Hand und sie gingen mit dem König in ein Zimmer, darin war Guillon, der Herr von Rodes, mit sechs oder sieben Herren, die sprachen alle, daß sich der Adelhart vermessen hätte, er könnte besser Schachbrett spielen als der König. Als Adelhart dieses angehöret, sprach er ganz sanftmütig: „Wenn es denn nicht anders sein kann, so muß ich es geschehen lassen."

Da brachte man zur Stund' ein schönes Spielbrett und König Ludwig sprach zu Adelhart: „Ich will mit Dir spielen, und wer fünf Spiele hinter einander gewinnt, der soll dem andern das Haupt abschlagen." Darauf sprach Adelhart: „Gnädigster Herr König, ich spiele nicht um ein so großes Kleinod; auch wäre es eine Schande, daß Eure Majestät Ihr Haupt gegen das meine setzen sollte: aber um Städte und Schlösser will ich mit Euch spielen." Da schwur der König einen Eid bei seiner Krone, er wolle um nichts anders spielen, als um ihre beiden Häupter. Darauf sprach Adelhart: „Wohl in Gottes Namen, wenn es nicht anders sein kann, so muß ich zufrieden sein." Da gedachte Guillon bei sich selbst: „Dies wird gut werden: der Spaß wird angenehm; wäre der König tot, so wollt' ich noch die Krone in Paris tragen.

Als sie nun zusammen spielten, ließ Adelhart dem König Ludwig den Vorzug: da gewann dieser drei Spiele nach einander, worüber er gar vermessen ward und sagte zu dem Adelhart: „Wenn ich gleich gegen Deinen Bruder im Steinwerfen verloren habe, so will ich doch Dir den Kopf abschlagen!" Als Adelhart diese vermessenen Worte angehört, sprach er zu dem König: „Gnädigster Herr König! ob es Sache wäre, daß ich das Spiel gegen Eure Majestät verlöre: wollt Ihr mir nicht dasselbige mit Geld oder Gut lassen bezahlen?" Da sprach der König: „Nein, Adelhart! ich nehme nicht all Dein Geld und Gut für Deinen Kopf." Da gedachte dieser in seinem Herzen, seufzete zu Gott und sprach: „O Du mein Gott und Herr!

ich bitte Dich bei dem bittern Leiden und Sterben Deines lieben Sohnes Jesu Christi, Du wollest mir die Gnade geben, daß ich mit Ehren komme aus diesem Spiel.“ Unterdessen spielten sie immerfort, ein jeder that sein bestes, um zu gewinnen. Als sie nun lange gespielt hatten, da erhörete Gott, der den Gerechten niemals verlassen hat, des Adelharts Gebet und ließ zu, daß er im Spiele gewann, darüber erzürnte der König gar heftig; bald darnach gewann Adelhart das andere, das dritte, das vierte und das fünfte. Als er nun alle fünf Spiele gewonnen hatte, war er gar fröhlich, dankte Gott und sprach zum König: „Mein lieber Vetter und gnädigster Herr König! Nun ist Eurer Majestät bewußt, daß ich Euer Haupt gewonnen habe, Eurem Begehren nach; aber ich will solches nicht: jedoch bitte ich, Ihr wollet ein andermal um solch köstlich Pfand nicht mehr spielen; der Euch den Rat gegeben, den hat Euer Leben gedauert!“

Über solche Worte ergrimmete der König sehr, ergriff das Spielbrett und schlug damit den Adelhart ins Angesicht, daß das Blut lief; Adelhart war traurig, durfte sich nicht wehren und lief nach dem Stall, da das Roß Beyart stand. Da kam sein Bruder Reinold und sah, daß er blutete; fragte, wer ihn geschlagen hätte. Adelhart durfte nicht sagen, daß es der König Ludwig gethan, sondern antwortete: „Niemand.“ Da sprach Reinold: „Mich dünkt, Du lügest; Du sollst mir sagen, wer es gethan hat, so lieb ich Dir bin.“ Da sprach Adelhart: „Ich habe mich gestoßen.“ Reinold glaubte es nicht, zog seine Wehr und bedrohte den Adelhart, daß ers ihm sagen mußte. Da begehrte er seines Lebens Gnade und sprach: „Bruder, sei ruhig, ich will Dir alles sagen!“ und nun erzählte er ihm den ganzen Verlauf der Sache. Da sprach Reinold zu dem Adelhart: „Ein solch gewonnenes teures Pfand will ich nicht dahinten lassen, insonderheit eines Königs Haupt!“

Reinold und Adelhart gingen nun zu ihrem Vater und klagten ihm, wie es Adelhart mit König Ludwig ergangen war. Dies erschreckte den Vater sehr und er ward traurig. Er befahl, man solle sich rüsten und zu den Wehren greifen, auch die Pferde samt dem Roß Beyart heimlich hinweg führen, daß es bei Hof nicht kund würde. So zog er aus der Stadt. Als nun alles fertig war, sprach Reinold: „Ich will des Königs Haupt haben, es koste, was es wolle,“ zog deshalb mit seinem Bruder Adelhart die Waffen an, nahm ein bloß Schwert unter den Mantel in die Hand und ging also an den Hof.

Als sie dort ankamen, stand König Ludwig da und teilte Lehen aus, und sein Vater König Karl war bei ihm; Reinold und Adelhart grüßten König Karl, den Ludwig aber nicht. Und jetzt ergriff Reinold den jungen König bei dem Haar, schlug ihm das Haupt ab und nahm den Kopf und warf ihn gegen die Mauer, daß das Blut dem König Karl ins Angesicht





spritzte; darnach nahm er den Kopf wieder, gab ihn Adelhart und sprach: „Siehe, da hast Du, was Du im Schachspiel gewonnen hast!“

Da König Karl den Leichnam seines Sohnes vor seinen Augen sah, ward er ergrimmt und sprach zu seinen Räten: „O ihr edlen Herren und Grafen! die ihr mich lieb habt, helfet mir den Tod meines Sohnes rächen, der so jämmerlich durch Reinold umgekommen ist!“ Von Stund an bewehrten sich bei zweihundert Ritter, so gut sie konnten und verfolgten Reinold, der sogleich mit seinem Bruder die Flucht ergriff und zu ihrem Vater eilte, welcher draußen auf dem Feld mit dreihundert Mann wohl gerüstet lag. Als Reinold bei seinem Vater ankam, rief er: „Vater! lasset uns fliehen und gebt mir Beyart, denn ich habe dem König Ludwig sein Haupt abgeschlagen und es meinem Bruder Adelhart gegeben. König Karl ist jetzt unser Feind.“ Da sprach Heymon: „Das will ich durchaus nicht thun; die von Bourbon haben es niemals gethan, sondern allezeit ihren Feind erwartet: also will ich auch thun und den König Karl erwarten, und wenn jemand von den Meinigen flieht, den will ich zur Stunde aufhenken lassen.“ Da Reinold das von seinem Vater hörte, ward er gar fröhlich und wohlgemut und sprang auf sein Roß Beyart, auf welches er sich verlassen konnte; die andern Brüder saßen auf ihren Pferden ganz wohl bewaffnet: so zogen sie mit Freuden dem König unter die Augen. Als Reinold nun den König in eigener Person ins Gesicht bekam, ritt er stracks auf ihn zu, gab seinem Pferde Bèyart die Sporen und stieß ihn mit Gewalt durch Schild und Halsband, so daß er von seinem Pferde fiel. Reinolds Brüder aber ritten unter den größten Haufen und thaten großen Schaden mit Fechten, daß Wunder davon zu schreiben wären; darnach kam Heymon, ihr Vater, der entsetzte sie mit seinem Volk, sonst wäre es ihnen übel ergangen. Da befahl König Karl seinen Leuten, daß sie den Heymon mit den Seinigen umbringen und alles niederhauen sollten, was sie bekämen. Als Heymon das merkte, sprach er zu seinem Gefolge: „O ihr Herren und Freunde, es ist hier kein anderes Mittel; wir müssen uns wehren, so lange wir können.“

Heymons Volk wehrte sich darauf so lange, bis sie fast alle erschlagen und ihre Pferde unter ihnen erstochen waren; aber Reinold und seine Brüder thaten ihr bestes, und zuletzt blieben der Brüder Pferde auch tot. Doch Reinold that mit seinem Roß gar großen Schaden. Als er sah, daß seine Brüder ihrer Pferde ledig waren, hieß er sie hinter ihn auf den Beyart springen, und also rannten sie davon. Als König Karl sah, daß Reinold und seine Brüder also mit dem Roß Beyart davon kamen, und ihr Vater Heymon sich noch tapfer zu Fuß wehrte, ward er traurig, fürchtete sich vor dem Reinold, er möchte sich einen Anhang machen und ihn noch mehr überfallen. Als nun der Bischof Turpin merkte, daß Heymon da stand, sich so tapfer zu Fuß wehrte und sich nicht gefangen geben wollte, rief er ihm zu und sprach: „Heymon, gieb Dich gefangen!“ Da antwortete ihm Heymon und sprach:

„Ja, Herr Bischof, in Euer Geleit und in Eure Hand will ich mich gefangen geben!“

Der Bischof ritt sogleich zum König und fragte ihn, ob er den Heymon gefangen nehmen sollte. Da sprach der König: „Hätte ich ihn gefangen, ich ließe ihn zur Stunde aufhenken.“ Da nahm der Bischof den Heymon zum Gefangenen an; der König aber verbannte seine vier Söhne aus dem Land, und schwur bei seiner Krone, er wollte Heymon henken und seine Schwester, Frau Aya, des Heymons Hausfrau, verbrennen lassen, weil sie solche Kinder geboren, die seinen Sohn Ludwig ums Leben gebracht hätten.

Darum befahl der König dem Erzbischof Turpin, er solle den Heymon hinrichten lassen; dieser aber sprach: „Gnädigster Herr König, das wäre eine große Schande; da ich ihn gefangen nahm, hab' ich ihm verheißen, ihn unter meinen Schutz zu nehmen; und ehe ich solches zuließe, will ich ihm lieber beifallen und ihm helfen mit meiner Macht!“ Ebenso sprach der stolze Roland und andere mehr: „Herr König, es wäre nicht recht, daß man ihn hinrichten ließe, dieweil man ihm sicher Geleit zugesagt hat; zudem hat er sich auch ritterlich gewehrt, daß Wunder davon zu sagen wären.“ Karl aber sagte zu ihnen allen: „Ich will gleichwohl, daß er sterben soll, und Frau Aya, seine Hausfrau, will ich verbrennen lassen, es koste, was es wolle!“

Hierauf antwortete ihm Graf Roland und sprach: „Allergnädigster Herr König, das wäre die größte Schande, und ich weiß, es wird niemand von Euren Genossen und Herren solches zugeben.“ Der König aber fragte Roland: „Stellest Du Dich gegen mich, Roland?“ — „Nein,“ sprach Roland, „aber ich sage, es wird von Euren Edelleuten nicht zugelassen werden, daß man den Heymon umbringe und Eure Schwester, Frau Aya, verbrenne; sie würden viel lieber alle darum sterben, oder gegen Eure Majestät streiten und sich auflehnen.“ Als der Ritter Foukon dieses hörte, sprach er zum König: „Gnädigster Herr! allhie ist Bertram, mein Sohn, denselben hab' ich auch sehr lieb, und ob er etwas Übels thäte gegen Eure Majestät, so soll ich das entgelten müssen! Darum, ob Reinold mit seinen Brüdern etwas gegen Euch gehandelt habe, was können die Eltern dafür?“ Da sprach der König zu Foukon: „Sofern mir Heymon angeloben will, daß er mir seine Kinder in meine Hand liefere, will ich ihn und seine Hausfrau ledig lassen.“ Dieses hörte Bischof Turpin und gab Heymon den Rat, er solle solches dem König verheißen. Da schwur Heymon und Frau Aya einen Eid bei St. Dionysii Haupt im Beisein vieler Herren von Adel, daß sie, sofern es ihnen möglich wäre, dem König ihre Kinder liefern wollten, nach seinem Gefallen mit ihnen zu handeln.

Reinold und seine Brüder kamen inzwischen in aller Eile zu dem Schloß Pierlamont; da erzählten sie, was sich begeben hätte, wie sie ihren Vater zu

Fuß verlassen und tapfer gegen seine Feinde gestritten; über welches alle ganz traurig waren. Darum kam Heymons Bruderstochter, welche eine schöne Jungfrau war, die fragte den Reinold, was er gutes zu Hofe vernommen hätte. Da antwortete Reinold: „Ich hab da nichts gutes vernommen, denn ich hab Ludwig des Königs Sohn erschlagen!“ Als die Jungfrau das hörte, erschrak sie und sprach: „Nun werden meine Vettern aus dem Land vertrieben und ich sehe meinen Oheim nimmermehr!“ Wie das Gespräch sich nun also geendet hatte, hieß man die vier Brüder zum Essen gehen; und als sie gegessen hatten, begehrten sie, daß man sie mit allem, was ihnen nötig wäre, versehen sollte, und dasselbige auf ein Kamel laden mit allen Kleinodien ihres Vaters, denn sie müßten verreisen. Da befahl die Jungfrau, daß man thue, was ihre Vettern begehrten.

Sobald nun alles fertig war, ratschlagten sie, wo sie ihren Weg hinaus nehmen wollten; endlich wurden sie des Rats, daß sie nach Spanien reisen wollten und den König Saforet besuchen; denn sie wußten wohl, daß sie bei ihm angenehm sein würden, weil ihr Vater vor Zeiten bei jenem König sieben Jahre gewesen. Als dieser nun die vier Brüder von weitem kommen sah, kannte er sie an ihren Waffen und sprach zu den Seinigen: „Die da kommen, sind des Heymons von Dordone Kinder, das sehe ich wohl, und so die bei mir bleiben wollten, will ich sie bei mir behalten, denn sie scheinen tapfer und männlich zu sein, und wenn sie die Art von ihrem Vater haben, so dürfen sie ihrem Feind unter die Augen ziehen!“ Indes ließ der König die Brücken nieder, um die Herren willkommen zu heißen, die ihm mit großer Ehrerbietung entgegen gingen und ihn grüßeten. Und er grüßte sie wiederum und fragte, wo sie hinwollten und was sie begehrten. Da sprach Reinold: „Gnädigster König, ich und meine Brüder begehren bei Euch Dienst und Unterhalt.“ Der König antwortete: „Wenn ihr wollet an unser Gesetz und an unsern Gott glauben, so will ich Euch Unterhalt geben.“ Da sprach Reinold: „Mein Herr König, soll ich an Euren Abgott glauben und von meinem wahrhaftigen Gott abfallen, der Himmel und Erde gemacht und uns erlöset hat mit seinem teuren Blut am Stamm des Kreuzes? Dafür behüte mich Gott!“

Hierauf sprach der König Saforet: „Ich schwöre bei meinem Gott Mahomet, ich will Euch Unterhalt geben und Ihr sollt keinen Mangel haben, wenn Ihr mir treulich dienen wollt! Gehet hin in das Kastell und behaltet das zu Eurer Wohnung, und gebet mir Euren Schatz aufzubewahren! Wann es Euch gefällt und Ihr Euch weiter begeben wollet, so will ich ihn Euch wiedergeben; wollet Ihr aber Euer Lebenlang bei mir bleiben, so sollet Ihr alles genug haben und ich will Euch reichlich besolden!“ Als Reinold dies hörte, ward er froh, gab dem König seinen Schatz zu bewahren und ritt mit seinen Brüdern auf das Kastell, auf welchem sie alle Notdurft fanden. Dasselbige war stark und schön; und sie blieben bei dem König Saforet mehrere

Jahre in Hispanien und dienten ihm getreulich in drei Kriegen, die er führte. Als sie nun viel ritterliche Thaten vor dem Könige gethan hatten, fing der Mangel bei ihnen an, und sie wurden von dem ganzen Volk wenig geachtet. Da begehrte Reinold vom König, er solle ihm sein Gut wieder geben, er müßte sich rüsten mit seinen Brüdern. Darauf sagte Saforet ja, er wollte es thun; aber es folgte nichts darauf. Als Reinold sah, daß nichts erfolgte, ward er zornig und sprach zu seinen Brüdern: „Ich gelobe Gott, so uns der König unser Gut nicht wieder giebt, so will ich ihm thun, wie ich König Ludwig gethan habe.“ Darauf sagte Adelhart: „Brüder, wenn ihr diesen König schlüget, so wüßten wir nicht, wo wir bleiben sollten.“ Da sprach Reinold wieder: „Was ists, daß wir länger bleiben! hätten wir viel Goldes, es würde hie zu Kupfer werden; man giebt uns ja nichts zum Lohne!“ und rief einen Diener, genannt Wendel, und befahl ihm, er sollte zum König gehen und ihn fragen, ob er ihnen Unterhalt und Kleider geben wollte oder den Schatz, den sie ihm aufzuheben gegeben hätten; „und Ihr sollt,“ sprach er, „fleißig acht geben auf die Worte, die er antworten wird; und so er sich weigert, so sollt Ihr sagen, es würde ihn über kurz oder lang gereuen!“

Als der Diener zum Könige kam, begrüßte er denselben nach alter Gewohnheit und sprach: „Gnädigster König, meine Herren lassen Euch bitten, es wollen Eure Majestät sie mit Kleidern und anderm Unterhalt versehen, oder ihnen ihren eigenen Schatz wieder geben, den sie Euch anvertraut haben; denn sie sind dessen benötigt.“ Der König gab ihm harte Antwort und sprach: „Gehe aus meinen Augen und sagen Deinen Herren: wo sie mir viel Wesens machen, so will ich sie henken lassen!“ Da sprach der Diener: „Gnädigster Herr! das wäre nicht recht, daß Ihr sie solltet henken für die treuen Dienste, die sie Euch geleistet haben.“ Alsbald befahl der König, den Jüngling zu fassen und zu strafen um der Worte willen, die er geredet hatte. Da schlug man ihn tapfer, und er wurde zum Palast hinausgestoßen und entrann. Als er nun so übel zugerichtet zu Reinold kam, fragte dieser den Knaben, wer ihm übels gethan hätte? Da sprach dieser: „Das hat mir des Königs Marschall auf Befehl seines Herrn gethan.“ Reinold fragte: „Warum hat er Dich geschlagen?“ Da antwortete der Knabe: „Weil ich dem König sagte, was Ihr mir befohlen habt! Der König sprach: Ihr wäret Fremdlinge und hättet Euren Vetter ermordet, er gedenket Euch nicht eines Hellers Wert wieder zu geben!“ Als Reinold dies hörte, ward er zornig, rief seine Brüder Rittsart und Writsart und sprach: „Ich befehle Euch, daß Ihr nun das Roß Beyart aus der Stadt führet und Euch heimlich waffnet, und Du Adelhart, sollst mit mir gehen; wir wollen uns auch waffnen und unser Gewehr mit uns nehmen und unsern Harnisch unter dem Mantel anlegen, dann zum König gehen und ihn selbst fragen, ob er uns das wieder geben will, was wir ihm aufzuheben gegeben haben. So er das verweigert, so verspreche ich Dir, daß ich sein Haupt nehme für unsern Schatz und das mit über Land

führe!“ Adelhart sprach: „Das ist ein bös Pfand, ich nähme wohl etwas Besseres!“ Da entgegnete Reinold: „Es ist nicht viel wert; aber ich kühle doch meinen Mut damit!“

Darnach gingen Reinold und Adelhart mit einander nach Hof, mittlerweile Rittsart und Writsart das Roß Beyart und sich selbst auch rüsteten. Als jene zu Hof kamen, saß der König mit allen seinen Edeln über der Tafel. Vor den Herren angekommen, fielen beide auf die Kniee und segneten ihnen die Mahlzeit mit einem freundlichen Gruß. Der König sah ihn an, aber er redete nicht mit ihnen. Wie Reinold das merkte, sprach er mit trotzigem Gemüte: „Gnädigster König, es ist ungefähr drei Jahr, daß ich und meine Brüder Eurer Majestät getreulich gedient haben und unsern Leib und Leben für Euch dargestreckt; für welches alles wir von Eurer Majestät nicht einen einzigen Sporn an unsere Füße bekommen haben, geschweige unsere Belohnung; bitte derohalben, Ihr wollet Mitleiden mit uns haben und helfen, daß wir Unterhalt bekommen; es ist uns nicht möglich, länger so zu leben!“ Aber der König schlug sein Angesicht nieder und wollte sie nicht ansehen. Als nun Reinold merkte, daß der König sich an nichts kehren wollte, liefen ihm die Augen über; er seufzete heftig und sprach abermal: „Herr König, so ihr uns keinen Unterhalt reichen wollet, so gebet uns zum wenigsten unsern Schatz wieder, den wir Euch aufzubewahren gegeben haben, und lasset uns unsern Weg hinziehen! Zudem sollt Ihr wissen, Herr, daß ich noch nicht zufrieden bin, daß man mir meinen Knecht also jämmerlich geschlagen; und der das gethan hat, denselben wird es noch gereuen!“ Jetzt rief der König mit zornigem Mut und schwur bei Mahomet: „Es ist genug; und stündet Ihr mit diesen Worten allhier bis in alle Ewigkeit: ich gebe Euch nicht eines Pfennigs wert, denn Ihr seid Fremdlinge allhie!“ Da fiel ein Markgraf dem König in die Rede und sprach: „Warum soll man Euch etwas geben? Es ist noch nicht lang, daß Du Deines Vetters Sohn, welcher Euer Herr und König war, totgeschlagen; darum, so gehet hin: ich gebe Euch nichts!“ Reinold aber ward zornig und sagte: „Ich will es gleichwohl wieder haben, es koste, was es wolle;“ zog seine Wehr und sprach: „Nun sollet ihr mit dem Leibe zahlen!“ Da bat der König um Gnade und rief: „Ich will Euch Unterhalt samt Eurem Schatz, den Ihr geliefert, wieder geben; verschont nur meiner.“ Aber Reinold sprach: „Nein, Ihr habt mir schon verweigert, als ich Euch darum gebeten habe: es hilft nichts; dazu heißet Ihr mich und meine Brüder Fremdlinge; ich will dasselbe nun rächen, oder es muß mir an meiner Macht und Wehr mangeln!“ Dann holte er aus und hieb dem König den Kopf ab, gab den seinem Bruder Adelhart und sprach: „Binde denselben an unser Pferd, denn wir müssen leider ihn für unsern Schatz annehmen!“

Alsbald ward großer Aufruhr in der Stadt Aquitania, ein jeder waffnete sich, um den Tod des Königs zu rächen. Unterdessen floh Reinold mit seinem Bruder Adelhart nach dem Rosse Beyart und alle vier sprangen darauf. Da

kam des Königs Bruder Riant mit einem Haufen Volks und wollte den Reinold samt seinen Brüdern bestreiten; er stieß mit Gewalt auf Reinold, und dieser wieder auf ihn dergestalt, daß Riant getroffen ward, vom Pferde fiel und starb. Alsbald gab jener dem Roß Beyart die Sporen und sagte zu dem Tier: „Du mußt uns heute aus der Not helfen!“ Die Worte verstund Beyart, that nicht anders, als ob es unsinnig wäre, schlug und zerriß alles, was es erreichen konnte, und brachte viel Volk um. Darnach kam noch ein heidnischer Ritter mit vielem Volk und hoffte Reinold zu erschlagen. Der ward aber auf seinen Schild getroffen, daß ein Stück davon sprang. Unterdessen kam der Ritter neben den Adelhart hergeritten, doch dieser schlug ihm den Kopf in zwei Stücke, daß er tot von seinem Pferde fiel. Und nun begaben sich die Brüder mit ihrem Roß Beyart unter das Volk, zerschlugen alles, was da war und kamen also durch des Feindes Heer. Als sie zuletzt an einen Ort gelangten, wo sie vor ihrem Feinde sicher waren, verband einer dem andern seine Wunden.

Indem versammelte sich das Heer wiederum und folgte dem Reinold nach. Adelhart sprach: „Ich weiß nicht, Bruder, wo wir hinaus sollen, daß wir unsers Lebens gesichert sind.“ Desgleichen sagte Reinold auch. Da ließ sich Writsart vernehmen: „Es müßte ein wunderliches Ding sein; soll uns denn die ganze Welt zu klein sein, daß wir nirgends bleiben können?“ Rittsart verwunderte sich über diese Reden und sprach: „Wenn Ihr denn nicht wisset, wo wir bleiben können, so weiß ich uns einen Aufenthalt!“ — „Was ist das, Bruder,“ fragte Reinold. Rittsart sprach: „Lasset uns ziehen nach Tarragona zu dem König Yvo; der ist dem Könige Saforet todfeind, denn er erschlug Yvos Vater und auch seiner Brüder zween, und verheerte sein ganzes Land!“ — „Ja,“ sprach Reinold, es ist dem so; lasset uns dahin gehen; wir werden daselbst gar willkommen sein und Unterhalt bekommen; und wißt Ihr, was thun? Wir wollen dem König Saforets Haupt überreichen, das wird ihm gar angenehm sein!“ Dessen wurden die Brüder bald einig und ritten mit ihrem Roß Beyart nach Tarragona. Als sie nun nahe an des Königs Kastell waren, erfuhren sie, daß Yvo mit seinem ganzen Hofgesinde über der Tafel war. Da sprach Writsart: „Lieben Brüder! nun sind wir außer Gefahr unsers Leibes, Gott sei Lob und Dank! Ihr wisset, daß wir nicht geschlafen haben, sind auch gar müde; lasset uns ein wenig niedersitzen und ruhen!“ „Wohlan,“ sprach Adelhart, „lasset uns dies thun!“ So legten sie ihren Harnisch unter ihre Häupter und schliefen, bis der König Yvo seine Mahlzeit geendigt hatte. —

Als die vier Ritter nun ausgeschlafen hatten, saßen sie wieder auf ihr Roß Beyart und eilten auf das Kastell zu, wo der König Hof hielt, nahmen Saforets Haupt mit samt der Krone, steckten es auf Reinolds Speer, und ritten also nach dem königlichen Hof. Der König stand in eigener Person *auf der Zinne* und sah sie hereinkommen; er sagte zu denen, die bei ihm

waren: „Stehet, auf, meine Freunde, da kommen vier vornehme Leute auf einem Roß; was mögen die uns gutes bringen wollen? Es ist das größte Roß, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!“ Alsbald eilte er mit seinem ganzen Adel hinunter, um zu vernehmen, wo sie herkämen, und was ihr Anliegen oder Vorhaben wäre. Als Reinold samt seinen Brüdern den König sahen, stiegen sie von ihrem Roß Beyart, fielen ihm zu Fuß und bewiesen ihm große Ehrfurcht; sie reichten ihm das Haupt Saforets dar, und sprachen zu ihm: „Gnädigster Herr und König, dies ist das Haupt Eures abgesagten, größten Feindes Saforet, das wollen wir Eurer Majestät als ein geringes Geschenk verehrt haben; wo wir Euch in irgend etwas dienen können, wollen wir jederzeit dazu bereit und willig sein!“

Der König Yvo nahm das Haupt mit höchstem Dank an, hieß sie willkommen und versprach ihnen guten Unterhalt; er befahl in aller Eile ein köstliches Mahl zuzurichten, das Reinold und seine Brüder mit ihm verzehren sollten. Als sie nun zur Tafel saßen, fragte der König, wer sie wären, und wo sie den König Saforet erschlagen hätten? Da antwortete Reinold und sprach: „Gnädiger Herr, unser Vater heißt Graf Heymon von Dordone, von dem Geschlecht Bourbon; mein ältester Bruder ist Rittsart genannt, der andere Adelhart, der dritte Writsart; ich bin der jüngste und heiße Reinold.“ Als der König dieses hörte, empfing er sie, als wenn sie seine Kinder gewesen, und ließ sie herrlich kleiden und wehrhaft machen. Bald darnach rüstete er sich zum Krieg. Er wollte sich nemlich an Saforets Landschaft rächen und versammelte ein groß Volk. Reinold befahl das Roß Beyart zu satteln, und so setzten sie sich wieder alle vier darauf und fielen mit aller Gewalt in Saforets Land ein und erschlugen jegliches, das ihnen vorkam, was männlich war. Dieser Krieg dauerte fast drei Jahre. Unterdessen ließ der König Yvo starke Festen und Kastelle bauen, das Land damit in Zwang zu halten. Alles, was sie anfingen, das schlug zum Glück aus, und die vier Gebrüder thaten ihr möglichstes. Also dienten sie dem König Yvo vier ganze Jahre und erhielten große Ehren, Geschenke und Kleinodien.

Wie nun der König von Frankreich vernommen, daß Reinold mit seinen Brüdern in Tarragona bei dem Könige war, so schickte er einen Gesandten zu ihm mit freundlichen Worten und dem Begehren, er möchte ihm die vier Brüder gefänglich abliefern, denn sie hätten ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen. Sobald dieses der König vernommen, versammelte er heimlich seine Räte und legte ihnen des Gesandten Auftrag vor: wie daß König Karl von Frankreich begehre, er solle ihm die vier Brüder gefänglich zuschicken, wenn er sein Freund bleiben wolle. „Was dünket Euch aber, Ihr Herrn? scheint Euch solches ratsam zu sein? ratet mir hierin das beste, damit ich in meiner Ehre bleibe; denn durch die vier Brüder habe ich meine Feinde überwunden!“ Da sprach der Herzog von Ripemont zu dem Könige: „Gnädigster Herr König, ich habe vor dieser Zeit wohl vernommen, daß jene dem Könige von Frankreich

großen Trutz und Übermut gethan haben, und ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen. Damit nun Eure Majestät nicht in des Königs von Frankreich Ungnade komme, so rate ich, daß man sie ihm gefänglich zuschicke." Eben so sprach auch Herr Andell. Als ein anderer Edler, Herr Hugo von Averna, diesen Vorschlag hörte, ward er zornig und sprach: „Vermaledeit sei dieser Rat: so Euer Majestät das thut, und überliefert sie dem König von Frankreich, so wird man Euch über tausend Jahr einen Verräter schelten. Es wäre nicht weislich gehandelt, denn sie haben manchen Heiden erlegt und Euch in dem ganzen Heidenlande berühmt gemacht." Darauf sprach der König zu einem Edelmann, genannt Isoret und fragte ihn, was er dazu sage. „Gnädiger Herr und König," antwortete dieser, „es wäre Eurer Ehre zuwider, daß Ihr die vier Ritter solltet nach Frankreich schicken, daß sie ums Leben kämen. Wenn Ihr des Königs Ungnade fürchtet, lasset sie in ein ander Land ziehen, wo sie sich vor ihm nicht fürchten."

Dem Könige gefiel dieser Gedanke am besten; er hatte ein groß Mitleid mit Reinold und seinen Brüdern, daß er sie verlassen müsse wegen der treuen Dienste, die sie ihm geleistet hatten, aber auf Begehren wollte er diesem Rat nachkommen. Darauf sprach Herr Hugo zum König: „Es ist nicht ratsam, daß man Andells und des Herzogs von Ripemont Vorschlag befolge; denn sie sind beide von einem Geschlechte, das keinem wohl rät. Dieweil nun Eure Majestät den Reinold samt seinen Brüdern so ungern verliert, und sie Euch allezeit gar getreu und hold gewesen sind, so thätet ihr uns auch einen großen Gefallen, und es wäre dem Lande nützlich, wenn Ihr dem Reinold Eure Tochter Klarissa zur Gemahlin gäbet, hernach die Steinklippen in den Grund risset und ließet ihm darauf ein ansehnliches und festes Schloß aufbauen und wenn es Gott gefiele, daß er junge Erben mit ihr bekäme, so würde er seine Sache gegen König Karl wohl selbst verantworten, denn er ist von einem so gewaltigen Herkommen, daß er dessen Gewalt nicht fürchten darf; darum mag Eure Majestät in guter Ruhe leben." Sobald König Yvo diesen Rat angehört, war er wohl zufrieden und gedachte: „möchte es nur so weit geraten, daß Reinold und seine Brüder bei mir blieben, so wollte ich keinen König noch Fürsten fürchten;" darauf ließ er alle vier zu sich fordern.

Als sie nun vor ihn kamen, fielen sie auf die Kniee nieder, und erzeigten dem König alle gebührende Ehre. Reinold fragte Yvo, was sein Begehren wäre. Darauf antwortete ihm dieser: „Allhier habe ich ein Schreiben vom König Karl aus Frankreich, dessen Inhalt ist, daß ich Euch und Eure Brüder ihm ausliefern solle, damit er nach Gefallen über Euch verfügen könne; aber das will ich durchaus nicht thun; ich will kein Verräter sein. So Ihr wollt nach Polen oder nach Kalabrien oder anders wohin in der Welt ziehen, so will ich Euch mit einem schönen Geschenke begaben, und verspreche auch, Euch nimmer in der Not zu lassen." Da antwortete ihm Reinold und sprach: „Allergnädigster Herr und König, gegen die Gewalt König Karls können wir

allein nicht bestehen; aber Eure Majestät hat dort noch eine starke und hohe Steinklippe, die wollet mir schenken, so will ich darauf eine große Festung bauen, daß ich des Königs Karl Gewalt nicht fürchten darf." König Yvo antwortete: „Reinold, wenn ich Dir die Steinklippe gebe, und Du bauest eine Festung darauf: Du zwingst mein ganzes Königreich, zudem auch die Landschaft Gascogne!" Da sagte Reinold: „Ach nein, gnädiger Herr und König, das begehre ich nicht zu thun, vielmehr will ich angeloben, wenn jemand Euch würde mit Krieg angreifen, so will ich Euch verteidigen, als wenn Ihr unser Vater wäret." Darauf sagte der König: „Ich will mich bedenken und beraten, und Dir eine gute Antwort geben."

Sogleich ließ Yvo seinen Rat zusammen fordern, und trug ihnen Reinolds Begehren vor; darauf sollten sie sich entschließen und Antwort geben. Da sagte Herr Isoret zuerst seine Meinung und sprach: „Ich rate, Herr König, daß Ihr ihm die Tochter samt der Steinklippe gebet, und lasset ihn darauf bauen was er begehret, das wird Euer Majestät große Ehre bringen, und man wird Euch allenthalben desto mehr fürchten." Andell aber sagte: „Was ist das? wollt Ihr denn König Karl beleidigen? wenn er solches vernähme, so fiele er mit Gewalt ins Land und nähme unsern König, Reinold und seine Brüder gefangen und ließe sie alle henken, und verheerte das ganze Land; das wäre für immer eine Schande."

Diese Worte verdrossen den Herrn Andernell, er schlug den Andell in das Gesicht, daß er tot zur Erde fiel, und sagte: „Da hast Du den Lohn für Deinen guten Rat." Als der König das sah, sprach er: „Lasset das bleiben, meine lieben Herren; denn ich will Reinold meine Tochter geben und die Steinklippe; dafür soll er samt seinen Brüdern zu jeder Zeit mir beistehen, wo ich sie vonnöten haben werde, als wenn ich ihr Vater wäre." Da ließ der König den Reinold vor sich kommen und sagte: „Reinold, mein lieber Sohn, ich weiß, Du bist von gräflichem Stamm; so Du und Deine Brüder mir wollen getreu sein, so will ich Dir meine liebste Tochter zur Gemahlin geben, dazu die Steinklippe und den halben Teil meiner Güter, und magst Du darauf ein Kastell bauen lassen, so stark und fest Du immer willst, damit Du sicher seiest vor dem König Karl in Frankreich, er kann Dir darauf kein Leid thun, und läg er hundert Jahr davor." Dafür dankte Reinold dem König Yvo sehr höflich, und ließ sich alsbald nach christlichem Gebrauch einsegnen, die Hochzeit aber ward auf eine andere Zeit gehalten. Als nun das Hochzeitmahl vorüber und alle Kurzweil vollbracht war, ließ Reinold Zimmerleute, Steinmetzen und andere Meister zusammen rufen, und da ein schönes und festes Kastell bauen, von lauterm Marmorstein, gar hoch und mit vier Mauern umfangen; das nannte er Montalban. Darnach ließ er allenthalben ausrufen, wer daselbst hin wollte kommen zu wohnen, den wolle er beschützen und beschirmen, und jeglichen frei lassen von allen Beschwernissen. Als dies Gerücht unter das Volk kam, sammelten sich an fünfzehn hundert Mann, welche

da zu wohnen begehrten. Hierauf verlangte er vom König Yvo, er sollte auch einmal dahin kommen und ihn besuchen. Als der König nun zu ihm kam, besah er das Kastell und sprach: „Sohn, Du hast allhier ein schön und mächtig Stück Werks gemacht. Gott gebe Dir Glück und Heil damit! wie ist sein Name?“ Da antwortete Reinold: „Weil es auf einer weißen Marmorklippe steht, so habe ich es Montalban oder Weißenstein genannt.“ So schieden sie von einander.

Nun geschah es, daß König Karl mit seinem Neffen Roland und andern Rittern sich rüstete und wollte nach St. Jacob in Galizien reisen; und als sie in König Yvos Land kamen, sah Karl das schöne und gewaltige Kastell an, und merkte, daß es fast unüberwindlich war. Sie fuhren eben übers Wasser in das Land, das König Yvo dem Reinold mit seiner Tochter gegeben hatte. Da fragte er, wer das Schloß erbaut hätte und wessen es sei. Roland ging zu einem Ackersmann und sprach denselben an, wem das Kastell zugehöre. Da sagte der Mann: „Ein Graf hat es bauen lassen, um sich zu wehren gegen seine Feinde.“ Nun fragte Roland, wie er heiße. „Reinold,“ antwortete jener, „er hat auch drei herrliche Brüder, und die Stadt ist sein.“ Als Roland diesen Bescheid eingenommen, eilte er wieder zum König und sagte ihm, wie er vernommen, daß Reinold es gebaut hätte. Darüber ward der König zornig und gebot Roland, er sollte hingehen und Reinold sagen, daß er ihm das Kastell, die Stadt und auch seine Brüder ausliefern solle; dann werde er ihnen alle ihre Missethat verzeihen; wenn er sich dessen weigerte, so werde es ihm übel gehen. „Dann will ich, sprach er, mit meiner ganzen Macht kommen, das Land verderben und ihn samt seinen Brüdern aufhenken lassen.“

Roland merkte sich des Königs Meinung, ritt nach Montalban, grüßte Reinold samt seinen Brüdern und seinem ganzen Hofgesinde freundlich, und sprach: „Es ist des Königs Wille und Meinung, und hat derselbe mich zu dem Ende hergeschickt, daß ihr ihm das Kastell Montalban samt der Stadt überantworten und kommen sollet mit allen Euern Edelleuten, ihm zu Fuß fallen und um Verzeihung Eurer Missethat bitten: so will er Euch alle zu Gnaden annehmen.“ Da antwortete Reinold und sprach: „Ich gebe nicht eine Kirsche um den König Karl, er liegt mir lieber sieben Jahre in meinem Lande.“ Als Roland dies hörte, sprach er: „Vetter, wie so? Wollet Ihr Euch gegen König Karl aufwerfen? Ihr habt seinen Sohn Ludwig erschlagen!“ Da sprach Reinold: „Ich frage nichts darnach, es gehe mir darüber wie Gott will!“ Roland zog wieder zum König Karl und meldete ihm Reinolds Antwort. Als der König dieses vernommen, ward er zornig und schickte dem Yvo einen scharfen Brief, mit dem Inhalte, daß er sein Todfeind wäre, darum daß er seine Feinde in seinem Lande beherberge. Als aber König Karl wieder nach Frankreich kam, versammelte er viel Volks, zog dem Reinold in sein Land

und belagerte Montalban. Da Reinold das sah, versammelte er auch sein Volk, um es zu entsetzen. Und König Karl blieb ein ganz Jahr im Land, und verderbte es mit Brennen und Sengen, verlor aber viel Volk, so daß er zuletzt wieder abziehen mußte.

Jetzt hatten die Brüder wieder Frieden. Da geschah es auf eine Zeit, daß Reinold seine Brüder zu sich berief und zu Writsart sagte. „Lieber Bruder, Du bist mein Trost und meine einzige Hoffnung; es ist nun sieben ganzer Jahre, daß wir unsere Mutter nicht gesehen haben, darum ist mein Herz also traurig, und wenn ich sie nicht bald sehe, so muß ich sterben.“ Da sprach Adelhart: „Bruder, was soll dies werden? Du weißt wohl, daß unsere Eltern haben schwören müssen, daß sie uns alle vier dem König Karl ausliefern wollen!“ Da sprach Reinold: „Den Eid achte ich gering, denn es ist natürlich, daß sie die Kinder lieben. Es gehe wie es wolle, ich muß meine Eltern sehen; auch weiß ich uns guten Rat: wir wollen hingehen in den Wald bei Bordeaux, daselbst der Pilgrime warten und sie bitten, daß sie mit uns die Kleider vertauschen; dann gehen wir als Pilger durch das Land zu unsern Eltern.“ Dieser Rat gefiel den Brüdern gar wohl, und sie begaben sich auf die Reise nach dem Wald.

Wie sie nun daselbst waren, kamen nach einer Weile vier Pilgrime von dem heiligen Lande und hatten Palmzweige in ihren Händen. Als sie mit diesen zusammen kamen, hieß Reinold sie willkommen und begehrte, daß sie mit ihnen die Kleider tauschen sollten. Da die Pilger das hörten, waren sie erschrocken, verstanden Reinolds Meinung nicht, und einer aus ihnen sprach zu ihm: „Wie, Reinold, bist Du nun ein Räuber worden? wie geht dies zu, wie lang hast Du dies getrieben? Gewiß, wenn ich lebendig wieder nach Frankreich komme, so will ich bei dem König über Dich klagen!“ Als der Pilger dies sagte, zog Reinold sein Schwert aus und wollte den Pilger schlagen; da fiel ein anderer dazwischen und sprach: „Gnädiger Herr, wir begehren Gnade von Euch; wir sind arme Pilgrime und kommen von Jerusalem, nehmet unsere Kleider und thut damit nach Eurem Gefallen.“ Da sagte Reinold: „Freund, Du thust wohl daran, und wenn Du das nicht gethan hättest, so wäre Dein Mitbruder tot.“ Da zogen sie ihre Kleider aus und gaben sie Reinold und seinen Brüdern; darnach ließ jener die Pilgrime ihre Straße gehen. Nachdem sie die Kleider angelegt, machten sie sich zu Fuß auf den Weg nach Pierlamont, und als sie dahin kamen, fanden sie, daß das Thor verschlossen war. Da klopften sie an; der Thorhüter kam und fragte, wer da wäre und was sie begehrten. Da antwortete Reinold: „Mein lieber Freund, lasset uns arme Pilgrime durch, wir kommen von Rom und andern Städten mehr; nun haben wir Hunger und Durst, deshalb bitten wir, ihr wollet uns zu essen geben und uns hernach ruhen lassen um Gottes willen!“

Der Thorhüter sagte zu ihnen: „Und bittet Ihr noch so sehr, so darf ich Euch doch nicht einlassen.“ „Warum?“ fragte Reinold. „Das will ich Euch sagen,“ sprach jener, „weil unsere vier Söhne gefangen sein sollen, nämlich Ritsart, Writsart, Adelhart und Reinold. Aber ich sage Euch, Freund, Ihr sehet dem Reinold so gar ähnlich, und wenn Euer Bart nicht so lang wäre, so sagte ich für gewiß, Ihr wäret der stolze Reinold!“ Da sprach dieser wiederum: „Freund, ich bitte Euch um Gotteswillen, lasset uns ein; der liebe Gott wolle die Brüder erretten von der Hand König Karls, so er sie gefangen hat; oder, sind sie anderswo, so wolle sie Gott bewahren!“

Als Reinold diese Worte geredet, gefiel das dem Pförtner so wohl, daß er sprach: „Ich will Euch einlassen zu unserer Frau, die Euch ersättigen wird um unserer vier Herren willen.“ Da öffnete der Pförtner das Thor, und sie gingen ein und fanden ihre Mutter im Saal sitzen; sie grüßten sie nach Schuldigkeit, das dankte ihnen ihre Frau Mutter. Da sagte Reinold: „Frau, wir kommen von Rom und von St. Jakob in Galizien und von andern Städten mehr; wir haben noch niemals solchen Hunger gehabt, wie jetzt, darum gebet uns etwas zu essen, auf daß Ihr des Segens unserer Pilgerfahrt auch teilhaftig werdet!“ Da sagte die Frau: „Seid zufrieden und wohlgemut, ich will Euch gewiß geben,“ setzte sie dann an eine Tafel und brachte ihnen zu essen und zu trinken genugsam. Als sie sich satt getrunken hatten, sprach Reinold: „Frau, gebet mir des Weins noch einen Trunk, so will ich König Karl, meinen Vetter, nicht mehr fürchten.“ Als Adelhart das hörte, erschrak er von Herzen sehr und stieß den Reinold mit der Hand auf die Brust, daß er darnieder fiel, denn er war ganz trunken. Als Frau Aya das von Reinold hörte, und sah, wie Adelhart ihn um der Worte willen strafte und sehr erschrocken war, fiel sie dem Reinold um den Hals mit großen Freuden und konnte von ihm nicht ablassen, bis sie Adelhart aufnahm. Dieses alles sah einer der Edlen an ihrem Hofe, der König Karl gar günstig war, der sprach zu der Fürstin: „Frau, ich sehe wohl, daß es Reinold Euer Sohn und seine Brüder sind, die den König Ludwig erschlagen haben. Nun sage ich Euch, kommt Eurem Eide nach, den Ihr geschworen, lasset sie gefangen nehmen und schicket sie dem König Karl von Frankreich. So Ihr das nicht thut, so will ich zum König reiten und ihm anzeigen, wie Ihr Eure Kinder, und insonderheit Reinold den Mörder, wider Euer Versprechen, heimlich an Eurem Hofe behalten; und wenn er solches von Euch hören wird, so wird er nicht säumen, sie allhie holen zu lassen, sie vor Gericht stellen wegen des Totschlags und sie darnach mit ihrem Vater Heymon hinrichten und Euch selbst verbrennen lassen!“

Über diese Rede ward die Frau Aya voll Zorns und sprach: „Pfui, Du Treuloser, willst Du mein Verräter sein und hast mein Brot so lang gegessen? Und wenn mein Bruder noch tausendmal mehr über mich zürnte, und ich müßte ihm noch einen Eid schwören: so begehre ich ihm meine Kinder

doch nicht zu schicken, daß er sie ums Leben bringen sollte!" Als der Treulose sah, daß er bei der Frau nichts ausrichtete, lief er eilends zu Heymon, redete ebenso mit ihm und stieß noch mehr andere Drohworte aus, als er zuvor gegen die Frau gebraucht. Da ward Heymon zornig, ergriff in aller Eile einen Prügel, schlug den Verräter, daß er starb, und sprach: „Nun weiß ich gewiß, Du wirst dem König nichts sagen!" Dann rief er seinen Edelleuten, und befahl, sie sollten sich waffnen und ihm seinen Sohn Reinold samt den Brüdern helfen fangen, auf daß er sie dem König Karl mit seinem Eid zuschicken möchte. Da zogen sie ihre Waffen an, und gingen mit Heymon vor den Saal, in der Meinung, er wolle sie ergreifen. Als Adelhart das inne ward, seufzte er zu Gott und sprach: „Nun wolle uns der Herr und seine liebe Mutter beistehn; denn wir sind in großen Sorgen; ich sehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks, um uns zu fangen!" Und nun lief er zur Mutter und sagte: „Mutter, wißt Ihr uns keinen Rat zu geben, daß wir unserm Vater möchten entrinnen? Reinold liegt fast tot in Ohnmacht!" Da sagte die Mutter: „Ich weiß keinen Rat, sondern traget Reinold hinein und verwahret die Thür, daß niemand zu Euch kann, denn es ist das beste Gemach im Kastell." Sie folgten ihrem Rat und trugen Reinold in das Gemach; die drei Brüder blieben mit ihrer Wehr vor der Thür stehen und verwahrten dieselbe sehr wohl; unterdessen kam Heymon mit seinem Volk heran, um die vier jungen Helden zu fangen. Da sagte Adelhart: „Ihr Herren, weichet und kommet mir nicht zu nah, oder ich wehre mich, so gut ich kann," und schlug dermaßen mit seinen Brüdern auf sie zu, daß alles tot darnieder fiel, was sie nur erreichen konnten. Dieser Streit währte wohl zwei Tage lang, so daß Heymon nichts ausrichtete. Als es nun an den dritten Tag kam, ward Reinold wieder wohl auf und erwachte von seinem Schlaf. Da fand er seine Brüder gegen ihren Vater streiten, als ob sie unsinnig wären.

Jetzt nahm Reinold sein Schwert, sah, daß seine Brüder müde waren, hieß sie hinter ihn springen und sprach: „Nun soll mich Gott strafen, wo ich jemand verschonen will, und wenn es gleich mein Vater selbst wäre!" sprang mit den Worten in das Volk hinein, da es am dicksten stand, und schlug so tapfer unter sie, daß sie es alle fühlen mußten, wie stark sie auch waren.

Als Heymon dies sah, sprach er: „Ich sehe wohl, meine Kinder bleiben diesmal ungefangen, denn Reinold beweist jetzt mehr Tapferkeit, als all mein Volk; er hat das beste Schwert, das zu finden ist, und was er trifft, das muß fallen; deswegen laßt uns weichen." Reinold aber folgte seinem Vater mit großer Gewalt durch das Heer, worüber seine Brüder sehr traurig wurden und ihm deswegen nachgingen.

Er kam auch wirklich bis zu seinem Vater, nahm sein Schwert und wollte ihn erschlagen; da sprang Adelhart herbei und rief: „Bruder, was willst Du thun? Willst Du unsern Vater tot schlagen? Das wäre uns vor Gott und der Welt eine Schande; wir dürfen auch unsere Augen an keines

Fürsten Hof mehr empor heben; darum bitte ich Dich, laß es bleiben, sonst erlangen wir unser Lebenlang keinen Frieden mit König Karl, und wir können es vor Gott nimmermehr verantworten." Reinold aber sprach: „Bruder, ich sage Dir für gewiß, ich will ihn seine Kinder lehren fangen!" nahm den Vater und band ihn auf sein Pferd, verschaffte sich einen Knappen und befahl ihm, er solle das Roß mit dem Gefangenen zum König Karl führen. Der Junge schlug ihm solches ab und sagte: „Warum soll ich das thun? er ist mein rechter Herr; wenn Ihr wollt, so thut es selber! Als Reinold das hörte, ward er zornig und wollte den Knaben tot schlagen; der bat aber um Gnade: „er wolle sein Begehren gerne thun." Da sagte Reinold, er solle das Pferd mit dem gefangenen Heymon nehmen, es König Karl bringen und sprechen: „das Geschenk habe ihm Reinold geschickt; er solle nun mit dem Manne handeln, wie er mit ihm handeln wollte, wenn er ihn gefangen hätte."

Der Knabe kam vor des Königs Palast: aber da war das Thor noch verschlossen; da klopfte er an, bis es der Thorhüter hörte; der kam und fragte, von wannen er mit dem Gefangenen käme. Der Knabe sprach: „Es ist Graf Heymon." Als der Thorhüter das hörte, sprach er zu Heymon: „Wie geht das zu, gnädiger Herr, wer ist so kühn, der Euch also hieher an unsern königlichen Hof schicken darf?" Heymon antwortete: „Das haben meine Kinder gethan; eröffne das Thor und laß mich durchreiten zu dem Könige, auf daß ich ihm kann klagen, wie es mir ergangen ist!" Als er nun zum König kam, wurde er von dem Pferde abgebunden und Hand und Füße ihm aufgelöst. Da fragte ihn Karl: „Heymon, wer hat Euch das gethan?" Heymon aber antwortete: „Gnädigster Herr und König, das haben mir meine Kinder gethan, denn als ich vernahm, daß sie wieder ins Land gekommen waren, machte ich mich samt meinem Volk auf, dieweil ich solches Eurer Majestät verheißen, und wollte sie gefangen nehmen und sie Euch schicken, daß sie ihren Verbrechen nach sollten gestraft werden; aber sie wollten sich nicht gefangen geben, und wehrten sich so ritterlich, daß ich an fünfhundert Mann dadurch verloren."

Als der König das hörte, ward er traurig und befahl, daß sein Volk sich rüsten sollte, Adel und Unadel, und sollten mit ihm nach Dordone gehen; er wolle Reinold samt seinen Brüdern gefangen nehmen.

Wie sie nun daselbst anlangten, stand Reinold oben auf den Zinnen, sah, daß der König das Kastell belagern wollte und allbereits seine Sturmleitern anlegte; da lief er eilends zu seiner Mutter und sprach: „Ach hört, liebe Mutter, jetzt steht es übel, denn König Karl hat uns belagert, und wofern wir unter seine Hand kommen, so müssen wir alle sterben! Was Rats wisset Ihr uns?"

Da sprach Frau Aya zu Reinold: „Ziehe Deine Pilgrimskleider wieder an, so will ich Dich gern zum Thor hinaus lassen; also magst Du davon kommen!"

Reinold folgte seiner Mutter, nahm Urlaub von seinen Brüdern, und machte sich wieder auf, nach Montalban zu ziehen, wo er das Roß Beyart gelassen hatte. Aber da ward eine große Traurigkeit zwischen der Mutter und den vier Söhnen. Reinold war voll Leids, daß er seine Mutter und seine Brüder also verlassen mußte, desgleichen die Mutter und seine Brüder wiederum, und einer bat Gott für den andern.

Wie nun Reinold aus dem Kastell und aus der Hand des Königs war, weinte die Mutter bitterlich und sprach zu Adelhart: „Ach! wie ist mir jetzt so leid, meine Söhne, daß Ihr in meinem Hause belagert seid! Ich weiß keinen bessern Rat, als daß Ihr Euch demütiget und gehet willig und barfüßig zu dem König, fallet ihm zu Fuß und bittet ihn um Schonung Eures Lebens; ich glaube, er wird Euch auf Fürbitte Eurer Verwandten zu Gnaden annehmen!“ Die drei Brüder folgten der Mutter Rat und gingen zu König Karl willig und barfuß, fielen ihm zu Fuß und baten ihn, er solle ihnen ihre Missethat, so sie wider ihn gethan hätten, um Gottes willen vergeben; sie wollten ihm ihr Leben lang mit Leib und Gut dienen. Da fragte der König nach Reinold, wo sie den gelassen hätten. Sie antworteten ihm, sie wüßten nicht, wo er wäre. Da befahl er, man solle ihnen Hände und Füße binden und sie gefangen legen, er wolle sie so lang behalten, bis er den Reinold dabei hätte, alsdann sollten sie sterben. Als Frau Aya dies hörte, fiel sie in Ohnmacht vor dem König nieder und begehrte, er solle ihre Söhne los geben. König Karl aber sprach: „Wenn ich Reinold dabei habe, will ich sie zu Paris an den höchsten Galgen henken lassen.“ Und so zog er nach Paris und hielt sie gefangen.

Sobald Reinold zu Montalban ankam, erzählte er sein Unglück, daß seine Brüder gefangen seien, und der König wolle sie henken lassen; worüber alles zu Montalban traurig war. Reinold aber rüstete sich mit seinem Roß Beyart und ritt nach Paris. Er dachte, man würde seine Brüder herausführen, sie zu henken; dann würde er Leib und Leben für sie eingesetzt haben. Indem kam ein Jüngling daher gelaufen, den fragte Reinold, ob er seinethalben also liefe, um ihn zu verraten; wenn es dem so wäre, das möchte er ihm sagen, so wolle er ihm sein Roß dazu leihen. Der Jüngling sprach: „Gnädigster Herr! sollte ich Euch in einer bösen Absicht nachfolgen, der Ihr doch meines Vaterlandes Herr seid, und der ich Euer Hintersaß bin, und empfange alle Jahre von Eurer Frau Mutter meinen Unterhalt?“ Da fragte Reinold, wie sein Name wäre. Der Jüngling antwortete: „Ich bin Rigant von Neapel genannt.“ Da sprach Reinold: „Mein Freund, wollet Ihr mir eine Botschaft ausrichten an König Karl von Frankreich? Ich will Euch gut dafür belohnen; aber Ihr müsset von ihm sicher Geleit Eures Leibs begehren, daß Ihr hingehen könnt, wohin Ihr wollet!“

Da antwortete ihm der Jüngling: „Ich will die Botschaft gern besorgen, denn ich bin doch Euer Diener; und im Fall mir jemand etwas wird sagen,

so will ich ihn mit meinem Stock schlagen, daß er niederfallen soll!" Da sprach Reinold: „Du sollst dem König öffentlich sagen, im Beisein des Adels, ich lasse ihn bitten, daß er meiner Brüder Leben verschone, ich will ihm auch willig und barfüßig zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten; dazu will ich ihm seinen Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen und ein goldenes Standbild machen lassen, so groß als Ludwig gewesen ist, und will eine Kirche bauen lassen zu Ehren Marias, der Mutter unsers Herrn, und stiften, daß man alle Tag darin soll singen die sieben Worte; zudem will ich ihm mein Roß Beyart samt meinem Kastell Montalban frei und eigen geben, daß ich es als ein Lehen von ihm habe, wenn er nur mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen will. Und wenn er mich in seinem Königreich nicht leiden mag, so will ich mit meinen Brüdern über See fahren, damit ich ihm aus den Augen komme; wo er aber mich und meine Brüder in irgend etwas gebrauchen kann, so wollen wir ihm allezeit willig sein, und das dergestalt, daß an seinem Hof unsers gleichen nicht sein soll. Wenn sie dagegen der König mit Gewalt wollte hinrichten lassen, so will ich meine ganze Macht darauf verwenden und sie los machen und alles zerschlagen was ich daselbst finde!"

Mit diesen Aufträgen nahm der Diener seinen Abschied von Reinold, und eilte auf Paris zu. Und als er dahin kam, sah er den König aus seiner Kammer treten; da schämte er sich, daß er den König sollte anreden, und hatte seinen Stab in der Hand; jedoch faßte er sich ein Herz und fiel vor Karl nieder auf seine Kniee und bewies ihm höchste Ehrfurcht; stand dann wieder auf und sprach: „Gnädigster Herr und König, ich bringe Eurer Majestät gute Botschaft." Da sagte der König: „Gute Botschaft ist mir lieb, was bringest Du für Botschaft?" „Ehe daß ich meinen Auftrag vollbringe," sprach er, „bitte ich, Eure Majestät wollen mir sicher Geleit zusagen, damit ich ungehindert mag von einem Ort zu dem andern gehen und reisen ohne Gefahr meines Lebens. Sollte man den Boten Leid thun, so würde manche Botschaft unausgerichtet bleiben." Als der König diese Worte von dem Diener hörte, sprach er: „Es ist wahr, ich sage Dir sicher Geleit zu, daß Dir kein Leid widerfahren soll."

Hierauf brachte der Diener seine Botschaft vor und sprach: „Gnädigster Herr! Es läßt Eure Majestät mit höchster Demut grüßen der allertraurigste Mann auf Erden, und der beste Ritter, den die Sonne bescheint." Da fragte der König, wer das wäre. Und der Bote sprach: „Eurer Majestät Schwestersohn, Reinold, bittet Euch demütig um Gnade für ihn und seine drei Brüder; was sie Euch Mißfälliges gethan haben, wollen sie wieder erstatten. Erstlich will Reinold Euern Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen; dann will er eine Kirche zu Ehren Marias der Mutter Gottes bauen lassen und ein Bild von Gold machen, das so groß als Ludwig gewesen, und die Priester mit Unterhalt begaben, die alle Tage in der Kirche das Amt der heiligen Messe verrichten und die Tagzeiten singen lassen sollen; in allen Klöstern und

Kirchen will er Messe singen lassen für die Seele Ludwigs; sein Roß Beyart will er Euch auch verehren, und so Ihr ihn nicht dulden wollt in seinem Königreich, so will er samt seinen Brüdern daraus weichen, oder wo er und seine Brüder Eurer Majestät dienen können, da wollen sie jederzeit geneigt sein es zu thun; und somit bitten sie, Eure Majestät wolle ihnen hierin willfahren, und sie zu Gnaden annehmen." Da sagte der König: „Was weiter?" Da sprach der Bote: „Gnädigster Herr, Reinold sagte: so Ihr nicht wollet Gnade erzeigen, so will er Eurer Majestät ins Land fallen, brennen und rauben, alle Kirchen und Klöster zerstören, und alles Gold und Silber, das er darin findet, will er nehmen und sein Volk damit bezahlen." Da fragte der König noch einmal: „Entbeut mir mein Vetter Reinold nichts weiter?" Der Bote antwortete: „Ja, gnädigster Herr! er sagte: Wenn Eure Majestät durchaus nicht will den Zorn fallen lassen, so wird er Euch allenthalben nachtrachten, daß er Euch in seine Hand bekomme und Euch thue, wie er dem Ludwig gethan hat."

Als der König diese Worte von dem Boten hörte, entfiel ihm der Mut; er ward traurig und sprach: „Wahrlich, diese Botschaft ist mir nicht anständig; ich hätte viel lieber etwas anderes gehöret. Aber Du bist klug, daß Du erst sicher Geleit begehret hast, und das von mir selbst, denn wenn Ich solches nicht versprochen hätte, so müßtest Du jetzt gleich sterben."

Da fragte der König zum dritten mal den Boten, ob er nichts mehr ihm anzuzeigen hätte. Der antwortete: „Nein! er lässet aber die zwölf Genossen von Frankreich grüßen und empfiehlt dem Bischof Turpin, er wolle seine Brüder in seinen Schutz nehmen, und bittet neben dem auch seine Verwandten und Freunde, daß keiner Rat noch That dazu geben wollte, daß man seine Brüder hinrichte. Und, gnädiger Herr und König! wenn sie mit Gewalt hingerichtet werden, so will er seine ganze Macht daran strecken und sie erretten, und wenn er schon wissen sollte, daß er sein Leben dabei verlieren würde." Als König Karl dieses auch von dem Boten gehört hatte, sagte er: „Entbeut mir mein Vetter Reinold das, so will ich sehen, wer so kühn sein wird, der sich seiner anzunehmen wagte: denselben will ich in drei Tagen henken lassen." Wie der Diener diese Worte vom König hörte, ward er traurig und nahm seinen Stab, ging zu Roland, fragte den, ob er mit Reinold verwandt wäre oder nicht. Da antwortete Roland dem Diener: „Ja, ich will um keines Dings willen ihn verleugnen, denn er ist mein Vetter!" Da sagte der Jüngling: „Das ist recht, und wenn Ihr den jungen Helden verleugnet hättet, solltet Ihr von meiner Hand gestorben sein." Desgleichen fragte er auch Bischof Turpin, ob Reinold ihm verwandt wäre, das sollte er ihm sagen. Der Bischof antwortete auch: „Ja, ich will sein Freund immer bleiben." Wie der König dieses merkte, fragte er: „Wer hat diesen Boten hieher gebracht, der seine Botschaft so wohl ausrichten kann? Er ist ein verständiger Mensch, stolz und mutig, und handelt in seinem Geschäft, wie sichs gebühret!" sagte

darneben: „Wann habt Ihr den Reinold zum letztenmal gesehen?“ Der Diener antwortete dem König: „Herr und König, wenn ich die Wahrheit bekenne, so bin ich gestern bei ihm gewesen.“ Da fragte Karl: „War er denn zu Fuß oder zu Pferd?“ Der Jüngling sagte: „Ich habe ihn auf seinem Roß Beyart gesehen.“ Der König sagte zu dem Jüngling: „Willst Du mir weisen, wo Reinold, Dein Vetter, ist: ich will Dir tausend Gulden in Gold schenken und Dich frei halten vor aller Gefahr und vor seinen Verwandten.“ Da sprach der Bote wieder zu Karl: „Herr und König, das wollte ich nicht thun, und wenn Eure Majestät mir noch achthundertmal mehr geben wollte. Soll ich meinen eigenen Herren verraten? Und dies sollet Ihr wißen: wenn ich bei Reinold wäre, und Eure Majestät wollte ihn gefangen nehmen, ich würde ihm mit Gut und Blut beistehen und ihn aufs beste verteidigen!“ Der König antwortete wieder dem Boten: „Auf dein Wort noch viel weniger, denn auf Reinolds Stolz achte ich, und wenn ich Dir nicht so fest Geleit zugesagt hätte, wollte ich Dich um solcher vermessenen Worte willen henken lassen.“

Dieser Bote nun, den Reinold zu König Karl abgefertiget hatte, um Verzeihung für seine und seiner Brüder Missethat zu erlangen, blieb länger aus, als er sollte: da ward Reinold gar traurig, vermeinte, der König hätte ihn henken lassen, und der Ärger machte ihn so müde, daß ihn der Schlaf überfiel, und er sich dessen nicht erwehren konnte: da ritt er gen Bordel in den Wald, stieg von seinem Pferd ab und band es an eine Staude; dann legte er sich nieder mit seinem Haupt auf den Schild und schlief ein. Mittlerweile bekam das Roß Hunger und war begierig auf das Gras, schüttelte sich so lange bis es los ward, und ging ein wenig zum Wald hinaus, zu weiden.

Über das kamen an fünfundzwanzig Bauernknechte, wollten auch Fütterung haben für ihr Vieh, und sahen das Roß weiden gehen; die sagten untereinander: „siehe, ist das nicht das große Roß Beyart, auf welchem Reinold geritten, der unsern König Ludwig erschlagen hat? Lasset uns das auffangen, und unserem König Karl bringen, der wird uns unsere Mühe wohl belohnen; denn ich weiß, daß wir ihm einen angenehmen Dienst thun, und wo wir das vollbringen, so werden wir alle reich genug.“ Darauf machten sie alsbald ein Netz von Weiden und andern Zweigen, umringten das Roß damit und brachten es dem König nach Paris. Da gabs zur Stund ein solch' Geschrei in der Stadt, daß das Roß Beyart gefangen wäre, daß jedermann zulief und wollte es sehen. Zu selbiger Zeit war der König auf seinem Schloß, und Roland bei ihm; die sahen zum Fenster heraus und erblickten sehr viel Volks, und vermeinten, sie hätten sich geschlagen; deswegen ging Karl mit *seinem Vetter Roland* herunter, zugleich aber kamen die Bauernknechte, brachten

das Roß Beyart, und verehrten es dem König. Der nahm es freundlich an und befahl, man sollte den Knechten Essen und Trinken geben und dazu ein Geschenk, dadurch sie ihr Lebenlang glücklich würden; denn er schätzte das Roß so hoch, daß es mit keinem Gold zu bezahlen wäre. Darnach nahm er das Roß und schenkte es seinem Vetter Roland; dieser dankte gar höflich dafür, gedachte jedoch bei sich: „Ich wollte, daß es mein Vetter, Graf Reinold, wieder hätte und die Diebe alle gehangen wären, die es ihm gestohlen haben; auch will ich dazu raten, daß es geschehen solle!“

Wie die Knechte gegessen hatten, ließ sie der König wieder zu sich kommen und fragte sie, wo sie das Pferd bekommen hätten. Da antworteten sie dem König: „Gnädigster Herr, wir haben es bei Bordel in dem Walde gefunden, da ging es im Gras weiden.“ Da fragte Karl: „Ob sie den Reinold nicht gesehen hätten?“ Sie sprachen: „Nein, sie hätten von ihm nichts gehöret.“

Als nun der König das Roß dem Roland geschenkt hatte, daß er damit thun möchte, was ihm gelüste, da begehrte dieser vom König, er sollte den Knechten, die es gefangen hätten, befehlen, daß sie es wohl in der Fütterung hielten und fleißig acht darauf hätten, damit es nicht verloren würde, und wenn sie es versäumten, daß sie alle dafür sterben sollten. Der König that nach Rolands Begehren und übergab das Roß den Knechten, daß sie es wohl halten und ihm gut Futter geben sollten: denn er wolle lieber viel Geld verlieren als das Pferd. Indem der König mit den Knechten redete, ward es an dem ganzen Hof kund, daß dem Roland das Roß geschenkt war; da kamen die Frauen zu Roland und begehrten, er sollte das Tier reiten, auf daß sie sähen, wie geschwind es im Laufen und Springen wäre, denn sie hätten Wunder von demselben gehört. Roland sagte, er müßte erst Erlaubnis von dem König haben: kehrte deshalb um, ging zum König und fragte, ob er den Frauen zu gefallen das Roß reiten solle, denn sie begehrten das von ihm. Da antwortete Karl: „Ich hab' Euch das Roß frei eigen gegeben, Ihr möget Eurem Gutdünken nach damit leben!“ Dafür dankte Roland dem König und sagte: „Ich will das Pferd satteln und damit aus der Stadt reiten an den Ort, wo man die Pferde zu schulen pflegt, und die Frauen sehen lassen, was Beyart kann.“ Der König sagte: „Das thut, Roland, denn von ihnen erlangt Ihr alle Ehr' und Tugend; was wunders, daß man ihnen etwas zu gefallen thut!“ Roland ging alsbald in den Saal, wo die Frauen bei einander waren, und sagte mit gebührender Ehrerbietung, er wolle am nächsten Sonntag das Roß reiten, sie sollten da an dem Ort erscheinen.

Wie inzwischen Reinold wieder erwachte, sah er nach seinem Roß Beyart; und als er das nicht gewahr wurde, sprang er auf, gebärdete sich, als wenn er sinnlos wäre und sagte: „O unglückliche Stunde, in der ich geboren bin, wie ist mir das Glück zuwider! O Tod, warum verschonest du meiner lang und nimmst mir nicht das Leben, da du siehest, daß kein so kläglicher Mann

unter der Sonne ist, wie ich bin? Ich sehe nun, daß das Sprichwort wahr ist, ein Unglück kommt nicht allein: denn meine Brüder sind gefangen und ich habe jetzt auch mein Roß verloren; ich, der ich mich so stolz vermessen, ich wollte meine Brüder aus König Karls Hand erretten; aber ich weiß jetzt daß es Gottes Wille nicht ist, denn Er liebt den König mehr als mich; darum kann ihm niemand schädlich sein!"

So ward sein Leid immer größer, er zog seinen Harnisch und seine Sporen ab und sprach: „was soll mir dies nun, weil ich mein Roß Beyart verloren habe?" Indem er also stand und seine Not wehklagte, kam ein Mann aus einer Hecke, der konnte sich in eine andere Gestalt verwandeln durch die Macht der Schwarzkunst: jetzt jung, jetzt alt, bald krumm, bald wohlgestalt. Der war Malegys genannt und verließ sich auf seine Kunst, brauchte dazu Kräuter und Steine, die er allezeit bei sich in den Kleidern trug. Wenn er wollte, war er ungestalt, daß sich einer vor ihm fürchtete, hatte einen langen Bart bis auf die Brust, Augbrauen, daß sie ihm in die Augen hingen und er also durch die Haare sehen mußte, schien auch über zweihundert Jahre alt zu sein und ging an einem Stock. Derselbige kam zu Reinold, grüßte ihn und bot ihm einen guten Tag. Reinold dankte ihm und sprach: „Ich habe keinen guten Tag gehabt, dieweil ich lebe oder geboren bin!" Da sagte Malegys: „Herr Reinold, Ihr müßt nicht verzweifeln, Gott wird alle Dinge zum besten kehren: denn wenn ein Mensch in höchster Not, so ist Gott am nächsten und hilft ihm aus dem Elend." Reinold antwortete: „Freund, ich glaube nicht, daß mir jemand aus meinem Elend helfen kann, denn es ist viel zu groß; ich habe erstlich meine Brüder verloren, die hat König Karl von Frankreich gefangen und will sie henken lassen. Dann vermeinte ich dieselben mit meinem Roß Beyart zu erretten; während ich nun ein wenig geschlafen habe, ist mir das auch gestohlen worden. Nun weiß ich keinen Trost mehr, bin deshalb in einem so großen Elend, daß mir kein Mensch daraus helfen kann!" Malegys sprach: „Junger Herr, seid nicht traurig, sondern fasset ein Herz und bittet Gott um Gnade, er wird sich erbarmen und Euch aus Euren Nöten helfen und Eure Brüder von dem Tod erretten! Glaubt mir, ich bin meiner Lebtage so weit in fremden Ländern gewesen, als ein Pilgrim zu Rom, zu St. Jakob und zu Jerusalem, aber ich hab' Eures gleichen noch nirgends gefunden in solcher Traurigkeit." Da sprach Reinold: „Ja, Freund, mein Leid ist unaussprechlich, ich wollte lieber tot sein, denn länger in solchem Elend bleiben." Darauf sagte Malegys: „Herr, ich bin ein armer Mann: so Ihr mir etwas zu geben habt, so will ich Euer und Eurer Brüder eingedenk sein in meinem Gebet zu Gott dem Allmächtigen, daß Der sie wolle erretten aus der Hand des Königs Karl." Reinold aber erwiderte: „Ich habe Euch nichts zu geben"; da fielen ihm seine Sporen ein, welche von gutem Gold gemacht waren; die gab er dem *Pilgrim* und sagte: „Sehet, da habt Ihr die Sporen, das ist das erste Ge-

schenk, das mir meine Frau Mutter Aya gab, als mich mein Vater, Graf Heymon, zum Ritter schlug. Gott schenk' ihr langes Leben! Auf die Sporen erhaltet Ihr wohl zehn Pfund."

Malegys nahm die Sporen, dankte ihm, steckte sie in einen Sack und sprach: „Herr, ich bitte, habt ihr einige Gabe mehr, die ihr mir geben könnet, sollt Ihr des Gebets desto mehr teilhaftig werden!" Da fragte Reinold den Pilgrim: „Treibet Ihr Spott mit mir? Ich sage Euch in der Wahrheit, wär' es mir keine Schande, ich wollte Euch lehren betteln, Ihr solltet noch eine Weile daran denken!" Darauf sagte Malegys: „Fürwahr, Herr, wenn Ihr das thätet, so thätet Ihr Sünde. Wenn mich alle die geschlagen hätten, von denen ich Almosen begehrt habe, ich wäre vor hundert Jahren tot gewesen, denn ich bitte um Almosen in Kirchen und Klöstern, wo ich kann." — „Das ist wahr," sagte Reinold, „wenn Ihr nicht bittet, wer wird Euch was geben? In der Not muß man beten!" Malegys aber sprach: „Herr, jetzt saget Ihr recht, gebt mir noch etwas, so will ich Gott bitten, daß er Eure Brüder aus dem Gefängnis und Euch von Eurem Leid erretten soll." Als Reinold das hörte, gab er ihm seinen Nachtrock und sprach: „Siehe, Pilgrim, da könnet Ihr lang davon zehren; den gebe ich Euch um Gottes und seiner lieben Mutter willen, daß Gott meine Brüder behüten wolle vor dem schmählichen Henkerstod, und daß mir auch kein Leid widerfahre und ich der Gewalt König Karls mög' entfliehen!"

Auf diese Worte nahm Malegys den Nachtrock, schlug ihn zusammen und steckte ihn in einen Sack; dann bat er den Reinold noch einmal und sprach: „Herr, habt Ihr noch etwas zu geben, ich bitte um Gottes willen, so gebt es mir, ich will es in meinem Gebet wieder erstatten." Als Reinold dies hörte, ward er sehr zornig und sprach: „Du Unflath, spottest Du meiner? hab' ich Dir nicht genug gegeben?" zog sein Schwert aus und schlug nach ihm; Malegys aber entsprang dem Schlag, hielt ihn ab mit seinem Stab und sprach: „Schlagt Ihr mich mehr, so wird es Euch reuen; ich werde mich wehren!" — „Wolltest Du Dich wehren?" sprach Reinold, „ich sage Dir, fürwahr, wenn Deiner so viel als Bäume im Wald wären, so solltest Du mir nicht entgehen!" Da fing Malegys an: „Reinold! ich sage Euch für gewiß, Ihr wisset wenig, was ich kann, und wenn ihr mich mehr schlaget, so werdet Ihr Wunder sehen!" Darüber wurde Reinold sehr zornig und schlug wieder nach dem Malegys; aber er wehrte den Streich abermals ab, brauchte seine Kunst und verwandelte sich in einen Jüngling von zwanzig Jahren. Darüber verwunderte sich Reinold über die Maßen und erschrak heftig. Er gedachte bei sich selbst: „Was will das werden, wie wird mir das Glück jetzt so widerwärtig! denn ein Unglück kommt mir über das andere, meine Brüder sind gefangen, mein Roß ist dahin — König Karl will mich hängen; jetzt kommt der Teufel gar und will mich zu necken anfangen!" Indem zog er sein Schwert, schlug wieder nach dem Malegys und vermeinte ihn tot zu schla-

gen; Malegys aber entwich dem Streich und rief mit heller Stimme: „Vetter Reinold! was thut Ihr? kennet Ihr mich nicht?“ Reinold sprach: „Nein, wer seid Ihr denn?“ Da sagte Malegys: „Ich bin Euer Vetter Malegys.“ Als Reinold das hörte, fiel er ihm zu Fuß und sprach: „Lieber Vetter! nächst Gott stehet all mein Vertrauen auf Euch: ich bitte, Ihr wollet mir das nicht für übel halten; ich habe Euch nicht gekannt; bitte, Ihr wollet doch meinen Brüdern behülflich sein, daß sie von ihrem Gefängnis erlöst werden mögen. Ich habe mein Roß verloren und kann ihnen nicht mehr beistehen!“ Malegys erwiderte: „Höret, Vetter Reinold, was ich thun will: ich will mit meiner Kunst Euch das Roß herbeibringen. Indessen müsset Ihr thun, was ich Euch sage.“

Reinold, wie er das hörte, ward sehr erfreut und sprach: „Vetter, was Ihr gebieten werdet, das will ich thun, sollt ich darum sterben.“ Malegys nahm nun einen Frauenmantel, gab ihn dem Reinold, denselben über den Harnisch zu ziehen, dazu einen Hut, der voll Löcher war, und ein altes Paar Hosen, die sollt' er anthun. Er selbst hing auch einen Frauenmantel um, setzte einen Hut auf sein Haupt und brauchte seine Kunst. Er veränderte Reinold in die Gestalt eines Mannes von hundert Jahren, sehr krank, ungestalt von Leib, mit langem Haar. Darnach gingen sie fort; wer sie sah, der meinte, es wären die zwei ärmsten Pilgrime, die man jemals gesehen: aber wann sie unter sich allein waren und niemand bei ihnen, so waren sie in voriger Gestalt und zwei tapfere Ritter. So gingen sie bis an den Wald Bordole und errichteten nahe an demselben eine Hütte, unter welchen sie sich setzten. Über eine kleine Weile sah Malegys vier Mönche reitend kommen, da sagte er zu Reinold: „Bleibet hier und wartet meiner, ich will den Mönchen entgegen gehen, denn ich will beichten.“

Als Reinold dies hörte, sagte er: „Vetter, macht, daß es uns möge besser gehen!“ Hiermit schieden sie von einander. Als nun Malegys zu den Geistlichen kam, grüßte er sie; die dankten ihm und sprachen: „O Gott! Pilgrim, wie viel Leute habt Ihr überlebt, bis Ihr seid so alt worden?“ Er sagte: „Ich bitte Gott, daß er mich so lange leben lasse, bis ich meine Sünden gebeichtet hab'; ich bitte, Ihr Herren, es woll' Einer unter Euch meine Beichte hören!“ Da sagte einer von ihnen: „Freund geht hin zu einem Pfarrherrn, denn wir haben nicht Zeit, sondern müssen unsere Reise beschleunigen.“ Der Pilgrim aber sprach: „Herr, Ihr sehet wohl, daß ich ein armer, kranker Mann bin: soll ich denn in meinen Sünden sterben, so muß ich ewig verloren sein! Aber ich hoffe, Ihr werdet mir das nicht abschlagen!“ Dann fing er an: „Herr, ich muß Euch klagen, wie es mir ergangen ist, ich hatte wohl in die zwanzig Pfund gesammelt, und als ich den Wald kam, begegnete mir Reinold, nahm mir mein Geld und schlug mich schier tot; aber ich habe noch vier Byzantiner von Gold in meine Kleider versteckt, die konnte er nicht finden, die blieben bei mir, sonst wär' ich der-

selben auch quitt. Nun weiß ich nicht, was ich thun soll: ich bitt' Euch aber, Herr! höret meine Beichte und sprecht mir die Absolution." Da sagte der Mönch zu den andern auf Latein: „Ihr Herren, lasset uns die Byzantiner von dem Pilgrime nehmen, wir wollen seine Beichte hören; die sind hernach gut auf dem Weg zu verzehren!"

Der Rat gefiel den andern Mönchen auch wohl, sie riefen den Pilgrim zu sich, hörten seine Beichte und absolvierten ihn. Darnach fragte sie der Pilger, was sie neues wüßten; ob nicht bald der Adel zusammen kommen würde? Die Klosterbrüder sagten: „Ja, sie hätten gehört, daß am nächsten Sonntag zu Paris viel unter den Edelleuten sollte zu thun sein, denn Roland würde den Frauenzimmern zu gefallen das Roß Beyart reiten, damit die Frauen sähen, was das Pferd vermöge mit Laufen und Springen; denn sie hätten viel davon gehört, als es Reinold noch gehabt." Der Pilgrim fragte: „Soll das wahr sein, ist Beyart da?" — „Ja," sagte ein Mönch, „der König hat Roland das Roß geschenkt, und wann Roland das Pferd geritten hat, so will der König Gericht halten über Heymons Kinder und sie zu Paris an den Galgen henken!" Da sprach der Pilgrim: „Herr, ich sage Euch, sie sind noch nicht gehangen; noch möchten sie mit dem Leben davon kommen und errettet werden!" Der Mönch aber sagte: „Sie leben noch, aber sie sind in großer Gefahr; auch will Karl noch Gericht halten über Reinold, und hat uns befohlen, wir sollen ihn in den Bann thun; niemand soll ihn beherbergen, noch ihm Essen und Trinken zukommen lassen; und so sich jemand unterstehen würde, solches zu thun, den sollen wir auch in den Bann thun."

Der Pilgrim, dies von den Mönchen hörend, wurde zornig und gedachte bei sich selbst: „Du hättest gute Lust und schlügest diese vier Schwarzen tot!" Dann sprach er mit falschem Herzen zu ihnen: „O ihr Herren, ich bitte Euch, um Gottes willen, fallet mit mir auf die Knie und bittet für mich, daß meine Beichte mir selig sei, daß ich vollkommene Reu' und Leid über meine begangenen Sünden habe und standhaft in meiner Buße bleibe, damit ihr der guten Werke, die ich gethan und noch thun werde, mit teilhaftig werdet!" Als die Mönche des Pilgrims Reden hörten, fielen sie aus Mitleiden auf ihre Kniee und baten Gott, er wolle dem Pilger Standhaftigkeit zu seinem Vorsatz und Besserung seines Lebens geben, weil er lang in Sünden gesteckt.

Unterdessen übte Malegys seine schwarze Kunst und wurde wieder jung und stark, nahm seinen Pilgrimsstab, der wohl mit Eisen beschlagen, und schlug einen Pfaffen, daß er zur Erde fiel. Als die andern dies sahen, wurden sie sehr bestürzt und wollten entrinnen, aber wegen der langen Kleidung konnten sie nicht fortkommen; also schlug er sie alle tot. Als Reinold dies sah, sagte er zu Malegys: „Ach, Vetter! was habt Ihr gethan? Ihr habt die Mönche alle totgeschlagen, die Euch absolvieren sollten von euern Sünden!" Malegys antwortete: „Vetter Reinold, die Pönitenz, die sie mir auferlegt haben, war zu schwer, darum hab ich sie totgeschlagen." Reinold sprach

wiederum zu seinem Vetter: „Sollte ich alle die getötet haben, die mir schwere Buße auferlegt, ich hätte müssen in Einem Kloster über hundert Geistliche von diesem Orden erschlagen!“ Da antwortete Malegys: „Vetter Reinold, lasset diese Worte bleiben und kommt mir zu Hilfe, daß wir sie ausziehen, ihre Kleider auf die Pferde binden und diese ins Kloster führen!“ Reinold ward zornig, daß die Mönche tot waren und sagte: „Vetter, ich will das nicht thun, wenn Ihr wollt, so thut es selber!“

Da Malegys sah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Mönche aus, band ihre Kleider zusammen, machte sie fest auf die Pferde und ließ die Körper am Wege liegen; dann ging er nach dem Kloster, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abt. Der Pförtner meldete ihn. Als Malegys zu dem Abt kam, neigte er sich und sagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold läßt Euch freundlich grüßen und schickt Euch diese Pferde und Kleider, er begehrt, Ihr möchtet für ihn und seine Brüder bitten, daß sie bei König Karl zu Gnaden möchten kommen!“ Der Abt fragte: „Wie kommt Ihr zu den Pferden und Kleidern?“ Malegys sprach: „Würdiger Herr! Reinold hat vier Geistliche erschlagen im Walde Bordole und zwang uns, daß wir die Rosse hieher bringen sollten!“

So wie Malegys jene Rede vollendet hatte, sagte Reinold gar heimlich zu ihm: „Vetter, Ihr habt sie erschlagen!“ Malegys stieß den Reinold an, der merkte gar bald, daß er das thäte um seines besten willen. Der Abt aber fragte den Zauberer: „Freund, hat Reinold alle vier erschlagen, das wird Gott an ihm wohl rächen: ich will das Geschenk von ihm nicht annehmen, denn er ist im ganzen Königreiche in die Acht gethan, dergestalt, daß man ihm kein Essen und Trinken geben soll, viel weniger etwas verkaufen; und wir werden ihn auch in unserer Kirche in die Acht erklären!“ Da sprach Malegys zum Abt: „Wenn Ihr denn das Geschenk nicht annehmen möget, so wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm solches anzeigen. Wenn er es erfährt, so weiß ich gewiß, daß er kommt und brennt Euer Kloster auf den Grund ab!“ Als der Abt das von Malegys hörte, entsetzte er sich und sprach: „Freund, ich habe mich anders bedacht: ich will das Geschenk behalten, und wir wollen Reinolds und auch seiner Brüder eingedenk sein in unserm Gebet, auf daß Gott ihnen allen wolle Gnade verleihen, daß sie von ihrem schweren Gefängnis erlöset werden und einen guten Frieden mit König Karl schließen. Wir bitten zugleich, Ihr wollet uns bei Reinold kein böses Spiel machen!“ Malegys antwortete: „Nun wohlan, würdiger Herr, auf Eure vorgebrachten Worte wollen wir alles hier lassen, was wir hergebracht haben!“ Also schieden Reinold und Malegys von dem Abt, und beide zogen nach Paris.

Sonntag morgens, als der Gottesdienst verrichtet war, ging ein jeder zu Tisch; indem kam Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke, und sahen da eine Scheuer stehen, in der Stroh war; davon nahm Malegys einen großen Arm voll, trug es auf die Brücke und sagte: „Reinold, ach lieber

Gesell, wie kommst Du auf dies Stroh? Ich weiß, daß Dir das Stehen schwer ankommt, denn Du bist weit gegangen so gut als ich!" Mittlerweil kam ein Mann daher aus der Kirche, den beschwor Malegys, daß er seinem Gesellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er sich nicht weh thäte, und ausruhete. Der gute Mann that es gar gerne und half ihm, daß er zu sitzen kam, denn er sah ihn für den ärmsten an, den er jemals getroffen hätte, gab auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig wäre; den gab er dem Malegys aufzubewahren.

Darnach sagte der gute Mann zu Malegys: „Freund, habt Ihr keine Herberge, so gehet mit mir!" Da antwortete ihm Malegys: „Ja, Herr, dessen weiß ich Euch Dank! wo soll ich Euch finden?" Der Mann sagte: „Allernächst unter dem Baum findet Ihr ein Wirtshaus, da gehet ein, die Wirtin wird Euch freundlich aufnehmen!" Malegys dankte dem Mann für seine Güte und sagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für Euch bitten." Als darauf Malegys sich mit seinem Gesellen auf der Brücke setzte, hatte er auf einmal eine goldene Schüssel mit Edelsteinen, hell wie die Sonne. In diese zauberte Malegys einen köstlichen Trank von dem allerköstlichsten Wein und allerlei Kräutern und Spezereien, daß wer den Trank genoß, in allen Sachen dem Malegys unterthänig und gehorsam sein mußte. Darauf gab er dem Reinold seine goldenen Sporen wieder und sprach zu ihm: „Vetter, bindet Eure Sporen wiederum an Eure Füße." Da sagte Reinold: „Was sollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich meines Rosses Beyart quitt bin!" Da entgegnete Malegys: „Vetter Reinold! ziehet sie an, und Eure Hose darüber, ich will das Roß mit meiner Kunst Euch wieder zur Stelle bringen, und werde Euch auch zweimal wieder darauf heben, aber Ihr werdet allemal wieder auf der andern Seite hinab fallen; doch das drittemal, wenn sie Euch wieder darauf helfen, so bleibet fest darauf sitzen!"

Als Malegys den Reinold so unterrichtet hatte, wie er sich verhalten sollte, kamen die Herren von Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, samt vielen Frauen; darnach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden, auch standen da viele ehrbare Leute, und besahen die Ritterschaft. Da sagte einer zu dem andern: „Saget mir doch, welcher ist der schönste und trefflichste unter den Rittern, die Ihr jetzt habt sehen über die Brücke reiten, oder der noch drüber reiten wird?" — „Das ist Roland, der den Ferragu erschlagen hat!" Da sagte eine der Frauen: „Nein, der schönste ist Olivier!" — „Ach nein," sagte eine dritte, „es ist der Herzog von Bayerland." Diese Worte hörte eine andere, die neben stand und nicht von der Gesellschaft war, die sprach: „Ich sage Euch in der Wahrheit, ich weiß noch einen andern, wenn der hier wäre! Der übertrifft die übrigen alle an Schönheit und ritterlichen Thaten!" Da fragten die andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete jene: „Ach! den kennet Ihr nicht, er ist Reinold genannt! der darf nicht ins Königreich

wiederum zu seinem Vetter: „Sollte ich alle die getötet haben, die mir schwere Buße auferlegt, ich hätte müssen in Einem Kloster über hundert Geistliche von diesem Orden erschlagen!“ Da antwortete Malegys: „Vetter Reinold, lasset diese Worte bleiben und kommt mir zu Hilfe, daß wir sie ausziehen, ihre Kleider auf die Pferde binden und diese ins Kloster führen!“ Reinold ward zornig, daß die Mönche tot waren und sagte: „Vetter, ich will das nicht thun, wenn Ihr wollt, so thut es selber!“

Da Malegys sah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Mönche aus, band ihre Kleider zusammen, machte sie fest auf die Pferde und ließ die Körper am Wege liegen; dann ging er nach dem Kloster, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abt. Der Pförtner meldete ihn. Als Malegys zu dem Abt kam, neigte er sich und sagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold läßt Euch freundlich grüßen und schickt Euch diese Pferde und Kleider, er begehrt, Ihr möchtet für ihn und seine Brüder bitten, daß sie bei König Karl zu Gnaden möchten kommen!“ Der Abt fragte: „Wie kommt Ihr zu den Pferden und Kleidern?“ Malegys sprach: „Würdiger Herr! Reinold hat vier Geistliche erschlagen im Walde Bordole und zwang uns, daß wir die Rosse hieher bringen sollten!“

So wie Malegys jene Rede vollendet hatte, sagte Reinold gar heimlich zu ihm: „Vetter, Ihr habt sie erschlagen!“ Malegys stieß den Reinold an, der merkte gar bald, daß er das thäte um seines besten willen. Der Abt aber fragte den Zauberer: „Freund, hat Reinold alle vier erschlagen, das wird Gott an ihm wohl rächen: ich will das Geschenk von ihm nicht annehmen, denn er ist im ganzen Königreiche in die Acht gethan, dergestalt, daß man ihm kein Essen und Trinken geben soll, viel weniger etwas verkaufen; und wir werden ihn auch in unserer Kirche in die Acht erklären!“ Da sprach Malegys zum Abt: „Wenn Ihr denn das Geschenk nicht annehmen möget, so wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm solches anzeigen. Wenn er es erfährt, so weiß ich gewiß, daß er kommt und brennt Euer Kloster auf den Grund ab!“ Als der Abt das von Malegys hörte, entsetzte er sich und sprach: „Freund, ich habe mich anders bedacht: ich will das Geschenk behalten, und wir wollen Reinolds und auch seiner Brüder eingedenk sein in unserm Gebet, auf daß Gott ihnen allen wolle Gnade verleihen, daß sie von ihrem schweren Gefängnis erlöset werden und einen guten Frieden mit König Karl schließen. Wir bitten zugleich, Ihr wollet uns bei Reinold kein böses Spiel machen!“ Malegys antwortete: „Nun wohlan, würdiger Herr, auf Eure vorgebrachten Worte wollen wir alles hier lassen, was wir hergebracht haben!“ Also schieden Reinold und Malegys von dem Abt, und beide zogen nach Paris.

Sonntag morgens, als der Gottesdienst verrichtet war, ging ein jeder zu Tisch; indem kam Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke, und sahen da eine Scheuer stehen, in der Stroh war; davon nahm Malegys einen großen Arm voll, trug es auf die Brücke und sagte: „Reinold, ach lieber

Gesell, wie kommst Du auf dies Stroh? Ich weiß, daß Dir das Stehen schwer ankommt, denn Du bist weit gegangen so gut als ich!" Mittlerweil kam ein Mann daher aus der Kirche, den beschwor Malegys, daß er seinem Gesellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er sich nicht weh thäte, und ausruhete. Der gute Mann that es gar gerne und half ihm, daß er zu sitzen kam, denn er sah ihn für den ärmsten an, den er jemals getroffen hätte, gab auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig wäre; den gab er dem Malegys aufzubewahren.

Darnach sagte der gute Mann zu Malegys: „Freund, habt Ihr keine Herberge, so gehet mit mir!" Da antwortete ihm Malegys: „Ja, Herr, dessen weiß ich Euch Dank! wo soll ich Euch finden?" Der Mann sagte: „Allernächst unter dem Baum findet Ihr ein Wirtshaus, da gehet ein, die Wirtin wird Euch freundlich aufnehmen!" Malegys dankte dem Mann für seine Güte und sagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für Euch bitten." Als darauf Malegys sich mit seinem Gesellen auf der Brücke setzte, hatte er auf einmal eine goldene Schüssel mit Edelsteinen, hell wie die Sonne. In diese zauberte Malegys einen köstlichen Trank von dem allerköstlichsten Wein und allerlei Kräutern und Spezereien, daß wer den Trank genoß, in allen Sachen dem Malegys unterthänig und gehorsam sein mußte. Darauf gab er dem Reinold seine goldenen Sporen wieder und sprach zu ihm: „Vetter, bindet Eure Sporen wiederum an Eure Füße." Da sagte Reinold: „Was sollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich meines Rosses Beyart quitt bin!" Da entgegnete Malegys: „Vetter Reinold! ziehet sie an, und Eure Hose darüber, ich will das Roß mit meiner Kunst Euch wieder zur Stelle bringen, und werde Euch auch zweimal wieder darauf heben, aber Ihr werdet allemal wieder auf der andern Seite hinab fallen; doch das drittemal, wenn sie Euch wieder darauf helfen, so bleibet fest darauf sitzen!"

Als Malegys den Reinold so unterrichtet hatte, wie er sich verhalten sollte, kamen die Herren von Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, samt vielen Frauen; darnach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden, auch standen da viele ehrbare Leute, und besahen die Ritterschaft. Da sagte einer zu dem andern: „Saget mir doch, welcher ist der schönste und trefflichste unter den Rittern, die Ihr jetzt habt sehen über die Brücke reiten, oder der noch drüber reiten wird?" — „Das ist Roland, der den Ferragu erschlagen hat!" Da sagte eine der Frauen: „Nein, der schönste ist Olivier!" — „Ach nein," sagte eine dritte, „es ist der Herzog von Bayerland." Diese Worte hörte eine andere, die neben stand und nicht von der Gesellschaft war, die sprach: „Ich sage Euch in der Wahrheit, ich weiß noch einen andern, wenn der hier wäre! Der übertrifft die übrigen alle an Schönheit und ritterlichen Thaten!" Da fragten die andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete jene: „Ach! den kennet Ihr nicht, er ist Reinold genannt! der darf nicht ins Königreich

kommen, und wenn er auch hieher kommen dürfte, ich sage Euch gewiß, er wäre der schönste und vortrefflichste, der heut über die Brücke geritten ist, und noch reiten wird."

Dies ganze Gespräch der Frauen hörte Reinold an, und mußte lachen. Das erzürnte Malegys, er stieß den Reinold und sagte: „Vetter, Ihr müßt nicht lachen." Da sagte Reinold: „Ach, Vetter, verzeihet mir, das Frauenzimmer macht mich lachen!" Als nun die Ritter alle über die Brücke waren, kam der König auch; neben dem Roland ward das Roß Beyart geführt, von den Knechten, denen es bei hoher Strafe anbefohlen war, darüber zu wachen. Als König Karl nun auf die Brücke kam, sah er den Malegys und Reinold, und zwischen ihnen eine schöne goldene Schüssel, da sagte er zu Roland: „Sehet, Vetter, da zwischen den zween Pilgrimen steht eine goldene Schüssel, die über die Maßen wohl gefertigt ist, eine solche ließe ich nicht für tausend Dukaten machen!" — „Das ist wahr", sagte Roland, „wir wollen fragen, wo sie die Schüssel her haben;" ritten also zu dem Pilgrim, und Beyart ward vor ihnen hergeführt, das Roß schnoberte den Pilgrim an und erkannte den Reinold, daß er sein Herr war, stellte sich auch gar freundlich gegen ihn. Da fragte der König den Malegys: „Freund, woher kommt Euch die schöne Schüssel, das möchte ich wissen!" Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr! fürwahr, man findet überall gutes genug. Wenn ich gewußt hätte, daß ich meine Schüssel unter diesem Volke sollte verlieren, ich würde sie nicht vorgesetzt haben; ich hoffe, in Euer Majestät Land wird der Arme beschützet, wie der Reiche mit seinem großen Gut." Der König fragte abermal, wie er zu der Schüssel käme, denn er wolle es wissen. Da antwortete alsobald Malegys: „Gnädiger Herr, das Geld, welches ich darum gegeben habe, das ist vor elf Jahren in Kirchen und Klöstern von mir zusammen gebettelt worden; dann hab' ich sie weihen lassen; sie heißt der heilige Gral, und ist dazu gebraucht worden, an dem grünen Donnerstag, als der Herr das Abendmahl mit seinen Jüngern genossen; der Papst zu Rom hat die Messe darüber gelesen und gab ihr die Macht, wer aus derselben ein Süpplein isset, der wird aller seiner Sünden los, und wenn er schon bis über die Ohren darin steckte, wie Maria Magdalena, als sie die Füße unsers Herrn mit ihren Zähren benetzte und mit ihrem Haar trocknete." Darauf sagte der König zu Roland: „Vetter Roland, dies sind gewiß zween Engel von Gott gesandt, denn das stumme unverständige Tier erzeigt ihnen Ehre!" Malegys verstand diese Worte, nahm einen Bengel und schlug das Roß Beyart, daß es aufsprang.

Da fragte der König den Pilgrim: „Warum schlaget Ihr das Roß?" Malegys antwortete: „Es kam uns zu nah, und wenn ichs nicht geschlagen hätte, es hätte meinem Gesellen Leid gethan; ich bitte deshalb, wollt es ein wenig hinter sich führen, denn wir fürchten uns davor." Da ließ der König

das Roß Beyart auf die Seite führen und begehrte, daß Malegys ihm selbst ein Schnittlein aus der Schüssel gebe, auf daß er seiner Sünden entledigt würde. Er bot ihm dafür einen güldenen Pfennig. Da sagte Malegys: „Das stehet nicht in meiner Macht, es sei denn, daß Ihr mir den König weiset.“ Der König antwortete: „Man saget, daß ichs bin.“ Da sagte Malegys: „Gnädigster Herr, so bitt' ich um Verzeihung, daß ich so ungeschickt gegen Eure Majestät geredet habe, denn ich habe Euch nicht gekannt.“ Der König sprach: „Mein Freund, warum sollt ich Euch das übel deuten, ich begehre allein von Euch ein Schnittlein aus der Schüssel, ich will Euch das mit einem güldenen Pfennig vergüten.“ Darauf antwortete Malegys: „Gnädiger Herr und König! das darf ich nicht thun, es sei denn, daß Ihr denen allen verzeihet, die Euch jemals erzürnet oder Leids gethan haben. Ihr wisset wohl, daß Christus allen denen vergeben hat, die ihm den Tod angethan haben am Stamm des Kreuzes!“ Der König sprach: „Freund, das ist wahr, aber Reinold hat mir so viel Übels gethan, daß ichs ihm nicht vergeben kann; und sonst noch ein einiger Mann, Malegys genannt, welcher als Schwarzkünstler umhergeht, denselben kann ich noch viel weniger in meinem Königreiche leiden; ich wollte, daß ich sie alle beide gefangen hätte, ich ließe sie henken. Nun, saget mir Pilgrim: was ist das für einer, der da bei Euch ist?“ Malegys antwortete: „Er ist taub, stumm und blind.“ Da sagte der König: „Gieb mir ein Süpplein aus der Schüssel zur Vergebung meiner Sünden!“ Jener sprach aber zu Karl: „Herr König, hier liegt mein armer Bruder, der in fünfzig Tagen nicht gesehen, gehört noch geredet hat; solch Unglück bekam er in einer Nacht in einem Hause, darin wir zur Herberge lagen, und vorgestern kamen wir zu einer Wahrsagerin, die sagte zu ihm: sie wüßte keinen bessern Rat, der ihm helfen könnte, denn allein, wann er an den Ort käme, wo man das Roß Beyart reiten sollte, daß er dasselbige auch reiten möchte: das sollte ihm helfen von allem seinem Elend.“ Da sagte der König: „Freund, da wäret Ihr zur rechten Stunde hieher gekommen, denn Beyart wird hier geritten werden: aber ich sage Euch noch einmal, gebt mir ein Süpplein aus der Schüssel, so will ich Euern Gesellen das Roß Beyart reiten lassen.“

Malegys, diese Worte hörend, sprach: „Herr König es soll geschehen. Eure Majestät weiß wohl, daß Christus zu Bethlehem geboren ist in armer Gestalt, und in schlechter Leinwand gebunden ward; solches that seine Demut, denn Gott wollte haben, daß der Mensch allen Hochmut und alle Pracht meiden und demütig sein solle.“ Der König antwortete: „Freund, das ist wahr“; da sagte Malegys wiederum zum König: „Gnädigster Herr! lasset auch die Knechte, die da hinten stehen, einen Löffel voll nehmen, das will ich Euch zu gefallen thun.“ Der König sagte: „Pilgrim, ich bins zufrieden,“ und befahl gleich, daß die Knechte vor ihm nehmen sollten; das thaten sie auch, sie kamen alle zu Malegys mit gefalteten Händen und begehrten, daß er ihnen solches reichte, aber sie wußten nicht, was sie thaten. Darnach kam der König

der, den Ihr tot daher bringet? Ists der kranke Pilgrim, der auf dem Roß Beyart geritten ist?“ Roland sagte: „Nein, Herr König, es ist Folkos Sohn von Morlin.“ Da fragte der König: „Wer hat ihn getötet?“ Roland sprach: „Herr König, das habe ich gethan.“ Der König antwortete: „Lieber Vetter, das ist nicht recht.“ Roland sagte wieder zum König: „Gnädiger Herr und König, Euer Majestät ist das Roß Beyart wohl bekannt, und wenn es anfängt zornig zu werden, so ists so böse, daß mans nicht bezwingen kann. Wir waren ihm so nahe, daß wir meinten, wir hätten es gewiß in unsern Händen gehabt, da kam der Schildknecht und wollte allein die Ehre haben, zog sein Schwert aus, und griff nach Beyart. Als Beyart das bloße Schwert sah, floh es, lief hinweg, als wenn es unsinnig wäre, also verloren wir es zwischen zweien Wäldern und einem Ackerland; darum erzürnete ich und schlug ihn tot.“ Als der König das hörte, sagte er: „Vetter Roland, Ihr habt nicht unrecht daran gethan; es war gar eine Vermessenheit, daß er vor Euch allen das Pferd allein fangen wollte, doch wäre es mir lieber, es wäre nicht geschehen!“ Als der König ausgeredet hatte, sagte Roland zu ihm: „Herr König, ich begehre, Euer Majestät wolle die Knechte alle, denen das Roß anbefohlen ward, aufhenken lassen; denn sie sind Ursache, daß es uns entkommen.“ Da ließ der König die Knechte zur Stund aufhenken. Darnach ging Malegys zum König und sprach: „Ach! wie ist mir geschehen, mein Gesell ist auf das Roß gesessen, ich fürchte, er wird davon gefallen sein und sterben; dieses bekümmert mich gar sehr, ich will eine Wallfahrt über See thun, und für seine Seele bitten, daß Gott der Herr wolle gnädig sein;“ und stellte sich gar traurig. Als der König des Malegys Elend und Jammer ansah, tröstete er ihn und sprach: „Freund, seid zufrieden, ich will Euch in ein Kloster thun, wo ihr Euer Lebenlang sollt unterhalten werden, und so ich vernehme, daß Euer Genosse tot geblieben ist, so will ich alle Tage zu Ehren der Mutter Gottes eine Messe für seine Seele lesen lassen.“ Malegys dankte dem König und sagte: „Ich kann nicht länger bleiben,“ und nahm also Urlaub vom Könige. Dann befahl Karl seinem Schaffner, er sollte dem Malegys hundert Dukaten in Gold geben; die nahm Malegys und zog also von Paris. Als nun dies sich so zugetragen hatte, ließ der König seine Edelleute und alle seine Räte zusammen kommen, und sprach: „Ihr Herren, ich schwöre bei meiner Krone, ich will Gericht halten über die, welche meinen Sohn so mörderischer Weise erschlagen haben!“ Und alsobald ließ er des Reinolds Brüder aus dem Gefängnis bringen und hieß ihnen ihr Angesicht bedecken und ihre Hände binden, als ob es Diebe gewesen wären, und wollte sie hinrichten lassen.

Wie nun der Bischof Turpin dies sah, erbarmte er sich über sie und sagte: „Herr König, ich bitte, wollet unsere Vettern erstlich vor Gericht und vor die Schöffen kommen lassen: denn es ist ja Euer eigen Fleisch und Blut.“ Da antwortete der König: „Herr Bischof, durchaus nicht; ich will, daß sie *heute sterben sollen*, denn sie haben mir meinen Sohn erschlagen und müssen

nach ihren Werken den Lohn empfangen." Der Bischof sagte: „Herr König, dieser Herren hier ist schier keiner, der nicht mit ihnen verwandt wäre, darum zweifle ich nicht, sie werden es ungerne sehen, daß man sie henkt, und wo Ihr solches zulasset, werdet Ihr wenig Dank davon haben." Da fragte der König: „Herr Bischof, wollet Ihr Euch gegen mich aufwerfen?" — „Nein," sagte der Bischof, „aber wir wollen nicht verwilligen, daß sie sollen gehangen werden." Der König entgegnete: „Ich will sie doch hängen lassen und gern sehen, wer mirs wehren wird." Der Bischof sprach wieder: „Ich glaube nicht, daß es die Herren werden zulassen, denn sie sind ihnen schier alle verwandt." Da rief der König den Folko von Paris zu sich und sagte: „Was ratet Ihr, soll ich meine Vettern hängen oder soll ich sie leben lassen?" Folko sagte zu dem König: „Großmütigster König, da ist Eure Majestät selbst klug und verständig genug dazu; wenn aber Bischof Turpin sich Eurer Majestät widersetzt, und Ihr sie nicht hängen laßt, so wird man sagen: der König hat es nicht thun dürfen."

Da der König dieses hörte, ergrimmte er noch mehr, schwur noch einmal bei seiner Krone und sagte: „Nun sollen sie sterben, es koste auch was es wolle," aber der Schwur war ihm hernach von Herzen leid. Der Bischof, diese Worte des Königs hörend, ward zornig und sprach: „Nun, wohlan, gnädiger Herr und König, es ist unser Wille und Meinung sämtlich, daß Ihr sollt den drei Gebrüdern, unsern Vettern, das Leben lassen; es sei Eurer Majestät lieb oder leid!" Der König versetzte dem Bischof: „Wie, wollet Ihr Euch gegen mich auflehnen?" und schlug nach dem Bischof. Der Bischof, dies ersehend, nahm den König bei dem Hals und hätte ihn fast erwürgt, aber die andern fielen dazwischen und brachten sie wieder von einander. Der König ward zornig und sagte: „Nun will ich sehen, wer diejenigen sind, die mich absetzen und auf Eurer Seite leben und sterben wollen!" Als der Bischof das hörte, sprang er auf die Seite und rief: „O Ihr Herren und Freunde, die mich mit Treue meinen und nicht von mir weichen wollen, steht mir in meiner Not bei, denn in der Zeit der Not kennet man einen Freund!" Als der Bischof diese Worte geredet, trat von dem König zu ihm Graf Aymerich, Arnolds Sohn von Mailand, nach ihm Herr Arnold, ein stolzer und gewaltiger Ritter, nach diesem der Herzog von Burgund, der sagte: „Herr Bischof, wir wollen Euch helfen und beistehen mit Leib und Gut, gegen alle, die Euch anfechten werden, seid darum nicht traurig!" Auf ihn folgte Richard von der Normandie, Ogier, auch ein gewaltiger Ritter, der Herzog von Balmon und seine zween Söhne, Bertram und Richard, Graf Olivier von Genua und der stolze Roland; darnach noch etliche andere mehr. Als die Herren nun an des Bischofs Seite standen, sagten sie alle mit lauter Stimme: „Seid nicht traurig, Herr Bischof, wer Euch jetzt Leid thut, der soll es uns thun, und sollt es unser Leben kosten." Als der König das sah, sprach er zu Roland: „Vetter Roland, was thut Ihr? Ich meinte, wer auch von mir abgefallen, so

wäret Ihr doch bei mir blieben? Ich sehe wohl, ich habe Euch vergebens so lang an meinem Hof behalten, habe Euch umsonst allen andern Herren vorgezogen und mein Vertrauen auf Euch gesetzt; Ihr lasset mich in der Not stecken; das hätte ich Euch nicht zugetraut!" Da sagte Graf Roland: „Gnädigster Herr! ich achte dies nicht; Eure Majestät sollte sich schämen vor der ganzen Welt, daß Ihr diese drei Herren hinrichten wollet, die doch von königlichem Geblüt und Eure Verwandten sind." Da rief der König abermals den Folko von Paris und sprach: „Folko, was saget Ihr hierzu, soll ich meine Vettern losgeben oder nicht?" — „Eure Majestät ist klug und verständig genug," sprach dieser: „sehet Ihr nicht, daß Eure besten Freunde sich gegen Euch waffnen und dem Bischof zufallen? Wenn Ihr die drei Herren losgebt, so wird man sagen, Ihr habt sie nicht richten dürfen nach dem Willen Eurer Räte, und habt sie also müssen laufen lassen!" — „Das ist wahr," sagte der König.

Als Ogier dies Wort von Folko hörte, ward er zornig, sprang hervor und schlug demselben ins Gesicht, daß er vor des Königs Füße fiel, als ob er tot wäre, und sprach: „Ei Du falscher Ratgeber und böser Tyrann, willst Du das Blut dieser drei Herren, und siehest, daß wirs nicht begehren? Du sollst des Tages Ende nicht erleben!" Dann ging er zu den drei Brüdern, lösete ihnen ihre Hände, entblößte ihnen das Gesicht und wollte sie nicht also länger gebunden sehen. Da fragte der Bischof: „Wer will nun diese drei Herren hängen? Ich glaube, es wird niemand so kühn sein!" Der König sprach: „Herr Bischof, Ihr seid sehr trutzig gegen mich!" Der Bischof antwortete: „Herr König, ich hab Eurer Majestät zuvor gesagt, und sag es noch, wenn ich mich gegen Euch sperren wollte, so wollt ich durch die Gunst, die ich genieße, Euch Land und Leute und die Krone abzwingen!" Als der König das hörte, ward er zornig und beklagte sich vor seinem ganzen Rat.

Der Bischof, welcher sah, daß sich der König so sehr grämte, ließ die Herren wieder binden, wie sie zuvor gebunden waren, lieferte sie in des Königs Hand und sagte: „Gnädigster Herr und König, da habt Ihr Eure Gefangene wiederum, thut nach Eurem Gefallen, aber ich rate Eure Majestät, laßt sie los um das Entgelt, welches Reinold für sich geboten hat!" Da sagte der König: „Ach! die Allerliebsten, auf welche ich mich verlassen, weichen nun von mir, wie ist mir also geschehen?" Da sprach Roland: „Fürwahr Herr König, ich thue das nicht, daß ich von Euch abwiche. Wollet Ihr gegen die Türken und Heiden streiten, so will ich Euch nicht verlassen, werd auch noch getreuer sein, als vorhin; ich will allezeit vorn und nie der hinterste sein und Euch allweg dienen."

Hierauf bedachte sich der König und sagte: „Habt Ihrs gehört, Herr Bischof, heute sollen meiner Schwester Kinder sterben, denn ich will meinen Sohn rächen, ich kann solche Schmach nicht vergessen! Ach, Ihr Herren! wie thut Ihr so übel; ich verwundere mich, daß Ihr Euch wider mich also be-

traget! Soll ich den Eid, so ich geschworen habe, nicht vollführen können, daß ich meiner Schwester Söhne töte, und mich also räche an d[illegible] Blut meines Sohnes, den sie so jämmerlich erschlagen haben?"

Über diese Rede war er selbst ein wenig bestürzt, doch sagte er weiter: „Ich hätte wahrlich gemeint, Ihr solltet mir in solchem Fall beigestanden haben!" Hierauf sprach der Bischof: „Gnädiger Herr und König! Eure Majestät erzürne sich nicht über uns, daß der Eid, den Sie geschworen, nicht erfüllt wird; es ist schon zweimal geschehen, daß Sie einen Eid gebrochen hat, darum achten wir es nicht hoch, ob er für diesmal auch gebrochen wird!" Da sprach der König: „Habt Ihr das gethan, so ists mir leid, da weiß ich nichts davon." Der Bischof sagte: „Ich will es Euch wohl sagen: denkt Ihr nicht mehr daran, daß Ihr im zornigen Mut bei Eurer königlichen Krone schwuret, Ihr wollet Amalis von Olinde hängen lassen, weil er Eure Tochter entführt hat; und nun ist er Euer allerliebster Sohn, Ihr habt ihm Eure Tochter zum Gemahl gegeben, und dazu noch Land und Leute!" Als der König dies hörte, sagte er zu dem Bischof: „Herr Bischof, ich verbiete Euch bei meiner Krone, lasset die Worte sein und streitet nicht länger gegen meine Person, denn ich sehe wohl, Ihr gewinnet mir Land und Leute ab!" Da sagte Roland: „Herr König, ich rate Eurer Majestät als ein Freund, haltet die Herren alle drei noch ein wenig gefangen. Ihr werdet Euch dann etwas bedenken, so daß sich alles zum besten wenden kann!" — „Das will ich thun, Roland," sprach der König.

Darauf wurden die Brüder, welche in großer Gefahr gestanden, wieder ins Gefängnis geführt, und also schied der Rat von einander; der König ging in seine Kammer und alle Dinge wurden für diesmal beigelegt. Als dies sich also zugetragen hatte, kam Malegys wieder gen Paris, um des Reinolds Brüder auch zu erretten, denn sie meinten alle Stund', sie müßten sterben. Er ging deshalb nach dem Palast in das Gefängnis und erwies daselbst seine Kunst, daß die Fallbrücke niederfiel und das Thor sich öffnete; also begab er sich zu den Gefangenen und brauchte seine Kunst abermals, daß die Schlösser des Turms zersprangen, die Thür entzwei ging, und er zu ihnen hinein kam. Da nahm er Adelhart, Rittsart und Writsart bei der Hand und schüttelte ihnen ihre Schlösser ab, mit welchen sie geschlossen waren: aber die Brüder wußten nicht, daß es Malegys, ihr Vetter, war, sondern sie meinten, daß es des Königs Diener wäre und wollte sie heimlich umbringen. Sie waren deswegen sehr traurig und fingen an bitterlich zu weinen. „Ach!" riefen sie, „es ist nun um unser Leben gethan!" Malegys hörte dies jämmerliche Grämen, erbarmte sich ihrer und sagte: „Liebe Herren, seid zufrieden und erschrecket nicht, es hat keine Not, ich bin Malegys, Euer Vetter, ich will Euch aus dem Gefängnis führen."

Wie die Brüder dieses hörten, waren sie von Herzen froh. Hierauf sagte Adelhart: „Lieber Vetter, ohne Eure Hilfe stehet unser Leben in der Hand

des Herrn und Königs Karl: wir bitten, Ihr wollet uns helfen." Darauf nahm sie Malegys bei der Hand, führte sie aus dem Gefängnis bis an die Brücke der Stadt Paris, sagte aber dabei: „Ich hab übel gethan, daß ich Euch aus dem Gefängnis geführet habe, ohne Wissen des Königs, ich will hingehen und es ihm anzeigen, und Erlaubnis von ihm begehren." Da sprach Adelhart: „Vetter, ich bitte Euch, lasset uns gehen, denn ich weiß, er wird Euch keine Erlaubnis geben." Malegys aber ließ die Herren allein daselbst stehen, ging zum König bis vor sein Bett und sagte: „Herr König, Gott gebe Euch einen guten Tag und Gott wolle Eurer Seele Geleitsmann sein, wenn sie aus diesem Jammerthal scheiden wird. Ich kann nicht unterlassen, Herr König! Euch kund zu thun, daß ich meine Vettern aus dem Gefängnis geholet habe und hinweggeführt bis an die Brücke vor Paris, es gehe wohl oder übel. Nun bitte ich, gnädigster Herr und König! Ihr wollet mir erlauben, daß ich sie wieder möge hinwegführen nach Montalban, daselbst werden sie Euch keinen Schaden mehr zufügen, viel weniger Eure Majestät daselbst fürchten!" Als der König dies im Schlaf hörte, antwortete er: „Nehmet Eure Vettern und thut mit ihnen, was Euch gefällt!" wußte aber selbst nicht, was er geredet hatte.

Als Malegys solche Worte von dem Könige gehört, war er wohl zufrieden, sah sich um nach des Königs Krone und nahm sie samt Karls Schwert mit sich, ließ diesen zusehen und brachte die drei Herren samt der Krone nach Montalban. Wie Reinold seine Brüder sah, sprang er vor Freuden auf und dankte seinem Vetter herzlich. Sie blieben nun samt Malegys zu Montalban bei einander. Nachdem Malegys fort von dem König war, schlief dieser wieder ein, und als er erwachte, wußte er nicht, ob er dieses alles gesehen und gehört hatte, oder ob es ihm in einem Traum so vorgekommen; er ging deswegen, sobald er sich angekleidet hatte, nach dem Gefängnis, um zu sehen, ob solches wahr oder ob es ein Traum gewesen wäre. Als er dahin kam, fand er das Gefängnis offen, und die Gefangenen waren heraus; da ward er sehr zornig und ging wieder nach seinem Gemach. Unterwegs kam ihm Roland entgegen und begrüßte ihn. „Herr und König!" sprach er, „zu guter Stunde seid Ihr also früh aufgestanden!" Da sagte der König zu Roland: „Liebster Vetter Roland, gehet mit mir, ich muß Euch mein Unglück klagen, das mir diese Nacht widerfahren. Vergangene Nacht, als ich im Schlaf war, kam der Betrüger Malegys zu mir, so mir recht ist, und sagte mir, er hätte Reinolds Brüder aus dem Gefängnis genommen, und bat mich um Urlaub, daß er sie nach Montalban führen möchte, damit sie mich nicht fürchten sollten; ich meinte, er stünde vor mir, und ich gab ihm Urlaub, sie hinwegzuführen, sah auch, daß er meine königliche Krone samt dem Schwerte zu sich nahm; ich fürchte, ich werde es nimmer bekommen!" Roland antwortete dem König und sagte: „Herr König, habt Ihr Malegys Urlaub gegeben und nehmet es ihm nun für übel: was ist das?" Der König aber sprach: „Roland, treibet Ihr Euren

Scherz mit mir? das muß mich verdrießen!“ So gingen sie miteinander in des Königs Kammer; Karl aber war sehr übel zufrieden wegen seiner Gefangenen, seiner geraubten Krone und seines entführten Schwertes.

Weil nun der König nicht wußte, wie er wieder zu seiner Krone kommen sollte, so ließ er eine neue viel schönere und kostbarere machen; auch hätte er gern wieder ein Roß gehabt, das dem Roß Beyart an Größe, Stärke und Geschwindigkeit gleich wäre. Daher wurde ihm von dem Ritter Dunay geraten, er solle seine Krone als Kleinod aussetzen und in seinem ganzen Lande ausschreiben, welcher Lust und Belieben trage, mit seinem Pferd um die Krone zu rennen, der solle sich nach Paris verfügen; da wolle der König dieselbe aussetzen, und welcher der erste mit seinem Pferd an dem Ziele wäre und die Krone erreichte, dem wolle er sie viermal mit rotem Gold abkaufen, samt dem Roß, mit welchem er sie erlangte.

Dieser Rat gefiel dem König wohl; er gedachte, auf diesem Weg dürfte er das beste Pferd bekommen, das im ganzen Königreich wäre, und mit welchem Roland der Gewalt, die Reinold üben möchte, widerstehen und ihn fern von Frankreich halten könnte. Er setzte daher die Krone, die er erst hatte machen lassen, als Kleinod aus, daneben befahl er, es solle sich ein jeder mit den besten Pferden versehen, die er bekommen könnte.

Solches erfuhr Reinold von einem guten Freunde, den er in Frankreich hatte, der kam in aller Eile zu ihm nach Montalban und sagte: „Herr Reinold, ich thue Euch zu wissen, daß der König seine Krone zum Kleinod zwischen Montalban und der Seine ausgesetzet, dazu alle Ritter berufen, mit den edelsten Pferden zu Paris zu erscheinen und ihr Bestes zu thun mit Rennen, um die Krone zu gewinnen, in der Hoffnung, daß er auf diesem Wege das beste Pferd bekäme, um Euch damit zu bezwingen und fern vom Lande zu halten.“ Reinold erwiderte: „Freund, schweige davon still; wenn es meinem Vetter Malegys ratsam zu sein dünket, so will ich nach Paris reiten und das Kleinod gewinnen; denn ich weiß, er findet kein Roß, daß meinem gleich ist im Laufen und Springen.“ Dieweil er mit diesem redete, kam Malegys dazu, und Reinold erzählte ihm, was er gehört. Da sprach Malegys: „Wo meint der König ein solch Roß zu finden, das dem Beyart gleich kommt mit Laufen und Springen? Das ist ihm nicht möglich; derhalben rate ich Euch, Vetter Reinold, daß Ihr dahin ziehet und nehmet Eure Brüder samt Eurem Volk mit Euch, damit Ihr desto besser verwahrt seid, und sehet, daß Ihr die Krone davon bringet: ich selber will auch mitreiten.“

Da ließ Reinold das Roß Beyart satteln, rüstete sich in aller Eile und sie zogen aus. Als sie gen Orleans kamen, fragte Malegys nach der besten Herberge; sie stiegen von ihren Pferden und gingen hinein. Als es nun Zeit war, zu essen, wuschen sie ihre Hände, setzten sich zu Tisch und befahlen, daß

man den Pferden ihre Gebühr auch geben sollte, saßen also und waren fröhlich, denn es war allda kein Mangel.

Als die Mahlzeit ein Ende hatte, ging ein jeglicher lustwandeln, wie es ihm wohl gefiel; aber Malegys und Reinold begaben sich in einen Garten, darin allerlei Kräuter und Blumen standen; da suchte Malegys etliche davon, die ihm nötig waren, und stieß sie zusammen in einem Mörser; den Saft nahm er und bestrich Reinolds ganzen Körper damit.

Dadurch veränderte Reinold die Farbe und sah viel jünger aus, als er war, also daß man ihn nicht erkennen konnte. Als Adelhart, des Reinolds Bruder, dies sah, lachte er und sagte zu den andern Brüdern: „Sehet Brüder! was hat unser Vetter gethan durch seine Zauberkraft!“ Darauf ging Malegys in den Stall und veränderte dem Roß Beyart auch seine Farbe; es war vorher schwarz, darnach wurde es so weiß wie der Schnee, daß man es nicht erkennen konnte.

Wie dieses die Brüder sahen, mußten sie lachen und sagten wieder zu einander: „Wenn ich nicht wüßte, daß es Beyart wäre, so könnte ich es jetzt nicht erkennen, so sehr ist es nun entstellt; und ich weiß gewiß, daß niemand unter der Sonne ist, der es erkennen kann.“ Als dies geschehen, fing Malegys an: „Nun lasset uns fort gen Paris reiten, denn niemand kennet jetzt Reinold, noch das Roß Beyart, wie genau man es besieht!“

Reinold, der tapfere Held, ließ sein Pferd satteln, und rüstete sich samt seinen Brüdern, und sein Vetter Malegys desgleichen, doch keiner war so herrlich, als Reinold. Aber die Worte, die Reinold und Malegys mit den Brüdern gewechselt hatten, hörte ein Verräter, derselbe lief eilends nach Paris, meldete alles dem König und sagte, daß Reinold sich gerüstet hätte und nach Paris reiten wolle, um die Krone zu gewinnen; denn er habe es von ihm sagen hören. Als der König dieses vernahm, entfiel ihm der Mut und er sprach: „Freund, was sagt Ihr? ich weiß, daß Reinold nicht hieher kommen darf, und wenn er die Stadt Paris damit gewinnen könnte!“ Da antwortete der Verräter: „Herr, ich sage Euch, fürwahr, es geschieht, denn ich habe ihn samt seinen Brüdern und Malegys zu Orleans gesehen.“ Als der König das hörte, war er zornig, rief Folko von Morlin und sagte zu ihm: „Ich will Dir dreißigtausend Mann geben, darüber sollst Du Obrister sein und mit ihnen nach Orleans ziehen, daß Du meinen Vetter Reinold bekommest und bringst ihn gefangen hieher. Wenn er sich gegen Dich zur Wehr stellt, so haue ihn samt seinen Brüdern und Malegys in Stücke und bringe mir ihre Häupter, dafür will ich Dir schwer Gold geben.“ Folko willigte ein, zog hinweg mit seinem Volk, besetzte alle Päſſe und Straßen und sprach: „Nun ist Reinold samt seinen Brüdern mein Gefangener, Gott wollte es denn anders; ich will nun fleißig Achtung geben, daß er mir nicht entkomme.“

Unterdessen kam Reinold auf vier Meilen Wegs nahe bei Paris, auf ein schönes Feld, wo er einen guten Brunnen fand. Da verließen Reinold

und Malegys das Volk, das sie bei sich hatten, und befahlen es dem Adelhart, daß er darüber gebieten solle, als ihr Oberster; so ritten sie gen Paris und sprachen zu Adelhart: „Wenn man uns mit Gewalt überfallen würde, so wollen wir eine Trompete blasen, alsdann komme Du uns mit dem Volke ohne allen langen Verzug zu Hilfe.“ Als sie nun zu Paris angekommen waren, sagte Malegys zu Reinold: „Wenn man Euch etwas fragen wird, so antwortet sanftmütig auf bretagnisch, und lasset Euch nicht merken, daß Ihr französisch reden könnet.“

Jetzt nahte Folko mit seiner Schar und sah Reinold herankommen. Da sagte Reinold zu dem Malegys: „Vetter, was sollen wir thun? lasset uns wieder umkehren zu unserm Volk, denn sehet, da kommt Folko von Morlin.“ Darauf antwortete Malegys: „O Reinold, ich merke wohl, Ihr habt kein Herz mehr; reitet fort und fürchtet Euch nicht, denn niemand kennt Euch und das Roß!“ Inzwischen ritt Folko tapfer auf Reinold zu und hatte sein Schwert in seiner Hand; als er bei ihm ankam, vermeinte er, das wäre ein junger Knabe, und sah, daß er nicht gewappnet war; dessen schämte er sich, senkte sein Schwert, nahm den Reinold bei der Hand und fragte ihn: „Jüngling, wo kommst Du her und wo bist Du geboren?“ Da antwortete Reinold ihm auf bretagnisch mit gelinden Worten. Folko aber sprach: „Rede französisch, denn ich verstehe Dich sonst nicht. Fürwahr, Jüngling,“ sagte er, „ein solch groß Pferd habe ich noch niemalen gesehen; es ist schier dem Roß Beyart gleich, das der Reinold hatte, und wenn es schwarz wäre, so spräche ich, es wäre das Roß Beyart.“ Und also ließ er den Reinold seine Straße reiten. Darnach kam der Ritter Dunay zu Folko, fragte ihn: „Wie, Folko, habt Ihr den Reinold nicht erschlagen?“ — „Nein,“ sagte dieser, „es ist Reinold nicht gewesen, es ist ein junger Held von vierzehn oder fünfzehn Jahren; er kommt aus Bretagne!“ Als Dunay dies hörte, steckte er sein Schwert ein und ritt ihm in aller Eile nach; und als er zu Reinold kam, nahm er seinen Zaum in die Hand und fragte ihn auch, wo er geboren wäre. Reinold antwortete ihm gar demütig: „In Bretagne, in Brevie bin ich geboren.“ Dunay sagte: „Sprecht französisch, ich verstehe Euch sonst nicht.“ Als Dunay aber hörte, daß er sonst keine Sprache reden konnte, sagte er: „Nun so reitet hin in Gottes Namen.“

Darnach nahm Dunay Malegys Pferd bei dem Zaum und fragte ihn auch, wo der junge Held geboren wäre? Malegys antwortete auf französisch und sagte: „In Bretagne; er ist eines Grafen Sohn, aber sein Land und Leute hat er versetzt.“ Da fragte Dunay: „Wie ist er denn zu dem Pferd gekommen? das ist ein schön und groß und geschwindes Roß, desgleichen hab ich niemals gesehen. Es ist fast dem Roß Beyart gleich und wenn es von Haaren wäre wie jenes ist, so sagte ich es wäre Beyart selbst, denn es hat eben seinen Gang und Gestalt, nur nicht die Haare!“ — „Das ist kein Wunder,“ sagte Malegys, „daß es groß ist, es hat niemals nichts anders

gefressen, als Korn und Brot, und das allein darum, weil der König hat verkündigen lassen, er wollte seine Krone als Kleinod aussetzen auf das beste Pferd, welches am geschwindesten und am mächtigsten wäre im Turnieren und Rennen; dasselbe wollte er kaufen der Meinung, daß man den Reinold bezwingen und aus dem Lande halten sollte; derhalben hat der Jüngling sein Pferd allein mit Korn und Brot füttern lassen, denn er hofft die Krone zu gewinnen und den Preis davon zu tragen?" Da sprach Dunay zu Malegys: „Habt ihr nichts von Reinold vernommen?" Malegys erwiderte: „Ich glaube, er ist noch dahinten und trachtet sehr nach des Königs Unglück." Da nahm er Urlaub von dem Ritter Dunay und ritt Reinold nach. Dunay aber ritt zu Folko von Morlin und sagte ihm: „Mich dünkt, daß wir vergeblich auf Reinold warten, denn ich weiß, daß er nicht nach Paris kommt und wenn er schon die Stadt Senlis, Orleans und Amiens damit verdienen könnte!" Folko antwortete dem Ritter Dunay und sprach: „Fürwahr, Herr, das dünkt mich auch; und wenn es der Ritter Reinold erfährt, daß wir sein allhier warten, so wird er lachen, seinen Spott mit uns haben und sagen: Jetzt sehe ich, daß man mich sehr fürchtet, da sie mit solcher Gewalt auf mich warten!" Mit diesen Worten kehrten sie wieder nach Paris zu dem König.

Als Folko vor den König kam, fragte ihn dieser, ob er Reinold bekommen hätte. Er antwortete seinem Herrn: „Nein, Herr König." Der Ritter Dunay aber sagte zu Karl: „Gnädigster Herr König, es wäre gar unweislich gethan, wenn wir den stolzen Ritter Reinold daselbst sollten erwarten; denn er wird sich wohl besser besinnen, denn daß er gen Paris kommt; und ich weiß, wenn er schon Senlis, Orleans und Amiens damit gewinnen könnte, so kommt er doch nicht hieher." Der König antwortete: „Das ist wohl wahr, was Ihr saget, Herr Dunay, aber er ist von Eurer Verwandtschaft; darum habt Ihr dem Folko davon abgeraten; aber fürwahr! ich sage Euch, wenn mir der Reinold entkommt, so will ich Euch an seiner statt henken lassen!" Darauf erwiderte Dunay: „Gnädiger Herr, nicht also, ich will Eurer Majestät einen andern Rat geben: Ihr sollet alle Thore der Stadt zusperren lassen und an jegliches Thor ungefähr drei oder vier gewappnete Mann stellen und alle die fremden Ritter und Herren draußen lassen; und wenn nun Reinold mit einigen Pferden käme und gern herein sein wollte, so könnte man ihn alsobald ergreifen und Eurer Majestät gefangen ausliefern!"

Der König hielt den Rat für annehmlich und befahl ihn ins Werk zu setzen; er ließ die Stadt Paris bewachen, auf daß er den Ritter Reinold möchte bekommen. Reinold und Malegys kamen. Aber niemand war da, der ihnen aufmachte. Als Malegys dies sah, steckte er sein Haupt durch ein Loch des Thors und sah einen gewaffneten Mann da sitzen; denselben sprach er *mit guten* Worten an und sagte: „Freund, warum läßt der König die Thore *alle verschließen?* Dessen verwundere ich mich sehr, daß alle diese Ritter und

Herren hier außen bleiben müssen. Oder meinte der König, daß er alle guten Pferde darin hat? Ach, nein! es ist noch eines hieraußen, das ist das beste, des wird er wohl inne werden!"

Der gute Mann sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist nicht darum geschehen; es ist nur um den Ritter Reinold zu thun." — „Ist sonst anders nichts als um Reinold?" sprach Malegys, „ich hab gehört er ist noch dahinten, aber er trachtet gewaltig nach des Königs Schad und Unehr!" Indem nun Malegys also redete mit dem Wächter, stand da ein Verräter neben Reinold, der sagte: „Hab ich Reinold jemals gesehen, so ist es der, welcher auf dem großen Roß sitzt, und das Pferd ist Beyart!" Malegys, dies hörend, veränderte den Reinold noch mehr; und Beyart verstand die Worte auch, die der Verräter redete; er schlug mit seinen Füßen hinten aus und traf jenen vor die Brust, daß er zurückfiel und starb.

Hierauf sagte Malegys zu den Herren, die dabei waren: „Das Pferd hat den Knecht totgeschlagen." Die Herren aber sprachen: „Das Pferd hat recht gethan, warum hat er gelogen? Wie sollte das Beyart sein können; denn Beyart ist kohlschwarz, und dies Roß ist weiß, wie der Schnee; auch kennen wir Reinold wohl, der hat eine Gestalt von zweiundzwanzig Jahren, dieser Jüngling scheint nicht über fünfzehn Jahre alt zu sein!" Als diese Rede ein Ende genommen, that man das Thor auf und ließ die Reiter alle hinein ziehen.

Als sie nun darin waren, fragte Malegys nach der besten Herberge; die zeigte man ihm, da stiegen sie von ihren Pferden, welche in den Stall geführt wurden, und die Ritter gingen zum Morgenessen. Wie nun die Zeit herannahte, daß man um die Krone reiten sollte, ging Malegys mit Reinold in den Stall, und Malegys machte durch seine Zauberei, daß Beyart ganz mager und unansehnlich ward.

Reinold und Malegys sattelten darauf ihre Pferde, ritten wieder zu der Stadt hinaus, auf einen grünen Platz, und erwarteten daselbst den König. Als nun die Mahlzeit vorbei war, ritt dieser mit seinem Adel hinaus, und es folgten ihm alle Ritter, die um das Kleinod werben wollten. Sie kamen an den Ort, wo die Krone aufgehängt war; da begab sich Reinold und Malegys mit ihren Pferden unter die andern Ritter und Herren; als die Reinold sahen, trieben sie ihren Spott mit ihm und sagten unter einander: „Dieser wird das Kleinod gewinnen und das Roß wird ihm der König abkaufen!" und dergleichen Spottreden mehr. Darauf sprach Reinold mit ganz demütigen Worten: „Scherzet nicht zu sehr, Freunde! wer weiß, was Gott mir jungen Helden auf diesen Tag noch für Glück bescheren wird. Er möchte mir vielleicht so viel Gnade erzeigen, daß ich die Krone mit meinem unansehnlichen Roß gewänne!" Dies hörte ein Bürger, welcher dabei stand, lachte dessen und sagte: „Freund, Ihr redet die Wahrheit, aber ich rate Euch, daß Ihr wieder zurück in die Stadt reitet und entlehnet einen Esel und brauchet den Rat

dieses Pferdes; oder eine Kuh, die kann fein weit schreiten, so kommet ihr bald zu der Krone!" Und also ward der gute Reinold mit seinem Pferd verspottet.

Indeß befahl der König, man solle das Rennen anfangen, und ein jeglicher rüstete sich und verhoffte die Krone zu gewinnen. Da sprach Malegys zu Reinold: „Nun, Vetter, thut Euer bestes, daß Ihr das Kleinod mit Ehren erlangen möget, ich will wieder durch Paris reiten und an der andern Seite der Seine warten." Während Malegys und Reinold also zusammen redeten, waren die andern Ritter ein gut Stück Wegs voran geritten. Reinold, der dies sah, sagte zu seinem Roß: „Wie nun, Beyart, willst du so träg sein? Sollte ein anderer die Krone gewinnen? das wäre mir und dir eine große Schande!" Beyart verstand diese Worte und fing an zu laufen, daß sich jedermann verwundern mußte, ja so geschwind, als wäre es ein Pfeil gewesen, der von einem Bogen geschossen worden. Als die Herren, die dabei waren, dies ansahen, sagten sie wieder zu einander: „Wir hatten unsern Schimpf und Spott an diesem Jüngling, aber mich dünkt, er könnte die Wahrheit gesagt haben!"

Indem ward der König Beyart auch gewahr, rief dem Roland, und sagte: „Vetter! sehet das Roß an, auf dem der Jüngling sitzt; das läuft so geschwind, und ist so groß und stark, daß es dem Beyart fast gleich ist; wenn es schwarz und nicht weiß wäre, so würde ich sagen, es sei Beyart selbst; das will ich Euch kaufen, auf daß Ihr Reinold damit bezwinget, und ihn uns ferne haltet!" Roland sagte: „Herr König! das ist wahr, wenn es schwarz wäre, es wäre Beyart selbst!" Unterdessen kam Reinold den andern Pferden weit zuvor, also daß er der erste bei der Krone war; die nahm er von dem Ziele ab', da sie aufgesetzt war, jagte durch die Seine und brachte so die Krone hinweg. Als der König sah, daß Reinold mit der Krone hinweg ritt, ward er traurig, rief ihm und sagte: „Freund! hieher mit der Krone! Gebt sie mir wieder, ich will sie Euch viermal mit Gold bezahlen; will Euch das Roß, mit dem Ihr die Krone gewonnen, abkaufen und Euch dafür geben, was Ihr von mir begehret!" Als Reinold dies vom König hörte, rief er: „Herr König! dies Roß ist mein, ich will es auch behalten; wollet Ihr ein schön Pferd haben, so sehet, wo Ihrs bekommt: denn ich weiß, Ihr findet keines, wenn Ihr schon die ganze Welt durchsuchen ließet, das dem Beyart gleich wäre; ich sage Euch fürwahr, Herr König! habt Ihr Reinold je gesehen oder erkannt, so bin ich es selbst mit meinem Roß Beyart. Was die Krone betrifft, Herr König! die hab ich durch Gott und das Glück gewonnen; die will ich behalten und die Edelsteine davon nehmen und sie zu Montalban zu einem Gedächtnis meines Sieges aufbewahren; denn Kaufleute dürfen keine Krone tragen; es ist besser, daß mein Roß sie trägt! mich dünkt nämlich, Ihr wollet ein Roßtäuscher werden!" Hierüber wurde der König betrübt und rief: „Ei, lieber Vetter, lasset mir die Krone wieder zukommen, ich will Euch zum Rentmeister machen über alle meine Güter. Adelhart soll Marschall, Rittsart soll

Speisemeister und Writsart soll mein Truchseß sein!“ Reinold aber sprach zum König: „Herr König! Gott weiß, wenn wir Euch dienten, sollten wir für unser Wohl übel gesorgt haben; heut, als Ihr die Krone aussetztet, meintet Ihr ein Pferd zu finden, das Beyart gleich oder über dasselbe wäre, das ist aber weit gefehlt. Es ist in der Welt kein besseres; ich bin weit herumgezogen, doch seinesgleichen ist mir nicht vorgekommen, geschweige daß Ihr eines finden solltet, so über das meine wäre; ich will es auch nicht lassen, und wenn Ihr mir so viel Gold dafür geben wolltet, als es groß und schwer ist; denn es ist die Blume von allen Pferden!“

Als Reinold mit dem König also redete, kam Malegys mit seinem Pferde gerannt, was er rennen konnte, und fragte Reinold: „Vetter, wie ist es mit der Krone, wer hat sie gewonnen, habt Ihr sie oder nicht?“ Reinold sagte: „Ja, ich hab' sie bekommen, ich danke es Gott und Euch, Vetter Malegys!“ Da sprang Malegys vom Pferd und küßte Reinold samt Beyart. Als der König dieses sah, fragte er den Zauberer und fing an: „Seid Ihr es, Vetter Malegys, oder täusche ich mich? Ich bitte, wollet meinen Vetter Reinold bereden, daß er mir die Krone wieder zukommen lasse, ich will sie ihm vierfach bezahlen; dazu will ich ihm vier Monat lang Frieden geben, um nach Dordone zu reisen und seine Mutter zu besuchen; denn ich weiß, daß sie ihn lieb hat und nach ihm sehr verlanget.“ Als Malegys dies hörte, sagte er zu dem König: „Herr König, kommet über die Seine; wir wollen Euch die Krone geben!“ Der König aber wurde zornig und sprach zu den Rittern, die bei ihm waren, vornehmlich zu Roland und Olivier: „Ich bitte Euch, Ihr Herren! folget mir nach und trauet Malegys nicht wegen seiner Zauberkunst!“ Da sagte dieser: „Ich rate der Herren keinem, daß sie sich auf die Seine begeben! Kommen sie darauf, so kommt keiner mit dem Leben davon, ich mache, daß sie alle ertrinken.“ Indem sprang Reinold auf Beyart und Malegys auf sein Pferd; so schieden sie vom König und eileten zu Reinolds Brüdern, welche ein groß Verlangen nach seiner Wiederkunft hatten, wie auch nach der Krone. Reinold und seine Brüder blieben nun mit ihrem Vetter Malegys zu Montalban bei einander.

Eines Tages wollte Olivier in einen Wald außerhalb Paris auf die Jagd reiten und kam auf einen hohen Berg; da sah er von oben herab unten an dessen Fuß einen Mann; er zweifelte, ob es Malegys wäre oder nicht; zuletzt erkannte er ihn, denn er wußte wohl, daß sich Malegys durch seine Kunst in eine andere Gestalt verändern konnte, als er sonst hatte. Olivier verwunderte sich, wie er dahin gekommen wäre, setzte sich auf sein Pferd, ritt zu ihm, ergriff ihn bei seinem Mantel und sprach: „Stehe still, Du loser Zauberer, und gieb Dich gefangen, ich muß Dich zum König Karl führen!“ Als Malegys solches sah und hörte, sprang er hinter sich, zog sein Schwert

aus und stellte sich zur Wehr. Olivier aber schlug nach Malegys, daß ihm sein Schwert aus der Hand fiel. Da nun Malegys sah, daß er wehrlos war, wurde er zornig und sprach zu Olivier: „Ich will mich gefangen geben.“ Dieser nahm ihn gefangen und führte ihn nach Paris.

Wie der König den Olivier sah, empfing er ihn freundlich und fragte: „Wie? Olivier, bringet Ihr mir Malegys gefangen?“ Er antwortete: „Ja, Herr König! Eure Majestät mag nun mit ihm handeln, wie Ihr beliebt.“ Da fing der König an: „Malegys Du falscher Dieb, weißt Du wohl, daß Du mir letztmals, als Rittfart hier gefangen war, fast meinen Daumen abgebissen hast?“ Da antwortete ihm Malegys und sagte: „Herr König! das wird das letztemal sein, daß ich Euch schaden werde.“ Der König aber sprach: „Du sollst heute noch hangen.“ Malegys erwiderte: „Herr König! ich bitte, lasset mich leben bis morgen.“ — „Nein,“ sagte der König, „Du möchtest mir entlaufen.“ Malegys redete wieder: „Herr König! ich will Euch dafür Bürgen stellen.“ Der König sprach: „Wer will denn dein Bürge sein?“ Malegys sagte: „Ich versehe mich dessen zu Olivier.“ Da fragte Karl den Olivier: „Wollet Ihr Bürge sein für Malegys, daß er mir zwischen heut und morgen nicht entläuft?“ Olivier sprach: „Ja, Herr König.“ Da sagte Karl zu Malegys: „Er kann nicht allein Bürge sein; es müssen ihrer noch mehr sein!“ Und nun fragte Malegys den Roland: „ob er auch Bürge wollte sein?“ Roland sprach: „Gnädiger Herr König! Eure Majestät darf nicht sorgen, Olivier und ich wollen uns verbürgen, daß er nicht entweichen soll.“ Unterdessen wurde es Essenszeit, da ließ der König zur Tafel blasen, und je zwei und zwei von den Herren und Genossen setzten sich zusammen; aber der König saß allein; und sie aßen und waren fröhlich.

Als Malegys dies sah, sagte er zum König: „Gnädiger Herr König, alle Eure Herren sind gesessen, aber ich bin vergessen worden; ich denke, ich komme und setze mich zu Eurer Majestät.“ Als der König diese Schimpfrede von Malegys hörte, wurde er zornig und sprach: „Du ehrloser Schelm, wie darfst Du noch reden, und sollst doch morgen hangen? Wenn ich an Deiner statt wäre, das Essen und das Lachen sollte mir wohl vergehen!“ — „Je nun,“ sagte Malegys, „Herr König! ich bin heute Abend noch frei, was morgen geschieht, das weiß ich nicht.“ Als Roland das hörte, sagte er: „Malegys, schweiget still, kommet und esset mit mir!“ — „Das will ich thun,“ antwortete Malegys, „ich muß heute noch fröhlich sein, und ein schönes Liedlein singen;“ ging also und setzte sich zu Roland.

Sobald nun das erste Gericht auf die Tafel kam, fing er an zu singen; da sagte der König: „Wie, Malegys? gelüstet Euch noch zu singen, und sollt morgen hangen?“ Malegys sprach: „Herr König! Ihr habt keinen lustigern Menschen gesehen, als ich bin, dieweil ich noch Zeit habe, bis morgen zu leben!“ Der König sagte: „Du gedenkest vielleicht mit Deinem Gesange Dich vom Galgen zu erlösen; aber Deine Hoffnung ist umsonst!“ Dann ließ

er ihn alsbald in das Gefängnis führen und ihm fünf Centner Eisen anlegen. Als Malegys sah, daß es dem König ernst war, sprach er: „Herr König! wo Ihr mich nicht losgebet und bestellet mir eine Herberge, so will ich Euch mit Gewalt entlaufen.“ Der König erwiderte: „Wenn Du mir entlaufen kannst, will ich Dir es frei stellen.“ Da sagte Malegys: „Herr König! erlasset meinen Bürgen die Bürgschaft, ich will versuchen was ich kann.“ Der König aber sprach: „Ich begehre die Bürgschaft nicht.“ Als Roland das hörte, sagte er: „Herr König! mir ist es auch recht, erlasset mich und Olivier der Bürgschaft, weil Malegys in den Kerker geworfen liegen muß.“ Der König antwortete: „Ihr Herren, ich entlasse Euch der Bürgschaft: er wird mir nicht entlaufen; ich befehle Euch Gott, ich will mich zu Bette legen.“ Als Malegys dies hörte; sagte er: „Ich will mich losmachen, ehe es Mitternacht ist!“ — „Ei, Du loser Schelm,“ sprach der König, „wie wolltest Du das zuwege bringen? Du bist ja fest genug geschlossen, hast auch Eisen genug am Leibe; auch will ich Dir das Gefängnis noch dazu verwahren lassen durch Diener.“ Aber um Mitternacht brauchte Malegys seine Kunst, daß alle Schlösser abfielen und das Thor des Gefängnisses sich öffnete; die Herren, welche Wache hielten, sanken in Schlaf, so daß er sie alle aufeinander legte, und ihnen ihre Wehren nahm; dann ging er in des Königs Schlafkammer, schleppte Silbergeschirr mit sich, so viel als er tragen konnte, und ging damit nach Montalban.

Reinold lag ruhig in selbiger Nacht und schlief; er wußte nicht, was sich mit seinem Vetter Malegys zugetragen hatte. Da kam ihm im Traum vor, daß Malegys an einen Baum gehangen wäre; über diesem Traum erwachte er, zog seine Kleider an, waffnete sich und sprach: „O gütiger Gott! ich bitte Dich, Du wollest meinen Vetter vor einem solchen schändlichen Tode behüten!“ Dann setzte er sich auf Beyart, ritt nach des Malegys Kastell, und klopfte allda an. Der Pförtner fragte ihn, was er begehrte? Da sprach Reinold: „Wo ist der Herr?“ Der Pförtner erwiderte: „Herr! das weiß ich nicht.“ Reinold wurde traurig und ritt nach Paris; als er nach Montfalcon kam, fand er, daß niemand da gehenket war, und er freute sich dessen. Darnach schaute er sich etwas um und sah einen Mann daher kommen, beladen mit einer schweren Last; der härmte sich, als ob er augenblicklich sterben wollte.

Reinold erschrak heftig, meinte, es wäre der Teufel selbst, und sprach: „Bist Du von Gott, so sag mirs, wer Du bist?“ Der Fremde sprach: „Ich bin Malegys, kennet Ihr mich nicht?“ Da sagte Reinold: „Jetzt kenne ich Euch wohl, Vetter! ich bitte, saget mir, was traget Ihr so schwer?“ „Das will ich Euch sagen,“ erwiderte Malegys, und erzählte nun Reinold den ganzen Vorfall. Da fragte dieser: „Vetter, habt Ihr Oliviers Schwert auch genommen?“ „Ja“ antwortete Malegys, „hätte ich es ihm gelassen, so wäre er bei dem König in Verdacht gewesen, als ob er etwas davon gewußt hätte,

daß ich entkommen wäre." Da ließ Reinold Malegys auf Beyart sitzen, und sie ritten vergnüglich nach Montalban. König Karl, der den Kerker zu bewahren befohlen hatte, auf daß Malegys nicht entkäme, ging des Morgens, als er sich angekleidet hatte, nach dem Gefängnis und wollte den Malegys in aller Frühe henken lassen. Als er vor das Gefängnis kam, fand ers offen, die Genossen auf einem Haufen liegen und die Stätte leer; er wurde deshalb sehr traurig und rief mit lauter Stimme: „Roland, stehe auf, wir haben Malegys verloren." Als der König ein solch Geschrei machte, wurden die Genossen alle wachend; da fing Roland an: „O Gott! wer mag uns alle so auf einen Haufen gelegt haben?" wollte alsbald nach seinem Schwert greifen, ingleichen auch die andern Herren, da waren aber alle Waffen hinweg. Als König Karl dies hörte, ward er gar zornig über die Genossen, daß sie nicht besser Wacht gehalten hatten. Ogier aber antwortete dem König und sagte: „Herr König! wann Ihr ihn schon bei dem Galgen hättet, so entkäme er doch und nähme mit sich was er begehrte." Da schwur Karl, er sollte ihm nicht mehr entgehen, wann er schon zu Montalban wäre, er wollte ihn henken lassen und die Schwerter der Genossen in eigener Person wieder holen.

Der König Karl ließ nun in seinem ganzen Lande eine große Menge Volks versammeln, und zog damit nach Montalban, die Stadt zu belagern, that auch großen Schaden mit Rauben und Brennen. Roland schickte einen Boten an Reinold und begehrte, er sollte ihm helfen, daß er sein Schwert Durendal wieder bekäme. Da entbot ihm Reinold, er wolle nicht allein ihm, sondern allen Genossen helfen, daß sie ihre Schwerter wieder erhielten, Roland sollte nur ihm wieder beistehen, daß er und seine Brüder bei dem König zu Gnaden möchten aufgenommen werden.

Roland aber zeigte den Genossen Reinolds Begehren an, welche solches alsbald bewilligten. Ogier sagte: „Möchten wir ihre Gnade bei dem Könige erlangen, ich wollte kein Gut daran sparen." Es ward aber verabredet, der Bischof Turpin sollte es dem Könige vortragen; so gingen sie sämtlich zu Karl, und der Bischof fing an und sprach: „Gnädiger Herr König! Ihr wisset wohl, wie Montalban so fest ist, daß die, so darinnen sind, sich nicht zu fürchten haben. Derhalb bitten wir, Eure Majestät wolle Reinold und seine Brüder zu Gnaden aufnehmen und Frieden mit ihnen machen; was hilft es Euch, daß das ganze Land mit samt der Stadt und Burg verdorben wird? Es wäre besser, Eure Majestät nähme sie wieder an und ließe sie mit uns gegen die Heiden ziehen, und die Feinde Gottes helfen vertilgen!" König Karl aber sprach mit zornigem Gemüt: „Solches soll nicht geschehen; ich will sie einmal fragen lassen, ob sie das Kastell Montalban übergeben und sich gebunden in meine Hände liefern wollen!" Da fragte der Bischof: „Herr König, wer soll der Bote sein, der das ausrichten soll?" Roland sagte darauf: „Es ist niemand so stolz oder keck allhier, der den Mut dazu hätte."

Als der König dies hörte, sagte er: „Roland, ich weiß keinen Bessern oder Bequemern dazu, als eben Euch. Deshalb sollt Ihr zu Reinold gehen und ihm sagen, wo er mir das Kastell zu Montalban nicht übergeben will, und was ich sonst noch mehr von ihm begehren werde, so will ich in seinem Lande keinen Stein auf dem andern lassen, sondern alles verheeren und verderben, was ich finde!"

Roland bedachte sich bald und sagte: „Gnädiger Herr und König! ich will es gerne thun!" rüstete sich und zog nach Montalban. Als er zu Reinold kam, grüßte er ihn samt seiner Gesellschaft ganz freundlich und begann: „Vetter Reinold, ich bin hieher zu Euch geschickt vom König Karl und soll Euch anzeigen, daß Ihr ihm das Kastell Montalban übergeben sollt und mit allen denen kommen, die in Montalban sind, einen Strick um den Hals, willig und barfuß, und ihm zu Fuß fallen; so Ihr solches nicht thun wollet, so will er Euer ganzes Land verheeren und verbrennen; und wo er Euch samt Euren Brüdern kann bekommen, so will er Euch henken lassen." Reinold hörte diese Botschaft an. Als Roland ausgeredet hatte, sagte er zu ihm: „Derselbe, der mir als einem Landesherrn so darf drohen und verlangt, ich sollte ihm Land und Leut', Leib und Gut übergeben, der ist selbst des Todes würdig; aber, Freund Roland! ich begehre von Euch, daß Ihr dem König wieder sollet anzeigen: Ich erbiete mich und meine Brüder in seine Gnade, und will ihm geben Land und Leute, Dörfer und Städte zu einem Eigentum, ich will ihm auch lassen das Kastell Montalban, daß er es mir als ein Lehen gebe; verspreche auch für mich und meine Brüder, ihm allenthalben zu dienen mit Leib und Blut, wo er unserer nötig hat, so bald er uns will in Gnaden aufnehmen, daß wir mögen bei Eltern, Weib und Kind bleiben: jedoch, wenn er uns in seinem Land und Königreich nicht leiden will, so wollen wir uns in andere Länder begeben, das Kreuz mit Geduld ertragen, und daselbst sieben Jahre lang bleiben. Wenn er aber diese Vorschläge nicht eingehen will, so sagt ihm frei, daß er sich hüte, wo er kann: denn ich will ihm allen Schaden thun, der mir möglich ist, und will so lang Krieg gegen ihn führen, als ich Volk aufbringen kann." Roland erwiderte: „Freund! das soll also geschehen; ich will es dem Könige so hinterbringen und hören, was er dazu sagen wird." So ging er wieder zu Karl und machte demselben kund, was ihm Reinold aufgetragen hatte.

Nachdem der König durch Roland die Meinung Reinolds vernommen, ward er zornig, ließ überall die Wachen verstärken, auch alles wohl mit Volk versehen, und brachte eine große Menge zu Roß und zu Fuß zusammen. Als aber Reinold das hörte, ließ er all sein Volk ebenfalls waffnen und die Pferde rüsten und begab sich also ins Feld.

Reinold zog mit Beyart voraus, seine Brüder folgten ihm nach, und sie erschlugen eine große Menge Volks. Reinold stieß auf einen französischen Edelmann so hart, daß er von seinem Pferde tot auf die Erde fiel. Als der

König sah, daß Reinold unter seinem Volk so großen Schaden that, rief er zu seinen Genossen: „Ihr Herren! stellet Euch zur Wehr, denn Reinold thut samt seinen Brüdern großen Schaden." Da die Franzosen das hörten, daß der König so ernstlich war, gingen wohl tausend Mann auf Reinolds Volk los; die wehrten sich aber ritterlich.

Endlich sagte der König zu Roland und Olivier und zu den Genossen: „Folget mir alle nach, so Ihr Euer Leben behalten wollt!" und so ritt er auf Reinold und sein Volk zu. Als dieser sah, daß der König so stracks auf ihn zukam, floh er vor ihm, der König aber rief ihm und sagte: „Reinold! hierher und stich auf mich." Reinold antwortete dem König und sprach: „Herr König! das soll unverzüglich geschehen," gab seinem Pferde die Sporen und ritt so stark auf ihn ein, daß er vom Pferde fallen mußte; er wäre wohl geblieben, wenn Roland nicht Hülfe geleistet hätte; alsbald rief Reinold seinem Volk und schrie: „O ihr Gaskogner! jetzt brauchet Euch, und setzet tapfer unter die Franzosen, denn wir sind jetzt Meister!" Als der König dies hörte, rief er: „Reinold, ich hoffe, Du wirst daran lügen;" und sprang alsbald auf Malegys: der wehrte sich tapfer, also daß ihm das Pferd unter dem Leibe tot blieb; zur Stund schwang er sich wieder auf ein ander Roß, und focht mit dem Schwert, und fällte damit manchen Franzosen, dessen sich Reinold sehr erfreute. Dann zogen sie wieder ab und begaben sich nach Montalban.

Als der König sah, daß seines Volks so viel tot geblieben und Reinold entronnen war, wurde er sehr betrübt und sagte zu seinen Genossen: „Nun hat mir Reinold so viel Schaden gethan, daß ich es ihm nimmer vergeben kann."

Der Streit zwischen König Karl und Reinold währte wohl sieben Jahre. Die Genossen kamen immer wieder mit der Bitte vor den König, daß er ein Parlament halten sollte, um dem Krieg ein Ende zu machen. Und endlich willigte Karl darein.

Reinold aber, als er hörte, daß ein Parlament ausgeschrieben war, erschien er daselbst, kam in eigener Person vor den König, grüßte ihn und sagte: „Gnädigster Herr König, der große König des Himmels und der Erde müsse Euer Majestät Beschützer sein." Karl erwiderte: „Was grüßest Du mich noch, und hast mir so großen Schaden gethan?" Reinold sagte: „Herr König, den Schaden will ich wieder gut machen, und für meine Missethat begehre ich Strafe zu leiden und mich nach Vermögen zu bessern. Und so es Euer Majestät gefällig ist, so wollen wir uns ergeben mit Leib und Gut." Auf solches hieß der König sie abtreten, er wolle sich mit seinen Herren und Freunden beraten. Dies waren Griffon, Alloret und Forcier, denn die andern Herren Genossen waren zu Montalban geblieben. Forcier sagte zu dem König:

„Gnädiger Herr! Reinold ist allhier erschienen, und gedenkt Euer Majestät nicht, daß er Ludwig, unsern jungen König, erschlagen hat? und den solltet Ihr zu Gnaden annehmen?“ Als Ogier das hörte, fürchtete er sehr, Forcier würde etwas mehr gegen Reinold sagen, lief eilend dazu und sprach: „Schweiget still, Forcier, lasset mich reden; Ihr solltet billig auf kein Parlament kommen!“

Da sagte der Bischof Turpin: „Das ist wahr, Ogier, sie raten dem Könige, daß er allezeit zu streiten hat, also daß Land und Unterthanen verdorben werden. Ich aber, Herr König, rate, Eure Majestät wolle Reinold mit seinen Brüdern zu Gnaden aufnehmen und sich mit ihnen versöhnen; dann mögen sie gegen die Heiden ziehen und uns das Land helfen gewinnen: denn sie sind die besten Kriegshelden, die ich im ganzen Reiche weiß.“ Da sprach der König: „Nein, ich will das nicht thun; soll ich mich mit dem versöhnen, der mir meinen Sohn und so viel andere, Ritter und Volk, erschlagen hat?“ Als das Parlament sah, daß sie nichts erhalten konnten, schieden sie von einander, und der König schwur, er wolle Reinold henken lassen. Da sagte Reinold: „Herr König! weil ich denn sehe, daß ich von Euch keine Gnade erlangen kann, so wisset, daß ich mit meinen Brüdern mein äußerstes thun werde; und wenn wir Eure Person bekommen können, ob es über kurz oder lang sei, so wollen wir Euch das Haupt abschlagen! Darum möget Ihr Euch vorsehen!“ Als der König das hörte, daß Reinold noch so mutig war, sprach er: „Pfui, Du loser Lecker, willst Du Dich mit Gewalt gegen mich auflehnen und bedrohest mich?“ Reinold aber erwiderte: „Ja, Herr König! das will ich thun; warum wollet Ihr Euch mit uns nicht versöhnen?“ Also schieden sie im Unfrieden von einander.

Reinold ritt hierauf nach Montalban und rüstete sich zum Streit. König Karl ließ auch alles herbei bringen, was zum Sturm des Kastells nötig war. Etlichemal aber fiel Reinold aus mit seinem Volk und that großen Schaden. Die Herren gingen auf einander mit solcher Kraft, daß ihnen die Speere zersprangen, die Pferde niederfielen und starben. Malegys ritt auf den König und hätte ihn beinahe erschlagen; aber er ward befreit von Roland, Olivier und Ogier. Roland that einen Streich auf Malegys, daß der von seinem Pferde herab und in Ohnmacht fiel. Augenblicks sprang Roland von seinem Roß, band dem Malegys Hände und Füße, und führte ihn in des Königs Lager. Des Morgens stieß er auf Rittsart, daß sie alle beide von den Pferden fielen; Rittsart war jedoch getrost, er sah, wie er am besten wieder auf sein Tier käme, und wehrte sich tapfer. Salomon von Bretagne ritt auf den Adelhart, der wehrte sich männlich, daß ihnen beiden ihre Speere zersprangen, und schlug den Salomon auch von seinem Pferd mit der Wehre. Forcier ersah dieses bald, schwang sich auf sein Roß und ritt auf Writsart. Der wehrte sich aber tapfer und durchstach den Forcier. Darüber zürnte der König

und rief Monoy zu sich, und die Herren ritten alle in Ordnung hinter dem König. Dieses sah Reinold und gedachte: „Was soll das werden?“ Indem ritt der König wieder auf Writsart; der aber, es merkend, ging auf ihn mit solcher Stärke los, daß er vom Pferde fiel. Reinold kam auch in den Streit rief sein Volk an und sagte: „Ihr Herren von Montalban, nun wehret Euch ritterlich, denn fürwahr, wir werden den König erschlagen und obsiegen!“ Karl hörte dies und rief: „Reinold, ich hoffe, Du wirst gelogen haben“; saß alsbald wieder zu Pferd und ging auf Reinold los. Der aber sah sich wohl vor und eilte von dannen. Indem kamen die Genossen und setzten mit Gewalt unter Reinolds Volk, so daß sie in kurzer Zeit an die dreihundert Mann erschlugen. Als Reinold das sah, rief er all sein Volk zusammen und sagte: „Ihr Herren von Montalban, folget mir nach und laßt uns fliehen, denn der König ist uns zu mächtig!“

Nun zog Reinolds Volk wieder in das Kastell, und ihr Gebieter ritt hinter ihnen und beschützte sie; aber Malegys blieb gefangen. Als Reinold auf die Burg kam, sah er seinen Freund nicht; er fragte nach ihm; da ward ihm gesagt, wie er gegen den König gefochten und alle beide von den Pferden gefallen wären: aber die Genossen hätten dem König wieder auf sein Roß geholfen, Roland hingegen den Malegys gefangen. Da ward Reinold traurig, seufzte gen Himmel und sprach: „O allmächtiger Gott, sollte ich denn meinen Vetter so jämmerlich verlieren? O widerwärtiges Schicksal, wie wendest Du Dich!“ Inzwischen gingen ihnen die Lebensmittel aus. Adelhart, der es zuerst inne ward, sagte: „Bruder! ich bitte, sei nicht hartnäckig, denn Du siehest, daß wir keine Speise mehr haben; darum lasset uns das Kastell aufgeben!“ Mittlerweile besuchte König Karl mit seinem Gefolge das Lager, und hörte daselbst jedermann klagen, daß sie so viel Volks auf dem Platze gelassen hätten und sonderlich viel von seinen Freunden erschlagen wären. Da sprach König Karl: „Das will ich Euch rächen an dem Reinold, über kurz oder lang, so wahr ich König bin!“ Malegys, der dies hörte, fing an und sagte: „Herr König, ich bitte, Ihr wollet Euch mit dem Reinold versöhnen; er soll Euch beistehen bei Tag und Nacht, und verteidigen helfen, wo er kann und mag!“

Da schwur der König und erwiderte: „Hätte ich ihn hie, ich wollte ihn neben Dich henken lassen;“ rief dem Griffon und Alloret und befahl ihnen, sie sollten an dem Berg einen Galgen aufrichten, denn er wolle Malegys noch henken lassen, ehe es zum Essen gehe. Da dieser aber hörte, daß er heute noch gehenkt werden sollte, bat er den König und sagte: „Herr König lasset mich noch leben bis morgen, daß ich meine Sünden überlegen und dieselben bereuen kann; ich will Eurer Majestät Bürgen stellen, daß ich nicht entfliehen soll.“ Der König aber sprach: „Nein, Malegys, so ging es zu Paris auch, da Du den Genossen ihre Schwerter mitnahmest.“ Malegys antwortete: Fürwahr, Herr König, so wahr ich Malegys heiße, ich will nicht entlaufen, es

sei denn, daß Eure Majestät mit mir gehe." — „Was" sagte der König, „Du falscher Bube, ich soll mit Dir gehen?" — „Ja," erwiderte Malegys, „ich will Eure Majestät nach Montalban führen zu Reinold, und daselbst sollet ihr freundlich und wohl empfangen werden, und ich bitte Euch, gnädiger Herr König! Ihr wollet Euch daselbst mit dem kühnen Helden versöhnen und ihn zu Gnaden annehmen; wo aber nicht, so wollen alle Eure Herren und Freunde von Euch weichen und dem Reinold zufallen." — „Was?" sagte der König, „willst Du nun vom Frieden reden, weil Du siehst, daß Du hangen mußt?" Malegys sprach: „Herr König! ich will Euch meinen Vetter Roland zum Geisel setzen, daß ich Euch nicht entweichen werde!" Der König fragte Roland, ob er das thun wollte? Roland sagte: „Ja, Herr König!" Der König wußte aber nicht, was Malegys im Sinne hatte.

Ungefähr um die halbe Nacht brauchte Malegys seine Kunst, daß er vom Gefängnis erledigt ward, ging vor des Königs Bett und fing an: „Herr König, Reinold hat entboten, wir sollen nach Montalban kommen, er will das Kastell aufgeben." Der König erwachte aus dem Schlaf, sah den Malegys vor seinem Bette stehen und wußte nicht, was er antworten sollte, denn Malegys hatte ihn bezaubert; jedoch sagte er: „Ich wollte, daß wir schon auf dem Wege wären." Malegys fuhr fort: „Herr König, stehet denn auf und lasset uns gehen." — „Nein", sagte der König, „ich muß noch schlafen;" da nahm Malegys Karl um seinen Hals und trug ihn also schlafend nach Montalban; daselbst legte er ihn in ein schönes Bett, ging zu Reinold und sagte zu ihm: „Vetter Reinold, ich bringe den König in Euer Kastell und gebe ihn Euch gefangen."

Reinold verwunderte sich sehr und sagte: „Vetter, wie geht das zu, daß Ihr den König gefangen bringet? seid Ihr doch sein Gefangener gewesen." „Ja," antwortete Malegys, „es ist jetzt nicht anders; er ist Euer Gefangener." Reinold stand auf und fand es so, wie ihm Malegys gesagt hatte.

Inmittelst ging der Zauberer zu Reinolds Brüdern und zeigte ihnen auch an, was sich mit dem König zugetragen hatte. Bald darauf erwachte dieser, blickte um sich und sah Reinold samt seinen Brüdern vor sich stehen. Da wurde er sehr traurig und sagte: „Dies hat Malegys mit Hülfe seiner Kunst gethan; Gott wird ihn auch darum strafen!" Reinold fiel auf die Kniee und bat den König um Gnade: der schlug sie ihm aber ab und wollte nicht. Rittsart, als er dies hörte, ward er zornig und sprach: „Herr König, wo Ihr uns nicht zu Gnaden aufnehmen wollet, so müsset Ihr allhier sterben." — „Wie," sagte der König, „willst Du loser Schalk Dich gegen mich aufwerfen und Gewalt an mir üben?" Da ging Rittsart zu dem König und zog sein Schwert wider ihn aus. Reinold aber sagte sanftmütig: „Was willst Du thun, Bruder, willst Du den König erschlagen? er ist unser Herr und soll es sein Lebtag bleiben!" Da sprach der König zu Reinold: „Wollt Ihr mich ziehen lassen in mein Lager?" Reinold antwortete: „Wollet Ihr Euch

mit uns versöhnen und uns zu Gnaden aufnehmen?" — „Nein!" sprach der König. Da antwortete Reinold: „Thut Ihrs nicht, Herr König, so müsset Ihr allhier sterben." Als Malegys hörte, daß der König so hart war, da sprach er: „Herr König, versöhnet Euch mit Eurem Vetter, das rate ich!" Der König aber erwiderte: „Ich wills aber nicht thun, und sollt ich gleich sterben: und verflucht muß Du sein, Du loser Schelm; mit Deiner teuflischen Kunst hast Du mich hierher gebracht!" Malegys fuhr fort: „Herr König, bedenkt Euch wohl und machet mit Euren Vettern Frieden, oder es wird übel ablaufen." Adelhart aber sprach: „Vetter, ich sage Euch fürwahr, er muß Frieden mit uns machen, oder er kommt nicht mehr nach Frankreich."

Als nun Malegys sah, daß der König so hartnäckig war, sprach er: „Ich sehe, es ist vergebens; ich befehl Euch Gott; nun will ich keine Hand mehr gegen die Krone von Frankreich aufheben!" Und alsobald ging er fort, wurde Eremit und blieb es wohl vier Jahre. Der König aber hub wieder an: „Reinold, lasset mich in mein Lager gehen, ich will Euch gute Antwort geben!" Reinold sagte: „Das ist uns lieb, Herr König, gehet hin, wenns Euch gefällt. Wir haben Euch nicht gefangen!" Mit diesen Worten nahm Karl Abschied von Reinold und seinen Brüdern und kam in sein Lager.

Als die Herren den König wieder sahen, waren sie froh und empfingen ihn freundlich, denn sie waren der Meinung, Malegys hätte ihn umgebracht. Der König aber erzählte ihnen, wie ihn Malegys dem Reinold zu Montalban ausgeliefert, wie ihn Rittsart bald erschlagen hätte, wenn ihn Reinold nicht beschützt und ihm das Geleite gegeben. Alsbald ließ er den Herzog von Bayerland zu sich fordern und befahl ihm, er solle nach Montalban reiten und Reinold sagen, daß er käme und gebe sich in die Hand des Königs. Der Herzog that solches und ritt nach Montalban. Reinold stand eben auf den Zinnen, sah den Herzog kommen, ging ihm entgegen und empfing ihn sehr freundlich. Der Herzog legte seine Botschaft ab, wie sie ihm der König befohlen hatte. „Das will ich nicht thun," antwortete Reinold, „will er aber uns das Leben schenken, so wollen wir in Gehorsam und Freundschaft zu ihm kommen und alles bessern, was wir gegen Seine Majestät verübt haben." Darauf sagte der Herzog: „Reinold, wenn Euch der König auf gut Geleite ließe zu sich kommen, wollet Ihr ihm die Schlüssel von dem Kastell überantworten?" Reinold erwiderte: „Ja, so fern er uns kein Leid will thun und sich mit uns versöhnen." So schied der Herzog von Reinold, ritt zu dem König und zeigte ihm an, was Reinold geantwortet hatte. König Karl wurde zornig, als er dies hörte, und sprach: „Wollen sie nicht gern, so will ich sie mit Gewalt zwingen, denn ich weiß, sie haben keine Zufuhr mehr." Und nun ließ er zur Stunde das Kastell von allen Seiten bestürmen.

Als Reinold dies sah, wurde er betrübt und sprach zu Clarissa, seiner Hausfrau: „Beyart muß nun sterben, denn wir haben sonst nichts zu essen," ging also in den Stall, wollte Beyart umbringen, um das Pferd zu essen:

denn sie hatten alle andern Pferde schon aufgezehrt. Rittsart aber sagte: „Bruder, lasset Beyart beim Leben und thut ihm nichts; wer weiß, was uns Gott geben wird!"

Diese Worte hörte das Roß, verstand sie wie ein Mensch, und fiel auf seine Kniee, als wenn es wollte um Gnade bitten. Als Reinold die Demut des Pferdes ansah, jammerte ihn desselben und er ließ es leben. Adelhart aber sprach: „Brüder, ich hab einen andern Rat gefunden, daß wir uns noch eine Zeitlang erhalten können: wir wollen Beyart alle Tage, so lange er das vertragen kann, zur Ader lassen und von seinem Blute leben, bis es besser wird.

Dunay, Herzog von Bayerland, hatte erfahren, daß Reinold mit seiner Mannschaft nichts mehr zu essen hatte, indem ihre Pferde schon alle, bis auf Beyart, aufgezehrt waren. Er sprach daher zu seinen Genossen: „Ihr Herren, Reinold muß gewiß noch Hungers sterben, denn sie haben Ihre Pferde schon alle gegessen, bis auf Beyart." Roland und Turpin aber waren mitleidig, und dieser sagte: „Wahrlich, es ist eine Schande vor der Welt und eine Sünde vor Gott, daß wir unsere Verwandten vor Hunger vergehen lassen; wir wollen den König bitten, weil er will, daß man das Kastell bestürmen soll, er möge Roland mit seinem Volk den Vorzug lassen, alsdann soll dieser die Burg ohne des Königs Wissen mit Zufuhr versehen." Die Herren sahen den Rat für gut an, gingen zum König und begehrten, er solle Roland den Vorzug beim Sturme gönnen. Der König bewilligte es gerne, und die Herren rüsteten sich und kamen vor Montalban.

Als Reinold dies merkte, faßte er ein Herz zu streiten, denn er hatte immer noch eintausendfünfhundert Söldner bei sich: König Yvo und ein anderer Herr schickten ihm auch jeder eintausendfünfhundert Mann; gleichwohl ward er traurig und sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt stehen wir in großer Gefahr, denn Roland, Dunay, Ogier, Olivier und der Bischof Turpin kommen und wollen uns besuchen und wenn sie Ernst gebrauchen, können wir ihnen nicht lange widerstehen." Als sie aber alles fertig hatten und ihr Lager befestigt war, brachte ihnen der Bischof Turpin allerlei Proviant zu, also daß Reinold mit seiner Mannschaft schier wieder auf ein Jahr genug zu essen hatte; sie waren auch mehr dem Reinold als dem König zugethan. Darnach zog Turpin heim zum König und zeigte ihm an, daß sie nichts hätten ausrichten können.

Reinold und seine Mannschaft erfreuten sich, daß sie so viel Zufuhr bekommen hatten: dem Roß Beyart gab er nun so viel zu essen, daß es innerhalb vierzehn Tagen wieder so stark ward, als es jemals gewesen. Nach diesem versammelte er seine Brüder und sprach: „Lieben Brüder, was sollen wir jetzt thun? Bleiben wir länger hier, so möchte die Speise wieder aufgehen; ich rate, daß wir nach dem Kastell Ardane ziehen, da können wir uns besser erhalten als hier." Als Frau Clarissa das hörte, wurde sie betrübt

und sagte: „Allerliebste Freunde, warum wollet Ihr in solcher Gefahr von mir ziehen?“ Reinold antwortete: „Es ist allein um unser Leben zu thun, darum wollen wir uns nach Ardane begeben, da möchten wir sicherer sein als hier; und zudem thun wirs darum, daß Ihr Euch desto besser erhalten könnet mit dem, was ihr noch habt!“ So nahm er Urlaub von seiner Frau, und ritt mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart zu einer Wasserpforte hinaus, auf daß sie nicht verraten würden.

Als sie ein wenig von dem Kastell entfernt waren, wurde es dem König zu wissen gethan, daß Reinold mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart entweichen und sich nach Ardane begeben wollten; zur Stunde ließ er sein Volk waffnen und ritt ihnen nach. Alloret war am besten beritten, der war der Vorderste und sprengte in aller Eile auf Reinold zu; er stieß denselben mit seinem Speer durch den Schild, daß der Speer vorn absprang und in dem Schild stecken blieb; Reinold fehlte seiner auch nicht, rannte wieder auf ihn zu, stieß ihn mit dem Speer durch seinen Schild, und ihn selbst mit durch und durch, so daß er vom Pferde fiel. Als der König sah, daß Alloret tot war, ritt er auch auf Reinold zu und gedachte ihm desgleichen zu thun. Aber Reinold war aufs beste beritten und nahm die Flucht nach dem Schloß Ardane; und als er nahe an demselben war, sahen sie von der Burg, daß es Reinold war, und öffneten geschwind das Thor, daß er hinein kam. Als er darin war, sah er nach dem Mundvorrat; mittlerweile schlug der König sein Lager vor Ardane auf und belagerte solches. Darnach sprach der König: „Roland! mich dünkt, daß Reinold und seine Brüder mich je länger je mehr erzürnen und meinen, mir noch mit Beyart zu entkommen, welcher sie so oftmals aus der Gefahr errettet hat; aber ich versichere Euch, wofern ich das Roß einmal in meine Gewalt bekomme, so will ich es auf der Stelle umbringen lassen!“ bekräftigte auch mit Eides Pflicht, daß er von der Burg nicht weichen wollte, er hätte sie denn in seiner Hand und Reinold samt seinen Brüdern gefangen. Reinold und seine Mannschaft aber waren auf dem Schlosse in großen Sorgen, weil sie fürchteten, sie müßten es überliefern und sich selbst gefangen geben; denn sie konnten es gegen die Gewalt des Königs nicht wohl behaupten. Karl kam selbst so nahe an die Burg, daß er den Reinold fragte: „Ob er sich ergeben wollte?“ Der aber antwortete dem König: „Ja, ich begehre es Eurer Majestät nicht zu weigern;“ und sprach weiter: „Gnädigster Herr König, gedenkt, daß Ihr unser Vetter seid, und daß ich Euch gefangen gehabt, und hab Euch freiwillig wieder losgelassen.“

Bald nach diesem bekam der König Zeitung, daß seine Schwester, Frau Aya, im Lager mit noch dreien Königinnen und dreien Grafen und anderen Herren mehr angekommen wäre. Da verließ der König den Reinold und begab sich zu seiner Schwester, um zu vernehmen, was ihr Begehr wäre.

So wie nun Frau Aya zum Könige kam, fiel sie ihm mit den andern Königinnen zu Fuß, und bat ihn freundlich, daß er Reinold samt seinen Brü-

dern wolle zu Gnaden annehmen; denn der Krieg hätte nun in die sieben Jahre gewähret. Desgleichen thaten die Genossen von Frankreich und andere Herren mehr. Als der König die Demut seiner Schwester sah, wie sie ihm zu Füßen lag, wurde er durch ihr bitterlich Weinen bewegt und sagte: „Liebe Schwester, Du thust jetzt wie eine fromme Mutter: darum will ich Dein demütiges Herz und freundliches Bitten ansehen: so mir Reinold sein Roß Beyart geben will, meines Gefallens damit zu leben, so will ich ihn und seine Gesellen gnädig annehmen.“ Als Frau Aya diese Worte von dem König, ihrem Bruder hörte, wurde sie höchlich erfreut, lobte und dankte Gott heimlich in ihrem Herzen und sprach: „Gnädiger Herr Bruder, ich bitte, so es Eurer Majestät beliebt, so will ich zu meinen Kindern auf die Burg gehen, und ihnen Eure Meinung anzeigen und sie fragen: ob sie das Schloß aufgeben, und sich Eurer Majestät Gnade überlassen wollen.“ Der König erwiderte: „Ja, Schwester, gehet hin und verkündet ihnen, was ich Euch gesagt habe, denn es ist kein ander Mittel, mich zu versöhnen.“ Frau Aya war hiermit wohl zufrieden, ging in das Schloß zu ihren Kindern: die empfingen sie sehr freundlich, und sie erzählte ihnen des Königs Begehren. Als Reinold und seine Brüder dies durch ihre liebe Mutter vernommen, sprach Adelhart: „Bruder, ich wollte lieber tausendmal Feindschaft gegen den König haben, als daß ich das bewilligen sollte, was ich jetzt höre!“ Das gleiche sagten die andern Brüder auch. Als Reinold ihre Meinung angehört, sprach er: „Liebe Brüder, können wir unsere Versöhnung durch das Roß erwerben, das lasset uns thun; so kommen wir aus der Gefahr, denn wir können des Königs Gewalt nicht widerstehen!“ Damit ging er zu seiner Mutter und sagte ihr, sie wollten dem König das Roß gerne geben und noch viel mehr, wenn sich der König mit ihnen wollte versöhnen, sie zu Gnaden annehmen und alles verzeihen und vergeben, was sie gegen Seine Majestät gehandelt hätten. Frau Aya, als eine getreue Mutter, ging wieder zu Karl hin und zeigte ihm die Antwort an, die sie von ihren Kindern erhalten hatte.

Als nun der Friede zwischen dem König und des Heymons Kindern, durch die Fürbitte ihrer Frau Mutter Aya, geschlossen war, kamen sie zusammen vor der Burg Ardane, ließen das Roß Beyart vor sich herführen und kamen vor den König, fielen ihm zu Fuß und baten ihn um Gnade. Der König hieß sie aufstehen und empfing sie in Gnaden, im Beisein aller Edelleute und des ganzen Rats; und solches geschah nicht ohne große Freude sonderlich der Frau Aya, ihrer Mutter. Darnach nahm Reinold das Roß Beyart, gab es dem König und sagte: „Herr König, das Roß sei Eurer Majestät verehrt; thut damit, was Euch beliebet!“ Der König nahm es an und vollbrachte seine Verheißung; er ließ ihm zween Mühlsteine an den Hals binden und es von der Brücke in das Wasser werfen; das Roß ging anfangs zu

Grunde, kam aber bald wieder herauf und fing an zu schwimmen, sah alsbald seinen Herrn, eilte ihm nach, schlug die Steine ab, kam an das Land, lief auf Reinold zu und stellte sich so freundlich gegen ihn, als wenn es Verstand gehabt und hätte wollen sagen: „Warum thust Du mir das?“ Als der König das sah, sprach er: „Reinold, gieb mir das Roß wiederum, es muß sterben.“ Reinold aber sagte: „Herr König, es ist Eurer Majestät ungeweigert,“ und gab es ihm; der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlstein binden und an den Hals zween und hieß es wieder in das Wasser werfen; Beyart gelangte aber wieder empor, sah seinen Herrn, schlug die Mühlsteine zu Stücken und kam bis zu Reinold.

Als Adelhart dies sah, lief er zu Beyart und liebkoste es; der König und die andern Herren verwunderten sich über des Rosses Stärke und begehrten von Reinold zum drittenmal seinen Tod. Da sagte Adelhart: „Verflucht mußt Du sein, Bruder, so Du das Roß wieder von Dir giebst.“ Reinold aber sprach: „Bruder, schweig still, soll ich um des Rosses willen des Königs Zorn wieder erregen?“ Da sagte Adelhart: „Ach, Beyart, wie wird Dir jetzt für Deine treuen Dienste gelohnt, die Du meinem Bruder und uns allen erzeiget hast!“ Reinold aber gab dem König das Roß wider seiner Brüder Willen, und sagte: „Herr König, so das Roß nun abermals herauskommt, fange ich es nicht wieder: denn es thut meinem Herzen zu wehe!“ Da ließ der König ihm an den Hals zwei Mühlsteine binden und an jeden Fuß zwei, und ließ es wieder in das Wasser werfen und verbot dem Reinold, daß er nach dem Roß umsehen sollte, sonst könnte es nicht zu Grunde gehen. Aber dennoch kam das Tier wieder über das Wasser und streckte den Kopf heraus und sah nach seinem Herrn, als wäre es ein Mensch gewesen, der nach seinem Freund geblickt hätte, daß er ihm helfen sollte; aber es war vergebens. Zuletzt ging es zu Grunde, weil es Reinold nicht durfte ansehen.

Reinold, da er an den Jammer des Rosses gedachte, verschwur sich, sein Lebtag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an seine Füße zu bringen, noch ein Schwert an seine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wollte ein Einsiedler werden. Er beschloß, sich in einen wilden Wald zu begeben: doch gedachte er, vorher nach Hause zu ziehen, seine Kinder zu sehen und zu bestimmen, wann sie aufgewachsen, was ein jedes haben sollte.

Also nahm er Urlaub vom König und seinen Brüdern und ging nach Montalban, und seine Brüder blieben bei Karl. Als er dahin kam, ward er freundlich von seiner Hausfrau und seinen Kindern empfangen. Die Frau fragte ihn: „Wo sind Eure Brüder, Herr? und wo habt Ihr Beyart?“ Reinold antwortete: „Liebe Frau, meine Brüder sind bei dem König blieben, und Beyart ist ins Wasser geworfen und ertränkt worden.“ Als die gute Frau das hörte, wurde sie traurig und fiel in Ohnmacht. Reinold hub sie auf, half ihr ins Bett und küßte sie freundlich. Die Frau kam wieder zu sich selbst und weinte bitterlich; Reinold tröstete sie und sprach: „Liebe Frau,

seid zufrieden, ich will es Euch erzählen, wie es uns ergangen ist. Als wir von hinnen geflohen, wurden wir ausgekundschaftet, und der König verfolgte uns bis gen Ardane, belagerte dasselbe und fragte, ob ich den Ort aufgeben wollte? Ich begehrte, er sollte mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen. Unterdessen kam meine Mutter mit noch drei Königinnen und etlichen Herren, die fielen dem König zu Fuß und begehrten, daß er uns zu Gnaden annehmen sollte: sie brachten es auch so weit, daß ich ihm meinen Beyart geben mußte; und er ließ ihn ins Wasser werfen und ertränken." Da antwortete die Frau: „Das ist mir leid, daß Ihr das gute Roß habt verlassen müssen; jedoch ist mir des Königs Huld noch viel lieber, denn wir können seiner Macht doch nicht länger widerstehen." Als diese Rede ein Ende hatte, ließ Reinold seine Kinder zu sich fordern und schlug seinen ältesten Sohn Aymerich zum Ritter; er machte ihn auch zum Herrn über das ganze Land und gab ihm das Kastell Montalban; den andern schenkte er so viel Städte und Schlösser, daß sie sich darauf erhalten konnten, ließ seiner Frau auch genug, küßte sie alle, befahl sie dem lieben Gott und zog in der Nacht heimlich fort mit betrübtem Herzen.

Nachdem nun Reinold hinweg war, ließen sie ihn allenthalben suchen, fanden ihn aber nirgends. Da waren sie sehr bekümmert und riefen Gott fleißig an, daß er ihn bewahren wollte. Als aber Reinold auf der Reise war, kam er in eine Wildnis, da begegnete ihm ein Einsiedler, der hatte in fünfzehn Jahren keinen Menschen gesehen. Denselben grüßte er; der Eremit dankte ihm und fragte, wie er hierher gekommen, wer er wäre und was er begehre? Reinold antwortete ihm und sagte: Herr, ich bin jetzt der traurigste Mensch, der jemals unter der Sonne gewesen ist, denn ich bin in zwanzig Jahren nicht fröhlich gewesen, dieweil ich den Ludwig, des Königs Sohn aus Frankreich, erschlagen habe; nun wollte ich meine Sünden gerne beichten und Buße dafür thun, denn sie reuen mich von Herzen." Der Eremit sprach zu ihm: „Freund, ich höre wohl, Ihr seid in grobe Laster gefallen und habt wider die Gebote Gottes gehandelt; das ist nicht gut. Nun wohlan, weil Euch Eure Sünden leid sind und Euch von Herzen reuen, so sollt Ihr auf Eure Knie fallen und Gott den Allmächtigen bitten, daß ers Euch wolle verzeihen, denn seine Barmherzigkeit erstreckt sich viel weiter als Eure Sünden." Wie Reinold also getröstet ward, war er etwas besser zufrieden und sprach: „Herr, ich will bei Euch bleiben, und was Ihr mir gebietet, will ich gerne thun." Da sagte der Eremit: „Wurzeln und Kräuter sollen Eure Speise sein, ohne Hemd und Schuh müßt Ihr gehen und also Armut und Elend leiden!" Reinold erwiderte: „Ja, Herr, das will ich alles gern thun; und wenn es noch mehr wäre!" und blieb also drei ganze Jahre bei dem Eremiten in der Wüste; lernte manches schöne Gebet von ihm, that wahre Buße und kasteite

seinen Leib mit Fasten, Frost und Kälte dermaßen, daß er endlich krank davon wurde.

Wie sich Reinold also übel befand, klagte ers dem Eremiten und sagte: „Herr, ich bin sehr schwach, meine Kleider werden zu Lumpen; ich leide große Kälte; ich fürchte, ich werde es nicht länger aushalten können.“ Der Eremit tröstete ihn und sprach: „Bruder, seid zufrieden und vertrauet auf Gott, der wird Euch nicht verlassen.“ Da Reinold anders keinen Trost bekam, seufzete er zu Gott und sprach: „Ach, Gott vom Himmel, sieh herab und sei mir gnädig in meiner Strafe, ich muß vor Kälte und Hunger jetzo sterben;“ der Eremit schickte auch sein Gebet zu Gott, weil er ein großes Mitleiden mit Reinold hatte. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die sprach, daß er seinem Mitgesellen sagen sollte, er müsse ohne Verzug in das heilige Land ziehen und wider die Heiden streiten.

Der Einsiedler, als er dies hörte, ward froh, rief Reinold und sprach: „Freund, es ist mir von Gott durch einen Engel befohlen, daß ich Euch sagen soll, Ihr müsset ohne Verzug in das heilige Land nach Jerusalem ziehen und unsern Mitchristen helfen, daß sie das Land unter den christlichen Glauben bringen.“ Da sagte Reinold: „Ach, Herr! wie sollte ich das thun, es ist über fünf Jahre, daß ich mich verschworen habe, kein Pferd mehr zu reiten, auch keine Wehr oder Waffen in meine Hand zu nehmen; und wenn ich den Eid brechen würde, so möchte mich Gott darum strafen.“ Da sprach der Eremit: „Lieber Freund, seid Gott gehorsam, und thut, was mir der Engel befohlen hat, ziehet in seinem Namen!“ — „So begehr' ich,“ antwortete Reinold, „freundlich von Euch, Herr, Ihr wollet Gott für mich bitten, daß Er mich beschütze!“ Darauf schied er mit weinenden Augen von ihm und begab sich auf den Weg: er kam nach Gratz, wo St. Georg begraben liegt, daselbst fand er Schiffe, da fuhr er mit bis nach Slavonien und kam fort bis an den Hafen vor Tripoli in Syrien.

Zu Tripoli angelangt, blieb er daselbst acht Tage und ruhete aus; mittlerweile kam Zeitung, daß die Stadt Tiberias belagert werde und Akers in großer Not stehe, und daß viele Christen daselbst tot geblieben. Da versammelten die Herren viertausend Mann, um die Stadt zu entsetzen, zu Pferd und zu Fuße: die besten, die sie haben konnten. Als Reinold vernahm, daß die Christen auszögen, lief er zu Fuß mit, als wenn er ein Pilgrim gewesen wäre. Wie die Türken dies erfuhren, daß das Volk aus Tripoli gezogen war, die Stadt zu entsetzen, eilten sie ihnen entgegen und wollten sie wieder zurücktreiben. Die Christen aber fielen auf die Kniee und riefen Gott um Hülfe an, denn ihr Haufen war gering gegen die Türken. Als sie nun nahe an einander kamen, entsetzten sich die Christen noch mehr über der Heiden *Macht* und wollten fliehen. Da Reinold dies sah, rief er mit lauter Stimme:

„Nicht, Ihr Herren, nicht also; stellet Euch tapfer zur Wehr und zweifelt nicht, Gott ist der beste Kriegsmann, der wird uns aus der Not helfen und den Feind schlagen.“ Unterdessen sah Reinold einen Pflaumenbaum, den zog er aus der Erde, und wehrte sich damit. Als die Christen das sahen, schrien sie überlaut: „O heilige Maria! was will doch dieser Pilger thun, hat weder Hosen noch Schuhe und keine Waffen, und will sich hier zur Wehr stellen, lasset ihm Waffen geben, damit er sich wehren kann.“ Alsbald ward ihm ein Harnisch angethan; aus dem Baum machte er einen Pilgerstab und erschlug an diesem Tage viel Sarazenen. Unterdessen drangen die Ungläubigen auf die Christen ein, so daß sie sich fürchteten. Aber Reinold, der kühne Held zog allein vorne her und schlug ihrer wohl dreißig bis vierzig tot, ehe die andern herbei kamen. Als die Tripolitaner das sahen, schöpften sie neuen Mut, und riefen zu Gott, daß er den Pilger behüten wolle; griffen darauf mit Lust die Sarazenen an, trieben sie in die Flucht und zertrennten das ganze Heer. Wie Reinold sah, daß der Feind floh, eilte er ihnen nach und erschlug alles, was ihm unter die Hände kam. Darnach kehrte er wieder zu seinem Haufen zurück und sah, wie viel ihrer geblieben waren: da fand er nicht mehr als zwanzig Mann tot und fünfzehn verwundet; darauf führte er sie alle nach Akers.

Um dieselbe Zeit war Malegys auch viele Jahre in der Wüste gewesen. Darnach als er hörte, daß die Sarazenen den Christen so große Drangsale anthaten, fiel er auf seine Knie und schickte sein Gebet zu Gott, daß er das Christentum beschützen wolle. Da vernahm er eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl, daß er ohne Verzug nach Akers hingehen sollte und daselbst der Christen Unfällen wehren helfen: da werde er seinen Vetter Reinold finden, der Gott getreulich diene und dem Christentume mit Gewalt beistehe. Als Malegys das hörte, erfreute er sich dessen und eilte desto mehr, bis er nach Akers kam. Mittlerzeit war der Feind in die Christenheit eingefallen, und hatte sein Lager daselbst aufgeschlagen.

Als Malegys nun bis gen Akers gekommen war, fand er seinen Vetter daselbst, welcher ihn gar freundlich empfing; sie grüßten einander und bewiesen sich gegenseitig große Ehre. Als Reinolds Mitgesellen das sahen, fragten sie, was das für einer wäre. Reinold antwortete: „Ich sage Euch, wäre Gott und dieser Mann nicht gewesen, ich wäre schon lange tot; denn er hat mich und meine Brüder mit seiner Kunst oftmals aus großer Gefahr errettet; er ist Malegys genannt und ist mein Vetter.“ Unterdessen rüsteten sich die Sarazenen zum Streit und wollten die Christen überfallen. Dessen wurden diese inne und teilten sich in drei Teile. Malegys und Reinold stellten sich in den Vorderzug und gingen also dem Feind entgegen. Damals erschlug Malegys viel Türken samt ihren Pferden. Als Reinold sah, daß sich Malegys so ritterlich hielt, schlug er mit seinem Pilgrimstab tapfer auf die Heiden und zertrennte ihre Ordnung. Wie die Christen merkten, daß Reinold und Ma-

legys so wacker auf den Feind einhieben, da verwunderten sie sich und fielen die Heiden so heftig an, daß die Christenschar beinahe allein auf dem Platze blieb. In dem Treffen sah Malegys den Sultan, ritt mit seinem Speer auf ihn zu, that ihm aber keinen Schaden; der Sultan stach vielmehr mit Gewalt auf den Malegys, so daß er von seinem Pferd fallen mußte. Reinold, wie er sah, daß sein Vetter unten war, überfiel den Sultan und schlug ihn mit seinem Pilgerstab, daß er vom Pferd fiel und starb; da nahm Reinold das Pferd beim Zaum und gab es dem Malegys, welcher sich sogleich wieder darauf setzte, sich unter die Feinde warf und ihnen großen Schaden that.

Wie Reinold und Malegys wieder nach Akers zurückgekehrt, kam ihnen Zeitung, daß die Türken die Stadt Jerusalem eingenommen hätten, worüber sich die Christen in der Stadt sehr betrübten. Diese hielten deswegen Rat mit jenen beiden Rittern, wie sie dem Feind widerstehen möchten. Da sagte Malegys und bekräftigte es mit einem Eid, er wollte dahin ziehen und die Stadt wieder belagern und nicht davon abweichen, bis der Feind daraus getrieben und vertilgt wäre, oder er selbst wolle davor sterben. Dann sammelten die zwei tapfern Ritter all ihr Volk, zogen vor die Stadt Jerusalem und belagerten sie ringsum, daß nichts aus- oder einkommen konnte. Als die Türken sahen, daß sie also eingeschlossen waren, fielen sie mit ganzer Macht heraus und wollten die Christen hinweg treiben; aber die wurden solches gewahr, stellten sich in eine gute Ordnung und erwarteten den Feind. Malegys zog mit Reinold voran; sie fielen in der Heiden Lager und erschlugen derselben so viel, daß sich jedermann darüber verwunderte. Nach diesem kam das ganze Heer der Christen und trieb die Türken nach der Stadt, und sie blieben da bei sechs Monate liegen; mittlerweile lieferten sie manches Scharmützel, die Christen schossen täglich auf die Stadt, so daß schier kein Stein auf dem andern blieb; desgleichen schossen auch die aus der Stadt und beschädigten viel Christen.

In einem solchen Gefechte wurde der fromme und mannhafte Ritter Malegys mit einem Pfeil geschossen, daß er tot blieb. Als nun unter den Christen kundbar wurde, daß Jerusalem von den Ihrigen belagert sei, kam ihnen eine Anzahl von dreißig tausend Mann von Ungarn, Armenien und Syrien zu Hülfe. Sobald dies Volk angekommen war, begab sich Reinold zur Wehr und begann zu stürmen. Er wollte den Tod seines Vetters Malegys rächen; die Feinde fielen heraus mit ganzer Gewalt, aber Reinold, der keine andere Wehr als seinen Pilgerstab hatte, erschlug deren so viel, daß wenig zurück zur Stadt kamen. Darauf gingen alle Hauptleute zu dem Sultan und sagten: „Wir wollen lieber im Streit, als vor Hunger sterben, darum lasset uns ausfallen und versuchen, ob wir davon kommen mögen: lasset uns Widerstand thun, so lang wir können, zu Ehren unsers Mahomet.“ Als der Sultan

seines Volks Begehren gehört, bewilligte er ihnen das und befahl ihnen, sie sollten sich dazu rüsten; darnach merkten sie sich, vor welchen Pforten Reinold lag, und thaten diese nicht auf, sondern öffneten ein anderes Thor und fielen zu diesem heraus. Als die Christen, die stets in guter Ordnung waren und fleißig Wache hielten, dies inne wurden, thaten sie tapfern Widerstand und hauseten dermaßen unter den Feinden, daß ihrer eine große Zahl tot blieb, und eine Menge sich gefangen gab.

Reinold, wie er vernahm, daß der Feind an jenem Orte ausgefallen war, schickte das Volk, das er bei sich hatte, auch dahin, blieb allein mit seinem Stab vor der Pforte liegen, und wollte nicht von dannen weichen. Als der Sultan sah, daß Reinold allein daselbst und das Volk nach den andern Pforten geschickt war, waffnete er sich, setzte sich zu Pferd und wollte sich hinaus begeben. Da griff Reinold das Pferd bei dem Zaum, hieß ihn still halten und fragte ihn: „Ob er ein Christ oder Türke wäre?" Der Sultan schwieg und wollte nicht stille halten, sondern stieß das Pferd mit dem Sporn, daß es sollte fortlaufen. Reinold aber schlug das Tier mit seinem Stab, daß es zur Erde fiel. Als die Sarazenen dieses sahen, riefen sie überlaut: „Unser Sultan ist tot!" Wie Reinold hörte, daß es der Sultan war, sprach er zu ihm: „Sultan, gieb Dich gefangen, wo nicht, so mußt Du sterben." Der Sultan erwiderte: „Ja, Herr, ich begehre nicht wider Euch zu streiten, ich gebe mich gefangen!" Und befahl auch dem Volk, das er bei sich hatte, daß sie sich dem Reinold ergeben sollten. Darnach ging dieser mit dem Sultan auf die andere Seite der Stadt, wo die Christen noch heftig gegen die Türken stritten und der Sultan befahl seinem Volk, daß sie sollten inne halten und nicht mehr streiten und Reinold die Stadt übergeben. Darauf ließ dieser seine Kriegs-Obersten versammeln und überlieferte ihnen den Sultan samt den andern Gefangenen; dieselbigen führten sie alle in die Stadt.

Als sie nun den Sultan in die Stadt gebracht hatten, begehrte dieser von den Christen, sie sollten die Gefangenen alle wieder los geben und sein Volk nach Hause ziehen lassen, er wolle für sie gefangen bleiben und allen Schaden wiederum ersetzen. Diese Bedingung trugen die Obersten dem Reinold vor und fragten ihn, was ihn davon dünke. Reinold war ganz mitleidig und gab ihnen zur Antwort: „Sie sollten thun, was ihnen gut dünke, er stelle es ihnen frei." Als die Obersten diese Antwort von Reinold hörten, ließen sie alle Gefangene los und einen jeden wieder nach Hause ziehen, und behielten den Sultan allein in Haft.

So war der Friede zwischen den Christen und Türken gemacht. Die Christen, welche die Stadt Jerusalem, nachdem sie ein Jahr davor gelegen, wieder in ihrer Gewalt hatten, wollten den Reinold daselbst krönen. Aber dieser weigerte sich dessen sehr und bedankte sich gar höflich. Er dachte daran, wie ihm der Eremit befohlen hatte, daß er, sobald sie die Stadt gewonnen hätten, wieder zurück kommen sollte, ging deshalb zum Patriarchen von Jeru-

salem, fiel ihm zu Fuß und begehrte Absolution für seine Sünden, dazu einen freundlichen Abschied, der ihm auch sogleich mit großer Feierlichkeit gegeben wurde. Dann nahm er Urlaub und ging zu Schiffe.

Die Patriarchen samt den andern Herren begleiteten ihn bis an das Schiff und reichten ihm große Geschenke und Kleinodien; aber Reinold wollte sie nicht annehmen, sondern sagte: „er hätte versprochen, die Tage seines Lebens in Armut zu bleiben, begehrte also mehr nicht, als ihm nötig wäre, nach Marseille zu kommen." Darnach fuhr er in Gottes Namen vom Lande, und war vierzig Tage und Nächte auf dem Wasser, ehe er nach Marseille kam. Als er nun daselbst war, hörte er, daß der König zu Paris einen Streit bekommen hätte, zwischen Guillon und des Reinolds Sohn Aymerich, und solchen aus der Ursache, weil Reinold mit dem Könige versöhnet und das Roß Beyart ertränkt wäre. Da nämlich Reinold geschworen, er wolle sein Lebtag kein Roß mehr besteigen und keine Wehr noch Waffen an seinem Leib tragen, und heimlich hinweg gezogen war, betrübte sich der König damals sehr darüber, ließ deswegen Reinolds ältesten Sohn Aymerich zu sich kommen und belehnte ihn mit allen Gütern, die sein Vater vorher gehabt, wiewohl er dieselben vor dessen Abschied schon von ihm erhalten hatte; dann führte er ihn mit sich nach Frankreich, behielt ihn an seinem Hof und zog ihn allen andern Herren vor. Das verdroß die Räte sehr, weil er noch jung und nicht über sechszehn Jahre alt war; sonderlich verdroß es die, welche Fuchsschwänzer waren und dem König Ludwig geraten hatten, daß er mit dem Adelhart um seinen Kopf spielen sollte, aus welchem Spiel so groß Elend und Jammer entstanden war. Darum versuchten sie dem König den Aymerich verhaßt zu machen, erfanden einen lügenhaften Anschlag und sagten zu Karl, Aymerich hätte geschworen, er wollte den Schimpf und die Gewalt, welche man seinem Vater samt dessen Brüdern angethan hatte, ingleichen auch den Tod des Rosses Beyart noch rächen; daran doch Aymerich niemals gedacht hatte. Und dies war die Ursache, warum der Kampf angefangen ward.

Als Reinold dies vernahm, zog er nach Paris und kam zu dem König, wie ein armer Pilgrim. Dieser aber fragte ihn: „Ob er nichts neues gehöret hätte von jenseits des Meeres und von der Stadt Jerusalem?" Reinold sprach: „Gnädiger Herr König! ich komme jetzt davon her; die Christen haben die Stadt Jerusalem erobert, dazu das ganze Land, und solches ist vornehmlich geschehen durch Hilfe zweier Männer, die früher hier gewesen sind." Der König fragte, wer sie gewesen wären. Da sagte er: „Es ist Malegys und Reinold gewesen, die haben den Türken solchen tapfern Widerstand gethan und der Feinde so viel erschlagen, daß es unmöglich zu erzählen ist: zuletzt wurde Malegys erschossen." Da fragte ihn der König wieder: „Ob er nicht wüßte, wo Reinold wäre?" Da antwortete er: „Gnädiger Herr König! er stehet jetzt vor Eurer Majestät als ein armer Mann."

Da der König das hörte, empfing er ihn gar freundlich, und jedermann

freute sich über Reinolds Wiederkunft, sonderlich die Genossen von Frankreich, und vor allen erfreute sich sein Sohn über die Maßen, aber die Verräter betrübten sich. Der König ließ Reinold zur Stunde köstlich kleiden und erzeigte ihm große Ehre.

Nach diesem ging Reinold mit seinem Sohn Aymerich lustwandeln und fragte ihn, wo Heymon, sein Vater, und seine Brüder samt seiner Mutter wären. Da antwortete der: „Vater, sie ziehen herum und suchen Euch und haben geschworen, sie begehrten nicht wieder zu kommen, sie hätten Euch denn gefunden.“ Als Reinold das hörte, weinte er bitterlich und war betrübt, daß er seinen Vater, seine Mutter und auch seine Brüder nicht fand. Aymerich aber tröstete ihn und erzählte ihm, warum er den Kampf gegen Guillon nicht abgewiesen hatte. Da sprach Reinold wieder zu Aymerich: „Mein lieber Sohn! fürchte Dich nicht, denn Gott, der die Gerechten niemals verlassen hat, der wird Dich in der Not auch nicht verlassen.“ Also stärkte Reinold seinen Sohn und blieb so lange bei ihm, bis die Zeit heran kam, daß sie kämpfen sollten. Da waffnete sich der junge Ritter Aymerich zum Streite und setzte sich zu Pferd. Indem kam Guillon auch gewaffnet daher und rannte dem Aymerich mit seinem Speer durch den Schild. Aymerich aber, als ein junger, unverzagter und herzhafter Held, setzte wieder auf ihn zu, daß sie alle beide von den Pferden fielen. Da machte sich Aymerich in aller Eile wieder auf und fiel mit seiner Wehr auf Guillon. Guillon war auch nicht faul, wehrte sich tapfer, zuletzt aber gab Gott dem Aymerich Gnade und Sieg, daß er den Guillon überwand und ihn tot schlug.

Wie Reinold sah, daß Guillon tot war, fiel er auf seine Knie, lobte und pries Gott für die erlangte Siegesehre.

Darnach ließ der König den toten Körper auf den Galgen schleifen, und jagte die Verräter vom Hofe fort mit ihrem ganzen Geschlecht, aber Aymerich blieb bei ihm in hohen Ehren und wurde allen Herren und Edelleuten vorgezogen; der König gab ihm Land und Leute, Städte und Schlösser zu regieren und machte ihn zum Herrn darüber.

Nachdem also Aymerich im Kampfe den Sieg erhalten und Reinold Gott um solche Wohlthaten gedankt hatte, gedachte er hinfüro sein Leben in freiwilliger Armut und Einsamkeit zu endigen und begehrte sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu genießen. Er zog seine köstlichen Gewänder aus und legte gar schlechte Bauernkleider an, begab sich heimlich aus des Königs Palast und ging auf das Land zum Ackervolk, wo er unbekannt war, that da allerhand Bauernarbeit und nährte sich von Milch und Brot, trank Wasser und war damit wohl zufrieden. Inmittelst hörte er, daß die Stadt Köln die heiligste und vortrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre, wegen der Reliquien und der heiligen Leiber, die da ihr Blut um des christlichen Glaubens

willen vergossen hätten. Dies bewog ihn, dahin zu ziehen. Als der fromme und gottesfürchtige Mann nun nach Köln kam, begab er sich in das St. Peters-Kloster, allda lebte er heilig und war Tag und Nacht emsig in seinem Gebet. Gott der Allmächtige erhörte auch sein Flehen und gab ihm Macht, daß er die Lahmen und Krüppel konnte gerade und die Tauben hörend und die Blinden sehend machen. In dem nächsten Fürstentume, wie auch dem Stift Köln selbst herrschte damals die abscheuliche Pest sehr heftig. Da kamen zu Reinold mancherlei Personen und begehrten von ihm, er sollte Gott für sie bitten, daß Er die greuliche Krankheit wolle von ihnen nehmen und seinen Zorn lindern. Reinold, der fromme und heilige Mann, fiel auf Eingebung des Geistes auf seine Knie, rief Gott getreulich an und bat ihn mit großer Andacht für das Volk. Gott der Herr erhörte auch dieses sein Gebet und bewies seine Barmherzigkeit an dem Volk; er nahm die Strafe der Pestilenz von ihnen, und sie dankten, lobten und priesen Gott.

Zu dieser Zeit war ein heiliger Mann zu Köln, ein Bischof, genannt Agilolphus, der war ein kluger und verständiger Mann, führte ein eingezogenes, reines Leben und gab andern gutes Exempel. Dieser Bischof regierte durch seine Weisheit alle Sachen, die das ganze Frankreich angingen, und fing an, die St. Peterskirche zu bauen, ließ deswegen überall in allen umliegenden Ländern und Fürstentümern Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr aufrufen: wer Geld verdienen wolle, der solle nach Köln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Also kam eine große Menge Volks dahin. Unter andern bot sich Reinold auch an; der wurde sofort zum Oberhaupt aller Werkleute gesetzt, dieselbigen zur Arbeit anzutreiben, begab sich auch selber mit an das Werk und that mehr als vier oder fünf andere. Wenn die andern zum Essen gingen, so trug er noch so viel Steine und Kalk zu, daß sie schier einen ganzen Tag genug hatten. Er schleppte ihnen Steine herbei, daß ihrer fünf an einem genug zu tragen gehabt. Wenn andere zu Bette gingen, so blieb er auf den Steinen liegen; er aß des Tages nur ein Gerstenbrod und trank Wasser, begehrte auch für den Tag nur einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeister fragte ihn, wie er heiße und wo er zu Hause wäre; das wollte er ihnen nicht sagen, blieb also verschwiegen und that allein seine Arbeit. Da nannten sie ihn St. Peters Werkmann, weil er so gar fleißig in seinem Vorhaben war.

Als die Meister den Fleiß dieses heiligen Mannes sahen, warfen sie den andern Knechten ihre Trägheit vor und sagten, sie nähmen viel mehr Lohn, als dieser fromme Mann und thäten nicht den vierten Teil seiner Arbeit. Um solcher Ursache willen wurden die andern Handwerksleute ihm feind, mochten ihn nicht länger dulden und machten einen heimlichen Anschlag, ihn zu töten. Nun wußten sie, daß der heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die

Kirchen zu Köln zu besuchen, und schickte da sein Gebet zu Gott in allen Kirchen und gab Almosen aus. Sie wurden daher einig, daß sie an dem Ort, wo jetzt St. Reinolds Kapelle oder Kloster steht, auf ihn warten wollten und ihn umbringen und also geschah es auch.

Dieses wurde dem heiligen Mann geoffenbaret durch ein Gesicht. Er aber eilte desto mehr zu der bestellten Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen sollen, befahl sich Gott dem Herrn und Christo seinem lieben Sohn und gab sich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde und seine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn sahen, zerschlugen sie ihm sein Haupt, daß ihm das Hirn davon floß. Darnach steckten sie Reinolds Leichnam in einen Sack, füllten denselben vollends mit Steinen an und warfen ihn in den Rhein, in der Hoffnung, der Sack sollte unter dem Wasser bleiben, daß es verschwiegen bliebe. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern gab Gnade, daß der Sack wieder empor kam und blieb auf dem Ufer liegen, obgleich der Rhein so stark ging. Da ward die Seele des heiligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgesang von den Engeln vor Gottes Thron geführet.

Um diese Zeit ward die Stadt Dortmund auch zum christlichen Glauben bekehrt, und die Bürger schickten Boten nach Köln zu dem Erzbischof und begehrten demütig, er wolle ihnen etwas von den Heiligtümern mitteilen, die sich in der frommen Stadt befänden. Der Bischof aber rief die ganze Klerisei zusammen und beriet sich mit ihnen, was er denen von Dortmund für einen Heiligen geben sollte, der ihnen am nützlichsten wäre. Da sie also Rat hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Reinold ihnen am bequemsten sei.

Wie nun sein Leib mit dem Kasten auf dem Wagen stand, fing dieser an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde, ohne menschliche Hülfe, und blieb an dem Orte stehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebauet steht, wie noch heut zu Tag allda zu sehen ist. Als der Bischof samt seinen Geistlichen dieses sah, folgten sie dem heiligen Manne zu Ehren mit einer Prozession und unter Lobgesängen nach und begleiteten den Kasten wohl drei Meilen Weges.

Also ist der heilige Reinold ein Beschützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich gesehen, wie er dort auf der Stadtmauer gestanden und den Feind, der den Ort belagert hatte, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirket, wie in den Legenden zu lesen ist.

Kaiser Oktavianus.

Es war, als der König Dagobert in Frankreich regierte, zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, Oktavianus genannt. Dieser hatte eine Gemahlin, welche zu ihrer Zeit als die allerschönste und klügste Frau gepriesen wurde; in aller Menschen Augen erschien sie lieblich und tugendsam und das ganze römische Volk war ihres Lobes voll. Der Kaiser und seine Gemahlin wohnten glücklich und freundlich bei einander; lange Zeit jedoch war ihre Ehe mit keinen Kindern gesegnet. Endlich aber gebar die Kaiserin zwei Söhne auf einmal; schönere und lieblichere Knaben konnte man nicht sehen. Solches war niemand leid, als des Kaisers Mutter; denn diese war ihrer Schwiegertochter sehr feind. Darum dachte sie darauf, in die schöne Saat Gift zu säen. Und nachdem sie vergebens versucht hatte, dem Kaiser Zweifel gegen die Treue seines Weibes einzuflößen, bestach sie einen unehrlichen Diener, daß er sich in das Gemach der schlummernden Kaiserin schlich und dort von dem Kaiser, den das tückische Weib gerufen hatte, betreffen ließ. Der Kaiser in großem Zorn, zog sein Schwert aus; doch bedachte er sich, und wollte sie nicht im Schlaf ermorden. „Warum ertötet ihr sie nicht eilig?“ sprach die alte Mutter zu ihrem Sohne. „Ist sie Euch nicht überwiesen genug? Folget meinem Rat und bringet beide eilends um.“ Dem Knechte aber hatte das falsche Weib verheißen, es sollte ihm kein Leid widerfahren. Oktavianus antwortete seiner Mutter: „Es will sich nicht geziemen, daß ein Kaiser jemand unverhört im Schlafe hinrichte.“ Er sah dabei seine fromme Gemahlin, welche so sanft schlief, wie eine, die nichts Arges im Herzen hat, lang und unverwandt an. Indem nun der Kaiser vor ihr stand, kam ihr ein schwerer Traum vor die Seele. Ihr däuchte, ein starker Löwe nahe sich, werfe sie auf die Erde nieder, reiße ihren schneeweißen Schleier ab und zerre ihn in Stücke. Alsdann fasse er ihre beiden Kinder an, sie weg zu tragen. Da fing sie laut an zu schreien: „Ach Gott, meine lieben Kinder! wer will mich an dem starken Löwen rächen?“ Indem sie so schrie, gingen ihr die Augen auf, und sie sah den Kaiser mit dem bloßen Schwert vor sich stehen. Doch nicht dieses machte ihr not, sondern sie suchte nur nach ihren Kindern, ob sie noch da wären. Indem erblickte sie den Diener neben sich und schrie mit lauter Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir eine solche Verräterei zugerichtet? Wer ist dieser Mensch? Ich habe

ihn nie gesehen!" — „Ach liebe Frau," sprach da des Kaisers falsche Mutter, „es ist ja der, den Ihr so lange lieb gehabt habt und den Ihr jetzt in des Kaisers Abwesenheit habt rufen lassen. Aber der Kaiser," fuhr sie fort, „mein Herr und Sohn, ist solches längst gewahr worden, und Du Schälkin magst es immerhin verhehlen wollen. Schändliche Metze, Deine Sache ist endlich an den Tag gekommen!" Die arme Kaiserin rechtfertigte sich unter Seufzen und Weinen, und der Kaiser selbst war so betrübt, daß er lieber hätte tot sein wollen. Doch sprach er: „Wer ist, der seine Frau mit einem Buben findet, und nicht glauben wollte, daß sie an ihm treubrüchig geworden?" Die Kaiserin konnte nicht mehr sprechen, sondern fuhr nur fort zu weinen. Der Kaiser aber ward ergrimmt und sprach: „Frau, Euer Weinen hilft Euch nichts, denn ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen gesehen!" Und von Stund an rief er Ritterschaft und Diener herbei und sprach zu ihnen: „Ihr sehet, liebe Herren, die ehrlose That, deren sich meine Frau wider mich schuldig gemacht hat. Darum nehmet sie mit samt ihren Kindern gefangen und werfet sie in das tiefste Gefängnis!" Als die Kaiserin nach ihres Gemahles Befehl von den Dienern weggeführt worden war und der Kaiser sich mit dem falschen Knecht allein sah, kam ihn ein solcher Grimm an, daß er demselben ohne Verhör und Verantwortung sein Haupt mit dem Schwerte spaltete. Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeschleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ging der Kaiser weiter zu Rate, was mit der Kaiserin und ihren zwei Kindern, die er nicht mehr für die seinigen hielt, zu thun wäre. Denn er gedachte sie alle drei verbrennen zu lassen. Als nun die Herren zu Rate saßen, stellte ihnen der Kaiser die große Schmach vor, welche seine Gemahlin an ihm begangen hätte, und verkündigte ihnen seinen Entschluß. Wie er seine lange Rede geendet, sahen die Herren und Räte einander an, und keiner wollte zuerst das Wort nehmen. Endlich wagte es der älteste, welcher sich immer mehr um das Thun und Lassen der Kaiser bekümmert hatte, als die andern, und sprach: „Gnädiger Herr! Ihr begehret, wir sollen die Kaiserin verurteilen, und doch ist die That noch nicht bezeugt. Auch steht die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre möglich, daß diese Sache durch Verräterei veranstaltet worden." Jetzt wagte es auch ein anderer und sprach: „Gedenket, Herr, an den Eid, den Ihr der Kaiserin geschworen, als Ihr sie zur Ehe begehrtet: daß Ihr ihren Leib schirmen und bewahren wollet wie Euern eigenen. Nun ist diese That nicht bezeugt, und wissen wir nicht, ob nicht Neid und Verrat im Spiele sind. Darum sehet zu, daß Ihr nicht treulos an Eurer Frau werdet und Euren Eid an ihr nicht brechet!" Alle Räte mit einander traten dieser Meinung bei, so daß niemand mehr auf der Seite des Kaisers war als seine alte Mutter, die ihm stets anlag, er sollte die fromme Kaiserin, die mit ihren wimmernden Kindern hart gefangen lag, verbrennen. Die arme Frau im Kerker gab den Kindern manchen Kuß und sprach: „Liebe Kinder, was haben wir unserem Gott gethan, daß

wir so unschuldig sterben müssen?“ Solche Klage führte sie Tag und Nacht. Endlich als drei Tage um waren, versammelte der Kaiser seine Räte wieder und begehrte, daß sie das Urteil wider die Kaiserin sprechen sollten. Da die Räte des Kaisers Ernst sahen, sprachen sie einmütig: Allergnädigster Herr! sehet wohl zu, was Ihr thut. Wir können die fromme Kaiserin auf keine Weise verurteilen und haben nichts wider sie gefunden; sehet zu und werdet nicht meineidig an ihr. Unser Rat wäre, Ihr solltet die Unschuldige zufrieden lassen und die beiden Knaben aufziehen, bis sie den Harnisch tragen könnten, und man sähe, was aus ihnen werden soll.“ Der Kaiser besann sich lang über diesen Worten, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Doch fiel ihm der Diener wieder ein, von dem er meinte, daß sie lange mit ihm gebuhlt hätte, so daß er seine eigenen Kinder nicht für solche anerkennen mochte. Da ging er zu seiner Mutter und erholte sich Rats bei ihr. Diese schalt die Räte meineidige Bösewichte und drang fortwährend in ihn, Mutter und Kinder verbrennen zu lassen. Nun fügten sich endlich die Obersten und Räte, als sie sahen, daß der Kaiser unerbittlich war.

Jetzt wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom aufgemacht, und dreißig Stadtknechte erhielten den Befehl, die Kaiserin samt ihren zwei Kindern aus dem Gefängnis zu holen und vor die Stadt hinaus zu führen. Reich und arm, jung und alt, wer es mit ansah, hatte ein großes Mitleiden mit der hohen Frau und den zwei unmündigen, unschuldigen Kindern. „Liebe Männer,“ sprach die Kaiserin zu den Dienern, als sie das Feuer von ferne auflodern sah, „saget mir um Gotteswillen, was wird man mit mir und meinen Kindern anfangen?“ Da erhub sich einer unter den Stadtknechten und sprach: „Weh mir, daß ich es Euch sagen soll. Aber da es Euch doch nicht verborgen bleiben kann, so wisset, daß der Kaiser jetzt ein großes Feuer vor der Stadt hat anzünden lassen und uns befohlen, Euch und Eure zwei Kinder darin zu verbrennen.“ Da das die Kaiserin hörte, erschrak sie von Herzen, doch wandte sie sich zum Gebet und sprach: „Allmächtiger Gott! wer weiß, womit ich es verdient habe; wenn es Dein Wille ist, so mag ich ihm nicht widerstreben!“ So kam sie unter Weinen und Beten vor den Kaiser und die andern Herren, die ein großes Erbarmen mit ihr hatten. Der Kaiser aber, sobald er ihrer ansichtig wurde, hieß sie samt ihren Kindern ins Feuer werfen, weil sie so schändlich an ihm wortbrüchig geworden. Und doch war es ihm, als wollte ihm sein Herz vor Leid zerspringen, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Die arme, gefangene Frau fiel vor dem Kaiser aufs Knie und mahnte ihn an seinen Eid. Alle Menschen, die zugegen waren, fingen an zu weinen, besonders die Armen, denen sie täglich viel Almosen ausgeteilt hatte. Der Kaiser sah seine Frau ganz traurig an, als er sie so kläglich weinen und doch so willig zum Tode sah. Auch die unschuldigen Kinder dauerten ihn, so daß er sehr bestürzt wurde und lange nicht wußte, was er thun sollte, denn es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er ihr doch vielleicht unrecht thue. Seine

Mutter aber schrie mit lauter Stimme: „Sohn und Kaiser, was zögert Ihr lange? Lasset sie mitten ins Feuer werfen, in Gegenwart des Volks, denn sie hat es längst wohl verdient!" Da antwortete ihr der Kaiser und sprach: „Mutter, Ihr habt unrecht; denn als ich sie zur Ehe begehrte, da schwur ich einen teuren Eid, Ihr Leib und Leben zu beschirmen. Den Schwur muß ich halten, darum wird sie nicht verbrannt." So rettete die Frau des Kaisers Eid. „Stehet auf," sprach er, „ich habe mich über Euch erbarmt; verlasset mein Reich mit Euren beiden Kindern. Wo Ihr weiter in meinem Lande gefunden werdet, werde ich Euch alsbald verbrennen lassen!" Die fromme Kaiserin erholte sich bei diesen Worten von ihrer großen Angst und sprach: „Herr, wenn es denn so sein muß, so bitte ich Euch, Ihr wollet mir einen frommen Mann zum Begleiter verordnen, damit ich auf der Straße nicht verunehrt werde. Aber wahrlich, Herr, sei mir diese Sache, durch welchen Verrat sie wolle, zugerichtet, so weiß ich doch, daß durch mich weder Eure noch meine Ehre befleckt worden ist!" Aber da half keine Verantwortung mehr. Der Kaiser kehrte sich um, er konnte vor Weinen kein Wort mehr reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, wurde jedoch von den edeln Frauen bald wieder aufgehoben, und als sie wieder zu sich kam, nahm sie ihre zwei Kinder auf die Arme und rüstete sich zu wandern. Von Seiten des Kaisers wurde ihr ein starkes, wohlgesatteltes Pferd vorgeführt und hundert Kronen zur Zehrung mitgegeben. Fünf frommen und mitleidigen Rittern ward der Auftrag erteilt, sie aus dem Lande zu führen und sie, wie sie eidlich versprechen mußten, in einem öden Wald an der Reichsgrenze, der voll wilder Tiere und Mörder war, sich selbst zu überlassen.

Als sie hier angekommen waren, schieden die Ritter von ihr und befahlen sie Gott. Die Kaiserin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und sprach: „Grüßet mir meinen lieben Herrn, den Kaiser, noch einmal zuletzt; saget ihm, er werde mich nun nimmer wieder sehen, und meldet ihm, daß ich seine zwei Söhne, welche wahrlich sein Fleisch und Blut sind, mit mir trage. Wenn mich Gott behütet, so will ich sie tugendlich erziehen." —

Die Ritter hatten sie verlassen, und die Kaiserin bedachte sich hin und her, welchen Weg sie einschlagen sollte. So zog sie in Gedanken fort und verlor bald die rechte Straße. Als sie lang und weit geritten war, kam sie auf einen Fußpfad, der jedoch wenig betreten war: dieser führte sie zu einem hohen Felsen; darunter fand sie einen schönen Brunnen, lauter wie Krystall, über dem Brunnen stand ein Baum, der duftete so lieblich wie Balsam. So wie die Kaiserin den Born erblickt hatte, stieg sie von ihrem Pferd und nahm ihm das Gebiß aus dem Maul, daß es von den Kräutern, die dicht im Walde standen, weiden konnte, denn Heu und Hafer war nicht vorhanden. Die Verirrte sah um sich, und da sie keines Menschen gewahr wurde, verfiel sie in tiefe Kümmernis; doch erfreute sie wieder ein Blick auf ihre zwei Kinder, sie küßte sie und legte sie nieder in die schönen Blumen und in das Gras. Dann

labte sie sich mit einem Trunk des köstlichen Wassers aus dem Brunnen, und aß von den Speisen, die ihr aus des Kaisers Küche mitgegeben waren. Und jetzt setzte sie sich nieder und überdachte ihr großes Leid; aber sie war so müde von Reisen und von Trauern, daß sie bald einzuschlafen begann. Nun hielten sich in jenem Walde viele wilde Tiere auf. Als daher die Kaiserin mit ihren beiden Kindern eingeschlafen war, kam von ungefähr ein großer und starker Affe, der sah die Kinder so lieblich schlummern. Da bekam er große Lust, das eine Kind zu stehlen, schlich deswegen ganz heimlich und still zu den Kleinen heran und erwischte behend das eine: mit dem eilte er durch den Wald, so lange bis er zu einem grünen Platze kam; daselbst setzte der Affe es nieder und wollte das Kind nackt sehen, deswegen legte er es sanft auf die Erde und entband es von den Windeln, mit denen es umwickelt war, bis es ganz bloß vor ihm lag. So saß er vor dem Kinde, fing an freundlich zu grinsen und bleckte die Zähne, kurz, er gebärdete sich, wie eine Mutter gegen ihr Kind thut, und meinte, das Kind sollte auch gegen ihn lachen. Aber das Kind wollte es nicht thun, sondern fing an zu weinen und laut zu schreien.

Nun fügte es Gott, der das Kind behüten wollte, daß ein mannlicher Ritter mit seinen Dienern sich auch in dem Walde verirrt hatte. Der Ritter kam getrabt, seine Knechte voran, die ihm allenthalben Bahn machen und ihn vor dem Angriff der Mörder und der Bestien schirmen sollten. Als nun der Ritter den Affen gewahr wurde, der ein nacktes Kind mit seinen Tatzen handhabte, sprengte er mit seinem Pferde hinzu, zog sein Schwert aus und schrie mit lauter Stimme: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, denn du darfst es nicht mit dir tragen!“ Sobald der Affe den Ritter sah, verließ er das Kind, machte einen grausigen Satz auf den Ritter zu und wollte ihn vom Pferde zerren, ja er riß ihm ein großes Stück aus seinem Rock. Der Ritter aber, der ein starker und beherzter Mann war, führte einen so sichern Streich, daß er dem Affen seinen rechten Arm vom Leibe hieb. Als der Affe diese Verstümmlung empfand, sprang er vor Schmerz und Zorn wohl zehn Schuh hoch auf, wie ein unsinniges Tier. Zugleich schlug das Pferd des Ritters hinten aus so ungestüm, daß es ein Greuel anzusehen war; es traf den Affen so hart an die Seite, daß er zur Erde fiel. Jetzt sprang der Ritter behend auf seine Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind, und nachdem er es, so gut er gekonnt, in seinen Mantel eingewickelt, setzte er sich wieder auf sein Pferd. Bald hatte er seine Diener eingeholt; er erzählte ihnen zu ihrer Verwunderung die Geschichte, und so ritten sie mit einander durch den Wald, obwohl sie Straße und Fußpfad verloren hatten. Endlich gerieten sie unter eine Rotte Mörder, die daselbst schon manchen braven Mann beraubt und getötet hatten. Der Ritter, als er sich von den Räubern dicht umringt sah, rief Gott um Beistand an und sparte sein Schwert nicht, auf ihre harten Stöße zu antworten; einem schlug er sein Haupt ab, daß es zur Erde fiel, drei andere verwundete er so, daß sie ihre Waffen fallen lassen mußten. Als

die übrigen Mörder, deren noch sechse waren, dies sahen, schrieen sie dem Ritter zu, er solle stille halten und das Kind liegen lassen, denn er habe es gewiß einem mächtigen Fürsten gestohlen; der Ritter aber sprach: „Nein, ihr Bösewichter; wollt ihr die Wahrheit hören, so wisset, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, ich kann Euch die Stelle zeigen, wo ich das Tier erlegt habe!“ Jetzt meinten die Mörder erst recht, es müsse eines großen Herren Kind sein, weil der Ritter so albern lüge; sprengten von neuem auf ihn ein, und wollten eher sterben, als das Kind dahinten lassen, so daß am Ende der Ritter und seine Diener, obwohl sie einige verwundet und umgebracht, sich genötigt sahen, das Kind zu verlassen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Nachdem die Mörder sie vergebens verfolgt hatten, kehrten sie zu dem Kinde zurück und warfen das Los, welcher unter ihnen es tragen sollte. Das Los fiel auf den Vornehmsten der Räuber. Dieser trug das Kind, bis es ihm zu schwer wurde. Dann sprach er zu seinen Gesellen: „Liebe Freunde, gebt mir einen Rat, was wollen wir mit dem Kinde anfangen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niedriger Geburt ist. Ich meine, wir sollten es bis an das Gestade des Meeres bringen und dort verkaufen. Denn da finden sich Kaufleute aus Frankreich und andern Ländern, die vielleicht das Kind, in Betracht seiner Schönheit, uns wohl bezahlen werden.“

Indem nun die Mörder dem Meeresufer zugehen, finden sie unterwegs den Affen tot liegen, wie ihnen der Ritter gesagt hatte. „Fürwahr,“ sprach einer zu dem andern, „der Ritter hat die Wahrheit gesagt; er hat das Kind ritterlich erlöst und erobert.“ Dessen ungeachtet behielten sie das Kind, denn was sollten sie jetzt anderes thun, und eilten ans Gestade zu den Kaufleuten, die sie bald fragten, ob ihnen das Kind feil sei. Die Mörder sprachen: „Ja, eben darum bringen wir es hierher.“ — „Nun sagt,“ fragte ein Kaufmann, „wie hoch schlagt ihr das Kind an?“ Die Mörder sprachen: „Es kann kein schöneres Kind auf der Erde gefunden werden; wenn es Euch Ernst ist, so wollen wir es Euch um vierzig Pfund geben.“ Die Kaufleute fanden das Kind zu teuer. „Behaltet es nur,“ sagten sie, „ihr habt es doch aus eines Biedermanns Hause gestohlen.“ — „Nein,“ erwiderten die Räuber, „wir haben es einem Ritter abgejagt, der hat es von einem Affen erlöst, den er tot geschlagen.“ — „Liebe Herren,“ sprachen da die Kaufleute, „wollt Ihr zehn Pfund, damit ist es unser Ernst. Bedenkts, der erste Kauf ist der beste!“ Da wollten die Mörder um so geringes Geld das Kind nicht geben. Nun war in diesem Kaufmannsschiffe ein frommer Pilger, Klemens genannt, der sah sich das Kleine an und fand es gar schön; dachte, es werde wohl adliger Abkunft sein. Er faßte auch eine solche Liebe zu dem Kinde, daß er nach kurzen Worten mit den Räubern eins wurde und ihnen dreißig Kronen für dasselbe gab. Als die andern Kaufleute dies sahen, spotteten sie des Klemens und sagten: „Fürwahr, Ihr scheint Geldes und Goldes genug zu haben, daß

Ihr so teuer einkaufet!“ Klemens achtete aber nicht darauf. Erst als das Schiff sein Ziel erreicht hatte, wo Klemens und die andern Pilger dann zu Fuße gehen mußten, wollte den Pilger, als er den Knaben auf dem Rücken hatte, sein Geld auch reuen. „Was bin ich für ein närrischer Mann,“ sagte er zu sich selbst, „daß ich mir solche Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich an meinem Halse tragen muß.“ Doch dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind beschert, so will ichs annehmen; hab ich doch daheim nur einen einzigen Sohn bei meinem Weibe gelassen und weiß nicht einmal, ob er noch am Leben ist oder nicht. Das Kind ist so hübsch; daheim habe ich Geld genug, es zu erziehen. Drum sei es!“ Und so nahm er den Knaben, gab ihm einen Kuß, hängte ihn wieder auf seinen Rücken und zog seines Weges durch Frankreich. Als das Kind ihm gar zu beschwerlich wurde, kaufte er ihm einen Esel und mietete ihm eine Wärterin, die er, mit dem Knaben im Arm, auf das Tier setzte, und so wanderte er den nächsten Weg auf Paris zu, wie ein Zigeuner. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, bis er in diese Stadt kam. Dort wurde er von allen, die ihn kannten, und namentlich von seinen besten Freunden, aufs herzlichste empfangen. Als er aber gefragt wurde, woher er das schöne Kind bringe, da antwortete er: „Ich habe es jenseits des Meeres erobert: seine Mutter ist auf dem Wege gestorben; deswegen mußte ich diese Frau bestellen, obgleich sie aus einem andern Lande ist als das Kind: wäre die Mutter gesund geblieben, die hätte ich lieber mit mir gebracht als diese alte Frau!“ So sprach der ehrliche Klemens mit lachendem Munde und zog mit diesen Worten weiter nach der Vorstadt St. Germain, wo seine rechte Wohnung war. Hier wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre bewiesen. Die gute Frau meinte, das Kind gehöre einem großen Herrn in Frankreich, welcher es ihrem Manne zur Erziehung anbefohlen habe. Sie fragte auch nicht weiter darnach, wie weise Frauen zu thun pflegen, sondern sie lebten freundlich mit einander, ließen das Kind taufen und Florens nennen, und zogen es in Zucht und Tugend auf. Florens aber war schön und holdselig, wuchs lustig heran und wurde in kurzer Zeit stark und männlich. Doch von ihm sei für jetzt genug gesagt.

Wir haben gehört, wie die Kaiserin bei dem Brunnen eingeschlafen war, und das eine Kind ihr von einem Affen gestohlen wurde. Sie schlief noch, als bald darauf eine Löwin durch den Wald gelaufen kam und das andere Kindlein sanft bei seiner Mutter schlummern sah; sie schlich alsbald hinzu, nahm das Kind in den Rachen und wollte es ihren jungen Löwen zu essen bringen. Indem sie nun das Kind mit den Zähnen faßte, erwachte die Kaiserin und sah, wie das reißende Tier das eine ihrer Kinder von dannen trug, und ihr anderes nicht mehr da war. Sie meinte nicht anders, als dieses hätte die Löwin schon gefressen und das andere werde sie auch zerreißen. Deswegen fing sie an jämmerlich zu weinen und nach Gott zu schreien, nahm das

weidende Pferd, legte sein Gebiß ihm wieder ins Maul, setzte sich darauf und that einen Schwur, daß sie nicht aufhören wollte zu reiten, bis sie die Löwin eingeholt und sich an ihr gerächt hätte. Die Löwin aber rannte vor ihr her und hörte nicht auf zu laufen, bis der Wald zu Ende war, so schnell, daß die Kaiserin nicht nachfolgen konnte und das Tier aus den Augen verlor. Doch bekam diesem seine Beute auch nicht gut. Denn so wie die Löwin den Wald verließ, ward sie von einem gewaltigen Greifen erblickt, der mit aller Stärke auf sie zuflog und sie mit samt dem Kinde so heftig mit seinen Klauen packte, daß die Löwin sich nicht zu regen vermochte und große Schmerzen empfand. Der Greif schwang sein Gefieder mächtig, flog über Berg und Thal, Wald und Wasser, und endlich eilte er einer Insel zu. Die Löwin aber wollte nicht von dem Kinde lassen, denn Gott hütete es, und so behielt sie es in ihrem Rachen, bis sich der Greif auf einem meerumflossenen Eilande zur Erde niederließ. Als die Löwin sich auf der Erde fühlte, legte sie das Kind in den Sand, und griff den Vogel Greif im grimmigen Zorn so stark und grausam beim Hinterfuße, daß dieser ihm entzwei brach. Der Greif fiel zur Erde nieder vor Schmerz; doch wehrte er sich so gut er konnte: er schlug auf die Löwin mit Flügeln und Klauen wie ein erbittertes Tier, aber es half nichts; die Löwin stürzte mit Hast auf den Vogel und zerriß ihn; so wurde er der Stärkeren Speise. Nachdem die Löwin satt war von des Greifen Fleisch, legte sie sich neben dem Kinde nieder, als ob sie bei ihren jungen Löwen wäre. Das Kindlein aber erreichte das Euter der Löwin, und als es spürte, daß dasselbe voller Milch war, hub es an zu saugen; als dies die Löwin empfand, bot sie ihm die Brust erst recht in sein Mündlein, daß es desto sanfter saugen möchte. So ward das Kind gespeist, denn Gott der Herr wollte dasselbe nicht verderben lassen. Hierauf grub die Löwin eine tiefe Grube in der Insel mit ihren spitzen Klauen, nahm das Kind, trug es in die Grube und blieb bei ihm acht Tage und Nächte. Sie leckte es mit der Zunge, damit es gesäubert würde, und von ihrer langen Mähne machte sie ihm ein Bett oder Nest, darin es sanft und warm lag. Trinken konnte es, wann es wollte, und war die Löwin hungrig, so aß sie von des Greifen Fleisch.

Nun begab es sich durch Gottes Veranstaltung, daß Schiffsleute, denen der Wind ungünstig war, genötigt wurden mit ihrem Fahrzeug an der Meeresküste zu landen, wo eben die Kaiserin ihr Kind und die Löwin suchte. Sie hörte das Geschrei, eilte herbei und sah, wie die Pilger mit ihrer Galeere ans Land gefahren waren. Die Seefahrer kamen ihr vor wie Christenleute, daher nahte sie ihnen und sprach: „Liebe Herren, wo wollet Ihr hinreisen? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme verirrte Frau, ich weiß nicht, wo in der Welt ich bin und wo hinaus ich soll!“ — „Frau,“ antworteten ihr die Schiffsleute, „wir wollen in das heilige Land fahren, wo unser Herr Christus erstanden ist; wenn der Wind uns nicht zuwider ist, so hören wir nicht auf zu schiffen, bis wir nach Jerusalem kommen.“ Da bat

die Frau aufs inständigste, sie doch mitzunehmen, bis der Patron und die Schiffsleute ihr gestatteten, sich zu ihnen in die Galeere zu setzen; und als der Ungestüm des Meeres sich gelegt hatte, fuhren sie weiter. Die Pilger wurden der schönen Frau bald geneigt, und als sie in sie drangen, ihnen zu sagen, wie sie an diese wilde Stätte gekommen wäre, fing sie an, ihnen ohne Hehl zu berichten, wer sie sei, und wie es ihr ergangen. Die Erzählung währte mehrere Stunden, und da war keiner, der nicht über ihre wunderbaren Schicksale gestaunt hätte.

Sie waren wieder eine gute Weile geschifft und eben der Insel gegenüber, auf welche die Löwin samt dem Kinde von dem Greifen getragen worden war, als der ungünstige Wind sie wieder ergriff und am Eiland ihre Anker auszuwerfen nötigte. Es waren unter den Pilgern einige kühne Leute, die betraten das Land, sich zu ergehen. Als sie nun so hin und her wandelten, kamen sie vor die Höhle, worin jene Löwin lag und eben schlief. Die Pilger sahen das schöne Kind in der Grotte liegen und hatten sich von ihrem Staunen noch nicht erholt, als die Löwin erwachte und mit einem gräßlichen Satze aufsprang, so daß die Pilger kaum noch zu fliehen Zeit hatten und außer Atem, wie gejagte Tiere, auf dem Schiffe ankamen. Die andern Pilger, die sie so atemlos daher kommen sahen, fragten sie nach der Ursache, und nun meldeten jene, was sie erblickt hatten, und bejammerten es, daß sie das Kind nicht erretten konnten. „Denn wenn auch die alte Löwin sein schont,“ sprachen sie, „so werden doch die jungen Löwen, sobald sie welche bekommt, dasselbe auffressen!“ Wie nun die Sage im Schiffe umging, hörte es auch die Kaiserin, drang hervor und sprach: „Ach, liebe Männer, Gott sei gelobt, daß ich diese Mär höre; denn es ist fürwahr **mein** Kind, das die Löwin hinweggetragen hat! lasset mich zu ihm!“ Die Pilger stellten der Frau das gewisse Verderben vor, das ihrer bei der Löwin warte. „Was wollet Ihr von uns ziehen,“ sprachen sie, „erbarmet Euch über Euch selbst und laßt das Kind fahren. Es ist besser, ein Mensch sterbe, als zwei!“ Da sie sich aber nicht wehren ließ, so sagten die Pilger: „Nun, wenn es Euch so hart im Sinne liegt — sehet, dort sitzt ein Priester, beichtet ihm, denn Ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er Euch helfen möge!“ Die Kaiserin kniete vor dem Priester nieder, beichtete und empfing den Segen, dann bat sie die frommen Pilger, eine kleine Zeit zu warten, und trat ans Land.

Es währte nicht lange, so kam sie zu der Grube. Da erblickte sie ihr Kind, welches mit der Löwin spielte und fröhlich war. Als die Frau dieses sah, erschrak sie, fiel nieder auf die Kniee, fing an die Löwin zu beschwören und zu sprechen: „Ich sage Dir bei Gott dem Allmächtigen, bei seinem Sohn und seinem Tod am Kreuz, daß Du keine Macht und Gewalt über mich habest.“ Kaum hatte die Kaiserin diese Worte gesprochen, als die Löwin den Schweif zu sich zog, sich wie ein gehorsames Haustier gebärdete und das Kind *vor sich auf* den Boden legte. Nun ging die Kaiserin ohne Furcht in die

Höhle, umarmte das Kind, küßte es wieder und wieder, und trug es auf den Armen von dannen nach dem Schiffe. Die Löwin, die sich ihres Kindes beraubt sah, folgte traurig nach und wollte mit in die Galeere; die Pilger aber fürchteten sich sehr und wollten sich zur Wehre setzen und auch die Kaiserin nicht einlassen. Diese gab jedoch so guten Bericht über das Tier, daß wenigstens sie selbst auf das Schiff zugelassen wurde. Und so stießen sie schnell von dem Lande; die Löwin wollte auch in das Schiff hinein springen, aber der Sprung fehlte, denn die Schiffsleute waren zu behend. Doch wollte das Tier nicht nachlassen, sondern schwamm neben dem Schiffe her. Die Pilger spannten eilig die Segel auf, um zu entfliehen; aber es half nichts, die Löwin klammerte sich mit ihren spitzigen Klauen und scharfen Zähnen an das Schiff, und versuchte von Zeit zu Zeit den Sprung, bis es ihr endlich gelang. Die Pilger schrieen vor Entsetzen: ein jeder meinte, er müßte sterben. „Beschirmet uns vor der Löwin," riefen sie die Frau an, „sonst werfen wir Euch mit samt dem Kind über Bord." — „Seid unerschrocken," sprach die Kaiserin, „sie wird keinen von Euch verletzen!" Und wirklich ging die Löwin mitten durch alle Pilger hindurch wie ein zahmer Hund, bis sie zu der Kaiserin kam. Und als sie das Kind auf der Fürstin Arm erblickte, hob sie den Kopf über sich, zum Zeichen, daß sie dem Kinde wohlwolle. Hierauf legte sie sich der Kaiserin zu Füßen und wollte sie gar nicht verlassen. Diese hatte das Tier auch sehr lieb, trug große Sorge für dasselbe und ließ ihm an Essen und Trinken nichts mangeln; denn sie teilte ihre Zehrung mit ihm. Die Löwin aber beschirmte sie, daß ihr auf dem ganzen Wege von dem Schiffsvolke kein Leid geschah, denn es waren auch einige schlechte Leute darunter; und als nur einmal einer es wagte, der Herrin auf unziemliche Weise zu nahen, so sprang die Löwin auf, ergriff den frechen Schiffsmann mit ihren Klauen und scharfen Zähnen und zerriß ihn in vier Stücke. Als die Schiffsmannschaft dieses Wunderwerk sah, sprachen sie alle, ihm wäre recht geschehen, und warfen seinen zerrissenen Leichnam in die See. Der Kaiserin geschah kein Leid mehr; von allen im Schiffe wurde ihr die größte Ehre erwiesen. Endlich kam das Fahrzeug beim gelobten Lande an. Die Kaiserin trat mit ihrem Kind aus dem Schiffe, die Löwin sprang ihr nach. Dann segnete sie Pilger und Schiffsleute, und gab ihnen reichlichen Lohn. Diese dankten ihr hinwieder, führten ihr das Pferd aus dem Schiff und halfen ihr hinauf. So ritt sie, das Kind im Arme, noch dieselbe Nacht weiter und in die nächste Stadt; die andern Pilger folgten von ferne. Am nächsten Morgen reisten alle zusammen und kamen in die Stadt Jerusalem.

Hier ging die Kaiserin alsbald zu Gottes Tempel und betete am heiligen Grabe, darin der Leichnam Jesu von Nikodemus geleget worden und daraus er erstanden war. Auch legte sie ihr Kind auf den Altar, nahm etwas Geld aus ihrem Säckel und warf es auf den Altar, als wollte sie sprechen: „Gott sei gelobt; ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöset." Dann betete sie

gar fleißig, daß Gott ihren lieben Herrn, den Kaiser Oktavianus, friedsam, glücklich und in Gesundheit wolle leben lassen, denn sie hoffte nicht mehr, ihn jemals wieder zu sehen. Hierauf verließ sie den Tempel, setzte sich mit ihrem Kind auf das Pferd und ritt durch die Stadt Jerusalem. Die Löwin aber wollte keinen Tritt von ihr weichen; mochte sie durch Paläste, Kirchen oder Höfe gehen, überall ging sie mit, so daß die Leute, die solches sahen, große Furcht ankam. Während nun die Kaiserin so durch die Stadt ritt, begegnete ihr ein fremder Edelmann, den redete sie freundlich um Herberge an, denn sie sah wohl, daß er fromm, tugendreich und aus edlem Stamm entsprossen war. Der Edelmann empfing sie würdig in seinem Hause, und befahl, man sollte sie pflegen und ihr dienen, wie ihm selbst und seiner Hausfrau. Dies nahm die Kaiserin mit großem Danke an und blieb eine Zeitlang bei dem Edelmann mit ihrem Kind und der Löwin, die so zahm war, daß sie niemand etwas zu Leide that.

Ihr habt gehört, wie Florens dem Affen abgenommen, übers Meer verkauft und von dem frommen Pilger Klemens nach Paris getragen worden. Nun folgt, wie es weiter mit ihm ergangen ist. Das Kind ward tugendlich erzogen, so daß es jedermann gefiel. Klemens kleidete und hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, welcher Klaudius hieß. Wenn diese beiden Knaben in ihrem schmucken Aufzug über die Straße gingen, so sagten die Bürger: „Selig ist der Vater, der so wohl gezogene Kinder hat!“ Auch meinte Florens nicht anders, denn daß Klaudius sein leiblicher Bruder sei und Klemens sein rechter Vater; denn als der Affe ihn seiner Mutter stahl, war er erst sechs bis sieben Wochen alt. Allmählich wurde er stattlicher und größer als sein Bruder Klaudius, und auch unter den Nachbarkindern war keines, das sich mit Florens vergleichen konnte. Jedermann wunderte sich über seine Schönheit und Stärke, denn an Gebärde und Gestalt glich er seinem Vater, dem Kaiser. Oft sagten auch die Nachbarn: „Fürwahr, der Knabe ist des Klemens natürlicher Sohn nicht; sondern er hat ihn irgend von einem großen Herrn heimlich entführt.“ Klemens Frau mußte dieses nicht selten hören, aber sie schwieg stille dazu, denn sie hatte den Florens so lieb wie ihren eigenen Sohn.

Nun wuchsen die zween Knaben miteinander auf, so daß sie beide tüchtig wurden, Handwerke zu erlernen, wiewohl Florens in allwege stärker war als Klaudius. Klemens beriet sich deswegen mit seiner Hausfrau, was er aus den beiden Knaben machen sollte, daß, wenn sie ins Mannesalter kämen, sie sich auch ehrlich nähren könnten. Da sprach seine Frau: „Lieber Hauswirt! Unser Sohn Klaudius ist von wenig Stärke und deswegen zu keinem groben Geschäfte zu gebrauchen, darum ist mein Rat, wir sollten ihn zu einem Wechsler thun, und Ihr sollt ihm Euer Gut geben, daß er es im Handel umtreibe; dadurch könnte er reich, berühmt, ja zu einem Herrn werden. Der andere Sohn, Florens, nun der wird recht zum Fleischerhandel sein, denn er ist stark;

Rinder und anderes Vieh zu schlachten wird ihm nicht schwer werden. So wären unsere beiden Söhne versorgt.“ — „Wahrlich, Frau, Du hast mir recht geraten,“ sprach Klemens, „ich will Deinem Rate folgen.“ Zur Stund rief er seinen beiden Söhnen und sagte zu ihnen: „Lieben Söhne, Ihr sollt meinem Rat folgen und thun, wie gehorsamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerst seinen Sohn Klaudius vor und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, höre mein Wort; geh morgen früh zu dem Wechsler, da mußt Du Gold und Münze wechseln lernen, auf daß Du ein rechter Handelsmann werdest.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater,“ sprach Klaudius, „ich will nach Eurem Willen leben; auch wäre es mir lieb, wenn Ihr mir meinen Bruder Florens mitgäbet und er würde ein Wechsler wie ich.“ — „Ach, lieber Sohn Klaudius, laß den Florens zufrieden,“ sagte der Vater; „der soll eine andere Hantierung treiben, bei welcher ihm der Mund manchmal mit guten Bissen gespeist werden wird; Du siehst ja, wie stark er ist; ich denke, er wird die gemästeten Schweine wohl auf dem Rücken tragen können.“ So stellte er den Klaudius zufrieden und rief den guten Florens auch vor sich. „Florens, mein lieber Sohn,“ sprach er zu ihm, „sei unerschrocken; Du weißest, daß ich Dir günstig bin und Dich sehr lieb habe; ich will Dich deswegen zu einem guten Handwerk thun; denn morgen, wenn Du aufgestanden bist, gebe ich Dir Geld, damit gehst Du zu einem Fleischer und giebst es ihm, daß er Dich seine Hantierung lehre. Das wird etwas für Dich sein, denn Du bist stark; ich glaube, wenn Du einen Ochsen, wie stark er auch ist, bei den Hörnern erwischen könntest, Du würdest ihn nicht gehen lassen! Auch haben wir dahinten im Stalle zwei gute, feiste Rinder, die mußt Du mit Dir in das Schlachthaus treiben, da wird Dein Lehrmeister Dir zeigen, wie Du sie schlachten sollst. Dann nimm sie auf Deinen Hals, und trage sie an den rechten Ort, wo Du sie verhauen und verkaufen mußt. Siehe zu, sei fleißig und geschickt mit der Wage und thue niemand unrecht, so wirst Du aus einem Pfennige drei machen und Geld genug bekommen.“

Als Florens die Lehren seines Vaters Klemens vernommen hatte, erklärte er, alles gerne thun zu wollen, was ihm gefällig wäre. Mit Tagesanbruch nun stand der alte Klemens auf, weckte seinen Sohn Klaudius, schickte ihn auf die Wechselbank mit großem Gut an Geld und Gold, daß er damit wechseln und gewinnen sollte. Dann weckte er auch seinen andern Sohn Florens, half ihm zwei fette Ochsen an den Hörnern zusammenbinden und schickte ihn mit denselben fort auf die Fleischerbank. Hier fand der neue Fleischerjunge einen Knecht, den er nach dem Fleischer Gumbrecht fragte. Als der Knecht den Florens mit den zwei feisten Ochsen vor sich stehen sah, so fragte er ihn: „Was ist Dein Begehren an den Meister? Ich meine, Du möchtest auch gern ein Fleischer werden?“ Florens antwortete und sprach: „Ja, warum nicht? Mein Vater ist wohl reich, so daß er mich gut versorgen wird, und ich soll immer Rinder, Schweine, Hämmel und Schafe genug zu schlachten haben.

Darum will ich das Handwerk lernen; denn mein Vater sagt mir, daß ich drei Pfennige mit einem gewinnen könne und gute Bissen essen, wie die Fleischer gewöhnlich essen, auch guten weißen und roten Wein trinken. So hat mich mein Vater unterwiesen." Als der Fleischerknecht dies hörte, schlug er ein Gelächter auf, spottete des Jünglings und sprach: „Der Teufel hat Dich hergetragen, willst Du auch ein Fleischer werden? Wahrlich, Du sollst mir die Schlachtbank nicht mehr sehen! Packe Dich hinweg in aller bösen Geister Namen; willst Du mit dem Handwerk Dein Spiel treiben? Nimm Deine Rinder mit Dir, ehe ich Dir den Kopf zerschlage!" Da gedachte Florens bei sich selbst: „Auf diese Weise komme ich nicht in das Schlachthaus; ich will gehen und meinen Vater mit mir bringen, der wird mir wohl einen Meister zu schaffen wissen." So trieb er die Rinder wieder nach seines Vaters Hause. Aber auf halbem Wege begegnete ihm eine andere Sache. Denn er sah einen Edelmann gegen sich herreiten, der auf seiner Hand einen gar schönen Sperber trug, welcher an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen hatte. Der Vogel gefiel dem Florens so überaus wohl, daß er den Edelmann anredete und fragte, ob ihm der Sperber nicht feil sei; er wolle ihm darum geben was er begehre. Der Edelmann wurde zornig auf Florens, denn er wußte nicht, ob er seiner spottete, oder was er damit meinte. Der Junge sah ihm gar nicht darnach aus, als ob er ihm den Vogel bezahlen könnte. Darum sprach er: „Ja, Du Bettlerbube, es thut mir not, ihn an Dich zu verkaufen! Führe Du Deine Rinder in die Metzig, und schinde sie, dann verkaufe das Fleisch; das wird Dir nützer sein, als Sperber kaufen!" — „Ach, mein guter Herr," erwiderte Florens, „Rinder schlachten ist nun einmal meine Hantierung nicht; damit kann ich mich nicht ernähren. Darum lasset Euch den Sperber feil sein, lieber Herr! Was er wert ist, will und kann ich Euch darum geben!" Der Edelmann sah Florens an und dachte: Laß sehen, was der Junge machen will! „Ich will Dir den Sperber zu kaufen geben," sprach er, „aber nicht anders, als um die zwei Rinder, und auch nicht so gerne, denn ich möchte ihn viel lieber selbst behalten!" Florens war in seinem Herzen sehr erfreut und dachte: „Wenn er nicht mehr als die zwei Rinder kostet, was ist das viel? Der Sperber muß mein werden!" So machten sie den Kauf und Florens nahm den Vogel; der Edelmann aber trieb die Rinder vor sich her in sein Haus, lachte bei sich selbst und sagte: „Nun ist aus dem Weidmann ein Viehtreiber geworden!" Florens hingegen trug den Sperber auf seiner Hand und sprach zu sich selbst: „Fürwahr, heute bin ich zu einer glückseligen Stunde aufgestanden, daß mir ein so trefflicher Tausch geraten ist; denn der Vogel ist doch gewiß seine hundert Mark Silber wert! Ei, wie wird mein Vater fröhlich werden, wenn er mich mit dem Vogel kommen sieht, den ich auf den Händen trage, als wenn ich ein Edelmann wäre!" Die Bürger, die den Tausch gesehen hatten, lachten und spotteten über Florens; doch dies kümmerte ihn nicht, denn der Vogel gefiel ihm, und als er in seines

Vaters Haus kam, jauchzte er vor Freuden. Klemens saß auf einer Bank vor der Thür, auf einen Stecken gestützt und dachte über das Schicksal seiner beiden Söhne nach. „Mein Sohn Florens," dachte er, „hat nun wohl die zwei Rinder geschlachtet, diesen Nachmittag wird er sie verkaufen und Geld lösen; hoffentlich schickt er sich in sein Handwerk und lernt brav." Wie er so in Gedanken sitzt, blickt er von ungefähr auf und sieht seinen Sohn Florens mit dem Vogel daher ziehen. „Was ist das für ein Vogel," rief er ihm entgegen, „wo kommt er her? Wo sind Deine zwei Rinder?" — „Mein lieber Vater," antwortete Florens, „ich habe die zwei Rinder um den Vogel gegeben; so einen schönen habt Ihr Euer Lebtage nicht gesehen! Freuet Euch, daß ich Eure Ochsen so wohl angelegt habe!" — „Wie?" sagte Klemens, „ich glaube, Du bist unsinnig." „Bei Gott," sprach Florens, „ich habe sie um den Vogel gegeben und spotte Euer gar nicht! Darum ratet mir, lieber Vater, wo soll ich den Sperber aufheben? Ich denke, in Eurer Kammer wäre er am besten versorgt; da sollte ihm kein Leid widerfahren." Als nun Klemens hörte, daß es wirklich so geschehen war, hätte er mögen von Sinnen kommen und sagte zu Florens: „Bei Gott, wenn ich meiner nicht schonte, so wollte ich Dir jetzt mit diesem Stecken hier Rippen und Kopf entzwei schlagen! Du Narr! mir einen solchen Kaufmannsschatz ins Haus zu bringen; da Du doch weißest, daß ich kein Waidmann bin!" — „Ach, lieber Vater," sagte Florens ganz betrübt, „seht Ihr denn nicht an seinen Federn, daß es ein hübscher Vogel ist? Wahrlich, Ihr habt unrecht und seid ohne Ursach zornig; gewiß, der Vogel ist großen Schatzes wert!" Klemens hätte vor Ingrimm lachen mögen, doch faßte er sich und sprach: „So geh denn hin und versorge den Vogel wohl; wenn Du seiner recht wartest, wird er Dich schnell reich machen. Iß nur nicht mehr, als er Dir einträgt, so wirst Du seinen Nutzen bald inne werden!" Dann mußte ihm Florens noch weiter berichten, wie es ihm auf der Fleischerbank ergangen sei. Als nun Klemens seine gute einfältige Erzählung hörte, konnte er ihm nicht länger zürnen. Er dachte: ich will den Burschen nicht mehr auf die Schlachtbank, sondern auf die Wechselbank schicken; dort gehen vielleicht seine Sachen besser!

Indem kam sein anderer Sohn Klaudius von dem Wechsler; er hatte sein Geschäft an diesem Tage gut gemacht, und von dem Vogel wußte er auch gar nichts. Klemens aber, als er seinen Schaden ein wenig verschmerzt hatte, sprach zu seinem Sohn Klaudius: „Sei so gut, lieber Sohn, und nimm Deinen Bruder Florens mit zum Wechsler; denn ich fürchte, auf dem Schlachthause wird er nicht gut thun!" — „Gerne," sprach Klaudius, „lieber Vater! folgt er mir, so will ich mein bestes an ihm thun!" — „Ich hoffe, er soll Dir folgen," antwortete Klemens, „er ist stark und mag Dir den Geldsack morgens und abends leicht nachtragen."

Nun hielt sich anfangs Florens auf der Wechselbank recht gut, und sein Bruder Klaudius lehrte ihn zuerst mit Zahlpfennigen rechnen und die Münze

kennen. So trieb er es einen Monat lang, und Klemens meinte, die Sache könnte gut werden. Jetzt teilten sie sich so in das Geschäft: des Morgens ging Klaudius auf die Börse, bestellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Wenn der Tag ganz heraufgekommen, so brachte Florens den Sack mit dem Gelde nach; und dieser Brauch währte einige Zeit. Nun stand es aber nicht lange an, als Florens auch einmal wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem wohl sechshundert Pfund Münze waren, daß ihm bei der Brücke ein überaus schöner Hengst begegnete, welcher aufgezäumt war und zum Verkaufe geritten werden sollte. Florens wandelte eben auf den Kaufmann zu, und trug seinen Geldsack auf dem Rücken; und da er sah, wie der Hengst so stark war und so überaus schön trabte, dachte er bei sich selbst: „Wie selig ist, wer ein solches Pferd hat und es zu brauchen versteht! Du hast Münze genug in dem Sack. Wem ist sie nütze? Mein Vater Klemens hat sie ohnedies lange genug in der Truhe liegen gehabt, und niemand ist ihrer froh geworden; ich wollte, daß mir der Kaufmann das Roß darum gäbe!“ Gedacht, gethan; er grüßte den Kaufmann und sagte: „Herr, ist Euch das Tier feil? Ich trage des Gelds genug in diesem Sacke hier; darum sagt mir mit einem Worte, wie Ihr es geben wollt!“ Der Kaufmann sprach: „Willst Du das Roß haben, so wirst Du es nicht unter dreißig Pfund Münze von mir bekommen; es ist noch jung und stark und läuft vortrefflich.“ Florens war froh, daß ihm der Mann das Pferd so wohlfeil gönne und sagte treuherzig: „Ich meine, Ihr seid nicht bei Sinnen, daß Ihr mir ein so schönes Tier um dreißig Pfund überlassen wollt; ich gebe Euch vierzig drum; ich will nicht, daß Ihr Verlust an mir haben sollt!“ — „Großen Dank, Junker,“ sagte der Kaufmann und mußte heimlich lachen. Florens that seinen Sack auf, der Kaufmann zählte die Münze heraus, dann gab er dem Jüngling das Pferd mit dem Zügel in die Hand, segnete ihn und kehrte sich seiner Wohnung zu. Florens eilte mit dem Roß nach Hause, er fürchtete immer, der Kaufmann möchte ihm nacheilen, und das Pferd zurückfordern, weil er es so guten Kaufs gegeben. So ritt er denn geraden Wegs nach St. Germain.

Klemens saß über Tisch mit seiner Hausfrau, die in allen Dingen gerecht und fromm war und den Florens so lieb hatte wie ihren eigenen Sohn Klaudius. Auch war sie von allen Nachbarn als klug und vorsichtig wohl gelitten. Nun kam Florens vor das Haus gesprengt. Klemens hörte ihn reiten, rief ihn und sprach verwundert: „Ei, Sohn, wer hat Dir das große Roß gegeben?“ — „Vater,“ antwortete er, „das Roß hab ich gekauft; ich habe vierzig Pfund von dem Gelde drum gegeben, das ich auf die Wechselbank tragen sollte; ich hoffe, ich habe recht damit gethan und das Geld sei wohl angelegt; besehet es nur; es hat gute Augen und kann recht laufen; es wäre um hundert Pfund Münze nicht zu teuer!“ Als Klemens das hörte, sank er vor Zorn vom Tisch zurück und verwünschte sich, daß er den bösen Buben, der ihn noch an den Bettelstab bringen werde, mit sich übers Meer

genommen. Dann erhub er sich vom Tische, nahm den Florens mit beiden Händen beim Haar, warf ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen. Ja, er hätte ihn tot geschlagen, wenn nicht seine gute Hausfrau die Streiche unterlaufen und so dringend gebeten hätte, daß er ihr den Sohn ließ. Dann machte sie dem Vater sanfte Vorwürfe und sprach: „Euer Sohn hat doch noch nichts gethan, das nicht adelig wäre; wer weiß," setzte sie leise hinzu, „von welcher Geburt er ist." Da reuete es den Vater, ihn so hart geschlagen zu haben. Florens aber sprach: „Lieber Vater, ich bin Euer Kind; darum schlaget mich, so oft Ihr wollt, aber besehet mir nur den Hengst; ist es nicht ein starkes Pferd? Ich hoffe, er soll mir noch gute Dienste thun!"

Da Klemens sah, daß sein Pflegesohn von dem Pferde zu reden nicht aufhören wollte, dachte er an die Rede seiner Hausfrau, verschmerzte den Verlust und hieß Florens an den Tisch sitzen und essen; indem kommt sein Bruder Klaudius, der den ganzen Morgen auf der Börse das Geld erwartet hatte, und wie er den Bruder tafeln sieht, wird er zornig und spricht zu seinem Vater: „Wie möget Ihr doch solches thun und mich so lange auf der Wechselbank sitzen lassen? Wie kommt es, daß Ihr mir das Geld nicht schicket, und bei dem Burschen da sitzet, der Euch mit den zwei feisten Rindern so großen Schaden gethan hat?" Wie er nun auch das Pferd in dem Hofe stehen sah, da fragte er verdrießlich: „Wo kommt denn das grausame Tier her?" Der Vater erzählte ihm die ganze Geschichte mit Seufzen und fügte hinzu: „Ich will nichts von dem Roß, will auch sein nicht warten, und sollte es Hungers sterben!" „Es geschieht Euch recht," sprach der Sohn Klaudius, „er wird Euch gar verderben; es wäre besser, wenn er gar nicht geboren wäre! Ich will sein Pferd auch nicht warten; wenn es seinen Kopf aufhebt, meine ich, es wollte mich fressen!" — „Thut, was ihr wollt," sagte Florens, „ich will schon für das Tier sorgen!" Damit nahm er das Roß am Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Hafer genug und machte ihm eine gute Streu. Am andern Morgen frühe eilte er in den Stall, sattelte und zäumte sein Pferd, sah es mit Freuden an und dachte: es ist doch viel mehr wert, als es kostet! Dann sprang er drauf und gab ihm die Sporen, daß es einen Sprung nach dem andern machte und seine ganze Stärke zeigte. Das Reiten stand Florens so wohl und adelig, daß, wer ihn sah, ihn darum lobte. Als das Pferd müde war, ritt er es wieder nach Hause, ließ es sich allgemach erkühlen und an Hafer, Heu und Stroh keinen Mangel leiden. Dabei sah er es immer an und dachte in seinem Herzen: „Könnte mir nicht vielleicht das Roß einmal zu statten kommen? denn ich habe große Lust, Waffen zu tragen. Da würde mir ein Reitpferd nicht übel anstehen." Und nun wollen wir den Florens mit seinem Rosse eine Weile ruhen lassen.

Zu der Zeit, als König Dagobert in Frankreich wohl und löblich regierte, waren die Heiden noch nicht lang aus dem Lande abgezogen, das sie eine Weile inne gehabt und im Krieg wieder verloren hatten. Die Stadt Paris lag an vielen Stellen öde; aber jetzt fing das Volk an sich wieder zu vermehren, und die Hauptstadt des Landes wurde unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, dazu sicher und fest gebaut, und wo zuvor ein wüster Platz gewesen, da ließ der König das herrliche Münster zu St. Denys bauen, nicht weit von Paris.

Nun entspann sich wieder ein Krieg zwischen dem König von Frankreich und den Ungläubigen, welche gewohnt waren, sich noch als Herren dieses Landes zu betrachten. Die Obersten der Heiden und der Türken saßen mit einander zu Rat und beklagten sich bei dem Sultan von Babylonien über die französische Nation, daß sie sich nämlich zu Paris unterstünden einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomeds, wie sie denn überhaupt meineidiger Weise vom heidnischen Glauben abgefallen seien. Als der Sultan diese Rede vernahm, sprach er zu ihnen: „Wohlan, meine lieben Herren, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerstören, seinen König aber an den Galgen hängen und verbrennen lassen!“ Auf diese Zusage ließ er in alle heidnischen Königreiche eine Aufforderung ergehen: sie sollten ihm zu Hilfe kommen und mit ihm Frankreich verderben. Da kamen zusammen die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht; dann der König der Riesen mit dreißigtausend Mann; dann der König aus Äthiopien, aus Merach und Ägypten. Diese miteinander brachten an zwanzig tausend Mann; da war kein Heide oder Türke, der nicht gerne vor dem Sultan erschienen wäre. So kam auch der Admiral oder Emir aus Persien, des Sultans Bruder, und brachte einen großen Haufen mit sich, so daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß beisammen waren. Diesen allen zog der Sultan entgegen, empfing einen um den andern aufs freundlichste und hieß sie willkommen.

Der Riesenkönig, welcher der mächtigste unter ihnen war, begehrte darauf mit dem Sultan zu reden, und als es ihm gestattet war, da sprach er: „Herr und König von Babylon, unser Begehren ist, daß Ihr Euer Vorhaben so schnell als möglich ausführet. Lasset Schiffe und Galeeren wohl beschlagen, daß man alles Volk darein setze und nach Venedig schicke. Denn beim Gott Mahomeds und meiner Treue, komme ich glücklich übers Meer und finde den König Dagobert, so will ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen und mich nicht eher schlafen legen, bis ich mit meinem Heerhaufen in die Stadt Paris eingezogen bin, daselbst Haus und Hof gehalten und das ganze Frankreich bezwungen habe. Und dann soll Euch das Land geschenkt sein, König von Babylon!“ Dies zu hören war dem Sultan sehr tröstlich, und er dankte dem Riesenkönige wegen seines hohen Anerbietens. Jetzt hatte er keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüstet und mit Erz beschlagen waren, zweitausend

an der Zahl. Dann besetzte er sein Land mit Wachen, und bereitete sich zur Abfahrt.

Der Sultan hatte von seinen vielen Weibern dreißig starke Söhne und einige Töchter. Unter den letztern befand sich eine schöne Jungfrau, die ihm vor den andern Kindern lieb war, denn sie war so schön, daß man meinte, in der ganzen Heidenschaft wäre kein schöneres Mädchen geboren. Ihr Leib war zierlich und edel gestaltet, ihr Mündlein rot wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch, ihr Angesicht prangte wie eine Rose; ihre Augen waren durchsichtig und klar wie Falkenaugen: ja es war nichts an ihrem ganzen Leibe vergessen, und wäre sie wohl der schönen Helena aus Griechenland zu vergleichen gewesen. Ihr Haar, dessen Farbe dem gelben Dukatengolde glich, wußte sie gar zierlich aufzubinden. Köstlicher Schmuck glänzte ihr von Haupt und Hals, und ihre Gebärden waren überaus holdselig. Diese Tochter trat vor ihren Vater, den König von Babylonien, und bat ihn freundlich, sie mit über das Meer fahren zu lassen, denn sie hatte ein großes Verlangen, Frankreich zu sehen. Auch sprach sie: „Da Ihr willens seid, mich zu vermählen, so kann ich nun sehen, welcher König streitbar ist; denn fürwahr, dem, der am ritterlichsten ficht, dem will ich meine Liebe und Gunst zuwenden und ihn zur Ehe nehmen. Dann rächet den Schaden, den Euch Frankreich angethan hat, als Ihr aus dem Lande vertrieben worden seid, und wenn es Euch gefällig ist, so schenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja bei Mahomed, das sollst Du haben,“ sprach der Sultan, und darauf gingen die Fürsten und Herren alle zu Schiff. Der Sultan mit den dreißig gekrönten Fürsten nahm seinen Sitz auf keiner gewöhnlichen Galeere, sondern er bestieg mit ihnen und seiner Tochter einen herrlichen Dreimaster, auf welchem vier Adler aus klarem, lautrem arabischen Golde ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf diesem Schiffe saß der König von Babylon und seine Tochter ihm zur Seite. Der Wind wehte günstig, die Segel waren seiner voll, unablässig arbeiteten die Ruderer, und in wenigen Tagen gingen sie bei Venedig vor Anker. Auch hatten die Türken den Plan des ganzen Krieges zum voraus entworfen. Dem zu folge schlugen sie ihr Lager in Venedig auf und verwüsteten einen ganzen Monat das Land mit Sengen und Brennen. Sie jagten durch die Stadt und ihre Dörfer wie Drachen, schonten nicht Weib und Kind, nicht alt und jung, und auf ihrem ganzen Wege ließen sie an Häusern und Kirchen keinen Stein auf dem andern stehen.

Die Fürsten und Herren der Christenheit, so viel ihrer in der Umgegend hausten, kamen in große Not und begaben sich alle in den Schirm des Königes von Frankreich. Durch diese Flucht erfuhr der König Dagobert zu allererst von dem Einfalle der Heiden, denn sie trafen ihn gerade über dem Bau des schönen Münsters zu St. Denys. Da sprachen die Fürsten zu ihm: „Seid von uns gewarnt, Herr König, versehet Euch wohl mit Kriegsvorräten, denn der heidnischen und türkischen Hunde sind sehr viele. Wenn Eure Wacht nicht

gut bestellt ist, so sind wir alle verraten und verloren!" Und nun erzählten sie ihm von all den Streitkräften, die gegen Frankreich aufgeboten worden. Der König Dagobert war darauf nicht vorbereitet. Er wandte sich aber mit Zuversicht an seinen Schutzpatron und sprach: „Heiliger Dionys! beschirme Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden überhand nehmen, so wird Dein Münster nimmermehr ausgebaut; die Ungläubigen werden es zerstören, oder nach ihrem Belieben einen heidnischen Tempel daraus machen. Darum, heiliger Dionys! beschirme Deine Stadt Paris!" Darauf fertigte er Boten ab an die Heere der Christenheit, und vor allem an den Kaiser Oktavianus zu Rom, die überbrachten an alle Fürsten die Bitte, mit ihrer Heeresmacht zu kommen, damit ihm und ihnen geholfen werde. Von allen diesen erhielt er gute Botschaft, und während er sich selbst rüstete, trafen seine Bundesgenossen schon allmählich ein. Der König von Schottland kam über Meer her und brachte vierzehntausend Mann; der König aus Irland brachte fünfzehntausend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England kam mit einer Macht, die nicht zu beschreiben ist. Der König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen und dankte ihnen aufs freundlichste für ihre Hilfe.

Jeder König lagerte sich vor einem andern Thor, und da die Heiden schon herangekommen waren und nicht ferne von der Stadt ihr Lager hatten, so fiel, noch ehe der König seine Erlaubnis dazu erteilt hatte, hier und dort ein Scharmützel vor. Und einer sprach zu dem andern: „Wollte Gott, der König Dagobert gestattete es uns, so wollten wir bald unsern Mut an den Türkenhunden kühlen!"

Endlich kam auch der mächtige Kaiser Oktavianus mit seinen Römern auf einem andern Wege gar stark herangezogen, bis an die Stadt Paris. Aber beinahe kam er zu spät, denn der Sultan war schon zu weit ins Land herein gekommen. Jedoch den Heiden erschien er immer noch frühe genug. Der Kaiser hatte seine Gemahlin und seine Kinder noch nicht vergessen, und so oft er an sie dachte, konnte er sich des Weinens nicht enthalten. Dieses seines Leides sich zu entschlagen, war er nach der Stadt Paris aufgebrochen. Da er aber sah, daß alle Fürsten und Heere ihr Lager außerhalb der Stadt aufgeschlagen hatten, und vor den Thoren selbst kein Platz mehr war, so lagerte er sich mit den Seinigen in der Vorstadt St. Germain. Als nun der König von Frankreich vernommen, daß Kaiser Oktavianus wohlgerüstet mit dreizehntausend Mann herangekommen und mit seinem Volke vor St. Germain sein Lager genommen hatte, so ritt er zu ihm mit großer Pracht in sein Zelt und bat ihn freundlich, bei ihm selbst in seinem Palaste Herberge zu machen. Der Kaiser bedankte sich aufs höflichste und erklärte, die erste Nacht mit seinem Volk hier bleiben zu wollen. „Doch eines muß ich Euch fragen, Herr König," sprach er, „wes ist denn das schöne und große Haus, das da vor uns stehet? die Mauern sind hoch und stark; der, der es gebaut, hat sichs keine Arbeit kosten lassen, sondern viel Fleiß und Kunst angewendet. Ohne

Zweifel ist auch der Hausherr, der darin wohnt, sehr angesehen!" — „Nein, das ist er wahrlich nicht," sprach der König, „es ist einer meiner Bürger, Klemens mit Namen; aber er ist verständig und durch seine Klugheit, durch viel Sorgen und Mühen ist er endlich zu solcher Wohlhabenheit gediehen! Auch ist er vor Jahren über Meer gekommen, da hat er ein fremdes Kind mit sich gebracht, so schön und adelig, als man in Paris kaum eines sehen kann!"

Als der Kaiser Oktavianus dieses hörte, da entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, und er konnte sich des Weinens kaum enthalten. König Dagobert, der seine Bekümmernis merkte, fragte ihn freundlich, was sein Anliegen wäre. Da hielt sich Kaiser Oktavianus nicht länger zurück, sondern erzählte Stück für Stück, wie es ihm mit Frau und Kindern ergangen. Der König Dagobert schüttelte sein Haupt und strafte den Kaiser mit weisen Worten, daß er so rasch verfahren sei und sich nicht besser nach der Sache erkundigt hätte. Auch verschwieg er nicht den Verdacht, den er hege; daß nämlich die Mutter des Kaisers die Urheberin alles dieses Übels sei. „Wenn jedoch Eure Frau und Kinder noch leben," fügte er hinzu, „so getröstet Euch Gottes, der stark und mächtig genug ist, sie zu beschirmen, und Eure Unlust wohl noch in Freude zu kehren vermag!" Damit beurlaubte sich der König Dagobert von dem Kaiser und ritt nach seiner Stadt Paris zurück. Der Kaiser Oktavianus aber blieb mit großem Kummer in St. Germain.

Inzwischen verstärkten sich die Türken und Heiden, und verderbten während ihres Durchmarsches das ganze Land. Vor der großen Heerschar her zog ein verlorner Haufe von zehntausend Mann, die gar kein Erbarmen mit den Christen hatten, sondern Mann und Weib, auch die unschuldigen Kinder zu Tode schlugen. So erhub sich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und endlich kam diese Vorschar in den ersten Tagen des Aprilmonats vor den Mauern von Paris an und schlug davor ihr Lager auf. Bald nach ihnen kam der Sultan von Babylon, mit lauter Gold bekleidet. Vorn an der Brust seines Pferdes hing ein güldenes Kleinod, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Sein Bart war so lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte, dazu weiß wie Schnee. Sein Haupt saß mächtig hoch und war mit goldenen Knöpfen geziert; er hatte große Augen und war von stattlichem Wuchse, so daß man nicht leicht seinesgleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn aus lautrem Gold geschmiedet. Neben dem Sultan ritt Marcebylla, seine Tochter, aufs köstlichste gekleidet und mit Kleinodien geschmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldene Sonne mit einem Rubin, einem Smaragd, einem Diamant und vielen Perlen des Morgenlands schön verziert. Vor und nach ihr ritten Jungfrauen, Königs- und Herrntöchter, dreihundert an der Zahl, die wären manches guten Gesellen Freude gewesen. Auch den Gott Mahomeds ließ der Sultan auf einem vergoldeten Wagen führen, und täglich betete er ihn auf den Knieen an. So

ritt er Tag und Nacht mit seiner Ritterschaft, daß er den König von Frankreich um so eher grüßen möchte.

Auf diese Weise kam er endlich vor Paris und ließ sein Zelt so köstlich aufschlagen, daß es höher zu achten war, als manches Fürstentum. In demselben übernachtete er mit seiner vornehmsten Ritterschaft; doch stellte er sorgfältig Wachen aus und schickte Kundschafter ab, das französische Heerlager zu besehen. Diese kamen zurück und berichteten dem Sultan, wie sie die Franzosen alle in guter Ordnung gefunden, die Thore und Mauern wohl besetzt, der Christen Kriegsheer so groß, daß es ihnen unmöglich gewesen, die Menge zu erkunden. Diese Kundschaft brachten sie dem Sultan in Gegenwart des Riesenkönigs, der sehr zornig ward und zu dem Sultan sprach: „Ich will keine Ruhe haben, bis die Stadt mit samt dem Land zerstört ist, daß kein Stein auf dem anderen bleibt!“ Aber viele Türken, welche die Botschaft auch vernommen hatten, entsetzten sich vor den Christen und dachten heimlich bei sich, wenn sie nur zu Hause geblieben wären. Als die Boten abgehört waren, kam die Jungfrau Marcebylla vor ihren Vater und bat ihn mit holdseligen Worten, daß er ihr vergönnen wolle, vor die Stadt Paris zu reiten, weil sie große Lust hätte, dieselbe von nahem zu sehen. Dies gestattete auch ihr Vater, doch befahl er sie in den Schutz des Riesenkönigs, was diesem keine kleine Freude machte; denn er fand dadurch Gelegenheit, sich bei dem Sultan in Gunst zu setzen, und überdies war er der Jungfrau von Herzen hold.

Die Franzosen und ihre Verbündeten ihrerseits, als sie die Ungläubigen so nahe an die Stadt Paris gerückt sahen, schwuren zusammen, sich sobald als möglich zu schlagen. „Ich will den ersten Angriff thun,“ sprach der König von Spanien. — „Ich will,“ sprach er Kaiser Oktavianus, „Mann für Mann gegen den Sultan kämpfen.“ — Die Könige aus Schottland und England sprachen: „Desgleichen wollen auch wir thun!“ Und so wappneten und rüsteten sie sich ein jeglicher zur Schlachtordnung.

Als sich Dagobert mit den Königen und allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereitete, kam ein ungestalter Bote mit einem großen Höcker auf dem Rücken; seine Augen standen handbreit von einander, er hatte krumme Schenkel, eine breitgedrückte Nase, einen dicken Kopf; kurz, er war sehr häßlich anzusehen. In seiner Hand trug er anstatt der Peitsche ein Seil mit scharfen Knöpfen, damit schlug er seinem Pferde zwischen die Rippen. Als diesen einige Franzosen gewahr wurden, machten sie sich in seine Nähe, denn sie meinten, es wäre ein Meerwunder. Dieser ungestalte Bote ritt durch die französischen Heerhaufen und rief mit heller Stimme: „Wo ist Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botschaft von meiner gnädigen Frau, der Tochter des Königs von

Babylon, und habe mit ihm zu reden." Als die Franzosen dies hörten, verwunderten sich alle über den haarigen, häßlichen Kerl, der zum Boten gewählt worden; doch führten sie ihn vor den König, zu hören, was sein Anbringen wäre. Wie nun der mißgestalte Mann vor den König kam, kniete er nieder und sprach mit heller Stimme zum König und allen anwesenden Herren: „Merket auf, Herr König in Frankreich! meine gnädigste Herrin Marcebylla, Prinzessin von Babylon, entbeut Euch, daß sie gekommen sei, Euch und die Eurigen zu verderben. Zu dem Ende hat sie das Land zum größten Teile verwüstet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris auf dem Montmartre aufgeschlagen. Deswegen läßt sie Euch fragen, ob Ihr Euch getrauet, die Stadt Paris zu beschützen, oder ob Ihr nicht vorzieht, Euch gutwillig zu ergeben. Weiter entbeut sie, daß morgen zur rechten Tageszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erscheinen wird in Panzer und mit Schild und Speer, wie es einem Streiter gebührt, und mit dem mannlichsten Ritter, den Ihr unter den Eurigen finden möget, zu fechten bereit ist. Findet Ihr unter Eurer Ritterschaft keinen, so wird der Kämpfer meiner gnädigen Frau doch nicht ungestritten von Paris abziehen. Vielmehr wird von ihm morgenden Tages die Stadt Paris bestürmt werden. Darum, Herr König, bedenket Euch kurz, was zu thun ist." Der König erwiderte: „Lieber Freund, hat Deiner Gebieterin Liebhaber Lust zu streiten, so soll ihm dieses gewährt sein, und er mag sich zur rechten Stunde auf dem Kampfplatze einfinden." Da sagte der Bote dem König großen Dank. „Aber wahrlich," fügte er hinzu, „es wird Euch gereuen, denn ehe ein Monat vergeht, trägt meiner Herrin Liebster Eure königliche Krone auf dem Haupt, und Euer Volk hat er getilgt und ausgerottet." Mit diesen Worten schied er von dem Könige, ritt aufs schnellste zurück zu des Königs von Babylonien Tochter und meldete ihr den günstigen Erfolg seiner Botschaft. Der Riesenkönig, als er dieses hörte, wurde halb unsinnig vor Freuden. Er verhieß der Jungfrau, daß er am andern Morgen sicher vor der Stadt Paris erscheinen und allen Franzosen Fehde verkünden wolle. Ja, alle, die er in seine Gewalt bekäme, die wolle er mit seinen Händen in Stücke reißen. Dies gefiel der Jungfrau wohl, und sie bedankte sich für seinen guten Willen.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete sich der Riesenkönig vom Kopf bis zu den Füßen; er begehrte jedoch weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarte, sondern einzig und allein sein Heidenschwert. Ebenso wollte er auch auf kein Roß sitzen, sondern frei und ledig zu Fuße gehen, denn er war bei zwölf Fuß lang. Als er nun gerüstet und angethan war, begab er sich zu der Jungfrau, beurlaubte sich von ihr und schlug den geraden Weg nach Paris ein. Wie er vor die Stadt gekommen war, zog er sein Schwert aus und schrie mit lauter Stimme: „Ich streite, ich streite für meine Herzallerliebste. Wer da Lust hat, komme, so will ich sein nicht fehlen!" Die Einwohner der Stadt Paris hatten dieses Geschrei gehört, liefen eilig auf ihre

Mauern, und als sie den entsetzlichen Riesenkönig sahen, erschraken sie vor ihm über die Maßen, so daß sich keiner vor die Mauern hinauswagte. Auch König Dagobert empfand keine sonderliche Freude, als ihm der Riesenkönig gezeigt ward. „Heiliger Dionysius,“ rief er, „beschirme Dein Münster und bitte Gott für uns, daß wir nicht von den Widerspenstigen vertrieben werden!“ Aber kein Fürst noch Herr wollte es wagen, mit dem Riesen zu streiten, bis sich endlich ein junger, edler Ritter aus Frankreich fand, der sprach: „Wahrhaftig, wir sind nicht eines faulen Apfels wert, wenn keiner unter uns ist, der das Herz hätte, diesen Feind zu bestehen! Darum bringet mir meinen Harnisch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, vor allem aber mein Pferd und mein Schwert; denn ich habe große Lust, mit diesem Riesen zu streiten!“ So wurde der Ritter in Eile gewaffnet. Er hatte ein gutes Roß, auf das er sich verlassen konnte; dieses bestieg er, nahm den Speer in seine Hand, und nachdem er, sich versuchend, eine gute Weile die Gasse gerüstet auf und ab geritten, nahm er Urlaub von dem Könige, der eine große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor öffnete sich ihm.

Als der junge Ritter im freien Felde war, ritt er auf dem nächsten Wege nach dem Riesen zu. Die Franzosen aber lagen auf den Mauerzinnen, zu sehen, wie er sich helfen würde. Beim Anblick des christlichen Ritters wurde der Riese zornig; er achtete es für einen Spott, mit einem so kleinen Männlein zu streiten. Der Ritter aber rannte mutig auf den Riesen los, so daß ihm sein Panzer durchstochen ward, doch drang der Speer nicht in den Leib und der Riese stand unerschütterlich wie ein Turm. Dabei war er nicht säumig, sondern lauerte auf seinen Vorteil, und eh sichs der Ritter versah, geriet dem Riesen ein Griff, daß er seinen Feind erwischte, aus dem Sattel hob und, ihn wie eine Feder auf seine Achsel nehmend, mit ins Lager trug. Der Ritter saß auf der Schulter des Riesen und rief Gott und alle Heiligen zu Hilfe, denn ihm wars, als wär es der lebendige Teufel und wollte er ihn geradezu in die Hölle tragen. Der Riese eilte zu seiner Jungfrau, und nach gar freundlichem Gruß und Gegengruß setzte er seinen Gefangenen auf die Erde und schenkte ihn seiner Geliebten. Der junge Ritter aber meinte nichts anders, als daß er auf der Stelle sterben müßte. Aber die Königstochter erbarmte sich seiner, denn sie war den Christen im Herzen nicht feind. Doch wollte sie wissen, wie es gekommen, daß gerade dieser kleine Ritter ausgezogen, mit dem Riesenkönige zu kämpfen, und drang mit strengen Worten in ihn, die Wahrheit zu gestehen. Den Ritter kam aufs neue Furcht an, er erzählte alles, wie es ergangen war, und kniete dann in seinem Panzer vor der Prinzessin nieder. Diese wunderte sich über seine Kühnheit, hieß ihn den Panzer ablegen und sich gütlich thun. Der Ritter meinte, jetzt gehe es ihm an den Hals; aber es ward ein gutes Mahl aufgetragen, und seinen ritter-

lichen Mut zu ehren, hieß die Fürstin ihn zu Tische sitzen und fröhlich sein. Nun sah er wohl, daß ihm sein Leben geschenkt war, und dankte der Jungfrau mit weinenden Augen. Das Nachtmahl wurde prächtig gefeiert mit großer Freude und Frohlocken, des Sieges halber, den der Riesenkönig im Felde erhalten hatte.

Am andern Morgen begrüßte die Jungfrau ihren Buhlen, und der Riesenkönig bat sie mit sanften Worten um einen Kuß. Aber die Königstochter wehrte ihm und sagte: „Ja, wenn Ihr mir den König von Frankreich bringet, wie Ihr mir diesen Ritter gebracht habt, dann will ich Euch einen freundlichen Kuß geben.“ Darüber ward der Riese hoch erfreut, neigte sich tief vor seiner Geliebten und waffnete sich abermals zum Streite. Bald darauf hörte man ihn hart am Thore von Paris mit lauter Stimme gräßlich schreien: „Hier steh ich alle Stund zum Streite bereit, von meiner Geliebten Marcebylla gesandt! O König Dagobert, Dir soll es übel ergehen, wenn Du die Stadt Paris nicht übergeben willst. Denn Du wirst keinen Ritter mehr finden, der mit mir streiten mag!“ Und wirklich waren alle Fürsten und Herren erschrocken, und keiner von ihnen empfand eine Lust, mit dem Riesen zu kämpfen. Der fromme König Dagobert schaute um sich und sprach: „Wohl denn, wappnet mich behende, denn ich selbst will Leib und Leben gegen diesen Teufelsriesen wagen und ihn mit Gottes Hilfe umbringen, wo nicht, so mag er mich tot schlagen! Heiliger Dionys, Du wirst nicht dulden, daß ich Dein Münster unausgebaut lasse, komme Du mir zu Hilfe!“

Als dies Oktavianus, der römische Kaiser, hörte, sprach er zu Dagobert: „Das wolle Gott nicht, mein Herr Bruder, daß Ihr selbst mit dem Riesen streitet, vielmehr lasset mich hingehen und den Kampf wagen!“ Aber der König von Frankreich wollte es nicht gestatten, und so stritten sie mit einander um die Ehre des Kampfes.

Während nun die Fürsten und die Herren so mit einander sprachen, spazierte der Bürger Klemens durch die Straßen von Paris, und sein Sohn Florens trat ihm an Dieners statt nach. Wie sie nun sahen, daß die Herren auf dem Balkon des Schlosses so traurig bei einander standen, fragte Florens seinen Vater nach der Ursache. „Ach lieber Sohn,“ sagte Klemens, „Du weißest ja, daß die Ungläubigen vor Paris sind. Nun ist da ein mächtiger Riesenkönig, ein Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, an den will sich kein Herr, kein Ritter oder Knecht wagen; denn er hat ganz plötzlich einen jungen mannlichen Ritter überwunden. Darum sind die Fürsten so erschrocken; denn wäre der Riese besiegt, so würden die übrigen Heiden bald aus dem Lande geschlagen sein.“ „Wie?“ sprach Florens, „hat der Riese den Ritter denn gefressen?“ „O, nein,“ erwiderte Klemens, „er hob ihn mit samt

seinem Panzer auf die Achsel und trug ihn in das Zelt der Jungfrau.“ — „O, wenn mir solches widerführe,“ rief Florens, „ich wollte unerschrocken sein! Mit Jungfrauen ist gut handeln!“ — „Lieber Sohn,“ erwiderte ihm Klemens, „Du bist wohl ein frischer Junge; aber bedenke, wie groß und stark der Riese ist; es ist kein Wunder, wenn sich die Fürsten bekümmern!“

Da fing Florens an, seinen Vater inständig zu bitten, daß er ihn mit dem Riesen streiten und seine Stärke versuchen lasse. „Ich habe ja,“ sprach er, „ohnedies ein Pferd, das mich teuer genug zu stehen kommt!“ Als Klemens lange vergebens seinen Sohn abgemahnt und dieser endlich gedroht hatte, so wie er da stünde, ohne alle Waffen zu dem Riesen zu gehen, so wurde der Vater zornig und sprach: „So fahre hin und lebe nach Deinem Willen! Wolltest Du aber meinem Rate folgen, so bliebest Du daheim und ließest den Riesen zufrieden. Ich habe auch keinen doppelten Harnisch für Dich, mein Krebs ist nichts mehr nütze, sondern rostig, die Armschienen sind ganz schmutzig; seit dreißig Jahren hab ich kein Stück mehr von allem am Leibe gehabt; auch mein Spieß ist ganz krumm und schwarz vom Rauche. Du weißest ja, ich bin lieber hinter dem Ofen gesessen, als zu Felde gezogen. Harnisch tragen bringt selten Nutzen, wohl aber viel Schläge auf den Rücken!“ — „Vater,“ sagte Florens, „das schadet all nichts, gebt mir nur die Stücke, von denen Ihr gesprochen; so rostig sie sind, so will ich doch Ehre damit einlegen. Ja, ich möchte sie nicht mit andern vertauschen, die noch so schön glänzen!“ — „Nun, so will ich Dir meine rostige Rüstung holen,“ sprach Klemens verdrießlich, „weiß ich doch wohl, daß Du damit wirst ausgelacht werden. Aber sei dem Allmächtigen befohlen, der wolle Deine Seele bewahren!“ Jetzt war Florens vergnügt, und bald hatte er sich mit dem rostigen Harnisch gewaffnet. Sein Vater Klemens setzte ihm den alten Helm auf, der inwendig voll Spinnweben und von außen ganz schwarz war; Mäuse und Ratten hatten lange darin genistet; dann gab er ihm sein Schwert, das wohl dreißig Jahre nicht aus der Scheide gekommen war und vor lauter Rost sich nicht ausziehen lassen wollte. Klemens nahm es beim Kreuz, der andere Sohn Klaudius bei der Scheide; sie zogen so hart, daß beide rückwärts fielen, Klemens mit dem Schwert in der Hand, Klaudius mit der Scheide. Da hätten beide lieber geweint als gelacht. Doch gefiel es dem Florens, und er sagte scherzend zu seinem Vater Klemens: „Fürwahr, Vater, Ihr müßt schon lang keinen Zück-Frevel mehr gezahlt haben, das sieht man Eurem Schwerte wohl an!“ Klemens erwiderte: „Weißt Du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne Scheide um, dann brauchst Du beim Ausziehen nicht mehr auf den Rücken zu fallen!“ So scherzten sie mit einander. Endlich brachte ihm Klemens auch das Roß, das er mit des Vaters Münze und Schätzen erworben hatte; es war stattlich anzuschauen und nach französischer Sitte wohl aufgezäumt, der Sattel hübsch durchbrochen, der Zaum an drei oder vier *Orten mit Nesteln* wohl geziert. Das gefiel Florens gar wohl; er schwang

sich hinauf und rief: „Wo ist der Riesenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer!“ Der Vater reichte ihm auch den; der sah aber gar dürr aus, denn er hatte lang als Hühnerstange gedient.

„Nun fahr hin, lieber Sohn,“ sprach Klemens, „Gott wolle Dir Gnade verleihen, daß Du an diesem Tage Ehre einlegest. Ich will dir das Geleite geben bis zur Pforte der Stadt und auf der Zinne acht haben, wie es Dir geht. Je größere Streiche Du dem Riesen versetzest, je lieber wirst du mir sein!“ — „Vater,“ sagte Florens, „vermag ichs, so will ich Euern Willen thun. Ja, ich hoffe dem König Dagobert noch am heutigen Tage das Haupt des Riesen in die Hände zu liefern!“ Mit diesen Worten nahm Florens Urlaub von seiner Pflegemutter, die sehr um ihn weinte, und von seinem Bruder Klaudius. Er ritt in seiner rostigen Rüstung durch die Gassen von Paris, von Klemens begleitet, von allen andern Bürgern aber verspottet. „Sehet doch,“ sprach einer, „was da für ein glänzender, wohlaufgeputzter Ritter kommt!“ Ein anderer sprach: „Laßt ihn nur reiten, der wird uns großen Nutzen schaffen. Wenn den die Heiden erblicken, werden sie an ihm so erschrecken, daß alle die Flucht ergreifen!“ — „Gewiß, der will mit dem Riesen streiten,“ sagte der dritte, „und will des Königs von Babylon Tochter freien!“ Auch unter den Fürsten und Herren wurde er so zum Gespötte. Er that aber, als ob er es nicht hörte, und ritt so fort bis ans Thor.

Zur selben Stunde erschien auch der Riesenkönig vor den Thoren und hub abermal zu schreien an: „Ihr Pariser, Ihr Bastarde, wollet Ihr nicht das Thor aufthun? Es wird Euch übel gehen, Ihr müßt alle von meinen Händen sterben, dawider vermag Euer Gott nichts. Euren König Dagobert hänge ich an den Galgen; was nicht umkommt, soll schmählich aus Stadt und Land verjagt werden und nimmermehr zurückkommen.“ Die Wächter auf den Mauern hörten das Geschrei, und als es den Fürsten und Herren angezeigt wurde, erschraken sie nicht wenig. Florens aber, als er den Riesen so schreien hörte, hatte keine Ruhe mehr. Man mußte ihm das Thor aufthun und ihn hinaus lassen. Da lief in Paris alles auf die Mauern, denn jetzt merkten sie, daß der rostige Ritter mit dem Riesen streiten wolle. Der gute alte Klemens, um besser zusehen zu können, saß rittlings auf der Mauerzinne und rief seinem Sohne den Segen hinab. Indem sprengte Florens auf den Riesen zu. Als dieser ihn kommen sah, rief er ihm entgegen: „Wahrlich, Du glänzender Ritter, Du magst dem wohl billig Dank sagen, der Dich gewappnet hat. Beim Gott Mahomeds, Dein Harnisch und Deine Rüstung sind gar zu lustig; ich meine, Du hast ihn in einer Pfütze aufbewahrt. Was ist Dein Begehr? Warum bist Du hier? Du wirst doch nicht gar mit mir streiten wollen? Kehr um und sage Deinem König Dagobert, er soll selber kommen, mit mir zu kämpfen. Mit einem so rostigen Ritter zu fechten, wäre mir Schande!“ Bei diesen schimpflichen Worten zitterte Florens vor Zorn und sprach zum Riesen: „Ich merke wohl, daß Du mein spottest, aber ich

will Dich bald besser reden lehren! Denn mit Deinem Haupte will ich meinen gnädigen König Dagobert begaben. Ein anderes Geschenk verlange ich nicht von Dir!"

Mit diesen Worten rannte Florens gegen den Riesen und sprach ein leises Gebet. Da stand ihm Gott in seinem ersten Ritte bei, also daß er den Riesen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihm den Rücken so durchstochen, daß der Spieß ein Klafter lang herausragte. Das Blut floß auf die Erde, wie das Wasser aus einem Röhrbrunnen; der Riese war mit seinem eigenen Blute besudelt bis an die Fersen. Als der alte Klemens auf der Mauer jenen Stoß sah, dankte er Gott mit großen Freuden und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, in der ich Dich übers Meer getragen habe!" Der Riesenkönig war durch den Stoß schwer erzürnt, und holte, auf der Erde liegend, mit seinem gewaltigen Schwert aus. Aber Florens, der sorgte, er möchte ihn hinwegtragen, wie er es mit dem jungen Ritter gemacht, sprang mit dem Pferd ein wenig bei Seite und faßte den Streich mit dem rostigen Schwert auf, das er nicht zu ziehen brauchte, denn er hatte es nach des Vaters lustigem Rat ohne Scheide an sich hangen. Dann holte er selbst zum Streiche aus, so sicher und stark, daß er dem Riesen den linken Arm abschlug, so daß dieser vor ihm nieder auf die Erde fiel. Den Streich sah Klemens abermals und schrie: „Gott stärke Dich! Ich bin fröhlich, wenn ich Dich ansehe! Glückselige Stunde, wo ich Dich kaufte! Noch glücklichere, wo ich Dich nach Paris brachte! Fürwahr, Du hast mein Geld um das Pferd wohl angelegt! Auch werden die Franzosen Deines rostigen Harnisches nimmer spotten! Schlag ihm den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er sich in den Tod geben muß!" Dies Geschrei hörte Florens und sah, wie sich alle, die auf den Mauern waren, mit seinem Vater Klemens für ihn freuten.

Der Riese aber trauerte um seinen Arm und sprach in großem Zorn: „Du Bösewicht, mit Deinem rostigen Schwert hast Du mir manchen Schlag gegeben und mich schwer beschädigt! Meinst Du aber Du habest mich damit überwunden? Nein, beim Gotte Mahomeds, und wenn Du fünfzehn der stärksten Ritter bei Dir hättest, so müßten sie alle mit Dir sterben!" — Florens antwortete: „Du lügest, mit mir ist der lebendige Gott!" Damit faßte er sein rostiges Schwert mit beiden Händen und that einen so harten Streich auf den Riesen, daß er ihm den Helm vom Kopfe schlug. Der Riese aber war auch nicht unbehende; er erwischte den Florens bei seinem Schild und gedachte ihn dadurch unter sich zu zerren. Aber Florens ließ den Schild in der Hand des Riesen. Dieser schleuderte ihn hoch in die Luft, daß ihn Florens nimmer zu sehen bekäme, dann schlug er ernstlich auf diesen zu und traf ihn mit seiner Faust auf den rechten Schenkel, so daß Florens beinahe rücklings vom Pferd gefallen wäre, doch kam er bald wieder in den Steigbügel. Klemens hatte alles von der Mauer herab gesehen. „Ach, lieber

Florens," rief er, „ich glaube, Du schläfst; erwache von Deinem Schlummer, denn wenn Du von dem Riesen überwunden wirst, so ist ganz Frankreich verdorben!" Florens hörte das Geschrei seines Vaters und machte sich mit seinem rostigen Schwert wieder an den Riesen; er gab ihm einen solchen Streich auf die Schultern, daß ein großes Stück des harten Leders, welches in Kappadocien gefertig worden und womit der Riese bekleidet war, mit samt seinem Fleisch zur Erde fiel. Das Blut floß auf den Boden, als hätte man einen Ochsen geschlachtet. Als der Riesenkönig sein Blut so rinnen sah, hätte er lieber gewollt, er wäre bei dem Sultan oder bei seiner Jungfrau Marcebylla, denn er empfand über sich einen, der sein Meister war, und ein solcher war ihm noch nie unter die Augen gekommen. Doch erholte er sich von seinem Entsetzen und eilte mit großem Grimm auf Florens zu. Dieser wich vier oder fünf Schritte hinter sich; doch der Riese verfolgte ihn und traf sein Roß auf den Kopf, daß es zur Erde fiel. Florens, der dem Tier auf dem Rücken lag, säumte nicht lang, sondern schwang sich herab auf seine Füße, doch mit großen Sorgen, denn er fürchtete den Fußkampf mit dem Riesen nicht auszuhalten. Die Ritter, die auf der Mauer standen und zusahen, schrien alle mit lauter Stimme: „O Du starker Gott, komm unserm jungen Ritter zu Hilfe, daß er den grimmigen Verfolger Deiner Christenheit überwinden möge!" Den Riesen machte dieser Zuruf wieder mutig, er trat auf Florens zu und sagte zu ihm: „Nun hast Du Deinen letzten Tag erlebt; nun will ich Frankreich in Dir überwinden! Und wiewohl Du mir einen Arm abgehauen hast, so soll es mir doch nicht viel schaden, denn ich habe einen Arzt, der mir meine Wunden bald heilen kann." Florens aber sprach: „Ich aber habe noch viel bessere Hilfe bei mir, ich habe den lebendigen Gott mit seiner Gnade. Und obwohl Du mir den Schild genommen hast, so hast Du mich doch nicht überwunden!" — „Laß sehen," sprach der Riese, „wir wollen es bald inne werden, wie stark Dein Gott ist!" Und nun schlug er mit seinem Schwert so gräßlich auf Florens los, als wollte er ihn mit einem Streich von einander hauen. Florens aber war ihm viel zu geschwind, sprang aus dem Streich und wehrte sich so ritterlich, daß ihm der Riese keinen Schaden zu thun vermochte. Da wurde sein Feind immer wilder, aber in der Hitze übersah er die Schanze, an der sie fochten, strauchelte über einen Stock und that einen Fall, von dem der ganze Platz erzitterte. Jetzt nahm Florens seinen Vorteil wahr, sprang mit seinem alten Schwert hinzu, und gab dem Riesen so manchen harten Streich, daß er sterbend seinen Sieger um Gnade anflehen mußte. Aber Florens sprach: „Gott allein sei die Ehre, Ihm, der mir geholfen hat; darum, Du falscher Heide, mußt Du sterben!" und mit diesen Worten hieb er dem Riesen sein Haupt ab und sagte: „Dies Haupt soll ein Ehrengeschenk für meinen König Dagobert sein!" Das Haupt aber war so groß, daß es Florens mit aller seiner Stärke kaum an seinen Sattel zu binden vermochte, denn sein Roß war während des

Fußkampfes von dem Stoße wieder genesen und hatte sich neben seinem Herrn aufgestellt.

Nun dankten Klemens und alle, die auf der Mauer waren, Gott mit lauter Freude, daß er dem Florens so viel Gnade verliehen; sie sprangen hinab von der Mauer und rannten zum Thore hinaus, ihm entgegen zu gehen, denn sie glaubten nichts anders, als der Ritter würde von Stund an mit ihnen in die Stadt reiten. Aber Florens hatte ein anderes Anliegen. Er gab ihnen das ungeheure Haupt des Riesen und befahl ihnen, dasselbe dem Könige Dagobert zum Geschenk zu bringen. Ihn selbst mußten sie des Wegs reiten lassen. Und so begab sich dann sein Vater Klemens mit den andern Franzosen in die Stadt zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Riesen; dieser aber konnte des Staunes und der Freude kein Ende finden.

Florens war nicht sobald allein auf freiem Felde, als er sich selbst einen Schwur that, nimmermehr nach Paris zurückzukommen, er hätte denn zuvor des Königs Tochter aus Babylonien gesehen. Denn er hatte so viel von ihrer Schönheit gehört, daß er keine Ruhe hatte, ehe er ihres Anblicks teilhaftig geworden. So hörte er denn nicht auf zu reiten, bis er nach dem Berge Montmartre kam, wo der Jungfrauen Lager in Zelten aufgeschlagen stand. Wie nun Florens so den Heiden entgegentritt, da sprachen sie zu einander: Sehet doch zu, was will dieser trefflich gerüstete, rostige Ritter? Beim Gott Mahomeds, sein Harnisch glänzet sehr, obwohl meistenteils von Rost; so sehet auch, wie sein Speer so schön bemalt ist; freilich hat es nur der Rauch gethan! Auf gleiche Weise ist auch sein Schild (denn diesen hatte Florens wieder zu sich genommen) trefflich aufgeputzt. Sein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Rost ist sein genügender Überzug! Ja, seine ganze Rüstung zeigt etwas seltsames an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit samt seiner Bekleidung dem Riesenkönig übergeben, der macht ihn gewiß zu unserem Hauptmann, denn seine Rüstung zeigt uns an, daß er etwas Vortreffliches ist!" So redeten die Heiden die Wahrheit, ohne es zu wissen. Florens ritt inzwischen auf das Zelt der Jungfrau Marcebylla zu, die sich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn sie hatte es an einem lustigen Ort aufgeschlagen. Auf der einen Seite des Lagers war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen Tag und Nacht lieblich sangen; auch waren grünende Matten da, mit bunten Blumen schön verziert: hier brachen die Jungfrauen Blümlein und wanden manchen Kranz daraus. Einen solchen hatte auch die Prinzessin Marcebylla selbst gewunden und gedachte ihn dem Riesenkönige zu übergeben, wenn er vom siegreichen Streit nach Hause käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das rasche Wasser, die Seine, so daß man keinen anmutigeren Ort, sich zu lagern, hätte *wählen können.* Die Jungfrau Marcebylla selbst war köstlich geziert, sie

hatte ein grünes Seidenkleid an, das zu Alexandrien gefertigt und mit lautrem, klarem Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach heidnischer Sitte mit edelen Steinen geschmückt, in denen sich die Sonne hell spiegelte und die einen solchen Glanz von sich gaben, daß Florens von ferne dachte, es seien gewaffnete Heiden, die zur Hut der Jungfrau dahin abgeordnet wären. Deswegen erschrak er anfangs ein wenig. Aber das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm wieder Mut, daß er vorwärts und auf der Fürstin Lager zueilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von ferne so ernstlich auf ihr Zelt zureiten sah, verwunderte sie sich über diesen unerwarteten Anblick, und mit ihr zugleich alle ihre Jungfrauen. Diese trieben großes Gespötte mit der rostigen Rüstung des Fremden; am meisten aber spottete seiner Jungfrau Marcebylla selbst, und endlich sagte sie lachend: „Ich glaube gar, er hat unser Oberhaupt, den Riesenkönig getötet, denn sein Schwert ist noch voll Bluts, wenn es anders nicht auch Rost ist." — Eine andere Jungfrau, die erste nach der Fürstin, um ihr zu gefallen zu sein und den Spott zu vermehren, hub ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzessin, Ihr habt unrecht, den rostigen Ritter so zu verspotten! So wahr mir der Gott Mahomeds helfe, mein Sinn fängt seinethalben an sich zu bewegen; es ist auch kein Wunder, er ist so schmuck und schön! Ich wollte, ich könnte ihn mit meinen Armen umfangen; wie wollte ich seine rostige Schönheit herzen!" — Und noch war es des Spottens nicht genug; denn eine andere Jungfrau erhob sich und sprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit Eurem Spotten, der rostige Ritter ist mein Trost, so bald ich mit ihm reden kann, soll er mein Buhle werden!"

So spotteten sie in die Wette. Aber Florens wußte von allem dem nichts, sondern trabte nur sehr ernstlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieser Reise Leib und Leben wagen; bekomme ich nur einen freundlichen Kuß von des Sultans Tochter, so gehe ich nimmermehr nach Paris zurück." Marcebylla stand vor ihrem Zelte still und war begierig, was der rostige Ritter begehren würde. Florens aber gebärdete sich wie einer, der sich auf solche Händel wohl versteht; er that, als ob er ihrer nicht achtete, bis er sie überraschen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich sein wohlabgerichtetes Pferd, faßte sie beim Arm und schwang sie mit aller Geschicklichkeit zu sich auf den Sattel. Als er sie einmal auf dem Roß hatte, drückte er sie an seine Brust und gab ihr manchen Kuß; denn der Pfeil der Liebe hatte sein Herz getroffen. So ritt er mit ihr davon. Der Fürstin Marcebylla aber war kläglich zu mute. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber war, ob Christ oder Heide, darum rief sie jammernd: „O Gott Mahomeds! ist denn kein frommer Held da, der mir zur Hilfe komme? Ach, mein Vater ich werde dich nimmer sehen!" Auf diesen ihren Hilfeschrei eilten Heiden und Türken herbei, schwangen sich auf ihre schnellen Pferde und rannten dem Florens mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, des Willens,

ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens indessen gab die Hoffnung nicht auf, ihnen mit Hilfe seines schnellen Rosses zu entgehen; er setzte die Jungfrau vor sich auf den Sattel zur Rechten, und indem er sie vielmal küßte, rief er: „Billig sollte der fröhlich sein, der einen solchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert Euch nicht so schwer, schöne Jungfrau! Seid fröhlich mit mir, denn Ihr seid der Trost und das Leben meines Lebens! Und in kurzer Zeit werdet Ihr mein Ehegemahl sein!“ Die Jungfrau schwieg stille und seufzte nur manchmal auf. Jetzt waren ihm die Heiden auf die Fersen gekommen; er mußte sich zur Wehre setzen, denn die Ungläubigen schrien ihm überlaut zu: „Ei, Du Bösewicht, so halte still und laß des Sultans Tochter zurück, wenn Du nicht von unsern Händen sterben willst!“ Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte. Darum wurde er gar traurig, küßte sie noch zweimal inbrünstig, und da sie sich sträubte, so blieb ein Ärmel ihres schönen Gewandes in seinen Händen; dann ließ er sie vom Sattel mit großem Unmut auf die Erde gleiten. „Lieber wollte ich,“ sprach er, „alles andere verlieren, was ich habe, denn Euch; das aber sei Euch verheißen: in kurzer Zeit will ich wieder bei Euch sein, und mein ganzes Leben lang sollt Ihr dann meine Herzgeliebte bleiben. Denn wisset, daß ich Euch ritterlich dem Riesenkönig, Eurem Buhlen, abgefochten habe! Von mir liegt er erlegt, und sein Haupt habe ich dem Könige Dagobert geschenkt. Vor seiner Werbung dürfet Ihr hinfort sicher sein!“ Die Jungfrau hörte die freundlichen Worte wohl, aber sie schrie unaufhörlich um Hilfe, und mehr denn hundert Heiden hielten den tapfern Florens umringt und schlugen alle mit großem Geschrei grimmig auf ihn zu. Da feierte er auch nicht und fuhr unter sie mit seinem rostigen Schwerte, daß mancher zu Boden fiel und rief: „Das ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle!“ Diese Worte hörten zwei Könige aus der Heidenschaft und fragten. „Wo ist der grausame Teufel, daß wir ihm seinen Sold bezahlen!“ — „Hier bin ich,“ sprach Florens, und nun schlug er sich mit ihnen, bis sie beide zu Boden fielen und ein Jammern unter den Heiden entstand. Der Admiral aus Persien wollte den Schaden rächen und rannte mit seinem Speer gegen Florens, ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn mit seinem rauchigten Spieße eher, so daß er seine Waffen fallen ließ. Schnell warf Florens den Spieß von sich, ergriff sein Schwert ohne Scheide und hieb auf einige Streiche dem Admiral die Hirnschale entzwei, daß er zu Boden fiel und tot auf der Erde lag. Zwölf Heiden hatte Florens so erschlagen; als aber ihrer immer mehr und sie immer grimmiger wurden, da mußte er endlich die Flucht ergreifen. Auf seinem Wege sah er seinen Vater Klemens mit zweihundert wohl gerüsteten Franzosen, die der König Dagobert ihm zur Hilfe ausgeschickt hatte, sich entgegenreiten. Und gewiß hätten die Heiden den Fliehenden erreicht und umgebracht, wenn sein Vater nicht erschienen wäre. Nun kehrte Florens um, und sie alle mit einander schlugen die Feinde und jagten sie in die Flucht;

die Jungfrau Marcebylla aber rettete sich nach ihren Zelten, sonst wäre sie gen Paris geführt worden; die andern Türken und Heiden mußten ihre Hälse hergeben, bis auf zwei, welche sie übrig ließen, um dem Sultan die Niederlage zu verkündigen. Klemens aber, so alt er war, hatte dennoch das beste gethan, und wenn man ihm gefolgt wäre, so würden sie bis Montmartre gerückt sein, wo die Jungfrau Marcebylla ihr Lager hatte. Aber Florens wollte dies seinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitausend wären; „und doch," sprach er: „wenn ich meinem Pferde trauen dürfte, so wollten wir die Sache versuchen!" Denn sie waren alle freudig und beherzt. Während sie sich so besprachen, kam ihnen Kundschaft, daß die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Bestürzung seien und schon auf die Flucht dächten. Da berieten sich Florens und sein Vater nicht lange mehr, sondern rannten auf die Türken los und nötigten sie, Panzer und Gewehr im Stiche zu lassen und nach Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf dieser Flucht erschlugen die Franzosen an zweitausend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden und führten bei sechstausend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reisige Volk wußte nicht wie es dem Florens genug Ehre erweisen sollte; die Ungläubigen aber sprachen: „Jetzt hat uns der Gott Mahomeds ganz und gar verlassen; wenn er uns nicht besseres Glück giebt, so müssen wir mitten im Christenlande sterben!" In diesem Schrecken kamen sie nach Dampmartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Not. Der Sultan sprach: „Seid unerschrocken: ich habe in meinem Lager noch fünf und zwanzig Könige, und Geld und Mundvorrat auf volle vier Jahre." Als sie ihm aber von dem Tode des Riesenkönigs und von seiner Tochter Marcebylla erzählten, wie sie von dem rostigen Ritter Florens, der den Riesen umgebracht, beinahe geraubt worden wäre, da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer auf den Boden. Und als er wieder zu sich selbst kam, schwur er bei seiner königlichen Krone, er wollte das ganze Land Frankreich verwüsten, alle Franzosen niedermachen und den König Dagobert elendiglich umbringen.

Noch sprach er, als seine Tochter Marcebylla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht dahergeritten kam. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob sie empor und fing an, sie zu trösten. „Liebe Tochter," sagte er, „laß ab von Deiner Bekümmernis; es soll gewiß nach Deinem Willen geschehen: der Ritter, der Deinen Liebhaber getötet hat, soll eines bösen Todes sterben; ich will ihn zu Asche verbrennen lassen! Jetzt aber gehe mit Deinen Jungfrauen in Dein Zelt; erhole Dich und pflege des Schlafes!" — „Euer Wille geschehe, mein Vater;" sprach die Jungfrau: „aber mein Verlangen steht nach den Christen; ohne Rache darf ihr Mutwille nicht bleiben, und wäre es nur, weil der rostige Ritter unter ihnen ist, der mich fast eine Meile Weges entführt hat und mich ohne Erbarmen nach Paris gebracht hätte, wenn nicht große Macht unterwegs gewesen wäre." So

nahm sie Urlaub von ihrem Vater und ging mit ihren Gespielen in ihr Zelt. Hier war der Jungfrau sanft gebettet; doch lag sie hart und übel auf ihren weichen Kissen und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Floreys gegeben hatte, den konnte sie nicht vergessen. Ihr ganzes Herz war von Liebe gegen ihn entzündet. Und wenn sie vor Einschlafen mit ihren Jungfrauen von einer andern Sache reden wollte, so nannte sie unversehens den rostigen Ritter. „O Gott Mahomeds," sprach sie zu sich selbst, „wie ist mir zu helfen, ich bin krank, und Leid habe ich in Fülle. Unglückhaft war die Stunde, wo ich den rostigen Ritter das erstemal angesehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, wo er mir den ersten Kuß gab! Es war ein Kuß, der brannte, als wollte er mich töten. Seine Gebärde, als er mich zu Rosse hub, war fürstlich, männlich und mächtig. Gott Mahomeds, warum hast Du ihn nicht in Deinem Glauben geboren werden lassen! Und ach, wenn er zugegen wäre, meine Liebe könnte ich ihm nicht versagen. Kein anderer Christenmann soll je in meine Nähe kommen; aber dieser Ritter, wenn er Dich anbeten lernt, Gott Mahomeds, muß mir zu teil werden!"

Am andern Morgen, als sie vom Lager erstanden war, fühlte sie sich so schwach, daß sie die Dienerin rief und sich das Bett noch einmal bereiten ließ; dann legte sie sich wieder nieder, wandte sich von einer Seite auf die andere, und gebärdete sich, daß es zum Erbarmen war. Sie konnte es auch nicht lang im Bette aushalten, erhub sich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen, die dies mit ansahen, konnten nicht mehr dazu schweigen. „Herrin, was liegt Euch so schwer auf der Seele," sprachen sie, „mit welcher Krankheit seid Ihr beladen?" — „Ach, ich weiß es selbst nicht," erwiderte Marcebylla, „und wenn ich es wüßte, so darf ich es Euch doch nicht eröffnen." Da drangen die Gespielinnen nur um so mehr in sie; und endlich, nach langem Bitten, erzählte sie ihnen die Ursache ihrer Krankheit.

„Liebe Freundinnen," sagte sie, „wisset, der rostige Ritter, der so häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der hat mich in solche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht betrübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs Herz geschossen, so daß ich sein nicht mehr vergessen kann: auch werde ich nimmermehr erfreut, bis ich ihn mit meinen Armen umfangen habe. Wenn dies geschehen ist, so darf er nicht von mir weichen, bis er meinen Willen vollbracht und den Gott Mahomeds angebetet hat. Thut er dieses nicht, so mag man ihn verbrennen, oder schimpflich an den Galgen hängen!"

Auf diese Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, Atymodes des Königes aus Asia Tochter: „Edle Jungfrau, was bekümmert sich Euer Herz um eines solchen armen, vielleicht unedeln Ritters; könnt Ihr doch an seiner rostigen Rüstung abnehmen, wes Adels und Standes er sein mag! Überdies ist er ein Christ und unserm Glauben aufsätzig. Darum ist mein Rat: *schlaget es* Euch aus dem Sinn; Euer Vater hat noch manchen Königssohn

am Hofe, so daß er Euch wohl Eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet deswegen des Ritters vergessen!" — „Ach," erwiderte Marcebylla, „wie kann man das sich aus dem Sinn schlagen, was das Herz am liebsten hat! Auch kann er nicht von niedriger Geburt sein; seine adelige Gebärde, sein freundliches Gespräch zeigen an, daß er von hohem Stamm entsprossen ist; so rostig er einher geritten kam. Und wisset nur, wenn er mir nicht zu teil wird, so steht mein Leben in Gefahr!" So führte sie seufzend ihre Klage fort, und ihre Jungfrauen vermochten nicht sie zu trösten.

Nach dem Siege über die Heiden zog nun Klemens mit den Franzosen freudig und reich an Beute in die Stadt Paris ein. Dem Florens ward sein rostiges Schwert vorangetragen. Die Fürsten und Herren ritten ihm mit großen Ehren entgegen, alle Welt begehrte ihn zu sehen, und gab ihm das Geleite bis in König Dagoberts Palast. Und als Florens und die Ritter von ihren Pferden abzusitzen begonnen, eilte ihnen Kaiser Octavianus entgegen und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln. Und er wußte nicht, daß es sein leiblicher Sohn war, dem er dieses that. Als Florens abgestiegen war, nahm er sein rostiges Schwert und wurde von sämtlichen Fürsten in den Palast des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und sprach: „Allergnädigster Herr, mein Vater Klemens hat Euch des Riesen Haupt überreicht; hier bringe ich das rostige Schwert, womit ich die Gabe erobert habe. Es gehört Euch, wie Euch des Gefallenen Haupt gehört! Wenn Ihr möget, so sei es mir vergolten!" Der König Dagobert sah dem Florens mit Ernst ins Angesicht, dankte ihm mit lauter Stimme und hieß ihn aufstehen und an seine Seite sitzen. Dies schlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab und sprach: „Nein, das ziemt mir nicht, neben einem Könige zu sitzen!" Aber Dagobert nötigte ihn dazu. „Du hast es verdient," sprach er, „und morgen zur rechten Zeit will ich Dich zum Ritter schlagen. Dann sollst Du bei mir wohnen und großes Gut von mir bekommen; wenn ich in der Schlacht bin, muß Du bei mir stehen und meinen Königsstab vor mir hertragen!"

Als Klemens den König so reden hörte, that er Einsprache und rief dazwischen: „O Herr König, laßt meinen Sohn Florens zufrieden, es ist nicht mein Wille, daß er zum Ritter geschlagen werde: denn alsbald bleibt er nicht mehr bei mir daheim; er wird in alle Scharmützel reiten, vielleicht wird er auch erschlagen werden; dann kümmert sich mein Herz um ihn. Mein Wunsch und Wohlgefallen ist, daß er ein Wechsler werde, das ist eine Hantierung, die auch Nutzen und Gewinn bringt!" Darauf sprach Florens: „Lieber Vater, wenn es des Königs Wille ist, daß ich ein Ritter werden soll, so sperrt Euch nicht dagegen, lasset es Euch gefallen und saget dem König Dank dafür!" Da warf sich Klemens auf die Knie und sprach: „Herr König, meinem Sohn

geschehe nach Eurer Majestät Gefallen. Doch daß nicht zuviel Unkosten darauf gehen; denn, ach, Ihr wisset nicht, was dieser Sohn mich bis auf diesen Tag gekostet hat!" Der König Dagobert mußte lachen und sagte: „Florens, es ist mein königlicher Wille, daß Du morgen zum Ritter geschlagen werdest!"

Hierauf ließ der König das Haupt des Riesen auf eine Stange stecken, mitten in der Stadt auf einem weiten Plan, daß alle Menschen das Wunder sehen könnten, das geschehen war. Und als es Morgen ward, wurden die Herren und Fürsten zusammen berufen, um dem Ritterschlage anzuwohnen. Da kam zuerst Kaiser Oktavianus, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb. Er wußte nicht, wie ihm war, aber er mußte an Weib und Kind denken; er konnte sich nicht enthalten, sondern er gab Florens einen Kuß. Nächst ihm waren auch der König von Spanien und der Herzog aus Irland beflissen, dem Florens gar eifrig zu dienen, auch der Fürst von Östreich und sonst viele Herren erwiesen ihm große Ehre. Nun wurden ihm Rücken und Brustharnisch mit goldenen Spangen köstlich geziert. Der Kaiser Oktavianus legte ihm Armzeug und Beinschienen an, der Fürst aus Östreich setzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geschmückt war. Zuletzt steckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger, und sprach: „Der Gott, der alle Dinge erschaffen hat, der wolle Euch erleuchten und beschirmen, daß Ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Gesundheit verharren möget!"

Klemens hatte ruhig gewartet, bis diese Dinge zu Ende sein würden; als er aber sah, daß sein Sohn noch keine Sporen hatte, sagte er in seiner Einfalt: „Fürwahr gnädiger Herr König! ich will meinem Sohn Florens die Sporen anlegen!" Der Kaiser sprach mit lachendem Munde: „Klemens, wenn das Euer natürlicher Wille ist, so muß ich mir es auch wohl gefallen lassen!" Da kniete Klemens nieder und wollte seinem Sohn die Sporen, die aus gutem Golde waren, anziehen; aber der gute Klemens hatte vergessen, wie man sie anlegen müsse, und zog sie ihm verkehrt an. Und wie es lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und sprach: „Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn sie sind beide auf eine Form gemacht. Auch habe ich in dreißig Jahren, ja noch drüber, keinen Sporn angelegt, und den Heiden gestern bin ich ohne Sporen entgegengeritten. Der Böse hat es mir eingegeben, was ich jetzt eben versucht habe!" Darüber mußten die Fürsten und Herren, auch der neue Ritter Florens, herzlich lachen. Klemens bemühte sich so lange, bis es ihm endlich gelang. Und nun mußte Florens sich erheben, und ward von allen Fürsten und Herren beschauet und gelobt.

Hierauf ließ der König Dagobert in einem schönen Garten einen Pfahl aufrichten, auf dem zwei starke Panzer und zwei mächtige Schilde angeknüpft wurden, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürst und Herr, Ritter und Knecht ritt ihm nach. Der König aber sprach zu ihm: „Guter Freund Florens, Ihr sollt den alten Brauch Frankreichs

halten und als ein Ritter mit Eurem Speer wider den Pfahl rennen!" Aber der alte Klemens, der nahe dabei stand, sprach: „Gnädiger König, mit Verlaub, das ist ein närrischer Brauch in Frankreich, es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf einen Panzer!" Fürsten und Herren lachten über diese einfältige Rede, und sein Sohn Florens sprach: „Lieber Vater! seid zufrieden, zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden stechen; diesmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich soll sein Ritter sein." — „So gebe Dir Gott Glück und Heil," erwiderte Klemens, „daß Du den Panzer erlegst!" Florens tummelte sein Roß und rannte so ritterlich gegen den Pfahl, daß er die zwei alten Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, so daß Panzer und Schilde zu Boden fielen. „Gott gebe dem Ritter Glück und Heil!" rief das zuschauende Volk. „Gewiß ist er aus königlichem Stamme geboren! Vor allen auf Erden soll ihn der König Dagobert am Hofe haben; lebt er nur noch kurze Zeit, so jagt er uns alle Heiden aus dem Lande!"

Das glückliche Rennen des neuen Ritters machte dem König Dagobert große Freude. Er ging auf Florens zu und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand. Dasselbe that auch Kaiser Oktavianus, denn dem war niemand lieber als Florens. Und nun führte ihn der König wieder in seinen Palast zurück, und Klemens, der sich seines Sohnes überall erfreuen wollte, folgte nach. Im Schlosse war ein köstliches Mahl bereitet und Fürsten und Herren waren zum Schmause gebeten. Saitenspiel, Geiger und Lautenschläger, Trommler und Trompeter waren aufgestellt und spielten um einen guten Lohn köstliche Stücke auf. Da ward es dem alten Klemens bange und zu viel, denn er dachte an die Rinder und an das Roß, und meinte am Ende für seinen Sohn die Zeche zahlen zu müssen. Und weil er nicht wußte, wie es am Hofe Brauch war, so holte er sich einen Stecken und schlug auf die Spielleute zu, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt Ihr auch schmarotzen? Sehet Ihr nicht, daß mein Sohn ohne dies genug aufgehen läßt, und daß er mich zum Bettler macht?" Da die Musikanten sahen, wie ungebärdig sich Klemens stellte, fürchteten sie, es möchten noch mehrere mit Prügeln nachfolgen. Sie flohen deswegen mit leerem Magen zum königlichen Schlosse hinaus und waren übel zufrieden. Als Florens von diesem Handel Kunde erhielt, schämte er sich für seinen Vater, rief ihn zu sich und sprach: „Vater, was denket Ihr, daß Ihr so eine grobe Unvernunft begehet und die Spielleute, die mir zu Ehren erschienen sind und den Fürsten und Herren und allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten sollten, so schmählich vom Hofe gejagt und ihnen ihre Instrumente zerschlagen habt? Wahrhaftig, sie müssen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!" Klemens erschrak und sagte: „Ach mein lieber Sohn, ich hab' es nicht recht verstanden, sondern ich meinte sie hätten Euer gespottet. Wenn es aber Euer Wille ist, so werde ich sie eilends wieder holen." Und so lief der Alte zum Palaste hinaus und den Spielleuten nach. Doch diese, als sie

den alten Klemens mit seinem Stecken in der Hand daher rennen sahen, liefen noch viel mehr, und je gewaltiger ihnen Klemens nachschrie, je eifriger flohen sie, so daß er sie nicht mehr einholen konnte. Im Saale war darüber ein großes Gelächter, und die schönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hause kehren.

Jetzt nahm Kaiser Oktavianus des Augenblickes wahr, nahm den Ritter an der Hand, hieß ihn neben sich sitzen und sprach zu ihm: „Lieber Florens, saget mir die lautere Wahrheit. Ist der alte Klemens Euer rechter Vater von Geburt?" — „Erhabener Kaiser," erwiderte Florens, „das kann ich Euch nicht sagen, sondern nur, daß er mir so lieb ist, als ob er mein leiblicher Vater wäre. Aber das ist wahr, seine Hausfrau hat andern Leuten gesagt, er habe mich am Gestade des Meeres gefunden und einen guten Teil des Weges auf seinem Rücken getragen und dann auf einem Esel vollends nach Paris gebracht und in St. Germain als sein Kind auferzogen bis auf diese Stunde. Ob sie recht hat oder mich damit verleugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei Euch, Herr Kaiser, so wohl zu Mut, als ob Ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menschen auf Erden, den ich lieber sähe, als Eure kaiserliche Majestät." „Habt Ihr Eure rechte Mutter gekannt?" sprach der Kaiser. „Ich habe sie mit Wissen nie gesehen," erwiderte Florens. Da erkannte der Kaiser Oktavianus, daß Florens sein leiblicher Sohn sei. Das Herz im Leibe wollte ihm zerspringen und doch wollte er seine eigene Sünde nicht offenbaren, aber beinahe wäre ihm das Wort entfahren: „Ja, Du bist mein rechter Sohn, die Natur spricht aus Dir!" Aber er schluckte die Rede wieder hinter sich, und so blieb die Sache stehen. Inzwischen wurde das Mahl aufgetragen, jedermann setzte sich zu Tische, und der köstlichen Speisen wollte kein Ende werden.

Der alte Klemens war bestellt, die Pforte zu hüten. Ihm war aber noch immer bange, daß er für alles die Zeche bezahlen müßte. Er dachte daher darauf, wie er sich eines Unterpfandes versichern wollte. Und als das Mahl vorüber war und die Fürsten vom Tische aufstanden und jeder sein Oberkleid suchte, es anzulegen und Abschied zu nehmen, fand keiner das seinige. Die Diener wurden darum gefragt, aber keiner konnte Bescheid geben, denn Klemens hatte die Kleider ohne der Leute Wissen verborgen. Die Fürsten lachten und sagten: „Merket wohl auf; solches ist uns noch nie geschehen!" Klemens aber stand nicht ferne und hörte das Gemurmel. Er lachte in die Faust und dachte bei sich selbst: „So fängt man die Mäuse; hätte ich die Kleider nicht aufgehoben, sie wären wahrhaftig unbezahlt weggegangen!" Endlich aber, als die Herren laut zu klagen anfingen, sprach er mit lauter Stimme: „Liebe Herren! seid unbesorgt, ich habe die Kleider aufgehoben, sie sind unverloren. Aber das sage ich Euch, Ihr werdet sie nimmermehr überkommen, Ihr habt denn die Zeche bezahlt! Meint Ihr, ich werde Euch so heimschleichen lassen?" Als Florens dieses hörte, wurde er zornig, und wußte doch nicht, wie

er die Sache zurecht setzen sollte; er schämte sich vor den Fürsten und wollte doch seinen Pflegvater nicht beleidigen, denn er hatte ihn sehr lieb. So zornig er war, so sprach er darum doch mit lachendem Munde: „Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!“ — „Nein, fürwahr,“ sprach Klemens, „sie haben denn zuvor alles bezahlt, was an Unkosten aufgegangen ist!“ — Da mußten alle Umstehenden lachen, und Florens stellte den Alten zufrieden, denn er verbürgte sich bei ihm mit seinem Pferde. Nun erhielten die Herren jeder das Seinige und schieden unter fröhlichem Gelächter.

Der Tag war verflossen und die Nacht herbeigekommen. Aber Florens konnte nicht schlafen, er dachte nur stets daran, wie er den Sultan in seinem Feldlager sehen könnte; und nicht den Sultan allein, sondern auch sein schönes Töchterlein Marcebylla; denn das brennende Feuer der Liebe flammte in seinem Herzen. Nach langem Hin- und Herdenken konnte er nicht länger im Bette bleiben. Er stand mitten in der Nacht auf, rief seinem Kämmerling, und hieß ihn Harnisch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert, und was zur Rüstung sonst gehört, bringen, wappnete sich und befahl dem Diener, ihm sein Roß zu satteln. Während Florens sich wappnete, fragte der Kämmerling, „wohin er denn zu reiten willens sei?“ Aber Florens gab keine andre Antwort, als: „Er sollte sich wegen des Reitens nicht kümmern; er selbst würde bald wieder kommen.“ So setzte er sich zu Pferd und ritt um Mitternacht davon durch die langen Gassen von Paris bis ans Thor. Als er an die Pforte kam, weckte er den Thorhüter, und sprach: „Guter Freund! öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geschäft zu verrichten, das Dir und allen Franzosen zu gute kommen soll.“ Der Thorhüter sprach: „Lieber Junker, es kann nicht sein; es ist mir von unserm Herrn dem Könige bei Verlust meines Lebens verboten!“ — „Ach,“ sprach Florens, „es soll Dir kein Ungemach daraus erwachsen; glaube mir, es wird Dir vom Könige wohl belohnt werden.“ Und nun redete er dem Wächter so freundlich mit Gelde zu, daß dieser ihm endlich heimlich das Thor aufschloß und ihn hinaus ließ.

Also ritt Florens fröhlich fort und machte noch vor Tage die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans. Und als der helle Tag anbrach, war er nicht mehr weit von den heidnischen Zelten. Diese waren alle köstlich zubereitet, und das Zelt des Sultans übertraf alle andern, denn es war mit Gold und Edelsteinen bedeckt und gab einen hellen Schein von sich. Aus den Heidenzelten ertönten Pfeifen, Trompeten und Posaunen und ein greuliches Geschrei, so daß sich Florens einen Augenblick entsetzte. Doch bald wieder seiner vorigen Thaten und des Kampfes mit dem Riesenkönig eingedenk, ermannte sich der Held und sprach zu sich selbst: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in seinem Lager sehen und mit ihm reden und ihm sagen, was mein Vorhaben gegen ihn ist.“ Als er jedoch die große Menge der Heiden sah,

wurde er wieder unschlüssig. „Soll ich mit ihnen streiten,“ dachte er, „so sind ihrer so viel, daß ich nicht davon kommen kann; soll ich meinem Roß die Sporen geben, so haben sie so rasche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Inzwischen stieg er von dem Pferde, hieb einen Zweig von einem Ölbaum und hing sich den vor seine Brust. Dann bestieg er das Roß wieder und dachte sich für einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu verhandeln hätte. So befahl er sich dem Allmächtigen und ritt auf das feindliche Lager zu. Dies hatten einige gewaffnete Heiden gesehen, und da sie in ihm einen Christen erkannten, so rannten sie auf ihn zu, in der Absicht, ihn niederzuhauen. Als sie jedoch den Ölzweig an seiner Brust gewahr wurden, der auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens ist, wagten sie nicht, ihm ein Leid zuzufügen, denn sie hielten ihn für einen Abgesandten und dachten, er habe vielleicht dem Sultan Gutes vom Könige von Frankreich zu überbringen. Also ritt Florens ungekränkt fort, bis an das Zelt des Sultans; da stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein.

Er fand den Sultan in großer Majestät auf einem Stuhle sitzen, der köstlich und mit golddurchwirkten Tüchern umhängt und geziert war, so daß man mit dem Zeltschmucke ein ganzes Fürstentum hätte bezahlen können. Um ihn waren im Kreise sechzehn Könige gelagert. Florens staunte über all der Macht; doch faßte er sich bald, zog den Helm ab, um verständlicher reden zu können, und sprach mit männlichem Stolze zu dem Sultan: „Der Gott, der von dem Himmel herabgekommen ist und an dem Kreuz den Tod für die Menschen gelitten hat, der ists, der dem frommen König Dagobert täglich mehr Stärke giebt und alle seine Feinde zerstören will, zuvörderst Dich, Sultan und König von Babylon; es sei denn, daß Du den Befehl des Königs von Frankreich hören wollest, welcher also lautet: Du sollst vor allen Dingen vor seiner königlichen Krone erscheinen und von ihr Gnade begehren, weil Du den Frevel gewagt hast, übers Meer in unser Land zu kommen. Thust Du dieses nicht, so kommst Du mit Deinem Volke nimmermehr in die Heimat; Dein Haupt muß Dir von den Achseln gehauen werden, darnach kannst Du Dich richten; und was Du für eine Antwort zu geben hast, das weißt Du jetzt!“ Der Sultan war über dieser trotzigen Rede fast von Sinnen gekommen. Er ergriff ein scharfes Messer und warf es nach Florens; dieser aber wich behende dem Wurf aus, und das Messer fuhr drei Finger tief in einen Pfosten, daran das Zelt gespannt war. Florens war über diesen Wurf nicht wenig verdrossen; aber auch den Sultan reute, was er gethan hatte, weil Florens ein Bote vor seinen Augen war. Daher sagte er: „Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt geschaffen hat, wenn Du kein Bote wärest, so müßte Dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber soll Dir nichts geschehen, und mit dem Wurf habe ich mich übereilt: es soll auch Dein Schaden nicht sein; nimm diesen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu Deinem Könige Dagobert und sag ihm meine Antwort: Wenn er unsern Gott Mahomets nicht

anbeten und ihm dienen will, so werde ich nimmermehr übers Meer zurückkehren, und mein Herz wird keine Ruhe haben, ehe denn ich ihn getötet und mir das Land unterwürfig gemacht habe."

Der Sultan hatte eben diese Rede vollendet, als seine Tochter Marcebylla, von schmucken Jungfrauen begleitet, eintrat und ihren Vater mit tiefer Beugung freundlich grüßte. Der Sultan samt den Königen, die bei ihm saßen, stand auf und empfing seine Tochter mit ihrer Begleitung gar gnädig. Dann mußte sie zu ihrem Vater auf das Polster sitzen, und er mit allen Fürsten erfreute sich ihres holden Gespräches und ihrer unaussprechlichen Schönheit. Sie war in rothen Karmoisin gekleidet, der von goldenen Blumen durchsäet und mit Perlen und Edelsteinen herrlich gestickt war, so daß ihre Gestalt durch das ganze Gezelt einen klaren Schein gab. Als Florens sie sah, verlor er Kraft und Besinnung; und als Marcebyllas Blick auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihr, denn sie hatte ihn auf der Stelle wieder erkannt. Doch blickte sie den Florens mit lieblichen Augen an und fing an mit verstellten Worten zu ihm zu sprechen: „Sag an, Du Christenmann, kennest Du nicht einen Ritter am Hofe des Königs von Frankreich, der in einem rostigen Harnisch den Riesenkönig vor den Mauern von Paris zu Tode geschlagen hat? Mein Verlangen, ihn zu sehen, ist groß; nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; sondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, von Stund an müßt er verbrannt werden, weil er mir meinen Buhlen, den Riesenkönig, erschlagen hat." Unter diesen Reden warf sie dem Ritter Florens heimlich manchen zärtlichen Blick zu und fuhr unter großem Seufzen fort: „O daß ich jenen Ritter, der mein Räuber ist, hier hätte; er müßte mein tägliches Seufzen zufrieden stellen. Ich leide große Qual von dem Kuß, den er mir gegeben hat. Daß ich mich nicht an ihm rächen kann, das bringt mir schwere Pein!" Der Sultan und die Könige bei ihm verstanden diese Rede nicht recht, aber Florens ward ihrer Bedeutung bald inne. Daher erwiderte er mit Ehrerbietung und sprach: „Ja, gnädigste Fürstin, ich kenne jenen Ritter sehr gut; er ist meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterscheiden, so gleich sind unsere Gebärden. Auch ist er ein getreuer Mehrer der Christenheit und Zerstörer der Abgötterei. Und wenn ihm leids von Euch geschähe, so thätet Ihr großes Unrecht, denn ich weiß, daß er Euch von Herzen hold ist. Zum Zeichen führt er auf seinem Helm den rechten Ärmel, den er Euch entrissen hat, als Ihr mit ihm zu Pferde saßet, damit Ihr stets an ihn gedenket, wo Ihr ihn in der Schlachtordnung erblicken werdet!"

Jetzt erkannte die Jungfrau Marcebylla erst recht gewiß, daß es der Ritter Florens sei, der mit ihr sprach, und gern hätte sie noch lange mit ihm geredet, wenn sie sich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte.

Florens aber setzte sich wieder auf sein Roß und rief ins Zelt hinein dem Sultan zu: „Ich fahre diesmal wieder davon; aber Du hast unredlich nach mir mit dem Messer geworfen; darum sei Dir gesagt, in kurzer Zeit soll es Dich reuen; Dein Leben steht auf der Spitze meines Speers!“ — „Was sagst Du, schändlicher Bube,“ rief der Sultan, „Du giebst Dich für einen Boten aus und verrätst Dich doch durch schnöde Drohworte?“ Und mit lauterer Stimme schrie er: „Liebe Könige und Herren, schlagt mir den Schelmen tot!“ Als das die Türken und Heiden hörten, rannten sie dem Florens mit Bogen und Pfeilen nach, schossen nach ihm und wollten ihn umbringen. Doch Florens wendete sein Pferd, zog sein Schwert und schlug unter sie, daß bald zwei Könige tot auf dem Boden lagen und drei andere Heiden lahm gehauen waren. Aber sein Roß wurde ihm hart verwundet, und nur mit Mühe erwehrte er sich ihrer. Dreihundert waren auf ihn; der vorderste war der König von Alamphatin, der hoffte den Ritter gewiß zu treffen und rief: „Halt stille, Du Wicht, denn von meiner Hand mußt Du sterben!“ Als Florens dies hörte, kehrte er sich auf seinem Heimritt um und sah, daß dieser König ihm allein nachgefolgt war, da säumte er nicht, sondern legte seinen Speer ein; sein Gegner war auch gerüstet, so machten sie nicht viel Worte, sondern rannten ritterlich auf einander und trafen alle beide so gut, daß beider Speere in Stücke und himmelauf sprangen. Florens war betrübt, daß er keinen Speer mehr hatte. Doch zückten jetzt beide ihre Schwerter und fochten ritterlich. Und endlich geriet dem Florens ein Streich, daß er dem König durch den Helm in die Hirnschale hieb und ihm sein Haupt zerspaltete, so daß er vor Ohnmacht vom Rosse fiel. Florens hielt sich nicht lange mit ihm auf, er war zufrieden seiner los zu sein, und tauschte nur des Königs gesundes Pferd gegen sein verwundetes ein; auf jenem rannte er so schnell er konnte, der Stadt Paris zu. Aber sein verwundetes Roß wollte ihn dennoch nicht verlassen und lief ihm unausgesetzt nach bis an die Thore.

Als die Heiden auf den Platz kamen, wo der König Alamphatin tot in seinem Blute lag, mochte vor dem großen Leide, das sie um ihn trugen, keiner mehr dem Florens nachrennen, denn er hatte ihnen einen großen Vorsprung abgewonnen. Sie nahmen den toten König und trugen ihn nach heidnischer Sitte unter lautem Wehklagen in das Lager. Dann meldeten sie dem Sultan alles, was mit dem Boten geschehen war, auch daß er auf des erschlagenen Königs Pferd davon geritten, das mehr Pfund Silbers wert sei, als es wiege. Der Sultan, wie er dies hörte, wurde ganz rasend, lief mit einem Prügel nach seinem Götzen, schlug ihm auf den Kopf vier harte Streiche und schrie: „O Du böser Gott Mahomeds, Du bist keines toten Hundes wert, daß Du den Schelm entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, hast erschlagen lassen!“ Und nun versammelte er alles Volk, that kund, wie viel

Schaden Florens angerichtet, und sprach: „Liebe Herren und gute Freunde, rüstet Euch alle zur Wehr; denn die Stadt Paris muß zerstört werden. Achtzigtausend Mann will ich davor schicken, und kommt der König Dagobert und sein Bote in meine Gewalt, so müssen sie eines grausamen Todes sterben.“

Die Jungfrau Marcebylla vernahm aus den Reden ihres Vaters, daß der König Alamphatin umgekommen und Florens kein Leid widerfahren sei; darüber freute sie sich und bat den Gott Mahomeds, daß er ihn schirmen möge.

Während nun die Heiden sich rüsteten, war Florens glücklich an das Stadtthor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwärter freundlich, schenkte ihm das verwundete Roß und sprach: „Es schadet nicht, daß es wund ist; es wird bald wieder heilen; dann ist es immer noch fünfzig Kronen wert.“ Der Thorwärter bog seine Knie und dankte ihm mit demütigen Worten. „So oft Ihr kommt, lieber Herr,“ sagte er, „soll Euch das Thor von mir willig aufgeschlossen werden!“ Und von Stund an verbreitete sich die Kunde in der Stadt, daß Florens wiedergekommen sei, darüber jung und alt höchlich erfreut waren. Florens aber ritt wieder durch die langen Gassen zurück bis an Dagoberts Palast und wurde von dem König so freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Der Sultan that, wie er geschworen hatte. Er schickte all sein Kriegsvolk vor Paris, es aufs härteste zu belagern. Die Heiden lagen auf drei Seiten vor der Stadt, sie hatten den Bauern alles Vieh weggenommen, die Dörfer verbrannt, die armen Leute totgeschlagen. Aber auch König Dagobert hatte alle seine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten, und Florens war der erste, der trefflich bewaffnet, auf des Königs Alamphatin Rosse sitzend, sich einstellte. So zogen die Franzosen mutig aus der Stadt und hatten zusammen einen Eid geschworen, daß keiner von des andern Seite weichen wolle. Und nun griffen sie die Heiden im Sturme an, und kein Christenfürst war, der nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Der mutigste Kämpfer war der König von Frankreich; alle Streiche, die er schlug, saßen fest, sei es auf Roß oder Mann. Auch Kaiser Oktavianus wollte nicht säumen, er rannte mit seinem Speer durch die Heiden hin und her, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Östreich, der König von Spanien und andere Fürsten brachten unzählige Feinde ums Leben. Aber keiner war über Florens; vor dem konnte kein feindlicher Held Stand halten, sie flohen, so wie er nur gegen sie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, sie schlugen sich noch so männlich um den Sieg, daß zuletzt der König Dagobert von ihnen umringt wurde. Manch harter Streich traf ihn; doch war sein Harnisch gut, und er selbst fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt wurde sein Roß unter ihm erstochen, und wie er auf der Erde war, schlug er noch wie ein Löwe um sich. Da wurde er müde und rief zuletzt in der Not: „Ach Gott und Du heiliger

Dionysius!“ Diesen Ruf hörte Florens, der nicht weit von dem Könige war. Er kannte des Königs Stimme und drang, so gut er vermochte, zu ihm, indem er eine lange Gasse vor sich her machte. Der erste, den er zu grunde stach, war der König von Persien. Dessen Roß nahm er, setzte den König von Frankreich darauf und sprach zu ihm: „Seid unerschrocken, Herr, wir wollen unsere Feinde bald dämpfen!“ Jetzt aber fing die Schlacht erst recht von neuem an, und auf beiden Seiten wurde viel Blut vergossen. Endlich aber hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, sondern fingen an zu fliehen, und Florens samt dem Kaiser Oktavianus und dem König von Spanien setzte ihnen nach auf zwei Meilen Weges, und auf der Flucht erstachen sie über fünftausend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halb tot vor der Stadt Paris; Äcker und Wiesen waren von Toten bedeckt, das Blut floß wie ein Bach. Am Ende waren der Heiden auf dreißigtausend erschlagen. Der König mit seinem Volke zog wieder ein in Paris und lobte Gott. Die Heiden aber flohen in das Lager von Dampmartin zu ihrem Sultan und klagten ihm, was geschehen. Da sprach der Sultan: „Bei unserm Gott, der Tod unsers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; seid zum Streite gerüstet; vierzigtausend tapfere Streiter vermag ich noch; die müssen zum zweitenmal die Stadt belagern!“ Dann rief er sieben Könige, die ihm übrig waren, und übergab ihnen dieses Heer. Auch schwur er, wenn er den Boten bekäme, so wolle er ihn durch vier starke Pferde in Stücke zerreißen lassen. Diese Drohungen hörte die Jungfrau Marcebylla wohl und betete heimlich zu ihrem Gotte, daß er den Ritter aus den Händen ihres Vaters reißen wolle. Aber zum Sultan sprach sie: „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, denn er hat mir den Riesenkönig umgebracht! Darum, Vater, wenn Ihr meinem Rate folgen wollet, ich glaube, ich wollte das Wagnis unternehmen, und ihn in Eure Gewalt bringen.“ — „Wie sollte das möglich sein, liebe Tochter?“ fragte der Sultan. — „Ich will es Euch sagen,“ erwiderte die Jungfrau. „Mit meinen Gespielinnen samt Zelten und Rüstung will ich mit den sieben Königen zu Felde ziehen; auf der grünen Matte vor der Stadt Paris, am Gestade des Seineflusses, will ich mein Lager aufschlagen. Sobald der Schändliche meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann sollen ihn meine Ritter in Stücke reißen und sein Haupt Euch zum Geschenke bringen.“ — „Wohl geredet, schöne Tochter,“ sprach der Sultan, „Eurem Rate soll in allen Stücken gefolgt werden.

So zogen die Heiden noch einmal mit vierzigtausend Mann vor die Stadt Paris. Sie schrien und heulten, daß die ganze Gegend zitterte. Aber in der Stadt war man auch gefaßt, alles lief auf die Mauern, schoß Pfeile und warf Steine auf die heranstürmenden Heiden. Am Gestade des Seinewassers war Marcebylla gelagert und schärfte ihren Blick auf Florens. Dieser

wußte gar nichts von ihr; er war zu Hause, rüstete sich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler ihm vertrauter Ritter zu ihm und sprach: „Wisset, edler Ritter Florens, die Jungfrau, die Euch so wohl gefällt und Euch so hold ist, hat ihr Lager samt ihren Jungfrauen am Gestade des Stromes errichtet.“ Florens wurde von Liebe entzündet, als er dieses hörte, und sprach: „Morgen erhaltet Ihr eine Rüstung für diese Nachricht zum Lohn, lieber Ritter!“ und so entließ er ihn. Am andern Tage ließ Florens den Ritter waffnen und rüstete sich selbst. Unverweilt machten sie sich auf den Weg nach der Seine. Da sah Florens von weitem seine geliebte Marcebylla; und auch sie erkannte ihren Ritter von ferne, denn um den Helm trug er den Ärmel geknüpft, den er ihr einst abgenommen hatte. Blut und Farbe verließen sie bei diesem Anblick, und ihre Jungfrauen fragten sie ängstlich, was ihr wäre? da gestand sie ihnen die Ursache abermals. Ihre Gespielinnen riefen einstimmig: „Wir wollen Euch nicht verraten; rufet ihn nur getrost herbei; wir alle sind so gesinnt, daß wir Leib und Leben für Euch lassen wollen! Darum seid guter Dinge: seid Ihr noch in des Ritters Huld, so wird er von selbst herankommen; ist aber Eure Liebe in ihm verblichen, so hilft all Euer Trauren nicht dazu.“

Lange bedachte sich die Jungfrau Marcebylla, endlich aber sandte sie dem edeln Florens eine Freundin entgegen, die ihn von ihrer Nähe benachrichtigen sollte. Als Florens die Botin nur von weitem erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr. Mit Helm und Harnisch angethan, sprang er zu Roß in den Seinefluß, durchschwamm ihn und war bald auf der andern Seite des Wassers, wo der Jungfrauen Zelte standen. Hier ging Marcebylla am Gestade auf und ab wandeln; sobald sie ihren Geliebten sah, begrüßte sie ihn mit holdseliger Gebärde und sprach: „Gelobt sei mein Gott, daß er Euch zu mir hieher geführt hat! Welche Gefahr habt Ihr ausgestanden! Den Wellen habt Ihr mir zu Liebe getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau,“ erwiderte Florens, „die Liebe zu Euch hat mich über das Wasser getragen; wenn Euer Angesicht mich bescheint, kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter,“ sprach Marcebylla, „wie große Schmerzen habe ich um unserer Liebe willen erduldet; jetzt aber, wo Euer Licht mir leuchtet, bin ich gesund geworden.“ Darauf nahm die Jungfrau den Ritter an der Hand und führte ihn in ihr eigenes Zelt; hier löste er Helm und Harnisch, umfing die Jungfrau und gab ihr einen Kuß um den andern. Da schwur sie dem Gott Mahomed ab und der Ritter bekehrte sie zum wahren Glauben, auch mußte er ihr versprechen, sie von hinnen zu bringen. Darauf sagte Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich Euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache. Alsdann könnt Ihr selbst mir auch nicht entgehen.“ — „Geliebter Ritter Florens,“ sprach Marcebylla, „kein Mensch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte denn von seinem guten Rosse Pontifex verlassen werden, das er nicht um die halbe Welt gäbe; dieses ist

schnell wie der Wind, und so stark, daß darauf zwei Reiter im vollen Harnische auf einmal in den Streit reiten und sich wehren können. Es läuft so geschwind mit ihnen, als ob es nichts auf sich trüge. Durch das Wasser schwimmt es, wie ein Fisch durchs Meer; seines gleichen ist nie gesehen worden." Florens ward von Verlangen nach dem Roß entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifex?" — „Es ist ganz weiß," erwiderte die Jungfrau, „den Kopf trägt es allezeit aufrecht wie ein Löwe, mitten auf seiner Stirne aber hat es ein scharfes spitzes Horn, wie ein Scheermesser so scharf: was es damit trifft, das muß alles zu grunde gehen."

Nun war fast eine Stunde vergangen mit beider Gespräch, und Florens sagte: „Die Zeit ist hie, Geliebte, daß ich von Euch scheiden muß. Aber mich verlangt zu wissen, wann ich Euch nach Paris bringen darf." — „Ich will Euch eine List angeben," sprach Marcebylla, „vielleicht dient sie, mich fort zu schaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anstehen kann, und wenn sich nun alles Volk im Kampfe vermischt, dann verlieret Euch, wenn Ihr meinen Vater am ernstlichsten kämpfen sehet, aus dem Streite und begebet Euch so, daß ja niemand es merke, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unsere Liebe, aber er glaubt nicht daran, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er sie gewiß inne: glaubet mir, vierundfünfzigtausend Mann würden ihm nicht zu viel sein, mich zu hüten. Gebet also wohl acht, daß Ihr von niemand gesehen werdet. Ehe Ihr aber in die Schlacht reitet, bestellt ein Schiff, und sobald die Schlacht anfängt, soll der Fährmann nicht säumen, das Schiff zu mir herauf zu führen; dorthin will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen lassen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit Euch mich auf das Schiff setzen, und so wollen wir nach Paris fahren. Dies ist das Mittel, wie Ihr mich hinwegbringen könnet." Florens freute sich über den sinnreichen Einfall seiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden," rief er, „ich will ihm nachkommen!" Und so drückten sie Lippe an Lippe und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an, und befahl seine Jungfrau in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O Du Leben meines jungen Lebens," antwortete ihm Marcebylla, „ich weiß nicht, wann ich Dich wieder sehen werde, aber laß mein Herz in dem Deinen beschlossen sein. Keinem Manne will ich unterthänig sein, als Dir!"

So schied Florens, schwamm wieder über das Wasser und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war und seiner wartete. Kaum waren sie zusammengekommen, als Florens einen Türken dahertraben sah, der unter großem Geschrei begehrte, mit ihm zu kämpfen. Florens war nicht säumig; er legte den Speer ein und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein entzwei brach. „Geschwind," sprach Florens zu seinem Begleiter,

„setzet Euch auf des Heiden Pferd; es ist viel stärker als das Eure; so kommen wir schneller davon.“ Aber kaum war dies geschehen, so sahen sich die beiden von einer wilden Heidenschar umgeben. Doch schlugen sie sich ritterlich mit ihren scharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erstach auch der andre Ritter den Admiral von Persien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde sank, auf die Erde fiel. Und so schlugen sie sich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem König Dagobert aber war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beschickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, saget an, was macht die Jungfrau Marcebylla? Wahrlich, Ihr traget eine große Gunst zu ihr, daß Euch das Seinewasser nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet Ihr, däucht mir, noch manchen Heiden darnieder strecken!“ Da sprach Florens mit lachendem Munde: „Ja, es möchte so geschehen, mein Herr und König! denn meine Hoffnung auf Erden stehet allein zu ihr!“ Und nun beurlaubte sich Florens mit gebogenem Knie von dem König Dagobert, und ritt zu seinem Pflegevater Klemens. Diesem erzählte er als ein gutes Kind alles, was sich begeben hatte, und verschwieg ihm seine Liebe zu Marcebylla nicht, und wie er sie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köstlichen Pferde, Pontifex genannt. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Klemens. — „Es ist ganz weiß wie ein Schwan,“ sagte Florens, „und an der Stirn hat es ein langes Horn, scharf wie ein Schermesser.“ — „Um Gott,“ sprach Klemens, „da ist es wohl ungezäumt und furchtbar anzufassen? doch getraue ich mich, seiner Meister zu werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Klemens ließ sich von seinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe gewesen. Er warf den Mantel zur Hälfte über sich und machte sein Angesicht mit einer Salbe schwarz wie eine Kohle; einen kohlschwarzen langen Bart hatte er schon vorher. So entstellt sah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer es sah, dem kam das Lachen. Darnach nahm Klemens seinen Pilgerstab in die Hand und sprach zu Florens und zu seiner Hausfrau: „Nun gehabt Euch wohl miteinander; ich will nicht wiederkehren, ich habe denn das köstliche Roß Pontifex gewonnen!“ Das ganze Hausgesinde hatte seine Freude darüber, daß der alte Mann noch so leichtsinnig war. Doch glaubten sie nicht, daß es ihm geraten würde. Und so hinkte er davon.

Es dauerte nicht lange, so kam der alte Klemens unter die Heiden und er grüßte jeden, dem er begegnete, treuherzig bei dem Gotte Mahomeds. Klemens verstand nämlich die heidnische Sprache ganz gut, weil er lang über Meer gewesen war; und die Heiden dankten ihm wieder bei Mahomeds Gott, denn sie dachten, er sei ein heidnischer Pilgersmann.

So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan sein Lager hatte. Er aber hatte zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden

wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er seinen Hut demütiglich ab, grüßte ihn und sprach: „Der Gott Mahomeds, welcher Tag und Nacht geschaffen hat und den Bäumen und allen Kräutern Blüte giebt, wolle den großmütigen Sultan von Babylonien segnen! Großmütiger König, um Eurer Majestät willen bin ich diesen weiten Weg gereist und mit großer Mühe in Euer Lager aus der fernen Heimat gekommen, etwas zu schaffen, das meinem Herrn angenehm wäre." Der Sultan dankte dem alten Klemens und sprach: „Sag' an, mein Pilger, wie lebt man in unserm Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Riesenkönig; darüber werde ich noch zornig! Aber es soll gerächt werden, bei Mahomed! Nun sprich, Pilger, was bringst Du neues?" — „Allergnädigster Herr," sagte Klemens, „ich will es Euch nicht vorenthalten: als ich aus unsrem Lande zog, betete jedermann zum Gotte Mahomeds, daß er es Euch nicht mißlingen lassen möge, sondern Euch Macht gebe, Frankreich zu verderben und Euch glücklich wieder heimbringe." Der Sultan sprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich sei denn zuvor verloren. Aber sage mir, Pilger, was ist Deine Hantierung?" Klemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meister über alle Pferde; kein Pferd ist so groß oder wild, von dem ich nicht sagen könnte, wie alt es ist, und wie lang es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu sitzen käme; aber sobald ich darauf sitze, so kann ich es Euch sagen." — „Du bist wahrlich ein geschickter Meister," sagte der Sultan darauf, „und ich freue mich Deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir sehr lieb ist; das sollst Du mir besehen, denn es giebt seines gleichen nicht auf Erden." — „Großmächtiger König," sagte Klemens, „so gewiß ich Euch täglich gehorsam bin, so gewiß will ich Euch die Wahrheit über des Rosses Leben sagen, sobald ich auf seinem Rücken sitze."

Jetzt gebot der Sultan, daß man eilig sein Pferd vor ihn bringen sollte; dieses war mit zwei silbernen Ketten angelegt und mit einem Zaum von schönem roten Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber und silberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köstlich mit Gold eingelegt und mit manchem edeln Stein besetzt. So wurde das Roß Pontifex vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Lust betrachtet. Als Klemens das Roß ansah, ward er im Herzen betrübt; besonders das spitzige Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzusehen. Da kehrte sich Klemens um, neigte sein Haupt und den Pilgerstab und rief den wahren Gott ernstlich an, daß er ihm sein Vorhaben gelingen lassen möge. „Nun, alter Vater," sprach der Sultan vergnügt, „wie gefällt Dir das Pferd? Sage mir etwas von seiner Art und Tugend!" — „Ja, Herr Sultan," sagte Klemens, „sobald ich darauf sitze; eher kann ich es nicht anzeigen!" — Der Sultan sprach: „Nun, so lege Sporen an, und man sattle Dir das Roß!"

So wurde das Pferd Pontifex gesattelt, die Steigbügel sorgfältig umgehängt, und das Tier in seiner köstlichen Ausrüstung vor den Sultan geführt. Je länger dieser das Pferd ansah, desto größere Freude hatte er daran und sagte zu seinen Fürsten: „Habt Ihr auch Euer Lebtage so ein schönes und starkes Tier gesehen? Es ist wohl wert, daß es der Alte beschaue!" Und nun befahl er dem Klemens aufzusitzen. Dieser warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte sich die Sporen an und wollte, seinen Pilgerstab in der Hand, das Roß besteigen; dieses aber stellte sich sehr ungebärdig, als es einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen sollte; es schlug ihn mit den Hinterfüßen so hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts gestreckt ward. Da hätte einer den Sultan und sein Volk sollen lachen sehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er nun wieder auf seinen Füßen stand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit seinem Stab, nahm es am Zaum und führte es so lang im Kreise um, bis es ihm gelang, sich hinaufzuschwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum fest in den Händen hielt, sprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürsichtiger Sultan von Babylon, Euch sei mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifex geschenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächsten Weg nach Paris reiten!"

Mit diesen Worten gab Klemens dem Roß beide Sporen; da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erst merkte der Sultan, daß er schmählich um sein Pferd betrogen sei, und fiel vor Zorn und Schrecken wie tot zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, versprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm viele nach, aber es war vergebens: ehe sie auf die Pferde kamen, war Klemens weit davon und pries seinen Gott, daß er ihm so glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen sie ihm aber näher, und er sah von weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um so mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verschlossen gewesen wäre. Nun waren die Heiden so nahe, daß er schon ihre Flüche vernehmen konnte. Klemens schrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn Ihr mich nicht gleich einlasset, muß ich sterben!" Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, seines Vaters Stimme, und ließ ihm das Thor öffnen. Nun schlüpfte er hinein, aber die Türken waren so nahe, daß sie ihn um ein kleines noch erwischt hätten. Das Thor aber ward hinter ihm zugeschlossen; Klemens ritt vor seinen Sohn, stieg ab und sprach: „Hier ist das köstliche Roß, das meine Kunst dem Sultan abgewonnen; Dir sei es geschenkt, mein Sohn Florens!" Darüber verwunderte sich Florens und dankte seinem Vater von Herzen. Er schwang sich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuschauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiser Oktavianus kamen auch herbei und hatten ihre

Lust an dem Rosse Pontifex. Als Florens sah, daß dem Könige das Pferd besonders in die Augen leuchtete, stieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geschenk zu. Dafür schenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrschaften mit schönen Schlössern in seinem Lande, und Klemens ging auch nicht leer aus für seine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Fest gehalten; aber der Sultan zerschlug seinen Götzen im Grimm und beschloß, Paris zum drittenmal zu belagern.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte stand ein Adler vom feinsten Gold, seinen Schnabel der Stadt Paris zugekehrt, als wollte der Sultan damit ihre Zerstörung andeuten. Auch diesmal rüsteten sich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zwölftausend Heiden zogen mit Äxten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterschaft und Volk in Paris waren wohl gerüstet, und das Thor that sich auf, das Christenheer hinaus zu lassen. Das erste, was der Sultan erblickte, war sein gutes Roß Pontifex, auf dem der König Dagobert vor allem Volke ritt. Darüber kam er vor Wut fast von Sinnen und rannte mit solchem Grimm auf den König ein, daß er ihn fast durchbohrte. Doch führte Gott den guten König; denn das Speereisen haftete nicht auf seinem Harnisch, so daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert seinen Speer ein und rannte gegen den Sultan mit solcher Stärke, daß dieser wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß diesen mit seinem scharfen Horne so schwer, daß er von seinem Pferde herab und zu Boden sank. Dagobert zog sein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abschlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hilfe, wehrten die Streiche von ihm ab und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erst recht allgemein.

Da gedachte Florens an Marcebyllas Rat, schlich sich, nachdem er aufs tapferste gestritten, heimlich aus der Schlachtordnung und begab sich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich bestelltes Schiff seiner wartete, so daß er bald zu der Geliebten kam, welche sein sehnlich harrte. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürstin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebylla samt allen ihren Jungfrauen säumten nicht lange, sondern traten auf das Schiff und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig saßen die zwei bei einander und eines erzählte dem andern die Schmerzen, die sie erduldet hatten, bis sie zusammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im christlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen und es fuhren die Schiffsleute eilig, so daß sie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens seine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus seines Vaters Klemens, und bestellte zwanzig Ed[illegible] die ihrer warten sollten; dann führte er sie

in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebylla aber befahl ihn mit großem Seufzen dem wahren allmächtigen Gott, denn von Mahomeds Gott wollte sie nichts mehr hören.

Florens ritt indessen mit großen Freuden wieder in die Schlacht und war leichten Sinnes, als einer, der seine Beute schon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan gesessen, als Florens die Botschaft ausrichtete; den rannte er mit samt seinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er sich immer tiefer in die Haufen und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter sie kam und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert und kam ihm zu Hilfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiser Oktavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaisers prallte an dem Harnisch des Sultans ab, und dieser schrie seinem Heidenvolk zu: „Wird der schändliche Verräter nicht von Euch gefangen, so bin ich Euch nimmermehr günstig!“ Nun schlugen alle Heiden auf den Kaiser zu und sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen; da wurde er erst traurig; dennoch wollte er sich nicht gefangen geben, sondern brachte noch manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er sich nicht länger mehr wehren; sein Helm war zerschlagen, sein Leib verwundet, und all sein Volk war ferne von ihm. Nur Florens ersah des Kaisers Not im wüsten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn nicht, auch fehlte keiner seiner Streiche. Als die Heiden den Schaden empfanden, da wollte jeder den Todesstreich auf Florens führen; sein Roß ward unter ihm erstochen, so daß er auf die Erde fiel. Doch erhob er sich bald wieder und focht wie ein grimmiger Löwe.

Zuletzt aber wurden sie doch müde und mußten sich beide, der Kaiser und Florens, den Heiden gefangen geben, und so wurden die zwei vor den Sultan geführt und seiner Gewalt überantwortet. Der grimmige Heide gebot sie hart zu binden und abzuführen in sein Gezelt. Florens war sehr betrübt; er dachte nur an die schöne Marcebylla, und wiewohl er sich des Lebens ganz verzieh, so betete er doch heimlich zu Gott um Errettung. Ebenso that auch der Kaiser Oktavianus. Die Heiden aber schnürten sie so fest, daß die Stricke hart in das Fleisch gingen. So kamen sie in Banden zu des Sultans Zelt.

Vergebens suchte der König Dagobert in der Schlacht nach seinen beiden Freunden; niemand wußte von ihnen zu sagen. Da ward er traurig und ergrimmt und schwur die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen einen Christen, so daß die Franzosen immer härter ins Gedränge kamen und es nahe an der Flucht war. Dagobert stellte sich an die Spitze der Seinigen; die Krone Frankreichs funkelte auf seinem Haupt und er betete und schrie gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die Krone Frankreichs, daß sie nicht vertilget werde!“ In dieser Not sandte Gott den Christen eine wunderbare Hilfe. Denn er stellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, als wenn bei Montmartre in das Lager der Christen ein fremdes Volk den Franzosen zu

Hilfe gekommen wäre, alle mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwanzig tausend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, sei unverzagt, die weißen Ritter werden Dir zur Hilfe kommen.“ Jetzt faßte sich Dagobert wieder ein Herz, und rief den Seinen zu, sie sollten tapfer auf die Heiden schlagen, damit sie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott gesandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieser neuen Heerscharen verwirrte deren Reihen, daß sie sich in Unordnung zusammendrängten und an zweitausend von den Heiden erschlagen wurden. Dieser Streit gefiel dem Sultan nicht wohl; „verwünscht sei die Stunde,“ sagte er zu seinem Volke, „wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da schlugen die Franzosen unter sie, daß Äcker und Matten mit Leichnamen bedeckt wurden und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht gesehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Tochter Marcebylla gen Paris geführt worden sei. Da brach er in ein lautes Jammergeschrei aus. Und als er in sein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor seinen Götzen, der da stand, herrlich mit Gold und Silber geschmückt, hieb ihm alsogleich das Haupt ab und steckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geschah, oder um es vor den verfolgenden Christen zu retten. Zugleich sprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich not thun, daß wir uns bald von hinnen machen; sehet zu, daß die zwei gefangenen Bösewichter wohl verwahrt seien, führet sie über das Meer mit in unser Land. Kein Silber und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nähme ich für sie. Vier Pferde sollen sie unter den Galgen schleifen, dort will ich sie selbst in Stücke hauen.“ Oktavianus und Florens wurden bald inne, was man mit ihnen vor habe. Schimpflich mit Seilen und Stricken gebunden wurden sie von dem fliehenden Heere der Heiden hinweggeführt. Bei Dagobert und seinen Scharen war laute Klage um sie, denn niemand wußte, wo sie hingekommen waren.

Nun lassen wir Florens, seine wunderbaren Thaten und mannigfaltigen Geschicke ruhen und kehren uns zu seinem Bruder Lion und der Kaiserin, seiner Mutter. Als diese zu Jerusalem bei dem redlichen Edelmann Herberge machte, nahm derselbe sich des kleinen Kindes an und erzog es ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und stark und war schön und wohlgezogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorsam; darum ward er von jedermann gepriesen.

Es geschah aber um diese Zeit, daß der türkische Kaiser wider den König *von* Akron Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der *junge Fürst Lion an* den Hof dieses Königs und begehrte in seine Dienste zu

treten. Der schöne und starke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen und erhielt einen guten Harnisch samt voller Rüstung zum Geschenke. Lion war ein Christ, denn die Kaiserin hatte ihn zu Jerusalem taufen und seinen Namen nach der treuen Löwin, die immer ihre Hausgenossin war, nennen lassen. Auch wich die Löwin von dem Knaben nimmer, und so zog sie auch mit ihm in diesen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zusammen kamen, schlugen sie sich ritterlich. Lion focht mitten unter den Heiden, und seine Löwin half ihm streiten; er erschlug, sie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu sagen, flohen die Feinde. Der türkische Kaiser wurde gefangen, und ihm das Haupt abgeschlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Lion mit angesehen hatte, ließ ihn rufen und fragte nach seiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige, was er von seiner Mutter gehört hatte. Sogleich wurde nach der Mutter gesandt, welche bald vor des Königs Angesicht erschien. Da sprach der König zu ihr: „Würdige Frau, ists Euch nicht zuwider, so sagt mir, von welchem Geschlecht ihr seid." Da sprach die Kaiserin: „Herr König, mein Gemahl ist Oktavianus, der Kaiser von Rom." Und damit erzählte sie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geschick. Als der König dieses vernahm, ward er erstaunt und betrübt und sprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! Ihr habt unrecht gethan, daß Ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wissen zu thun. Gewiß, ich hätte Euch nicht so lang im Elende gelassen. Nun aber seid fröhlich; was ich habe und vermag, das will ich mit Euch teilen!" Die Kaiserin dankte dem Könige von Herzen, und während sie mit einander redeten, kam Lion zu dem Könige und sprach zu ihm: Unüberwindlicher Herrscher, meine Bitte an Euch lautet, daß Ihr Euch meiner erbarmen und mich aus Euren Diensten entlassen wollet. Ihr wisset durch mich und meine Mutter, wie unschuldig ich enterbt worden bin. Darum ist mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er ist ein Freund des Kaisers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er seinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und Ehre wieder einzusetzen." Der König antwortete dem Jünglinge Lion: „Eure Bitte ist ganz billig und soll Euch gewährt werden, schon um der großen Hilfe willen, die Ihr mir gegen die Türken geleistet habt. Deswegen sollt Ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geschenk erhalten und tausend gewappnete und wohlgerüstete Ritter, die Ihr von dem Gelde ernähren möget."

Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten sich mit ihren Rittern auf, zogen durch das Land und fuhren über das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Diesen grüßte der Jüngling Lion und sprach: „Lieber Freund, zürnet nicht; ich muß Euch eins fragen. Aus Eurer Kleidung ersehe ich, daß Ihr aus Frankreich gebürtig seid." Der Ritter antwortete: „Wahrlich, Ihr habt recht.

gesehen. Es sind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem Könige war." Als Lion dies hörte, fragte er ihn, „ob der König Dagobert zu Paris Hof halte, wie es ihm gehe, ob er frisch und gesund sei." Der Ritter sah den Lion an und sprach: „Fürwahr, Herr, ich glaube, Ihr spottet mein mit Eurer Frage! Wißt Ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich eingefallen sind und fast das ganze Land verwüstet haben? Obgleich große Fürsten und Herren dem Könige zu Hilfe kamen, so konnten sie den Heiden doch nicht genug widerstehen, denn sie waren mehr als zweimalmalhunderttausend Mann stark. Ich glaube deswegen, eine gute Belohnung könnte Euch nicht fehlen, wenn Ihr dem bedrängten Könige mit Euren Reisigen zu Hilfe ziehen wolltet, denn alle seine Bundesgenossen müssen vor den Heiden weichen." Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Ritter für seine Nachricht, und Lion sprach zu seinen Rittern: „Seid wohlgemut, liebe Freunde, das Glück trifft uns, daß wir in den Sold des Königs von Frankreich kommen!" Und zu seiner Mutter: „Seid fröhlich, liebe Frau Mutter, in kurzer Zeit sollt Ihr zu Rom als gewaltige Kaiserin gekrönt werden."

Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kaiserin von ferne eine große Staubwolke sich erheben sah, wie sie von Kriegsleuten und Rossen kommt. „Liebe Freunde," sprach sie zu ihrem Sohne und seinen Rittern, „das dürften wohl die Heiden sein, von denen uns gesagt ist, daß sie das ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns schnell eine Schlachtordnung bilden, damit Ihr, wenn es von nöten ist, ritterlich wider sie streiten möget." Dies thaten die Ritter, und noch waren sie nicht weit geritten, als sie auf viele tausend Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße stießen. Unter ihnen befand sich auch der Sultan; er war mit seinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor Paris, auf der Flucht und im Begriffe nach Babylon zurück zu kehren. Auch führten sie zwei Gefangene hart gebunden mit sich, der eine war der Kaiser Oktavianus, der andere der Ritter Florens; sie waren wie Jagdhunde mit Stricken zusammen geknebelt und wurden schimpflich mit Prügeln getrieben. Beide sprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle Deiner pflegen; denn Du und wir werden einander nimmer sehen; aber doch sei Gott gelobt, daß die Heiden von uns Christen überwunden sind!" Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen seiner Tochter Marcebylla, die von den Franzosen nach Paris entführt worden war.

Inzwischen rückte Lion mit seinen Rittern so nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und sah, daß sie auf der Flucht und noch ganz müde und atemlos waren. Auch gewahrte er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber so traurig aussah, nicht als ob er von einem Schmause aus Frankreich käme. Darum sprach Lion zu den Seinigen: „Seid unerschrocken! Es sind die Heiden, die gegen das Christenblut toben! Seht, dort führen sie zwei vornehme Gefangene: die

werden hart von ihnen geschlagen! Es sind Fürsten. Laßt sehen, was das alles ist!" Seine Genossen erklärten sich bereit, in allem seinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jüngling Lion war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu scharren, als wollte sie andeuten, daß sie bereit sei, zu kämpfen und unter den Heiden zu wüten. Davon gewann die ganze Ritterschaft ein fröhliches Herz. „Seid getrost," rief der Jüngling seiner Mutter zu, „wir wollen sie so empfangen, daß ihrer keiner am Leben bleibe, außer ihren zwei Gefangenen!" Mit diesen Worten führte er sie an einen sichern Platz, bis das Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit seinen Rittern unter die Heiden, die nichts dergleichen erwarteten, und erwürgte ihrer in kurzer Zeit die Hälfte. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gasse um sich und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als sie gar von einem Feinde wund geschlagen worden war, wurde sie noch viel grimmiger und stürzte so tief unter sie, daß sie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungestüm anfiel und zu Boden warf. Ja, sie hätte ihn in Stücke gerissen, wenn nicht Lion dazu gekommen wäre. Dieser merkte bald an seiner Tracht und Haltung, daß der Sultan ein Oberster der Heiden sei und wehrte der Wut des Tieres. Doch stellte er sich, als wollte er dem zu Boden liegenden das Haupt abschlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, sein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen versprach und am Ende gar seinen heidnischen Glauben abschwur. Darüber war Lion sehr erfreut und sagte ihm sein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden und so an einem Strick vor die Kaiserin geführt. Inzwischen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt.

Die Schlacht war vorüber und alle ruhten vom heißen Kampfe aus. Da trat Lion zu den beiden Gefangenen, dem Kaiser und Florens, und sprach: „Liebe Herren, sagt mir die Wahrheit, von wannen Ihr stammt; denn ich bins, der Euch erlösen will." — Der erfreute Oktavianus erwiderte: „Wir wollen Euch die Wahrheit nicht verhehlen, werter Ritter: ich bin der römische Kaiser und werde Oktavianus genannt, und dieser mein Genosse hier heißt Florens und ist wahrlich ein rechter Held. Wir sind von den Heiden während der Schlacht gefangen worden, und jetzt wollen wir gern Eure Gefangenen sein und ganz nach Eurem Willen thun. Aber, wenn es Euch gefällt, so überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankreich; der wird Euch so begaben, daß Ihr nimmermehr in Armut kommen möget." Als der Jüngling Lion diese Rede hörte, konnte er vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkannte in dem Redenden seinen leiblichen Vater, obwohl er ihn in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Darum lobte er Gott, daß er ihn auf diese Weise seinen Vater hatte fangen lassen, und fragte den Kaiser: „Mein lieber Herr! saget mir, habt Ihr jemals eine Gemahlin gehabt?" — „Ja, lieber

Freund," erwiderte Oktavianus, „von ihretwegen bin ich der allertraurigste Mensch auf Erden. Ich glaube gewiß, daß alles Übel und alle Schande, die ich bis auf diesen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld ist, weil ich an meiner unschuldigen Gemahlin so freventlich gehandelt habe." — „Was habt Ihr denn Unbilliges an ihr gethan," fragte Lion, als wüßte er von nichts. — „Ach," erwiderte der Kaiser, „die Frau war fromm gegen mich und jedermann, und ich hatte sie auch lieb. Aber durch eine große Verräterei, welche gegen sie erdacht wurde, habe ich sie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geschickt. Und die Bosheit kam von meiner Mutter her. Die Kaiserin hatte mir zwei Söhne geboren: da überredete mich meine Mutter, sie wären nicht meine Kinder; darum wollte ich Mutter und Söhne verbrennen lassen, und nur mit Mühe begnadigte ich sie. Aber wahrlich, es hat mich seitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an." So erzählte der Kaiser dem Jünglinge Lion alles Stück für Stück, was sich mit seiner Gemahlin begeben; da fragte dieser noch weiter: „Lieber Herr und Kaiser, wie heißt denn Euer Genosse?" — „Dieser," sprach Oktavianus, „wird Florens genannt, wie ich Euch schon gesagt habe; aber es ist wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer getroffen, die einander von Antlitz und Gebärde so ähnlich sehen, wie Ihr. Man sollte meinen, daß Ihr leibliche Brüder wäret!"

Kaum konnte sich Lion länger halten. „Herr Kaiser," sprach er, „wenn Eurer Majestät Gemahlin Euch vor die Augen gestellt würde, vermeintet Ihr, sie zu erkennen?" — „Fürwahr, sehr wohl," erwiderte der Kaiser; „aber, Gott erbarms, ich bin wohl sicher, daß ich sie nie mehr sehen werde." Da nahm Lion den Kaiser bei der Hand und sprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!" Und nun führte er sie dem Orte zu, wo er seine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiserin von ferne ihren Gemahl sah, erkannte sie ihn, und als sie ihn ansah, mußte sie vor Freuden weinen. Wie nun alle drei vor sie gekommen waren, sprach Lion zu dem Kaiser: „Lieber Herr! sehet diese Frau an, ob es nicht die sei, die Ihr, wie Ihr mir gesagt habt, aus Eurem Lande verbannt und verstoßen habet."

Oktavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald, empfing sie mit weinenden Augen und nahm sie in seinen Arm. Sie selbst fiel dem Kaiser, ihrem Herrn und lieben Gemahl, dessen sie so lange beraubt gewesen war, unter lautem Schluchzen um den Hals und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude sehen. Der Kaiser bat sie voll Scham um Verzeihung; er erzählte ihr alles, was sich mit seiner Mutter begeben, und sagte ihr feierlich zu, daß er in kurzem zu Rom ihr die Kaiserkrone auf das Haupt setzen wolle. Dann fragte der Kaiser die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Lion, der ihn gefangen und erlöst habe, ihr Sohn sei? „So wahr wir hier beisammen stehen, ist er Euer und mein Sohn," sagte sie, „Gott hat es gefügt, daß er ein so be-

herzter Mann geworden ist. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich sehr bekümmert; denn ihn habe ich elendiglich verloren!“ Der Kaiser fiel seinem Sohne Lion um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiserin aber sah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber, junger Ritter, sagt mir, von wannen seid Ihr? Denn wahrlich, Ihr und mein lieber Sohn Lion seid einander ganz ähnlich von Angesicht und Gebärden!“ Florens sprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieser sprach bald zu mir, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Meeresgestade gekauft.“ Die Kaiserin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn sein müsse; ihr Blut kam in heiße Regung, und sie sprach schnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich Euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich Eure Mutter und der Kaiser Euer Vater sei. Gott gebe, daß der Bürger von Paris Euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!“

Alle waren in großer Freude und Erwartung, und so rückte der ganze Heerhaufe, Kaiser Oktavianus und die Kaiserin, Florens und Lion samt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botschaft von der Erlösung des Kaisers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte sie für tot verloren gegeben. Auch Marcebylla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten und wußte nicht, wie sie vor Freuden sich gebärden sollte. Und bald darauf kamen alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edeln war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Dingen Marcebylla ihren Florens umhalsen und küssen; aber reden konnte sie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: „Ach Du Trost meines Lebens, sei willkommen; warum hast Du mich so lange verlassen?“ Florens aber sprach nichts, sondern küßte sie nur. Und nun ritten sie alle, Kaiser Oktavianus und seine Söhne Florens und Lion und die fromme Kaiserin mit dem ganzen Gefolge ein in Paris.

Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürsten Lion sogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geschah kein Leid. An einem und demselben Tage wurde er und seine Tochter Marcebylla durch den Bischof von Paris getauft und der edle Florens mit seiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geschichte meldet, daß sie mit keinem Worte je gegen einander gezürnt haben. Dem Sultan wies der König von Frankreich eine eigene Landschaft an, doch mußte er seine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Christenglaube machte ihn fromm und sanft, und durch seinen hohen Geist wurde er des Königs oberster Rat in allen wichtigen Dingen.

Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger Klemens, welcher den Florens so lange erzogen hatte. Dieser war gar wohlgemut, daß sein Pflegesohn wieder erlöst worden war. Und als König Dagobert die drei, den Kaiser Oktavianus, den Ritter Florens und den jungen Lion ernstlich ins Auge faßte, da konnte er nach langem Anschauen nicht mehr länger zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder seien und Oktavianus beider Brüder Vater. Daher rief er den guten Klemens nahe zu sich und sprach: „Klemens, höret mir zu, ich habe etwas mit Euch zu reden. Bei dem Eide, den Ihr mir als guter Unterthan zugeschworen habt, sagt mir, ist der Jüngling Eures Geschlechtes?“ Klemens erschrak vor dem Ernste des Königs und erzählte, wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Sobald die Kaiserin die Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn; er ist mir in dem wilden Walde gestohlen worden!“ — lief auf Florens zu und küßte ihn mit klopfendem Herzen. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte sich ihm und bezeigte ihm seine große Freude. Da sprach Kaiser Oktavianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu teil geworden ist. Darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ Aber Dagobert bat ernstlich, ihm doch seinen lieben Sohn Florens zu lassen, damit er ihn mit einer Landschaft in Frankreich begaben möge, so daß der Kaiser es nicht abschlagen konnte. Doch blieb die Reise wohl noch zehn Tage anstehen, während welcher der König mit seinen Großen allerlei Festbarkeiten anstellte. Am eilften Tage verließ der Kaiser die Stadt Paris, und der König, Florens und sämtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen ihren Kaiser köstlich, und als Oktavianus in seiner Stadt angekommen war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt, und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut.

Darnach fragte der Kaiser, wo seine Mutter sei. Das Hofgesinde sprach: „Eure Mutter ist vor langer Zeit gestorben, aber fast unchristlich. Vor ihrem Ende ist sie taub und wahnsinnig geworden, und wollte alle Leute lebendig auffressen. Zuletzt mußte man sie an eine starke Kette legen; so trug sie die Schuld ihrer Sünden, bis sie ihren Geist aufgab.“ Der Kaiser war froh, daß er seine Mutter nicht bestrafen mußte. Er wandte sich nun zu fröhlicherem Dinge, schlug seinen lieben Sohn Lion zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Da begab es sich, daß der König von Spanien ein Turnier ausschrieb an alle Könige und Fürstenhöfe, also daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, derselbe sich in der spanischen Stadt Valenzia einfinden sollte, da würde ein jeder seinesgleichen finden. Als

dies vor die Ohren des edlen Ritters Lion kam, säumte er nicht lange. Er gebot einigen seiner Ritter, sich auf das Turnier zu rüsten, erbat sich von seinem Vater die Erlaubnis zu reisen und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valenzia. Hier blieben sie acht Tage stille liegen und ruhten, bis alle Ritterschaft zusammengekommen. Dann ließ der König von Spanien einen schönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: „Wo ein Ritter wäre, der turnieren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Rosamunde selbst gewunden, der solle sich des andern Tages zu guter Zeit auf den Platz verfügen."

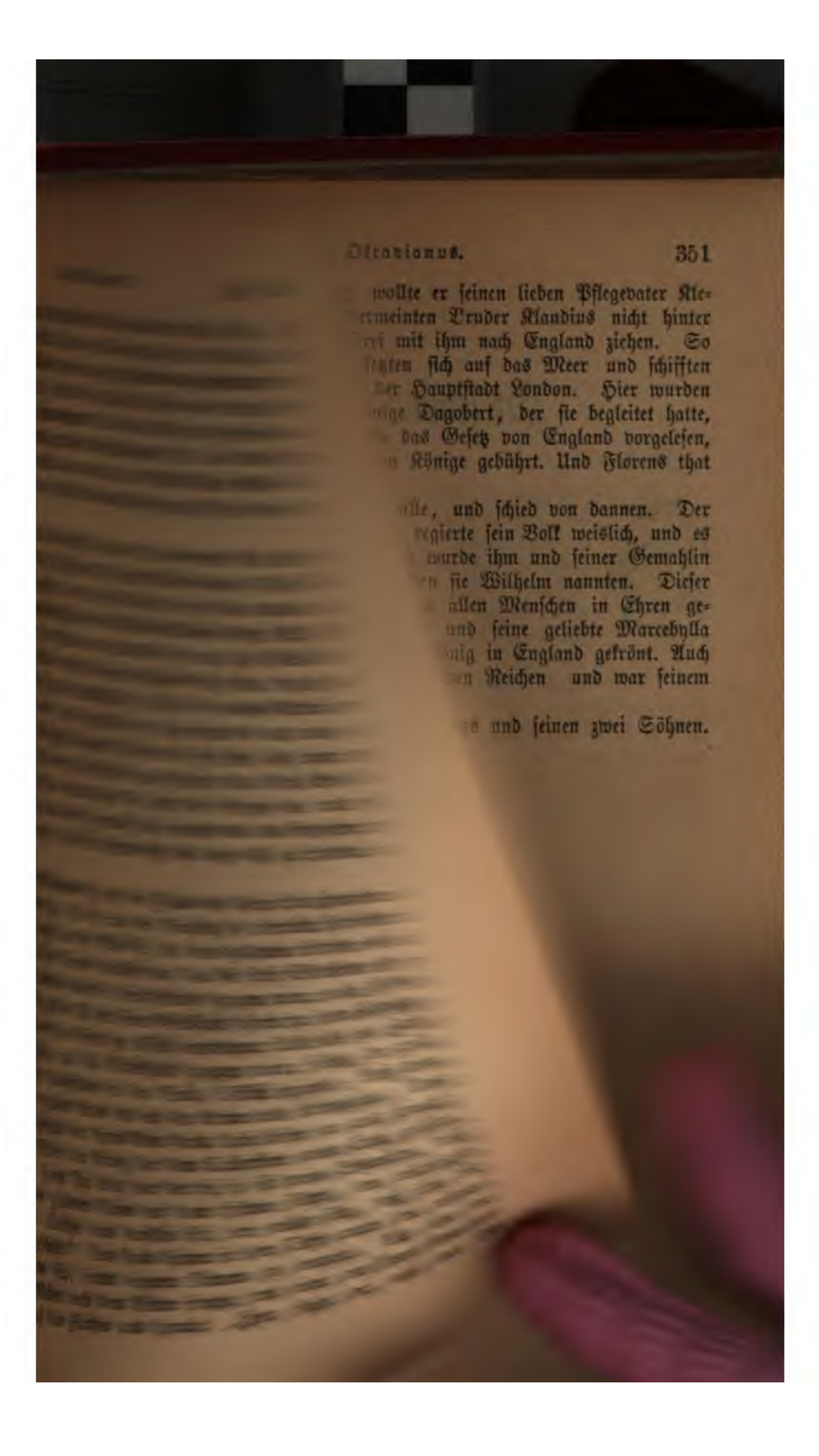
Als der Ritter Lion dieses hörte, konnte er kaum erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ sich schon vor Tag seine Rüstung bringen. Diese war gut und schön gefertigt: vorn auf der Brust war sie mit feinem arabischen Golde zusammengeschmelzt und mit viel köstlichen Edelsteinen besetzt. Auf seinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebst allen seinen Begleitern fertig war, begab er sich den nächsten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner so wohl gerüstet wie er, daher wurde er auch von allen Anwesenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zusammentreffen sollte, teilten sich die Ritter in zwei Haufen; aber Lions Begleiter trennten sich nicht von ihrem Herrn; sie legten ihre Lanzen ein und rannten allweg mit ihm, und das so gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Lion säumte nicht und warf alle zu Boden, die ihm vorkamen.

Die Königstochter Rosamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und schaute dem Kampfe zu. Wie sie nun den Jüngling so ritterlich streiten sah, hätte sie gern gewußt, wer der Ritter sei, der einen goldenen Löwen auf dem Helm hatte. Als das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewähret hatte, und jedermann wieder in seine Herberge gezogen war, auch Lion sich entwaffnet hatte, begab er sich mit seiner Gesellschaft sofort zu dem Könige von Spanien und wurde von diesem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war, zu Tische zu sitzen, und alle Ritterschaft zugegen war, siehe, da trat Rosamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köstlich geziert. Auf dem Haupte trug sie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als sie in dem Königssaale vor ihrem Vater stand, hub dieser an und sprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapfersten unter Euch gehört, ist hier vor Euch. Fragt Ihr aber, wer der sei, so ist mein Bedenken, daß der Ritter, der einen goldenen Löwen auf dem Helme führt, der würdigste sei, ihn zu tragen. Welcher nun derselbe ist, der melde sich, daß ihm die gebührende Ehre geschehe." Lion stand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern und scheute sich, seinen eigenen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernstlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Lions Genossen hervor, deutete auf den Fürsten und sprach: „Hier stehet der, nach dem Ihr

Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger
Florens so lange erzogen hatte. Dieser war gar wohlge
sohn wieder erlöst worden war. Und als König Dagob
Oktavianus, den Ritter Florens und den jungen Lion er
da konnte er nach langem Anschauen nicht mehr länger
Jünglinge Brüder seien und Oktavianus beider Brüder
den guten Klemens nahe zu sich und sprach: „Klemens, h
etwas mit Euch zu reden. Bei dem Eide, den Ihr mir
zugeschworen habt, sagt mir, ist der Jüngling Eures Ge
erschrak vor dem Ernste des Königs und erzählte, wie er
habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Soba
Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn;
wilden Walde gestohlen worden!“ — lief auf Florens zu
klopfendem Herzen. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahli
wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der Köni
nahte sich ihm und bezeigte ihm seine große Freude. Da sp
vianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir arme
geworden ist. Darum nehmet es nicht übel auf, lieber Kö
wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder na
Aber Dagobert bat ernstlich, ihm doch seinen lieben Sohn F
damit er ihn mit einer Landschaft in Frankreich begaben mö
Kaiser es nicht abschlagen konnte. Doch blieb die Reise wohl
anstehen, während welcher der König mit seinen Großen aller
anstellte. Am eilften Tage verließ der Kaiser die Stadt P
König, Florens und sämtliche Ritter gaben ihm das Geleite.
empfingen ihren Kaiser köstlich, und als Oktavianus in seiner Sta
war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt, un
Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut.

Darnach fragte der Kaiser, wo seine Mutter sei. Das Hofge
„Eure Mutter ist vor langer Zeit gestorben, aber fast unchristlich.
Ende ist sie taub und wahnsinnig geworden, und wollte alle Le
auffressen. Zuletzt mußte man sie an eine starke Kette legen; so
Schuld ihrer Sünden, bis sie ihren Geist aufgab.“ Der Kaiser
daß er seine Mutter nicht bestrafen mußte. Er wandte sich nun zu
Dinge, schlug seinen lieben Sohn Lion zum Ritter, und alles
große Freude.

Da begab es sich, daß der König von Spanien ein Turnier a
an alle Könige und Fürstenhöfe, also daß, wo ein tapferer Ritter wä
seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, derselbe sich in der sp
Stadt Valenzia einfinden sollte, da würde ein jeder seinesgleichen finden



wollte er seinen lieben Pflegevater Kle-
ermeinten Bruder Klaudius nicht hinter
mit ihm nach England ziehen. So
sich auf das Meer und schifften
Hauptstadt London. Hier wurden
Dagobert, der sie begleitet hatte,
das Gesetz von England vorgelesen,
Könige gebührt. Und Florens that

, und schied von dannen. Der
regierte sein Volk weislich, und es
wurde ihm und seiner Gemahlin
sie Wilhelm nannten. Dieser
allen Menschen in Ehren ge-
und seine geliebte Marcebylla
in England gekrönt. Auch
Reichen und war seinem

und seinen zwei Söhnen.

fraget." So mußte Lion hervortreten und sich dem Könige zeigen. Die schöne Rosamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte und setzte ihn dem Jüngling Lion mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieses Kränzlein möget Ihr wohl in Ehren tragen, denn Ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!" Lion dankte Ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu seinen Kampfgenossen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Rosamunde gesetzt. Die beiden vergaßen aber das Essen und vertrieben sich die ganze Zeit mit freundlichem Gespräche. Und unter ihren Worten entzündete sich das unauslöschliche Feuer der Liebe, so daß sie am Ende verstummten und keines mit dem andern mehr reden konnte, sondern daß sie nur Seufzer ausstießen. Der alte König von Spanien merkte dieses; er fragte deswegen heimlich, wer denn der Ritter Lion wäre? Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römischen Kaisers Oktavianus Sohn sei, verwunderte sich der König dessen und ward im Herzen sehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgestanden war, führte er seine Tochter Rosamunde und den Ritter Lion in seine Kammer und sprach zu diesem: „Lieber Herr und guter Freund; wir haben wohl vermerkt, daß Ihr und meine Tochter große Liebe zusammen traget. Wenn es Euch nun beliebt, so will ich Euch meine Tochter zum ehelichen Gemahl geben." Jener antwortete: Gnädigster Herr, ich bin allezeit bereit, Euren königlichen Willen zu thun, bevorab diesmal!" Auf solches zog der König seinen eigenen Ring von der Hand und verlobte Lion mit Rosamunde; und bald darauf wurde eine köstliche Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm, und mit seiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von seinem Vater, dem Kaiser, gar wohl empfangen wurde.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient und war nun schon ein Jahr darüber bei ihm, seitdem sein Vater wieder zu Rom hauste. Da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem Könige Dagobert, und beklagten sich, daß ihr König gestorben sei und keinen Erben hinterlassen hätte, der die Krone antreten könnte. Sie baten ihn mit Ernst, er möchte ihnen einen König wählen, der sie regiere und wider ihre Feinde beschirme. Darauf sprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, ich wüßte keinen auf Erden, der dies füglicher sein könnte, als Florens, ein Sohn des römischen Kaisers Oktavianus. Denn wenn nicht erstlich Gott, und dann er gewesen wäre, so wäre mein Land von den Ungläubigen erobert worden. Darum, liebe Herren, einen bessern Rat kann ich Euch nicht geben." Die englischen Fürsten waren dieses Rats sehr zufrieden, denn sie hatten von Florens, seinen Tugenden und männlichen Thaten schon vieles reden hören. Dagobert meldete seinem Freunde Florens die Sache, und dieser nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münster St. Denys geführt und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt.

Als er nun nach England zog, wollte er seinen lieben Pflegevater Klemens, dessen Hausfrau und seinen vermeinten Bruder Klaudius nicht hinter sich lassen, sondern sie mußten alle Drei mit ihm nach England ziehen. So saßen sie auf, zogen durch Brabant, setzten sich auf das Meer und schifften gen England; und bald waren sie in der Hauptstadt London. Hier wurden Florens und Marcebylla samt dem Könige Dagobert, der sie begleitet hatte, feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Gesetz von England vorgelesen, dasselbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt. Und Florens that einen willigen Schwur.

Darauf segnete König Dagobert sie alle, und schied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beistand, regierte sein Volk weislich, und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und seiner Gemahlin Marcebylla ein schöner Sohn beschert, welchen sie Wilhelm nannten. Dieser wuchs in allen Tugenden auf und wurde von allen Menschen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren starben Florens und seine geliebte Marcebylla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieser hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen und war seinem Volke sehr lieb.

Dies ist die Geschichte vom Kaiser Oktavianus und seinen zwei Söhnen.

Die schöne Melusina.

Zu Poitiers in Frankreich war ein Graf Namens Emmerich, ein gelehrter Herr, und besonders in der Wissenschaft des Himmelslaufes und zukünftiger Dinge vielerfahren. Derselbe war auch gar reich an Gütern und pflog großer Ergötzlichkeit mit Jagen. Er hatte nur einen Sohn und eine Tochter, die er beide inniglich liebte. Der Sohn hieß Bertram, die Tochter Blaniferte. Die letztere war eine sehr schöne und züchtige Jungfrau und in allem mit Tugend wohlgeziert. Nun gab es in dieser Landschaft überaus große Wälder, und namentlich fand sich in der Gegend, wo Graf Emmerich lebte, ein Holz, welches der Kürbisforst hieß. In diesem lebte zu der nämlichen Zeit ein berühmter Graf von gutem Geschlechte, aber arm an Habe und mit vielen Kindern gesegnet. Doch ersetzte er solchen Abgang an zeitlichen Gütern durch viele andere, seinem Stande wohlgeziemende Tugend, denn er war ein weiser, verständiger Herr von gar redlichem Gemüte, der mit seinem jährlichen Auskommen bescheiden und ohne Pracht haushielt und mit guter Zucht seiner Kinder pflegte, weswegen er denn auch von jedermann geehrt und wertgehalten wurde. Dieser Graf war auch aus dem Geschlecht derer von Poitiers, führte in seinem Wappen gleichen Schild und Helm wie jener und war mithin dessen leiblicher Vetter.

Der Graf Emmerich von Poitiers nun erwog bei sich, daß sein Vetter, der Graf von dem Forste, sehr arm und mit vielen Kindern beladen sei; er dachte deswegen darauf, ihn teilweise zu erleichtern und ihm unter die Arme zu greifen, damit er seine zeitliche Nahrung besser haben und seine Kinder dereinst standesmäßiger aussteuern könnte. Es fügte sich darauf, daß der reiche Graf von Poitiers in seiner Residenz einst ein großes Banket zurichtete und seinen Vetter, den armen Grafen von dem Forst, dazu berufen ließ. Dieser fand sich zu der Festlichkeit mit samt seinen drei Söhnen, welches junge, wohlgezogene Herren waren, mit aller Höflichkeit ein. Hier wurde ihnen alle nur ersinnliche Ehre und Freundlichkeit erwiesen; da erhub sich in dem Herzen des Grafen Emmerich eine solche Flamme der Liebe und Zuneigung gegen diese drei Jünglinge, am allermeisten aber gegen den jüngsten, welcher Raimund hieß, daß er sich nicht länger mehr bergen konnte, sondern dieses Gefühl seinem Vetter, dem Grafen von dem Forst, eröffnete mit der herzfreundlichen

Anrede: „Lieber Vetter, ich sehe wohl, daß Ihr mit Kindern sehr überhäuft seid. Darum ist mein Wunsch, Ihr wollet geruhen, mir einen Eurer Söhne an Kindesstatt zu überlassen, welcher zu allem Gutem erzogen und wohl versorgt werden soll.“ Der redliche alte Herr stellte ihm auf ein so geneigtes Anerbieten frei, welchen von den dreien er sich auswählen wollte. Also erbat sich Graf Emmerich den jüngsten, Raimund, der ihm am allerbesten gefiel. Dafür bedankte sich der Graf vom Forste aus ganzem Gemüt und übergab ihm den schönen, jungen, wohlgestalteten Herrn, seinen jüngsten Sohn mit höchstem Vergnügen.

Nachdem das herrliche Bankett geendet war, welches drei Tage lang gewährt hatte, nahm der alte Graf wieder Abschied von seinem Vetter, willens, sich wieder nach Hause zu begeben, seinen jüngsten Sohn Raimund also zurücklassend, wiewohl es nicht ohne nasse Augen und heimliche Betrübnis bei dem alten Vater ablief. Das junge Herrlein aber hätte sich keine bessere Aufnahme wünschen können; auch erwies er sich in seinem Dienst vor allen andern angenehm und wußte sich höchst beliebt zu machen; daher wurde er nicht nur von seinem Vetter als ein Freund recht innig geliebt, sondern dieser befahl auch allen Haus- und Hofgenossen, ihn aufs achtsamste zu behandeln, damit ihm ja von niemand Leid zugefügt würde.

Als nun einmal Graf Emmerich seiner Gewohnheit nach auf der Jagd war und die Seinigen einem wilden Schweine nachjagten, da ritt auch Raimund demselben nach; das Schwein aber eilte, sich vor den Hunden zu retten, und zog so den ganzen Schwarm der Jäger nach sich. Auch Raimund war darunter, da er seinen Herrn nicht verlassen wollte, zumal es später Abend und verführerisches Mondlicht war. So lange das Schwein verfolgt wurde, hielt er aufs getreuste aus. Dieses hatte inzwischen viel Hunde teils getötet, teils verwundet; und nach und nach hatten sich alle Diener von dem Grafen verloren, so daß keiner von ihnen wußte, wo derselbe hingekommen wäre, außer Raimund, der bei ihm war. Als nun dieser solches bemerkte und sich beide in der äußersten Verlassenheit fanden, begann Raimund endlich seinen Herrn Vetter wohlmeinend also anzureden: „Gnädiger Vetter, wir sind von allem unserm Volke abgekommen, haben Hunde und Jäger verloren; es will sich wegen eingebrochener Nacht nicht wohl thun lassen, so weit zurückzureiten; auch können wir unser Gefolge nicht wohl wieder finden. Darum rate ich, daß wir in dem nächsten Bauernhof einkehren, wo wir diese Nacht Herberge haben können.“ Der Graf antwortete ihm: „Du redest recht und rätst sehr wohl, getreuer Raimund, denn die Sterne stehen bereits am Himmel und der Mond scheint gar helle!“ Also fingen sie an quer durch das Holz zu reiten, und fanden zuletzt nach vieler Mühe einen schönen Weg, von welchem dem Raimund däuchte, daß er sie nach Poitiers leiten werde. Der Graf, welcher hoffte, einige seines Volkes wieder zu treffen, sprach: „Laß uns eilen, unser Poitiers wird uns auch noch bei später Nachtzeit unversperrt aufnehmen!“ So

ritten sie den Weg, Graf Emmerich voran, Raimund als sein Diener hinter ihm drein.

Indem nun diese beiden also dahin ritten, fügte sichs, daß der Graf, dem der Lauf der Gestirne, als einem guten Himmelskundigen, ziemlich bekannt war, unter den andern Sternen einen ganz fremden Stern gewahr wurde. Darüber seufzte er aus Herzensgrund und brach in folgende, tief heraufgeholte Worte aus: „Ach Gott, wie sind doch Deine Wunder so mannigfaltig, wie kann die Natur ein so widerwärtig Spiel mit sich selbst treiben, daß sie einen Menschen entstehen läßt, der durch Übelthun zu so großen zeitlichen Ehren erhöht werden soll, während es doch sonst unziemlich ist, wenn sich jemand um der Missethat willen hoch ehren lassen will." In solcher Verwunderung über den seltsamen Himmelsaspekt sagte er zu Raimund abermal tief seufzend: „Komm herzu, Sohn, ich will Dir groß Wunder und eine bedenkliche Vorbedeutung am Himmel zeigen, dergleichen nicht leicht gesehen wird!" Raimund, als ein lernbegieriger Jüngling, fragte, was denn das wäre? „Siehe," sagte Graf Emmerich, „ich sehe am Himmel, daß in dieser Stunde Einer seinen Herrn töten und ein gewaltiger Herr werden wird, mächtiger, als je einer seines Geschlechts gewesen ist!"

Raimund schwieg still und redete kein Wort: indessen fand er ein Feuer, das hatten die Herren, die im Gefolge des Grafen gewesen, im Holze gelassen; deswegen stieg er vom Pferde und klaubte kleines Holz zusammen, womit er das Feuer unterhielt, denn es war kalt. Der Graf, sein Vetter, stieg auch ab und wärmte sich; aber es war ihm zum Tode. Denn in diesem Augenblick hörten sie durchs Holz etwas daherbrechen, Raimund griff schnell zu seinem Schwerte; desgleichen der Graf zu seinem Spieße. Kaum hatten sie sich zur Wehr gefaßt gemacht, da kam ein großes Schwein auf sie daher mit wildem Grunzen; das rückte knirschend und schnaubend in voller Wut immer näher auf sie zu. Raimund bat seinen Vetter inständig, daß er doch, um sein Leben zu retten, sich auf einen Baum flüchten und ihn allein mit dem Schweine kämpfen lassen möchte. Aber den Grafen, als einen entschlossenen Helden, verdroß solches, daß er so wider seine Gewohnheit vor einer Bestie fliehen und ihr furchtsam ausweichen sollte; er beschloß bei sich und schwur, stand zu halten und des Himmels Willen über sich ergehen zu lassen. Er sagte auch seinem Raimund, daß er ihn ferner mit solchen Zumutungen verschonen möchte; zugleich setzte er seinen Spieß an und ging dem Schwein entgegen, sich ihm zu widersetzen; er versetzte dem Tier auch wirklich einen Fang, aber das Schwein schlug den Stoß, der zu schwach war, mit einem Satze ab und warf seinen Feind ergrimmt zur Erde hin. Nun rückte geschwind auch Raimund mit seinem Spieße hervor, um der Bestie den Rest zu geben und seinen Vetter zu erretten; allein er fehlte zu allem Unglück, und im großen

Eifer glitt ihm der Spieß an dem Schweine ab, und während er in Hitze nachdrückte, fuhr der Speer dem auf dem Boden liegenden Grafen tief in den Leib hinein. Raimund zog ihn zwar gleich wieder heraus, verfolgte das Schwein und fällte es auch: bis er aber zurückkehrte, fand er den Grafen schon in seinem Blute schwimmend und tot. Mit höchster Betrübnis floh er von dem Orte und machte sich auf weitere Flucht gefaßt.

So hatte Raimund ohne Vorsatz seinen allerbesten Freund, den Beförderer seines Glückes, ums Leben gebracht. Er wehklagte, rang die Hände, kehrte die Augen gen Himmel, welche nicht anders flossen, als wie zwei Thränenquellen, ritt jedoch mittlerweile allgemach fort und führte mit sich selbst ein herzleidiges Jammergespräch. Bald klagte er über die Mißgunst seines widrigen Geschickes, bald über den unseligen Stoß seines Speeres, bald verfluchte er die Stunde, darin er zu seinem Herrn gebracht worden, und bald hub er an, über seine unglückschwangere Geburtsstunde zu klagen. Solche Gedanken halfen ihm seine Betrübnis noch mehr vergrößern. „Du unbarmherziges Glück,“ seufzte er, „hast Du denn alle Herzensplagen auf einmal über mich ausgeschüttet? Warum habe ich doch alle meine Hoffnung so ganz auf Dich vielmehr, als auf den gütigen Himmel gesetzt? Du Betrügerin aller Menschen, Du reichest für ein Quentchen Wohlfahrt und ergötzlicher Freude, damit Du uns alberne Jünglinge köderst, einen ganzen Centner Herzeleid hernach; Du lässest uns nach dem Schatten der Reichtümer und der eiteln Wollust schnappen und hernach das Wesen unsers Wohlstandes selbst verlieren! Nun hast Du mich zu einem armen Bettler gemacht, der gedachte, ein begüterter reicher Herr zu werden! Dem, der mir sein Herz gegeben, habe ich sein Leben, und mir selbst alle Hoffnung und zugleich die Freudigkeit meines Gewissens genommen. Ach Vetter, lieber Vetter! warum hast Du so oft die Hände deines Mörders geküßt? Warum durfte ich nicht vor Dir sterben? Nun wird mich die Rache und der Argwohn aller Leute verfolgen! Alle Bäume im Walde werden mich anfeinden und ihre Äste von mir abkehren, die Luft wird mich nicht mehr anhauchen, die Sonne ihr fröhliches Licht mir mißgönnen, und nimmer werde ich solche That an meinem Wohlthäter dem gerechten Himmel abbitten können.“

Mit solchen und vielen andern Klagen ließ er sein Pferd gehen, wohin es selbst wollte und ihn das Verhängnis führen würde. So kam er zu einem Brunnen, der Durstbrunnen genannt. Bei diesem standen drei Jungfrauen von überaus schöner Gestalt, die er vor Leid und Jammer ganz übersehen hatte. Von diesen trat die schönste und jüngste zu ihm an den Weg hervor und sprach: „Mein Freund, Ihr seid ziemlich unbescheiden für einen Ritter, daß Ihr den Frauen keine Höflichkeit zu erzeigen wisset, sondern ohne Gruß und Anrede vorbeireitet!“ Raimund antwortete hierauf gar nicht und trieb

seine Klage fort wie vorher, bis sie endlich das Pferd beim Zügel ergriff und zu ihm sprach: „Fürwahr, Ihr wisset nicht, was Euer Stand erfordert, wenn Ihr so stillschweigend vorüberzueilen gedenkt."

Da nun Raimund die wunderschönen Nymphen mehr ins Auge faßte, erschrak er und wußte nicht, ob er lebendig oder tot sei, oder ob ein Gespenst mit ihm rede. Indem nun die Nymphe Melusina — denn so hieß die jüngste von ihnen, die sein Pferd hielt — bemerkte, daß er wie von einem tötlichen Gesicht überrascht und aus Schrecken ganz entfärbt und gar erblaßt war, fing sie an, ihn noch mehr zu versuchen und beschuldigte ihn noch heftiger großer Unfreundlichkeit, weil er nicht mit ihr redete. Dem Raimund aber, obwohl er noch voll betrübter Gedanken war, fiel die unvergleichliche Schönheit der Nymphe immer mehr und mehr ins Angesicht, und die Augen begannen ihm bereits recht aufzugehen. Er sprang daher schnell vom Pferde zur Erde und sprach: „Ach, erhabene Göttin, ich bitte in tiefster Demut, daß Eure Wohlgewogenheit mir meinen Fehler vergessen und Eure holden Blicke deswegen nicht entziehen wolle. Ich bin ohnedem in solcher Betrübnis wie in einem Labyrinthe verfangen, daß ich nicht weiß, wie ich mich aus demselben herauswinden soll. Deswegen war ich mit sehenden Augen blind, dazu von solcher Schönheit entzückt und entgeistert und zugleich von meinem innerlichen Unmute ganz betäubt. Damit ich aber auch wegen meiner Unhöflichkeit Buße thun und die schuldige Strafe dafür erleiden möge, so befehlet Eurem Diener, Allerschönste, was er zu vollbringen hat, daß er ihrer holden Blicke wieder genieße!" — „Nicht also, mein Raimund," hub die holdselige Nymphe an, „stehet zuvor von der Erde auf: ein so edler Ritter hat nicht Ursache, so gebogen auf derselben zu liegen! Die Reue über einen so kleinen Fehler und die Ursache desselben ist schon Strafe genug! Wir sind Euch alle insgesamt gewogen, tapferer Ritter!" Raimund, solches hörend und daß sie seinen Namen nannte, erstaunte noch mehr, denn er wußte nicht wie dieses zuging. „Göttergleiche Jungfrau," sprach er, „nun merke ich recht, daß Ihr von dem gütigen Himmel abgeschickt seid, mich aus meiner Unruhe zu erlösen und aufs neue zu erquicken. Denn kein Mensch ist in der Gegend, der meinen Namen weiß, und auch der Eurige ist mir unbekannt; auch halte ich Euch viel mehr für ein Engelsbild in menschlicher Gestalt, als für einen natürlichen Menschen. Könnt ihr deswegen, schöner Engel, dieses Gemüt mit einigem Trost erfrischen, so wie ich von Eurer Lieblichkeit schon einige Erquickung spüre, o so fahret fort, meine halberstorbenen Kräfte durch solche Anmut neu zu beseelen, und Euren Diener glückselig zu machen."

„Stillet Euren Kummer, betrübter Raimund!" — fing die liebliche Nymphe wieder an, — „lasset Euer liebes Herz solchen Unfall nicht allzusehr kränken: ich kenne Eure Not und Klage; wollet Ihr aber meiner Lehre folgen, so will ich dafür sorgen, daß Eure Wohlfahrt wieder neu grüne, und Ihr *an Gut, Ehre und Glück* nimmermehr Mangel leidet! Lieber Raimund, alles




BECKER.

was Euch Euer Vetter aus dem Stand der Sterne geweissaget hat, das muß durch die Gnade des Himmels an Euch vollbracht werden, der alle Dinge leitet." Als nun Raimund hörte, daß sie von der Gnade Gottes sprach, gewann er allgemach wieder neuen Trost in seinem bekümmerten Herzen, daß die Nymphe doch kein Gespenst und keine ungläubige Heidin war, sondern von christlichem Stamme sein mußte. Er sprach demnach zu ihr: „Schönste Gebieterin! Ich werde mit aufmerksamem Ohr und gehorsamem Herzen Euren getreuen Beirat anhören und mein ganzes Gemüt soll Eurem Willen demütig unterworfen sein: nur lasset mich zuvor Eure Neigung und Euer Wohlwollen verspüren dadurch, daß Ihr mir eröffnet, woher Ihr meinen Namen und das unselige Ereignis kennet, damit ich aus allem Zweifel gehoben, die mildselige Schickung des Himmels um so mehr zu erkennen und zu loben Ursache habe, da sich derselbe zu meinem Troste eines so wunderbaren Werkzeugs bedienen wollte."

Hierauf begegnete die Nymphe ihm aufs neue mit tröstlichem Zuspruch: „Zweifle nicht, lieber Raimund," sprach sie, „daß ich Dein Glück und Deine Ehre erneuern werde; frage nicht so inständig nach meinem Wissen und woher mir Dein Name bekannt sei, sondern glaube vielmehr, daß der Himmel es also füget. Sieh mich demnach für kein verstelltes Engelsbild, sondern vielmehr für eine gute Christin an; was ich bin, bin ich durch die Gnade des Himmels, ich glaube alles, was einem Christen zu glauben zusteht: daß ein Wunderkind von einer keuschen Jungfrau geboren worden und der Sohn Gottes genannt wird, daß er in der Zeitlichkeit für alle Menschen gelitten, als Gott und Mensch wahrhaftig auferstanden und wieder gen Himmel gefahren sei. Dies alles weiß und glaube ich. So verbanne denn allen Kleinmut und alle Traurigkeit aus Deiner geängsteten Brust und gieb nicht zu, daß ferner ein Zweifel Dein Gemüt besitze. Betrachte das Glück, das bereits vor Deinen Augen schwebt!"

Durch solchen Zuspruch fingen die muntern Lebensgeister dem guten Raimund wieder aufzusteigen an, und der lebhafte Purpur seines Gesichtes schimmerte aufs neue durch seine Wangen. „Schönste liebenswürdigste Nymphe," sprach er laut, „alle meine Kräfte, all mein Wollen soll nach Euren Befehlen wie der Schatten nach der Sonne gerichtet sein. Ich vergehe fast vor Verlangen, den Inhalt meines Glückes von Euren klugen Lippen anzuhören. Wenn Ihr mir denselben nicht bald eröffnet, so sterbe ich!" — „Wohl denn, begieriger Raimund! so höret," sprach sie, „was Euch zu leisten obliegt, wenn Ihr eures Glückes teilhaftig werden wollt. Ich verlange ernstlich, daß Ihr mir beim Himmel schwöret und bei dem Heiligsten, das er enthält, daß Ihr mich zu Eurer ehelichen Gemahlin erkieset. An jedem Sonnabend sollt Ihr mich in Ruhe lassen und nichts von mir zu fragen begehren, mir auch an selbigem Tage nichts befehlen; ja ganz und gar nicht mit mir reden, mich nicht sehen, auch nicht durch jemand anders sehen lassen, so daß ich den ganzen

Sonnabend frei und unbekümmert bleiben mag. Dagegen gelobe ich Euch hinwieder, daß ich die ganze Zeit meines Lebens, besonders aber am gedachten Tage, nirgends hingehen will, wo es Euch nicht lieb und angenehm wäre, sondern mich an demselben in meinem Frauengemache ganz stille, züchtig und verschlossen halten werde."

Alles das gelobte und schwur sofort Raimund, ihr getreu und unverbrüchlich zu halten. Der Nymphe kam inzwischen sein leichtsinniges Erbieten und sein schneller Eid noch ziemlich verdächtig vor, denn sie glaubte, er verspreche mehr als er halten würde; doch gab sie ihm dies nur ganz gelinde zu verstehn: „Ihr leistet zwar," sprach sie, „meinem Willen vergnüglichen Gehorsam, wiewohl Ihr noch nicht alles vernommen. Gleichwohl sehe ich aus Euren Mienen, daß Ihr mehr gelobet, als Ihr zu halten gedenkt; sollte es aber je geschehen, daß Ihr mir untreu würdet, davor Euch der Himmel behüte, so wisset, daß Ihr selbst der einzige Urheber wäret, der einzige Schlüssel, welcher die Thüre zu seinem Unglück eröffnet; denn nicht nur würdet Ihr mich unfehlbar von Stund an verlieren und nimmermehr zu Gesichte bekommen, sondern auch Euch und Euren Erben schaden und Unglück bis auf Kindeskinder zuziehen."

Als Raimund solches vernahm, schwur er ihr vermessentlich noch einmal und wollte nicht für den angesehen sein, den sie in ihm argwohnte. „Wohlan," versetzte die Nymphe, „ich nehme die gute Meinung an, die Ihr mir von Euch machen wollt. Reiset hin, mein Geliebter, nach Poitiers, der Himmel begleite Euch mit seinem Schutze. Wenn Euch aber jemand fragt, wo Euer Vetter der Graf hingekommen, so antwortet nicht anders, als daß Ihr ihn im Wald verloren und er vielleicht irre geritten sei, wie denn auch seine andern Diener sagen und Euch beistimmen werden. Dann werden sie ihn eiligst suchen und endlich auch finden, und mit großer Klage nach Poitiers bringen; der Himmel weiß, mit welcher Betrübnis ihn die Gräfin, seine Gemahlin, mit ihren Kindern samt allen Unterthanen beweinen wird. Diese alle sollt Ihr dann trösten und ihren Kummer mildern helfen, dann wird ihre Neigung und ihr Dank wie ein reicher Strom auf Euch wallen, und jedes wird Euch anstatt des toten Grafen Emmerich zu seinem Herrn wünschen. Nach seiner Beerdigung werden sich seine Verwandten und die Edeln des Landes einfinden, um von seinem Sohne als ihrem jetzigen Herrn die Lehen zu empfangen. Dann sollt Ihr Euch auch in Demut melden und bitten, daß er Euch für Eure treu geleisteten Dienste ein Stück Landes bei dem Durstbrunnen schenken wolle, wäre es auch nur so viel Land und Wald, als Ihr mit einer Hirschhaut umschließen könnet. Diese ehrerbietige Bitte wird des Grafen Herz dermaßen bewegen, daß er sie Euch gewähren wird." Alsdann sagte die Listige weiter voll Freuden: „Eilet, mein teuerster Raimund, und säumet nicht Brief und Siegel darüber zu bekommen, welche von des *Grafen Hand unterzeichnet* sein müssen, und trachtet ja, daß selbige schleunig

ausgefertigt werden, des Inhalts, was die Gabe sei, wann und warum sie Euch verliehen sei, samt dem Jahr und Tage, an dem das alles geschehen und vollzogen ward. Nach allem dem wird Euch ein Mann begegnen, der eine Hirschhaut nach Hause trägt. Diesem handelt sie ab, ohne vieles Wortemachen, lasset sie zerschneiden zu einem schmalen Riemen, so dünn er nur sein mag, jedoch an einem Stücke, bis die ganze Haut aufgebraucht ist. Alsdann gehet hin und lasset Euch das Versprechen vollziehen und fanget vom Brunnen an. Solches wird Euch eine ganze Tagereise Landes im Umkreise bis wieder an die Stelle verschaffen, von welcher Ihr ausgegangen seid, und niemand wird Euch dies streitig machen können."

So entließ die schlaue Nymphe ihren Liebling mit listigem Rat und hieß ihn in des Himmels Geleite gehen.

Raimund hatte nun mit tausend Küssen von seiner liebsten Melusina zärtlichen Abschied genommen. Er ritt Poitiers zu und gedachte auszuführen, was sie ihm zu thun geraten hatte. Auch handelte er ganz nach ihrem Sinne, und kam am frühen Morgen in der Stadt an. Während er hineinging, fragte ein Mann: „Wie kommt es, Raimund, daß Ihr so ohne Euren Herrn erscheinet?" Raimund antwortete: „Ich habe ihn wahrhaftig seit verwichenem Abend nicht gesehen; denn er entritt mir im Wald dem Gejage nach, so daß ich ihn nicht ereilen konnte. Ich habe ihn dann verloren und bin später seiner nicht mehr ansichtig geworden." Bei dieser Verantwortung ließ er es bleiben, und niemand war da, der an ein Unglück dachte oder etwas widriges geargwohnt hätte. Raimund aber wußte nach der klugen Art, die ihm seine Geliebte geraten hatte, alles auf das beste zu verbergen; nur seufzte er zuweilen bei sich, durfte es jedoch nicht merken lassen.

Inzwischen kamen alle Diener des Grafen von dem Jagen einer um den andern nach Hause geritten bis auf zwei, welche noch aus waren. Ihrer keiner aber wußte zu sagen, an welchem Orte ihr Herr sich von ihnen verloren, und wo sie ihn am gestrigen Abend zuletzt gesehen hätten. Dies verursachte bei Hof ein großes Klagen, besonders bei der Gräfin und ihren Kindern. Als sie nun im lautesten Jammer begriffen waren, da kamen auch die zwei letzten Diener aus dem Gefolge herbeigeeilt, und brachten ihren Herrn, den Grafen, tot mit sich, was sehr kläglich anzuschauen war, und das Weinen aller Anwesenden noch vermehrte. Auch dem unschuldigen Thäter Raimund wurden die Augen ganz naß, und das Herz klopfte ihm heimlich mit schnellen Schlägen. Die Diener erzählten, wie sie den Grafen in seinem Blute ganz bloß und entseelt bei dem wilden Schwein auf der Erde liegend gefunden; da sah man im ganzen Schlosse nichts als verzweifeltes Händeringen, besonders von Seiten der vaterlosen Kinder und der Wittwe. Ihre Augen vergossen Ströme von Thränenbächen und ihre Gestalten sahen Leichen nicht unähnlich.

Dennoch eilte man, damit der endlosen Klage in etwas gesteuert würde und der Leichnam ihnen aus dem Gesichte käme, gleich des folgenden Tages zum Begräbnis, das unter großer Trauer, jedoch in schönster Ordnung angestellt ward. Raimund, welcher nicht der am wenigsten betrübte war und auf das heftigste mitklagte, wurde wegen seiner treugeleisteten Dienste von allen Anwesenden höchlich gelobt; besonders daß er nach seines Herrn Tode ihm noch die letzte Ehre mit vielen Thränen erweisen wollte. Dies alles hatte er niemand anders zu danken, als seiner geliebten Melusina, die er bei den Durstbrunnen angetroffen.

Als Graf Emmerich auf diese Weise bestattet war, fanden sich die Edeln des Landes alle bei seinem Sohne, Grafen Bertram ein, und empfingen von ihm ihre Lehen, wie dies bei einem neuen Herrn zu geschehen pflegt. Da trat auch Raimund hervor und brachte seine Bitte vor, wie er von Melusina unterrichtet war. Der Graf aber ließ sich diese demütige Bitte von Raimund wohl gefallen und versprach ihm auf der Stelle, solches zu gewähren; auch alle Räte desselben gaben einmütig ihre Zustimmung. Nach dieser allseitigen Einwilligung bat Raimund um die Ausfertigung eines versiegelten Lehensbriefes, von des Grafen Hand unterzeichnet, der ihm sofort ohne Widerspruch gewährt und eingehändigt wurde.

Kaum hatte Raimund den gesiegelten und unterschriebenen Brief empfangen, so fügte sich zu seinem Glücke die erwünschte Gelegenheit, daß ein Mann eine schöne, gegerbte Hirschhaut feil trug, die er denn unverzüglich ankaufte und in ganz schmale und dünne Riemen zerschneiden ließ, so viel man immer daraus machen konnte. Nachdem auch dieses geschehen war, meldete er sich abermals bei dem Grafen und stellte die fernere geduldige Bitte, daß man ihm dasjenige Stücklein Lands, das er um die Gegend des Durstbrunnen auserlesen würde, als Lehen übergeben wollte. Der Graf bestellte sofort einige Amtleute und Räte, die mit Raimund nach dem Brunnen ritten. Da fanden sie, daß Raimund eine Hirschhaut zu den allerschmalsten Riemen zerschnitten hatte, und verwunderten sich höchlich über die List. Sie wußten nicht, was sie in diesem Falle zu thun hätten, denn sie dachten wohl, daß die lederne Schnur ein gut Teil Feld, Wald und Felsen umspannen würde, wie dies auch in der That sich zeigte. Auch erschienen von Stund an zwei hierzu bestellte unbekannte Männer, welche die zerschnittene Hirschhaut nahmen und sie beim Anfang des Riemens an einen Pfahl banden. Sie umspannten so ein großes Stück Landes von dem Durstbrunnen an bis wieder zu demselben, und in diesem Umkreise fand sich eingeschlossen, was man nur wünschen mochte; insonderheit floß ein schönes, reichliches Wasser durch das umfangene Land. Die Amtleute selbst konnten dem Raimund über die Klugheit seines Anschlages, von dem sie nicht wußten, woher er ihm kam, ihr Lob nicht versagen. Obgleich sie gestanden, daß sie es mit der Hirschhaut ganz anders *gemeint hätten,* ließen sie es doch, weil der Graf sein Wort einmal gegeben

hatte, bei der Schenkung bewenden, kehrten um und ritten auf einen Ort zu, der die Karthause genannt war und nicht ferne von dem Brunnen lag. Von dannen reisten sie weiter und nach Poitiers zurück. Hier erzählten sie ihrem Herrn, dem jungen Grafen, alles, was sich begeben. Als dieser die seltsame Begebenheit vernommen, konnte er sich nicht genugsam verwundern; doch mußte er es auch geschehen lassen, zumal er sich einbildete, es müßte bei diesem Brunnen gespenstisch und geisterhaft zugehen, weil es dort der Abenteuer schon mehrere gegeben habe; woraus er schloß, daß auch dem Raimund dort etwas wunderbares zugestoßen sei. Doch gönnte er ihm als seinem lieben Vetter und Freund, der sich auch um seinen Vater wohl verdient gemacht hätte, alles gute mit dem Wunsch, daß es ihm dabei glücklich ergehen und kein ferneres Übel daraus entstehen möchte. So treumeinend ist die heutige Welt nicht gesinnt.

Mittlerweile hatte sich auch Raimund selbst bei Hofe mit gar fröhlicher Miene eingestellt; er dankte seinem Vetter, dem Grafen aufs höflichste für seine Gnade, wodurch die Verwunderung und Bestürzung aller Anwesenden nur noch vermehrt wurde, wenn sie bedachten, daß Graf Bertram so gütig und Raimund so kühn sein könnte. Raimund aber hatte seinem Herrn und Vetter, mitten im höchsten Leidwesen, anstatt einer ungnädigen Miene ein verwundertes Lachen abgewonnen, weil er sich mit seiner listigen That so wohl geholfen.

Jener, nachdem ihm sein Hofritt besser ausgeschlagen, als jemand geglaubt hätte, setzte sich wieder auf sein Roß und ritt mit frühem Morgen dem Durstbrunnen zu. Hier traf er seine liebe Verlobte, die unvergleichlich schöne Melusina, welche seiner Ankunft mit höchstem Verlangen gewartet hatte, und ihn auf das allerherzfreundlichste mit tausend holden Blicken und Grüßen bewillkommte. „Seid mir gegrüßt,“ rief sie, „mein Beherrscher, mein liebster Raimund! Ihr habt aufs weislichste vollzogen, was Euch zu thun oblag; dafür statte ich Euch als meinem einzigen Geliebten auf Erden den innigsten Dank ab. Folget mir nun und lasset uns dem gütigen Himmel für das gnädige Gedeihen unsers Vornehmens demütigsten Dank sagen!“ Mit diesen Worten faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn zu einer abgelegenen Waldkapelle. Als sie in diese eingetreten, erblickte Raimund einen Haufen des schönsten Volkes, Ritter und Bürgersleute, Frauen und Jungfrauen, Alte und Junge, auch Priester, die alle ihren Gottesdienst verrichteten. Er wußte nicht, ob er unter Menschen oder Geistern sich befinde; denn nachdem er sich lange umgesehen, hatte er auch nicht einen einzigen bekannten Menschen entdeckt, den er irgend anderswo gesehen hätte. So in der höchsten Verwunderung fragte er seine Geliebte und sprach: „Mein Kind, was für ein mir unbekanntes Volk ist dieses? Wes sind die Leute, die ich also geschmückt vor mir sehe?“ — „Wundert Euch nicht, mein Geliebter,“ versetzte die schöne, „es sind lauter Leute, denen Ihr zu gebieten habt, und die Euch künftig ihren

Herrn heißen sollen, kurz, mein Volk und meine Unterthanen sind es!" Und nun wandte sie sich zu dem Volke und gebot ihnen allen mit vernehmlicher Stimme, daß sie ihrem Geliebten Raimund hinfort gehorsam und unterthan sein sollten, als ihrem rechtmäßigen Herrn und Gebieter. Alle verneigten sich tief und gaben ihre Unterthänigkeit sogleich zu erkennen; aller Augen waren ehrfurchtsvoll auf Raimund gerichtet, so lange der Gottesdienst währte.

Da Raimund solches alles nicht ohne Staunen und Schrecken ansah, mußte er den seltenen Gehorsam heimlich, aber mit Zittern und Entsetzen, bewundern, schwieg jedoch ganz still und wußte nicht, was er hier denken oder sagen sollte. Melusina merkte, daß er in schweren Gedanken begriffen sei, und hub daher an, ihm mit leisem Zuspruche zu begegnen: „Lieber Raimund, entsetzet Euch nicht ob dem, was Euch so seltsam und fremd ankommt. Es ist ganz kein Zweifel, daß Ihr mein eigentliches Wesen noch nicht vollständig zu erkennen vermöget; es wird Euch aber nicht eher möglich werden, als bis Ihr mich zum ehelichen Gemahl ordentlich angenommen habt. Ihr habt mir zwar in allem getreu zu sein und in der Ehe mit mir zu leben gelobt und geschworen; aber vollzogen ist unsere priesterliche Einsegnung noch nicht; ohne diese aber wird Euch die völlige Erkenntnis meiner Person immer fehlen."

Raimund fühlte sich durch diese Worte Melusinens wieder etwas getröstet, und sagte zu ihr: „Ich bin ja bereit, meine Schöne, jederzeit Euren Willen zu thun." — „Es ist wahr, mein Raimund," erwiderte sie, „und ich kann es nicht leugnen, daß Ihr mir alle Treue und Ehre erwiesen: aber noch dieses eine ist not; alsdann werdet Ihr aller Glückseligkeit vollkommen genießen. Ihr müsset eine förmliche Hochzeit anstellen, ansehnliche Gäste dazu einladen, die Trauung vollziehen lassen, das Mahl abhalten und jeden Anwesenden fröhlich machen. Alsdann wird es eine ganz andere Gestalt mit unsrer Liebe gewinnen; dies muß aber, wenn ihr anders glückselig sein wollt, ehester acht Tage und zwar mit dem frühen Morgen geschehen."

Raimund bewilligte Melusinen all ihr Begehren, damit er doch einmal den rechten Grund dessen, was ihm noch unbekannt war, bald erfahren möchte. Er schwang sich abermals ungesäumt und mit höchster Begierde auf sein mutiges Roß, und begab sich wieder nach Poitiers zu seinem Herrn Vetter. Jedermann besann sich, was die baldige Rückkehr Raimunds an den Hof wohl bedeuten möge. Dieser wurde aber bald vorgelassen, und der Graf war begierig, sein Anliegen zu vernehmen. Siehe, da war er sein eigener Hochzeitsbitter selbst, und brachte seine Bitte mit folgender höflichen Rede vor: „Gnädiger Herr Vetter, geruhet nicht unwillig darüber zu sein, daß ich mich so bald und unverhofft wieder bei Hofe einfinde, Euch aus besonderer Zuneigung etwas neues zu entdecken; denn ich halte es für Schuldigkeit, Euch alle meine *Heimlichkeiten* zu offenbaren. Wisset denn, ich bin ein Bräutigam und komme

deswegen her, Euch und Eure geliebte Frau Mutter ehrerbietig zu meinem Hochzeitsfeste einzuladen, das bei dem Euch wohlbekannten Durstbrunnen begangen werden soll. Wofern ich nun die Ehre von Eurer beider Gegenwart nächstkünftigen Montag früh genießen könnte, so würde ich und meine Liebste solches für ein ganz besonderes Glück halten und in steter Dankbarkeit niemals vergessen."

Diese höfliche Einladung hatte Raimund kaum ausgesprochen, als der Graf höchst neugierig die Frage fallen ließ, wer denn wohl seine Liebste sei. „Sie ist eine edle, reiche und mächtige Dame," versetzte Raimund, „deren Herkunft ich übrigens selbst noch nicht eigentlich weiß, und auch nicht eher, als bis nach der Trauung erfahren werde." Graf Bertram konnte sich der Verwunderung und des Lachens kaum enthalten. Doch gab er ihm diesen höflichen Bescheid: „Liebster Vetter, wir vernehmen mit größtem Vergnügen und Wohlgefallen Euer Glück, und sind entschlossen, auf Euer freundliches Ersuchen an Eurem Hochzeitsfeste, wozu der Himmel sein Gedeihen geben wolle, uns einzufinden; aber sehet zu, ob Euch diese Heirat nicht übel ausschlage! Denn wenn Eure Liebste vielleicht von unedlem Geschlechte geboren wäre, so könnte sie Eurer edlen Herkunft einen Schandfleck anhängen." Raimund antwortete sogleich: „Edler Vetter, obschon ich meiner Geliebten Abkunft selbst noch nicht eigentlich weiß, so bin ich doch dessen gewiß versichert, daß sie meinem Stande gleich, wo nicht gar überlegen sei, und verlange daher nichts mehreres, als daß Ihr sie mit ihren vortrefflichen Eigenschaften persönlich kennen lernen möget." — „Es sei so, wie Euch schon vorhin versprochen, geliebter Vetter!" antwortete der Graf noch einmal lächend; „wir werden gewiß kommen und die unbekannte Braut einsehen: ob Ihr Euch auch etwas schönes ausgelesen!" — „Zweifelt daran nicht, Vetter," versetzte Raimund, „ihre Schönheit und Sitten lassen sie wie eine Königin erscheinen: wohl möchte sie auch vielleicht eines Herzogs oder Markgrafen Tochter sein!" — „Der Himmel bestätige Euren Glauben, daß Ihr nicht betrogen seid!" sprach der Graf; „das Verlangen, diese Göttin zu sehen, macht uns die Zeit recht lang!"

So schied Raimund mit der Zusage des Grafen und höflichem Danke; er ritt davon und zu seiner Geliebten. Der gewünschte Montag kam herbei, und mit dem frühesten Morgen machte sich der Graf Bertram samt seiner verwitweten Mutter und allem Hofgesinde von Poitiers auf, ihrem Versprechen nachzukommen und seines Vetters Ehrenfest mit begehen zu helfen.

Unterwegs hatten sie immer die kurzweilige Sorge, daß bei dem verrufenen Durstbrunnen ein gespenstisches Gaukelspiel und Blendwerk vorgehen könnte, worüber sie dann genug lachen und den Bräutigam zu necken nicht vergessen wollten. Nun ging die Reise dem Walde zu nach Kolombiers und von da gegen den Felsen, welcher auf einer Höhe gelegen war. Kaum aber waren sie bei jenem Felsgestein angelangt, da erblickten sie schon in dem Grunde

auf einer schönen, grünen, lustigen Ebene verschiedene anmutige Bäume und zwischen ihnen eine Menge trefflicher Zelte aufgepflanzt, aus denen hier und dort ein Rauch aufstieg, woran zu erkennen war, daß daselbst ein Sieden und Braten vor sich ging. Auch wurden sie sehr viel Volks ansichtig, lauter unbekannte Leute, die um die Zelte herum wandelten. Dies bestätigte sie in der Meinung, daß das alles nichts anders sein könne als eine Gespenstererscheinung, besonders auf einer solchen Einöde, wo sonst kein Mensch anzutreffen war.

In diesen Gedanken wurden sie durch die Ankunft einer Menge von jungen Rittern und Edelleuten unterbrochen, die bei sechzig Menschen, alle landfremd, aber in schönstem Schmucke und auf das beste bewaffnet, daherritten. Diese empfingen den Grafen, seine Mutter und alles was bei ihnen war, auf das allerhöflichste, im Namen ihres Herrn Raimund, und begleiteten sie in zierlichem Auftritte bis vor die Gezelte. Diese gar artige Aufnahme, die sorgfältige Verteilung der Gäste in die Gezelte und die treffliche Herberge machten den Grafen Bertram nicht wenig bestürzt, und brachten ihn auf ganz andere Gedanken als die er sich eingebildet hatte. Nicht nur schön und kostbar waren die Zelte und an einem lieblichen Platz aufgeschlagen, sondern selbst die Krippen für die Pferde waren so schön eingerichtet, daß es den lustigsten Anblick gewährte. Auch hatten sich die fremden Gäste kaum in den Gezelten niedergelassen, da fand sich schon eine Anzahl schön geschmückter Frauen und Jungfrauen ein, welche im Namen der Braut die Gräfin Mutter, samt allen den Ihrigen, aufs artigste begrüßten. Alle Gemächer fanden sie mit Bequemlichkeiten und Zierraten auf das kostbarste eingerichtet, wie man es in dieser Einöde nimmermehr hätte erwarten sollen.

Indem kam auch Raimund mit einem Gefolge von Kavalieren daher, den Grafen, seinen Herrn Vetter, zu bewillkommen und ihn in seine Wohnung zu begleiten. Da es nun bereits Zeit zu der Trauung war und in die Kirche geläutet wurde, verfügten sich alle Herrschaften, in einem zierlichen Ring in bester Ordnung gestellt, nach der Kapelle, und es wurde zwischen ihnen ein mit den größten Kostbarkeiten gezierter Altar aufgerichtet. Auch die Kapelle selbst war mit Tapeten und Kleinodien auf das prächtigste geschmückt. Die Braut endlich war so wohl angethan an Schönheit wie an Kleiderschmuck, daß sie mehr einem Engelsbildnis, als einem Menschen zu vergleichen war. Die Gewande schimmerten und spielten von Gold, Perlen und Edelsteinen wie der gestirnte Himmel; kurz alles war schön und köstlich anzuschauen.

Der Graf von Poitiers samt seinem ganzen Gefolge, sobald er in die Kapelle hineintrat, wandte sich zu der Braut, umfing sie und beglückwünschte sie mit aller Ehrerbietung. Melusina und ihre Jungfrauen erwiderten diesen Gruß mit tiefer Verneigung. Nachdem nun alle in der rechten Ordnung sich gesetzt hatten, ließ sich eine vortreffliche Musik von allerlei lieblich klingenden *Saitenstücken*, Flöten und Posaunen hören; und die Fremden hatten mit

höchstem Staunen nur genug zu hören und zu sehen, so lange sie sich in der Kapelle befanden, so daß sie selbst unter sich bekennen mußten, dergleichen Hochzeit-Aufzüge niemals gesehen zu haben.

Nach geendigter Messe wurde zur Trauung geschritten, und die Braut in ihrem Schmucke von zwo Jungfrauen, sowie Raimund von zween Rittern zu dem Altar begleitet, und allda beide eingesegnet. Da stand die Braut mit Raimund unter einem köstlichen Thronhimmel. Nach verrichteter Trauung führte sie der Graf von Poitiers und ein anderer vornehmer Herr zur besondern Ehre dem Gezelte zu. Hier wurde das Handwasser in goldenen Schalen herum getragen und jedem Gaste auf die Hände gegossen, dann setzte man sich zu Tische; die gräflichen Gäste wurden zu oberst, nächst dem Brautpaare, in goldene Sessel gesetzt. Die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen, und bei allem eine Pracht angewendet, daß es fast königlich anzusehen war.

Nachdem die Vorgerichte genossen waren, stand Raimund mit einigen seiner vornehmsten Ritter von der Tafel auf, und indem man eben die andern Trachten aufs herrlichste daher brachte, fing er selbst mit ihnen an bei Tische zu dienen. Der Gerichte waren so viele, daß man nicht wußte, wo man sie hinsetzen sollte; in eitel goldenen Pokalen wurden Weine von der köstlichsten Gattung kredenzt und mit diesen so vertraulich umgegangen, als wäre es bloßes Bier; ja selbst Diener und Knechte hatten nichts als edle Weine zu trinken, an denen sie sich vergnüglich abweiden konnten. Auf die Tafel folgte ein ergötzliches Turnier. Die Ritter, in herrlichem Putz und Geschmeide, stellten sich, in zwei Partien geteilt, auf den zubereiteten Plan; der eine Haufen wollte für Melusina, der andere für Raimund, beiden zu besondern Ehren streiten. Die Frauen, im köstlichsten Schmucke von Edelsteinen (wiewohl keine schöner und geschmückter war als die Braut) schauten bei diesen herrlichen Ritterspielen zu. Jedermann erwartete voll Neugier, wer siegen würde. Jedermann that sein bestes, aber Raimund selbst trug das Allerbeste davon, und dies war ein ganz herrliches Kleinod von Diamanten. Darüber wurde ihm, zur großen Freude seiner Geliebten, ein munteres Lebehoch zugerufen.

Am späten Abende, nach gänzlicher Beendigung des Ehrenfestes, wurde das Brautpaar mit vielen Fackeln und Windlichtern zu seinem Zelte begleitet. Dieses war von lauterer Seide mit dichten Goldstreifen und bunten Vogelgestalten herrlich durchwirkt; das Lager und die Decken von Seide mit lauter goldenen Lilien gestickt, so daß der Glanz die Augen blendete. Die Priester segneten das Paar noch einmal, und alle Hochzeitsgäste verabschiedeten sich. Um das Zelt herum aber ertönte eine liebliche Musik von allerlei Instrumenten, wie mit halben Stimmen, so daß die Töne noch anmutiger ins Gehör fielen. Die jungen Diener und Bursche blieben wach während der ganzen Nacht und bezeigten sich, dem getrauten Paare zu Ehren, mit Singen und Springen gar lustig. Melusina aber sprach zu ihrem Gemahl: „Ich bin jetzt Deine Hälfte, wie Du die meinige zu nennen bist. Und das laß uns bleiben, bis uns der

Tod trennen wird. Nur sei nicht lüstern, nach meiner Herkunft zu forschen, oder Dein Gelübde, mich Sonnabend nicht zu sehen, an mir zu brechen, wenn Du nicht selbst der Urheber Deines äußersten Verderbens sein und mich selbst von Stund an verlieren willst." Raimund umarmte seine Gemahlin und schwur ihr alles, wie er es schon zweimal gelobt hatte, auch zum drittenmale. Dann kehrte der stille Schlafgott bei ihnen ein und schloß unter der Bedachung des Augenlides die krystallenen Fenster ihres Angesichts.

Am andern Morgen sammelten sich die Gäste wieder, und sie empfingen von allen den freundlichsten Gruß. Darauf ging die Fröhlichkeit wieder an, und so währten die Hochzeitfreuden fünfzehn Tage lang. Zuletzt kam auch der Abschiedstag herbei, an welchem sämtliche Gäste aufbrachen. Anstatt aber, daß sie für die genossene Ehre die Braut beschenken sollten, siehe, da eröffnete Melusina einen mit Elfenbein ausgelegten großen Schrein, in welchem die allerkostbarsten Kleinodien von Gold, Perlen und Edelsteinen in unzählbarer Menge verwahrt waren, die man zuvor nicht gesehen hatte. Damit beschenkte sie die meisten ihrer Gäste, vor allen den Grafen, seine Mutter und ihre Hoffrauen. Darüber brach ihrer aller Bewunderung immer mehr und mehr aus. Welch ein wunderglückseliger Herr doch Raimund sein müsse, dachten sie, daß er eine so gute Heirat getroffen habe! Hierauf verabschiedeten sich die Gäste mit dem höflichsten Danke, besonders von der schönen Melusina; und diese mit Raimund that ein gleiches. Zwar hätte Graf Bertram gar gerne gefragt, welchen Ursprungs die junge Frau doch sei, weil er sie immer noch nicht für etwas recht natürliches halten wollte. Allein er fürchtete den Zorn, in welchen Raimund über solchen Verdacht geraten könnte; deswegen unterließ er es, und so schieden alle in Liebe von einander, jedoch ohne daß die aus Poitiers wußten, bei wem sie gewesen und woher Raimunds reiche Braut wäre. Von Raimund und seinen Rittern wurden sie bis vor den Saum des Waldes begleitet. Dann ritt dieser wieder zurück und erzählte seiner Gemahlin vom letzten Abschiede. Diese empfing ihn mit tausend Küssen und vertröstete ihren Geliebten, weil nun diese Unruhe vorbei wäre, wollte sie nächstens einen denkwürdigen Bau und durch diesen ihres Gemahles Gedächtnis stiften, was Raimund sich ganz wohl gefallen ließ.

Acht Tage waren verflossen, da kamen eine Menge Werkleute von allerlei Handwerken bei dem Durstbrunnen an, die fällten alles Holz rings umher, so viel innerhalb des Hirschriemens begriffen war, und schlugen es zu kleinen Trümmern, mit Ausnahme dessen, was zum Bauholze nützlich schien. Dann machten sie gar tiefe Gräben um die hohen Felsen herum; auch bezahlte sie Melusina alle Tage mit barem Gelde, daher sie denn ihr Werk um so williger vollbrachten. Sie legten ein tiefes und starkes Fundament und setzten *die ersten* Grundsteine auf den harten Fels. Durch solchen Fleiß hatten sie

in kurzer Zeit großmächtige Türme und dabei eine über die Maßen hohe dicke Ringmauer gesetzt. Innerhalb derselben bauten sie zwei gute und starke Schlösser. Um das unterste machte man einen hohen Zwinger, welcher sehr fest war.

Als nun die Leute des Landes ein so unsäglich großes und starkes Werk in so gar kurzer Zeit aufgeführt sahen, konnten sie sich nicht genug darüber verwundern. Und weil das Schloß zu aller Gegenwehr hinlänglich gerüstet war, so nannte es Melusina nach ihrem Taufnamen und sprach: „Lusinia soll dies Schloß heißen und hoffentlich ewig diesen Namen führen."

Nun fügte sichs, daß Melusina mit der Zeit eines jungen Herrn genas, gar eines muntern Söhnleins, den nannte sie Uriens, und er kam in der Folge zu großen Ehren. Doch war er keineswegs schön von Angesicht, sondern hatte eine seltsame Gestalt; er war gar kurz und breit, flach unter den Augen, überdies war das eine Auge rot, das andere grün; er hatte dabei einen weiten Mund und lang hängende Ohren; aber an Armen, Beinen und allen andern Gliedern war er sonst gerade und wohlgewachsen, auch zierlicher Gebärden.

Hierauf ließ Melusina das ganze Schloß einrichten. Die Gänge, der Erker, alles wurde unter Dach gebracht. Dann ward es mit Leuten und Kriegszeug also besetzt, daß es schwer zu gewinnen oder zu stürmen war. Die Gräben waren ungeheuer tief, Mauern und Türme sehr hoch und stark; die Thore waren mit mächtigen Riegeln und einem starken Schloßturm versehen. Daneben ließ sie heidnische Türmer darein legen, die des Schlosses Tagwächter waren und die ankommenden Fremden mit einer bestimmten Losung verkündigen mußten.

Noch dasselbe Jahr gebar Melusina einen zweiten Sohn, der Gedes genannt wurde und eine so brennende Röte unter seinem Angesicht hatte, daß sie gleichsam einen Wiederschein gab, sonst aber war er ganz schön und von wohlgestaltem Leibe. Darnach baute sie wieder ein Schloß, daß sie Favent nannte und den Turm Mervent. Dann erbaute sie der Mutter Gottes zu Ehren ein schönes Kloster, welches sie Mallieres nannte. Zuletzt endlich ließ sie das Schloß und die Stadt Portenach ausbessern und erneuen.

Alle diese Gebäude waren fertig; da gebar Melusina abermals einen Sohn, welcher gar schön war, nur stand ihm das eine Auge um ein weniges höher, als das andere. Dieser Sohn hieß Gyot. Selbiges Jahr baute Melusina wieder ein Schloß, Larochelle genannt, und zu Soniets ließ sie eine herrliche Brücke anlegen. Dann gebar sie wiederum einen Sohn, Antonius geheißen, welcher einen Löwengriff an seiner Wange mit auf die Welt brachte, auch sehr behaart war und lange scharfe Nägel an den Fingern hatte. Dieser war nun so scheußlich, daß wer ihn nur ansah, sich schon vor ihm fürchten mußte. Doch vollbrachte er nachgehends zu Luxemburg große Thaten, so daß alle Welt darüber staunte. Hierauf gebar sie wieder einen Sohn, selbiger

hatte nur ein Auge, welches ihm mitten auf der Stirne stand; dieser wurde Reinhard genannt. Doch sah er mit dem einen Auge viel besser, als wenn er deren zwei gehabt hätte. Als derselbe wuchs und zu seinen Jahren kam, vollführte er nicht weniger als die andern herrliche Thaten.

Es folgte nun auch der sechste Sohn, den man Geoffroy mit dem Zahne hieß, weil er einen großen Zahn mit auf die Welt brachte, der ihm wie ein Eberzahn aus dem Munde hing. Dieser wurde überaus starken Leibes und zeigte auch mehr als seine andern Brüder fremde und wilde Sitten.

Es blieb aber auch bei diesem sechsten Sohne nicht, sondern ein siebenter folgte, welcher Freimund geheißen ward; dieser war sehr schön von Leib und Angesicht, hatte jedoch auf der Nase ein haariges Mal, als wäre ihm ein Stück von einer Wolfshaut eingesetzt. Der wurde vernünftig und weise, aber lebte nicht lang. Bald aber nach diesem kam der achte Sohn, welcher drei Augen hatte, von denen eines ihm auf der Stirne stand. Er wurde, um seines abscheulichen Aussehens willen, Horribil genannt und zeigte schon in zarter Kindheit böse Sitten; sein ganzes Gemüt war auf nichts anderes bedacht, als arges zu stiften. Diesem folgte der neunte Sohn, den man Dietrich nannte; an dem war nichts besonderes zu sehen, und er wurde ein sehr tapferer und kühner Ritter. Der zehnte Sohn beschloß die Reihe, er hieß nach seinem Vater Raimund und wurde in der Folge auch Graf vom Forst.

Der älteste Sohn, Uriens genannt, war indessen herangewachsen und ins männliche Alter getreten; ihm stand sein Herz und Gemüt nach nichts sehnlicher, als nach hoher Kriegsehre. Deswegen nahm er einige Segel- und Ruderschiffe und ließ sie mit allem nötigen ausrüsten, so daß sie wohl den Namen Galeeren führen durften. Auch bestellte er zu dieser Fahrt viel Volkes, und zwar die besten und wehrhaftesten aus dem Lande seiner Mutter. Als sein jüngerer Bruder Gyot dieses sah, bekam er Lust, mit ihm zu fahren, wiewohl er noch jünger als sein Bruder Gedes war, welcher auch an dieser Reise ein Belieben gefunden hatte. Der mutige Uriens aber hatte größere Neigung zu seinem Bruder Gyot, so daß er sich diesen zum Reisegefährten wählte und den Bruder Gedes für diesmal zurückließ. Melusina freuete sich über den löblichen Vorsatz ihrer Söhne und hoffte auch, daß es ihnen auf dieser Reise glücklich ergehen würde. Sie rüstete sie deswegen mit Habe, Geld und Zubehör reichlich aus und ließ sie also in des Himmels Geleite dahin fahren.

So steckten sie ihre Segel mit Freuden auf und stießen vom Strand, kamen aber in kurzem wieder zu Lande, und dies war das Königreich Cypern. Daselbst trafen sie die beste Gelegenheit, ritterliche Thaten zu erweisen, denn der König von Cypern war in seiner Stadt Famagusta von dem mächtigen *Heidensultan* selbst mit mehr als hunderttausend Mann belagert. In der

Stadt herrschte große Hungersnot, und der König sah nichts anders vor sich, als den Heiden unterwürfig und vom christlichen Glauben hinweggedrungen zu werden, und dies verursachte großes Jammern und Wehklagen in der Stadt. Aber der Schutz des Himmels, der die Seinigen nicht hilflos läßt, ließ sich plötzlich spüren. Denn kaum hatte Uriens die Kunde vernommen, als er sich mit seiner Flotte nach der Stadt hinwendete und sein köstlich in Seide gesticktes Panier flattern ließ.

Die Heiden wurden die Ankunft dieser neuen Gäste bald gewahr; auch die in der Stadt vernahmen, daß fremdes Volk herbeikomme, sie konnten aber so schnell nicht wissen, ob es Christen oder Heiden wären. Der Sultan aber, so wie er die mächtige Herankunft der christlichen Schiffe inne ward, begann sein Volk zusammen zu ziehen. Da glaubte der König von Cypern, die Heiden wollten die Flucht ergreifen, befahl den Seinigen, sich zum Streite zu rüsten, und steckte die rote Blutfahne aus. Die Trompeter fingen an fröhlich zu blasen, die Thore wurden aufgeschlossen, und zog also das ganze Volk mutig gegen die Heiden hinaus. Nur die Prinzessin Herminia, seine schöne Tochter, ließ der König in der Stadt zurück. Da erhub sich ein strenger Kampf: die Heiden widerstanden mit großer Macht, viel fromme Christen wurden erschlagen; ja der König von Cypern selbst wurde durch das vergiftete Geschoß eines Heiden tödlich verwundet, so daß man kaum hoffte, ihn lebendig von dem Schlachtfelde hinwegzubringen. Daher mußten die Cyprier, gedrängt von den Heiden, zwar mit bewehrter Hand, aber doch nicht ohne großen Verlust wieder abziehen. In der Stadt Famagusta erhub sich eine große Klage um die Toten und Verwundeten. Die Kinder weinten und schrieen um ihre Väter, die Weiber rauften sich mit großem Geheul die Haare aus. Viele liefen in der Stadt herum und schlugen die Hände zusammen; am kläglichsten aber gebärdete sich die Prinzessin Herminia, des verwundeten Königs Tochter, denn sie hatte aus dem Berichte der Ärzte schon geschlossen, daß das Leben ihres Vaters nicht mehr lange dauern würde und seine Wunden unheilbar seien.

Unterdessen war Uriens mit seinem Bruder Gyot und der Heerschar, die mit ihnen auf den Schiffen war, gelandet und jählings auf die Heiden losgerückt. Sie fielen in die Reihen derselben voll Heldenmut und Uriens selbst verwundete und erlegte deren mehrere mit eigener Hand; auch Gyot focht nicht weniger männlich, so daß die Heiden endlich ein großer Schrecken ankam und sie auf den Rückzug zu denken anfingen. Doch wurde auch dieser von ihnen nur unter hitziger Gegenwehr angetreten. Da sah man mit Erstaunen, wie ritterlich der Sultan von Babylon noch stritt und einen Christen um den andern zu Boden warf. Solches ersah nun Uriens, drang auf ihn ein und versetzte ihm einen so mächtigen Streich mit dem Schwerte, daß ihm das Haupt bis auf die Zähne gespalten wurde und er vom Rosse elendlich in den Staub dahinsank. Als dies seine Völker, die Heiden, gewahr wurden, entsetzten sie sich über die maßen und nahmen von Stund an die Flucht.

Der tapfere Uriens und sein Bruder eilten ihnen nach, erlegten ihrer ohne Erbarmen eine unglaubliche Menge und trugen so den Sieg davon.

Wie die Schlacht zu Ende war, nahmen Uriens und Gyot, samt all ihrem Volk, von der Heiden Lager und Gezelten Besitz und ruhten daselbst vergnüglich aus. Hierauf fertigte der todkranke König von Cypern durch einen mächtigen Landesfürsten und etliche seiner Räte eine Gesandtschaft an Uriens ab, mit dem höflichen Ersuchen, doch zu ihm in seine Stadt Famagusta und an seinen Hof zu kommen; läge er nicht an einer tödlichen Wunde darnieder, so würde er selbst ihm, als dem Obsieger seiner Feinde, einen Besuch in seinem Lager abgestattet haben. Uriens nahm solches Anerbieten mit vielem Danke auf und entließ die Gesandtschaft mit dem Versprechen, sich einzufinden und Seiner Majestät aufzuwarten. Auch machte er sich alsobald mit seinem Bruder Gyot auf und langte an dem Hofe des Königs an. Aber das Volk in der Stadt Famagusta empfing ihn anfangs nicht sehr freundlich, sondern sah ihn wegen seines unförmlichen Gesichts recht mit Verwunderung und Erstaunen an. Ein jeder sagte, nie hätte er ein so fremdes und seltsames Antlitz gesehen. Ja, sie kreuzten sich vor Wunder und sprachen: „Der hat wohl die Gestalt, viel Land und Leute zu überwinden und zu bekommen, weil man sich vor ihm fürchten muß!“

Indessen kamen sie in des Königs Palast und fanden diesen, geschwollen und ohnmächtig von den Wunden des vergifteten Geschosses, in seinem Bette liegen. Uriens grüßte den König mit höflicher Verneigung und beklagte ihn sehr. Jener hingegen versetzte: „Mein Freund, Ihr habt gar tapfer gefochten, und mit Eurer ritterlichen Hand große Ehre eingelegt, auch uns und der ganzen Christenheit damit gedient, so daß Ihr vor aller Welt billig Preis und Ehre davon traget, und Eure Nachkommen um solcher Heldenthat willen noch gepriesen werden sollen. Doch eins wünschen wir von Euch zu wissen: Wer Ihr von Geschlecht, von wannen Ihr gebürtig seid?“ Uriens antwortete ihm mit tiefster Verbeugung: „Allergnädigster König und Herr! Eure Majestät beliebe zu vernehmen, daß ich von dem Stammhaus zu Lusinia geboren bin. Ich verhehle meinen Namen nicht.“ Der König sprach: „Von Eurem Geschlecht haben wir viel vernommen, daß alle, die daraus geboren, gar tapfere, heldenmütige Leute seien. Anjetzt aber ist unser gnädiges Verlangen, daß Ihr, tapferer Ritter, uns in einer Sache zu Willen seid und einen besondern Gefallen thun wollet. Es soll dies zu Eurer eigenen großen Ehre gereichen. Wisset demnach,“ fuhr der König mit einem lauten Seufzer und tiefem Atemholen fort, „daß unsere Tochter Herminia, die einzige Erbin dieses Königreichs, welches nun auch bald nach unserm bevorstehenden Hinscheid auf sie gelangen wird, weil das Gift des empfangenen Geschosses uns schon fühlbar zum Herzen eilt — daß unsere Tochter Herminia eines Schutzes und dies Reich selbst eines tapfern und heldenmütigen Thronfolgers bedarf, indem es den heidnischen Grenzen gar zu nahe liegt. Darum begehren wir von Euch, daß Ihr unsere

Tochter und dieses Reich zusammen übernehmet und vor allem Anfall der Feinde beschützen wollet; denn derzeit ist in allen Landen, unter allen Rittern der Welt kein glückseligerer Held als Ihr, keiner, der an Klugheit und tapfern Thaten Euch gleich, keiner, mit dem unsere Tochter und unser Reich besser versehen wäre, zu finden."

Uriens erschrak vor großer Freude hierüber nicht wenig. Er antwortete dem König in tiefster Demut also: „Großmächtigster König, ich sage für diese hohe und unverdiente Gnade meinen unterthänigen Dank, und erkenne mich viel zu gering, die Erbin einer Königskrone als Gemahlin heimzuführen; noch geringer aber, ein so mächtiges Reich zu beherrschen. Jedoch eine so unvergleichliche Gnade auszuschlagen und den Schluß des Himmels zu verwerfen, würde vielmehr Vermessenheit als Demut heißen. Deswegen kann ich nicht anders, als folgen und Gehorsam leisten, wenn Ihr anders mit Eurem Knechte nicht scherzet, daß ich die jetzt so betrübte Fürstin hinfüro meine Geliebte und mich selbst ihren Diener nenne." Der König, über diese kluge Antwort des Fremdlings von Herzen erfreut, versetzte: „Nun preise ich den gütigen Himmel, daß ich noch vor meinem Ende Tochter und Reich nach meinem Wunsche versorgt habe!"

Hierauf hieß er den Helden Uriens abtreten, bis er den Hof- und Reichsständen seinen Willen vorgetragen hätte. Auch gebot er zur Stunde, daß alle seine Räte insonders aber seine Tochter, die Prinzessin, herbeikommen sollten. Zu jenen sprach er alsdann: „Sehet, wir haben unser Reich mit bewehrter Hand gegen die Heiden bisher beschirmt. Nun aber sind wir durch ein vergiftetes Geschoß dermaßen verwundet, daß wir wohl fühlen, unser Leben sei dem Ende nahe. Nun bedürfet Ihr sehr eines tapfern Helden zum Herrn, denn Ihr seid den Ungläubigen gar zu nahe gelegen. Es fällt aber das Reich auf niemand anders, als auf unsere einzige Erbin Herminia. Demnach fordern und begehren wir, daß Ihr erstens von Ihr Eure Lehen empfahet, ihr auch als Eurer gnädigen Königin und Beherrscherin des Reichs huldigt und schwöret."

Das alles geschah von Hof und Ständen nach dem Willen des Königs. Dann fuhr der todschwache Fürst fort und sprach: „Ihr wisset ferner, Liebe und Getreue, daß einem schwachen und jungen Weibe, Reiche und Länder zu regieren und vor feindlichen Anfällen zu beschützen, fast unmöglich sei. Weil wir sie nun gerne solcher Last entbürdeten und doch als Königin gewürdigt wissen möchten, in unserm ganzen Reich und allen Nachbarländern aber keinen tauglichern Ritter finden, welcher ihr Gemahl und königlicher Herrscher zu sein verdiente, außer dem Helden Uriens von Lusinia, der sich, an unsern Hof berufen, allhier befindet und diese Stadt aus der Heiden Händen mit seiner tapfern Faust errettet, auch den Sultan und sein mächtiges Kriegsvolk aufs Haupt geschlagen hat: — darum so sind wir entschlossen, mit Eurer Bewilligung ihm unser einziges Kind, die Prinzessin Herminia zu vermählen und somit

ihm das Zepter des Reiches einzuhändigen. Erinnert Euch also der schuldigen Treue, ein solches wohl zu erwägen und ihn zu ersuchen, daß er die angebotene Gnade erkennen und annehmen wolle, weil Ihr wisset, daß Ihr mit des gütigen Himmels Hilfe vor den Heiden durch ihn wohl gesichert sein werdet!"

Die Landesherren kamen dem königlichen Befehle freudig nach und bedeuteten dem tapfern Uriens, daß er sich mit der Prinzessin Herminia vermählen sollte; dann wollten sie ihm auf der Stelle schwören und ihn zu ihrem Könige krönen. Dies nahm der edle Ritter dankbar und mit Freimut an und entließ die Abgeordneten mit dem besten Bescheid an den todkranken König, zu seinem und des Landes Vergnügen. Der König ließ den Uriens nun wieder vor sich rufen und wiederholte ihm seinen Entschluß. „Ihr seid würdig," sprach er, „den Zepter zu tragen, und dieses ganze Königreich zu beherrschen; ja, alles Volk jauchzet schon vor Freuden, Euch als seinem künftigen Gebieter zu huldigen!" Uriens dankte noch einmal mit tiefer Verneigung und versprach seine willigsten Dienste. Zur Stunde wurden sodann die zwei im Angesichte des sterbenden Königs vermählt und alsobald verschied der König.

So ward die Hochzeit mit vielem Leid und Jammer begangen, kein Tanz wurde gehalten, kein Saitenspiel ertönte; der verstorbene König aber wurde mit großem Gepränge zur Erde bestattet. Übrigens lebten Uriens und Herminia in zärtlicher Liebe mit einander, und ihrer Zeit genas die junge Königin eines Prinzen, den man den Greif nannte. Dieser Greif ward nachmals so tapfer und kühn, daß er in einem fremden Lande viel Städte und Leute und große Herrschaften gewann; den Palast zu Kolliers, der sehr stark war, eroberte er, dazu eine Insel in dem Meere, wo ein großer Schatz verborgen war, nebst dem goldenen Vließ, welches Jason vor Zeiten gewonnen hatte. Auch eroberte er eine Stadt im Mohrenlande und steckte auf ihren Zinnen sein Panier auf.

Nun erkrankte auch der König von Armenien, Herminiens naher Verwandter, der leibliche Bruder ihres Vaters, und es mehrte sich mit seiner Krankheit dermaßen, daß sein Ende bevorstand und die Kunde davon nach Cypern kam. Er starb und hinterließ eine einzige schöne Tochter, welche Floria hieß und noch ohne Gemahl war. Da traten die Landesherren zusammen und hielten Rat, was zu thun wäre: und in Folge ihrer Beratung sandten sie eine Gesandtschaft an den König von Cypern ab und baten, weil die verstorbenen Könige von Cypern und Armenien leibliche Brüder gewesen wären, so möchte der neue König, Herr Uriens, seinen Bruder Gyot zu ihnen abschicken und ihn der Prinzessin Floria zum Gemahl gönnen, dann wollten sie ihm huldigen und ihn zum König krönen. Uriens hielt deswegen einen geheimen Rat; die Stimmen lauteten aber einhellig, er sollte seinen Bruder dahin abschicken. Darauf machte sich Gyot schnell auf die Reise und kam nach Armenien, wo er die schöne Floria antraf. Man ritt ihm mit allen Ehren

entgegen und empfing ihn auf das trefflichste. Ohne vielen Verzug wurde er unter den größten Festlichkeiten zu ihrem Könige gekrönt. Von dieser Zeit an waren die zwei berühmten Königreiche wieder in zweier Brüder Händen, und beide regierten gar klug und mächtig und thaten dem Heidenvolke kräftigen Widerstand. Auch zeugten die zwei königlichen Brüder viel tapfere und schöne Söhne, welche noch zu ihrer Väter Lebzeiten erwuchsen und ebenfalls den Heiden nicht wenig Abbruch thaten.

Als inzwischen Raimund und Melusina durch sichere Botschaft in Erfahrung gebracht hatten, daß ihre beiden Söhne durch so tapfere Thaten zu hohen Ehren gekommen und sogar auf Throne erhoben worden wären, wurden sie sehr fröhlich und voll inniger Herzensfreude. Zum andachtsvollen Danke gegen diese Fügung des Himmels ließ Melusina eine herrliche Kirche aufbauen, welche der Tempel zu Unserer lieben Frauen in Portenach genannt wurde; auch ließ sie noch viel andere Kirchlein und Kapellen errichten.

Nach diesem vermählte sie ihren zweiten Sohn, den Gedes, an eine Tochter des Grafen von der Mark. Indessen wurde auch ihr Sohn Reinhard, welcher nur ein Auge hatte, sehr stark, wuchs gar frisch heran und entschloß sich mit seinem Bruder Antonius, gleich seinen beiden ältern Brüdern in die Fremde zu gehen, und daselbst durch ritterliche Thaten Ehre einzuholen. So zogen sie mit einander in Begleitung eines sehr schönen Gefolges und mit trefflichstem Kriegszeug von Lusinia ab, und gingen nach Luxemburg, welches eben der Fürst von Elsaß mit großer Macht belagert hielt. Auch hätte er diese Stadt ohne Zweifel genommen, wenn ihr nicht die unerwartete Hilfe von jenen beiden jungen Helden zugekommen wäre. Jener Fürst von Elsaß war von Herkunft ein König von Böhmen, daher man ihn auch insgemein den König von Elsaß hieß. Nun wußte jedermann wohl, daß jener Angriff ein Mutwille und freventliche Gewalt war, mit welcher der Fürst von Elsaß die Herzogin von Luxemburg, die eine betrübte und hilflose Waise war, zu erschrecken sich aufgemacht hatte. Er wollte nämlich entweder sie zur Gemahlin, oder Schloß und Stadt mit Gewalt von ihr haben.

Auf die Nachricht von dieser Gewaltthätigkeit sandten die Brüder, von großem Mitleid bewogen, eilend einen Herold zu dem König von Elsaß, kündigten ihm wegen so ungerechten Verfahrens ernstlich den Krieg an und steckten zum Beweise dessen ihr Banner auf. Ungesäumt rückten sie gegen das feindliche Lager an, fanden aber dort alles in bester Ordnung und den Feind mit Schwertern, Spießen und Hellebarden wohl versehen. Darauf stellten sie ihre Mannschaft in Schlachtreihen, zogen mit ritterlicher Unverzagtheit auf den Feind los und griffen ihn männlich an. Aber auch die Elsasser unterließen nicht auf das fremde Volk mit großer Gewalt einzudringen. Der Kampf hielt heftig an, doch erlegten die Lusinier die meisten Feinde, und man sah, wie

sich der Sieg ihnen zuneigte. In diesem Streite hielten sich die zwei Brüder höchst ritterlich und verrichteten mit ihren streitbaren Armen die herrlichsten Thaten. So wurde der Schrecken auf Seiten des rheinischen Volkes überaus groß, ihre anfänglichen Siegesblicke und prahlerischen Mienen verwandelten sich merklich; die Lusinier hingegen triumphierten und sprachen einander mit lautem Rufen zu.

Inzwischen geriet der jungmütige Held Antonius ganz in die Nähe des Königs von Elsaß und focht ritterlich mit ihm, so daß zuletzt der König sich gefangen geben mußte und ihm sein Schwert williglich darbot, und wenn er das nicht bald gethan hätte, würde es ihm wohl das Leben gekostet haben. Doch nahm ihn Antonius noch zu Gnaden an. Als nun das rheinische Volk seinen Herrn gefangen genommen sah und ihn nicht mehr zu Gesichte bekam, da ergriff es die Flucht. Die Lusinier aber eilten ihnen nach, und besonders einer that großen Schaden, indem er den Feinden nachjagte.

Nachdem nun der Streit zu Ende und der Feind völlig aus dem Felde geschlagen war, schickten die zwei Brüder den König von Elsaß, ihren Gefangenen, nach Luxemburg in die Stadt und ließen ihn durch sechs ihrer Ritter der Erbin von Luxemburg zum Zeichen des Sieges überantworten. Die Prinzessin, solche königliche Beute erblickend, erinnerte sich der Drangsale, die ihr der Gefangene zugefügt, und des Übermuts, den er an ihr verübt hatte. Kein Wunder, wenn ihr die Rache, welche der Himmel an ihm genommen, und ihre eigene Errettung tief zu Herzen ging. Sie sprach daher zu den Rittern, die ihr den König brachten: „Tapfere Ritter, sehr werte Freunde! Ihr habt mir hier meinen Feind und mächtigen Verfolger in die Hände geliefert, und ich kann an ihm den Wankelmut des Glücks und die Nichtigkeit alles Menschenhochmuts erkennen. Der Himmel, welcher alle gerechte Sache zu einem erwünschten Ende führt, hat mir, einer verwaisten Fürstin, starke Geduld, Euch aber heldenmütige Kräfte, solches Werk auszuführen, verliehen. So sagt mir denn," fuhr die erfreute Prinzessin weichherzig fort, „wer sind die siegreichen Helden, welche unsere und des Landes Not angesehen, und uns mit des Himmels Hilfe aus den Händen dieses Tyrannen errettet haben?" Da antwortete ihr ein alter Ritter: „Durchlauchtigste Fürstin! es wäre unhöflich, den Namen so tapferer Überwinder und ihre Herkunft so würdiger Bitte zu verschweigen. Wisset denn, sie stammen aus Lusinia in Frankreich, und sind zwei Brüder, der eine heißt Antonius, der andere Reinhard. Ihre Losung und ihr Feldgeschrei war das Wort Lusinia."

Die Prinzessin antwortete hierauf: „So danken wir denn dem gütigen Gott und jenen zugleich, daß sie solch Erbarmen an uns erwiesen, und weil wir durch diese mutigen Helden uns angstfrei und siegreich fühlen, so soll inskünftige nichts ohne ihren Willen und klugen Beirat von uns unternommen werden. Ja, alles was der Himmel in meine Hände gegeben hat, soll zu *ihren Diensten* stehen." Dann befahl sie sofort, daß man beiden Siegern die

besten Herbergen in der Stadt aufs reichlichste auszieren lasse, überdies für all ihr streitbares Volk Unterkunft bei den Bürgern bereitet werden sollte, damit, wenn sie eingezogen kämen, alles schon zu ihren Diensten in bester Bereitschaft stünde. So wurden die sechs Ritter von ihr in Gnaden entlassen, kamen in des gefangenen Königs Gezelt zurück, wo die zwei Brüder ihr Quartier genommen hatten, und erzählten, was ihnen begegnet. Kaum hatten sie den Bericht abgestattet, als schon Abgeordnete der Herzogin in dem Zelt ankamen, um die Brüder im Namen ihrer Gebieterin zu begrüßen und zum Aufbruch in die Stadt zu vermögen. Hier sahen sie das ganze Gezelt mit einer Menge der reinsten Beute von Silber, Gold, Kleinodien angefüllt; dies ließen jedoch die beiden Sieger meist unter ihr tapferes Volk austeilen und behielten das wenigste für sich selber.

Auf der Abgeordneten inständige Einladung wurde hierauf zum Aufbruch geblasen und der Einzug in die Stadt angeordnet. Man bestellte Führer und Vorreiter, denen sofort fünfzehnhundert andere in schönem Ritte nachfolgten. Dann kamen die beiden Sieger nebeneinander auf buntgezierten Pferden und hinter ihnen die ganze Zahl ihres Volkes mit fliegenden Panieren in schönster Ordnung. So ging der Zug nach der Stadt. Vor dieser wurden sie mit lieblicher Musik und allerlei Saitenspiel empfangen, und ihnen für die Erlösung von der Macht der Feinde sogleich bei ihrer ersten Ankunft anstatt des Dankes ein lautschallendes Lebehoch von der ganzen Bürgerschaft zugerufen. Hierauf fanden sich zwei Abgeordnete, hohe Landesfürsten ein, welche Reinhard und Antonius mit demütiger Verneigung freundlich empfingen, sie auf die Burg begleiteten und bei der Herzogin einführten.

„Seid willkommen, Ihr meine sieghaften Erlöser!“ rief die denselben entgegengehende Fürstin ihnen mit den liebreichsten Mienen zu, „und auch Ihr, tapfere Mitstreiter dieser heldenmütigen Anführer, seid alle aufs herzlichste aufgenommen! Seid willkommen, rastet aus von Eurer Mühe und seid fröhlich: Ihr sollt bei einem Ehrenmahle alle Eure Beschwerden mit einem Meere der Freuden abspülen!“

Unter allerlei Unterredungen und Glückwünschen wurden allgemach die Zurüstungen zu dem Bankette fertig. Man brachte das Handwasser in einem goldenen Becken. Die Speisen wurden reichlich aufgetragen und die werten Gäste zur Tafel geführt. Obenangesetzt wurde der gefangene König; seine beiden Sieger kamen in die Mitte der Tafel zu sitzen; ihnen gerade gegenüber saß die Herzogin selbst. Nach ihr folgten abermals drei hohe Landesfürsten und verschiedene andere Kavaliere und Edle. Da gab es allerlei Freudengespräche und Gesundheitstrünke. Ein jeder erzeigte sich fröhlich, vor allen die beiden Überwinder des gefangenen Königs. Dieser allein untermengte seine Reden zum öftern mit einem tiefgeholten Seufzer, ohne daß es, wie er

meinte, jemand merken sollte: denn es ging ihm der Verlust seiner Leute und die kostbare Beute, die er dahinten lassen mußte, noch immer zwischen aller Fröhlichkeit zu Herzen.

Als nun endlich nach langgehaltener Tafel die Tische wieder aufgehoben wurden und das Dankgebet gesprochen war, redete der König von Elsaß folgendermaßen zu seinen beiden Obsiegern: „Meine Herren! Nachdem ich heute durch des Himmels Fügung und meines widrigen Glücksterns Verhängnis Euer Gefangener geworden und in Eurer Gewalt bin, so werdet Ihr auf die Bitte eines Königs nicht saumselig sein, mir anzuzeigen, welches Lösegeld Ihr für mich verlanget, und zugleich dieses so bestimmen, daß es nicht über die Kräfte meines Reiches geht, wofür ich mich meinerseits auch gegen Euch auf alle Weise erkenntlich beweisen werde." Die beiden Brüder gaben ihm in aller Höflichkeit folgende Antwort: „Zwar sei der König ihr Gefangener; doch hätten sie die freie Verfügung über ihn ganz der Herzogin eigenem Belieben anheimgestellt. Wie diese nun in solch wichtiger Sache beschließen und handeln möchte, das werde auch ihnen wohlgethan heißen. Anders gedächten sie sich nicht weiter darin zu verflechten." Kaum war diese höfliche Rede beendigt, als des Königs Angesicht erbleichte, wie wenn er von einem großen Schreck befallen wäre, denn er konnte sich wohl einbilden, daß er bei der Fürstin durch seine allzuharte Beängstigung und seine Gewaltthätigkeiten wenig Gnade oder gütliche Milderung des schwersten Lösegeldes verdient hätte, obschon sie mit Worten sich anscheinend ziemlich freundlich gegen ihn erzeigte.

Aber die kluge Herzogin, welche selbst zugegen war und alle solche Gespräche zur Seite mit anhörte, brach ganz entschlossen und großmütig mit dieser sehr gnädigen Rede hervor: „Ihr meine werten Erretter, ich danke Euch nicht nur für Eure getreue Hilfe, sondern überlasse Euch auch nach Willkür mit Eurem Gefangenen als seine Überwinder zu verfahren." Wie der König dies hörte, bekam er seine natürliche Farbe wieder. Die Brüder aber erwiderten voll Edelmut und mit lauter Stimme: „Durchlauchtigste Fürstin, wir nehmen zwar das großmütige Geschenk einer Siegesbeute, die ganz und gar Euer ist, mit ehrfurchtsvollem Danke an, erklären aber, daß wir kein Lösegeld verlangen, sondern beiderseits auch unserem Gefangenen die Freiheit zum Geschenke machen, nur mit diesem einzigen Vorbehalte, daß der König Euch knieend seinen Dank sage, für alle Beleidigungen und Bedrängnisse, die er der erhabenen Herzogin zugefügt, ernstliche Abbitte thue, und künftig solches zu unterlassen mit einem Eidschwur und schriftlicher Versicherung samt Unterschrift und Insiegel angelobe."

Nicht nur der Herzogin, sondern auch dem gefangenen König selbst schien diese Forderung ganz billig und annehmlich, und er that es auf der Stelle mit Freudigkeit und zum Vergnügen aller Anwesenden, indem er mit tiefer Verbeugung und demütigem Danke Abbitte leistete. Als er sich von der Erde erhoben hatte, ging der König erst noch mehr in sich und erwog die huldvolle

Behandlung, die er von den zween tapfern Helden erfahren hatte, in deren Banden er sonst hätte verbleiben müssen. Er versprach ihnen deswegen treue Freundschaft und königliches Wohlwollen, um für keinen Undankbaren gehalten zu werden. Dann wandte er sich an die Herzogin, dankte auch dieser und riet ihr, sich mit dem Helden Antonius zu vermählen. Diese schöne Rede nahmen nicht nur die Räte und Landesfürsten mit großem Wohlgefallen auf, sondern auch die Herzogin selbst wies sie nicht ab; sie bedankte sich und gab durch eine liebelächelnde Miene zu verstehen, daß sie diesen wohlwollenden Rat in reiferes Bedenken ziehen wolle.

Nicht mit Unrecht wird die Liebe einem Feuer verglichen. Jenes Wort des Königs von Elsaß bewährte genugsam diese Vergleichung. Kaum war es gesprochen, so fing das Fünklein schon an, in dem Herzen der schönen Herzogin Feuer zu fangen und wie in der Asche dermaßen zu glimmen, daß es mehr und mehr um sich griff und endlich in volle Flammen ausbrach. Die kluge Fürstin erwog reiflich, daß des Königs Wunsch, wenn er erfüllt würde, ihrem eigenen Lande nur gedeihlich und von großem Nutzen sein könnte. Daher ließ sie, als inzwischen der Held Antonius selbst um sie geworben hatte, die Vermählung ohne weiteren Aufschub vor sich gehen, um so mehr, weil dies ihren Räten selbst willkommen war und sie es dem Lande selbst für höchst zuträglich hielten. Daher wurden eiligst alle Vorbereitungen zu der Hochzeit gemacht und diese selbst gefeiert. Der König von Elsaß mußte dabei die Stelle eines hohen Ehrengastes bekleiden, und das Fest lief mit aller Vergnüglichkeit ab, nachdem eine große Zahl hochansehnlicher Gäste acht Tage lang es hatten feiern helfen, und der König von Elsaß in den zur Hochzeitsfeier angestellten Turnieren sich aufs ritterlichste gehalten, auch einen Preis davon getragen hatte.

Es waren aber kaum die Tage der Fröhlichkeit zu Ende, da folgte auf die Freude schon wieder eine Schreckenspost; denn als sich bereits alles verabschiedete und die Gäste von einander zogen, da kam ein eilender Bote aus Böhmen bei Hofe an. Dieser fragte nach dem Könige von Elsaß und begehrte auf der Stelle vorgelassen zu werden. Nun übergab er dem König einen schriftlichen Bericht von seinen Brüdern und bekräftigte denselben mündlich dahin, daß die Stadt Prag von dem türkischen Großsultan mit einer gewaltigen Heeresmacht belagert und von allen Seiten eng eingeschlossen sei, auch keinen Ersatz zu hoffen habe. Der jetzt regierende König in Böhmen ersuchte daher seinen Bruder um schleunige Hilfe. Der König von Elsaß erschrak heftig über diesem Schreiben; er ließ es noch einmal laut ablesen und bat die beiden Heldenbrüder Antonius und Reinhard, Mitleiden mit diesem Jammer zu tragen und zum Kennzeichen der neugeschlossenen Freundschaft seinem bedrängten Bruder, ihm zur Seite, mit vereinigter Heeresmacht zuzuziehen, damit das Land Böhmen vom Ruin errettet und dem allgemeinen Christenfeinde gesteuert

würde. Dadurch würden sie ihren Heldennamen weiter kund machen und sich Ruhm in aller Welt erwerben.

Nun wollte freilich den tapfern Helden Antonius seine Gemahlin in der ersten Flitterwoche aus glühender Liebe nicht von sich lassen, doch wirkte die dringende Bitte des Königs bei ihm so viel, daß er von innerlichem Mitleiden getrieben, ihm versprach, sein treuer Bruder Reinhard müsse auf der Stelle mit einer stattlichen Anzahl tapferer Streiter aufbrechen: sollte es dann die höchste Not erfordern, und die vereinigte Macht des Königs und seines Bruders noch nicht hinreichen, so wollte auch er auf die Kunde davon ihnen mit seiner eigenen Person und einem neuen Heere eilends kräftigen Beistand leisten, damit sie sobald als möglich Sieg und Ehre wider die ungläubigen Heiden erhalten möchten.

Da brach vor großer Freude der getröstete König von Elsaß in das Versprechen aus: sein Bruder in Böhmen, sonst ein sehr mächtiger König, habe eine einzige Tochter; weil nun derselbe ein reicher und gar alter Herr sei, so wolle er selbst es vermitteln, daß Reinhard durch seine Hilfleistung die königliche Prinzessin und nach ihres Vaters Tode die Krone von Böhmen, als ein ehrwürdiger Regent, aus den Händen der Stände davon trage. Die Herren von Lusinia sagten ihm dafür ehrerbietigen Dank und waren um so begieriger, Sieg und Ehre einzulegen. Von Stund' an boten sie allem Volke auf, der König mit Reinhard eilte über den Rhein und hatte keine Ruhe, bis er auf böhmischem Boden war. Aber da standen die Feinde in unglaublicher Menge, so mächtig und stark, daß sie allein sie nicht bekämpfen zu dürfen glaubten. Deswegen sandten sie einen Eilboten an den Herzog Antonius ab, mit der dringenden Bitte, sich auch an die Spitze seiner Heeresmacht zu stellen und den Sieg befördern zu helfen.

Infolge dieser Nachricht traf Antonius alle Anstalten, verabschiedete sich von seiner geliebten Gemahlin und brach zur Rettung der Christenheit und besonders des Königs von Böhmen mit einem Gefolge von mehreren tausend Streitern auf. Er hatte viele mutige Bretagner und einen guten Teil tapferer Luxemburger bei sich, so daß die beiden Brüder, ohne das wehrhafte Volk des Königes, allein über vierzig tausend Mann stark waren. Als nun Antonius bei den andern Hilfsvölkern anlangte, da begann den Türken etwas bänglich zu werden; sie erwarteten keinen geringen Kampf.

Indessen betete die fromme Herzogin Christina von Luxemburg fleißig für das Wohlergehen ihres Herrn, und in dem ganzen Lande bat alles Volk in den Kirchen um Glück für seines Königs Waffen. Auch hatte die Fürstin ihren Gemahl gebeten, ihres seligen Vaters, einst eines tapfern und siegreichen Helden, Schild, Helm und Panzerkleid nie von sich zu lassen, dabei auch sein Wappen zu führen. Sie hatte aber von Antonius hierüber den Bescheid erhalten, sie sollte ihr liebes Herz unbekümmert lassen, denn er habe schon von seinem Vater ein angeerbtes Wappen, welches ihm nicht zu verlassen gebühre

Auch habe ihn die gütige Natur selbst gleichsam mit einem Wappen und besondern Kennzeichen, nämlich mit einem Löwengriff in seiner Wange, von der Geburt an bezeichnet, wodurch er schon von viel Tausenden unterschieden und mit Verwunderung erkannt worden. Deswegen wolle er auf seinem Helm einen Löwen zur Losung führen und auch ihrer beider Wappen zum Andenken einen Löwen beifügen lassen.

So vertröstete beim Abschied Antonius seine Geliebte und war willens, eine schöne Palmenernte unter den Feinden abzuhalten. Sobald er sich nun auf böhmischer Grenze befand und dem Lager nahe kam, auch das Gerücht von so trefflicher Mannschaft, die heranziehe, unter den Feinden erscholl, da vergrößerte sich ihr Schrecken noch mehr und sie dachten wohl, daß es nunmehr scharf hergehen würde. Der König von Elsaß aber, als er sah, daß seine Fürbitte einen so guten Erfolg habe, war vor Freuden außer sich und eilte dem Helden Antonius auf etliche Meilen weit entgegen. Er dankte beiden Brüdern für ihre Nothilfe aufs herzlichste und äußerte alle Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Nun wurden herrliche Zelte bereitet und den umliegenden Ortschaften der ernstliche Befehl erteilt, beide Herren und all ihr Volk aufs beste zu bewirten. Alles stand ihnen offen, in allen Städten, wo sie durch- oder einzogen, wurden sie mit höchster Freundlichkeit bewillkommt, und bei ihrer Ankunft jubelte das Volk ihnen zu: „Hier kommen unsere Erlöser. Seid willkommen, ihr tapfern Erretter des Reiches Böhmen! Helfet uns, daß wir nicht in der Ungläubigen Hände geraten!“

Endlich langten sie vor Prag und im Angesichte der Feinde an. Zu allem Unglück aber waren die Ungläubigen zwei Tage vorher durch Eilmärsche der Stadt, die sie schon lange berannt hatten, noch viel näher gerückt und hatten sich den besten Platz zum Sturme auserſehen. Der König von Böhmen nun, welcher in der Stadt Prag eingeschlossen war, als er sich einerseits von so mächtigen Feinden, ja dem türkischen Sultan selbst mit einem so gewaltigen Kriegsheere beängstigt, anderseits mit schutzfertigen Freunden, dem König von Elsaß und den zwei Herren von Lusinia, deren gesamte Macht den Türken wenig nachzustehen schien — umgeben und getröstet sah, fühlte seinen Mut wieder etwas wachsen; auch wollte er zeigen, daß er von Gemüt und Geblüt ein tapferer König sei und sich noch wohl getraue eine Heldenthat auszurichten, wie sie Königen gezieme. Als daher der türkische Kaiser einst mit großem Prahlen vor die Stadt ritt, die Belagerten herausforderte und ihnen zum Schimpf sein Panier aufsteckte, wollte der König solchem Hochmut nicht länger mehr zusehen, sondern nahm eine Anzahl seiner Ritter und streitbarsten Männer, sowohl edle als unedle, zu sich; die wappneten sich mit Schild und Helm, ließen sich das Thor öffnen und zogen, der König an der Spitze, auf des Himmels Schutz vertrauend, den Türken zum Trotz hinaus.

Alsbald entspann sich ein lebhaftes Scharmützel; sehr viele Türken stürzten zu Boden: es war eine rechte Lust, wie die Christenschwerter unter den Un-

gläubigen obsiegten und deren Köpfe gleich Krauthäuptern von ihren Rümpfen abhieben, als wären sie nie fest gestanden. Die Türken wehrten sich aber verzweifelt und am Ende fand es sich doch, daß die Christen zu einem solchen Ausfalle zu schwach waren. Sie zogen sich daher in guter Ordnung, nach errungenen Vorteilen, sieghaft zurück und ließen, ohne einen Mann verloren zu haben, der Türken Leichen auf der Wahlstatt liegen. Der König selbst, welcher bisher wie ein mutiger Löwe unter lauter Tigern und Panthertieren gefochten hatte, wollte, unerachtet der Einsprache seiner Leute, mit diesem Siege nicht zufrieden sein, sondern hieb, wie einem tapfern Helden zusteht, noch immer auf dem Rückzuge um sich, erlegte mehrere Feinde mit eigener Hand, wurde aber zuletzt mit einem sehr spitzen Pfeil, der vergiftet war, von einem türkischen Schützen, die man Janitscharen nennt, zwischen den Panzer getroffen und so verwundet, daß das Gift durch die Wunde in das Herz drang und er daher seines Lebens verlustig werden mußte.

So ward bei den Böhmen die Freude jählings in Leid verkehrt, und sobald sie alle es gewahr wurden, erhub sich von klein und groß eine jammervolle Klage. Die Türken aber, als sie solches sahen, wurden darüber nur noch mehr hochmütig und bildeten sich gewaltige Thaten ein, die sie gethan hätten und noch verrichten wollten, gedachten auch den Belagerten alles mögliche Leid und allen Schimpf anzuthun. Aber es gedieh ihnen schlecht, es begann damit nur ihr größeres Unglück; denn die Rache Gottes brach über diese wütenden Hunde aus. Inzwischen zogen die Böhmen aus der Stadt, ihren erlegten König hereinzubringen, und die Barbaren streckten in solchem Leidwesen gar viel streitbare Ritter darnieder. Immer mehr wuchs der Verlust so tapferer Helden und machte die in der Stadt eingeschlossene Prinzessin, die der Tod ihres Vaters aufs tiefste gebeugt hatte, noch wehmütiger und herzleidsvoller, besonders als sie und alles Volk in der Stadt sehen mußten, wie die Türken vor den Thoren ein großes Feuer anschürten, die Leichname der Christenhelden darauf warfen und unter Jubelgeschrei von der Flamme verzehren ließen. „Ach, trostlose Eglantina," sprach sie zu sich selbst unter Thränen und Seufzen, „wie kannst du solchen Jammer ansehen, ohne dich von der Mauer hinabzustürzen und so deinen toten Vater ins Schattenreich zu begleiten? Bekränzet man also die sieghaften Helden? Geht man so mit Kron- und Scepterträgern um? Brecht hervor, ihr Thränen, löschet, wenn es möglich ist, die mörderische Flamme mit eurem heißen Strome aus! Soll ich nun zur verlassenen Waise gemacht und der Thron meines Reiches seines vortrefflichen Herrschers beraubt sein? Sollen die Ungläubigen ihr Siegesbanner auf meinen Mauern aufpflanzen und ihre Waffen unter den Stadtthoren anlehnen? Ach höre mich, gütiger Himmel, und laß nicht zu, daß dieses verkehrte Volk über das Häuflein starkmütiger Christen herrsche!"

Also seufzte die Betrübte, und mit ihr alle Einwohner der Stadt, so daß man die Wehklage weithin erschallen und im türkischen Lager selbst hören konnte.

Inzwischen hatten sich die mutigen Christen jenseits der Hauptstadt, bewogen durch das klägliche Jammergeschrei, das aus der Stadt herübertönte, endlich mit ihrer großen Heeresmacht in völlige Schlachtordnung gestellt, auch ihr ganzes Volk in drei Heerhaufen eingeteilt und kamen nun mit hitzigen Schritten auf die Feinde losgezogen. Alles war mutig und munter vor Begierde, die Stadt nur recht bald von ihren grausamen Stürmern zu befreien. Vorher hatten sie einen Eilboten abgefertigt, der sich mit kluger List nach Prag hereinschlich und den Bürgern die angenehme Kunde der herannahenden Errettung brachte. Sobald dieser Bote die Stadt betreten, fing er überlaut an auszurufen: „Getrost, ihr beängstigten Bürger, seid männlich und gutes Muts; ich bin ein Bote der Freuden. Der Himmel hat Euer Elend angesehen, und Eure tapfern Erretter gehen bereits auf den Feind los. Der König von Elsaß und der Herzog von Luxemburg mit Reinhard von Lusinia werden in kurzem die siegreichen Überwinder und Eure Rächer an den Feinden genannt werden.“

Diese angenehme Zeitung machte die Einwohner mitten in ihrer Betrübnis wieder fröhlichen Mutes. Der Bote erzählte ihnen auch alles, was sich Denkwürdiges vor Luxemburg begeben, wie der König von Elsaß seiner Bande erledigt worden und der tapfere Antonius nunmehr Herzog von Luxemburg sei. Hierauf begaben sie sich auf die Mauer, ein jeder mit guter Wehr versehen, und fochten so mannlich von den Zinnen herab, daß die staunenden Türken selbst den Rückzug von den Mauern nahmen, indem sie unter einander sprachen: „Es ist nicht möglich! Der Böhmen Gott streitet selbst für sie, oder sie haben einen großen Entsatz bekommen!“ Während sie sich noch so untereinander wunderten, siehe, da kam ganz schnell aus der Heiden Gezelten einer dahergerannt, voll Entsetzen und großen Geschreis: sie sollten auf der Stelle von dem Stürmen ablassen und sich in ihr Lager zurückziehen, wenn sie nicht alle des Todes sein wollten. Dazu rief er: „Ich sehe, wie eine Nebelwolke dicht, fremdes Volk zum Entsatz der Christen auf uns daherrücken. Sie werden uns gewiß wie eine Flut überfallen!“

Auf dieses Geschrei zogen die Türken eilig zurück und stellten sich in Schlachtordnung. Von beiden Seiten hörte man die Trompeter blasen. Die tapfern Christen gingen wie Löwen auf die Türken los, zertrennten ihre Reihen, fällten eine große Menge derselben, durchstachen ihnen Schild und Helme; besonders ließ sich der edle Held Reinhard von Lusinia als ein tapferer Vaterlandsfechter vor allen andern Kämpfern sehen, und sein Bruder Antonius gab ihm an Heldenmut nichts nach. Auf solche Weise fingen die Ungläubigen an sehr schwach, die Christen aber immer mutiger zu werden, so sehr, daß sie einander zuriefen: Seid Männer und erleget eure Feinde! Auf, ihr Brüder, der Sieg ist in unsern Händen!“ Der Sultan, der dies hörte und die Niederlage seines Volkes anschaute, gebärdete sich wie unsinnig, griff nach den

Waffen, erhob sich aus seinem Zelte und rasete selbst unter die Christen, deren er auch in seiner Wut sehr viele erlegte.

Reinhard aber, der muntere Held, als er den Sultan erblickte, griff zum Schwert und rannte auf ihn mit gespornten Rosse los. Es geriet ihm auch so glücklich, daß er dem türkischen Kaiser den Kopf in der Mitte von einander spaltete und so den wütenden Heidenhund in den Staub streckte. Da die Türken gewahr wurden, daß ihr Oberhaupt gefällt sei, ergriffen sie die Flucht in unordentlicher Hast. Aber Reinhard, Antonius und der König von Elsaß setzten ihnen nach, erlegten ihrer viele ritterlich auf der Flucht und erjagten den Sieg mit höchstem Ruhme. Nach ihrer glorreichen Zurückkunft erfuhr der König vom Elsaß erst, daß der Sultan seinen Bruder getötet und vieler Helden Leiber habe verbrennen lassen. Da ließ er auf der Stelle einen großen Holzstoß zusammentragen und also seine Rache vollziehen. Die Leichen sämtlicher gefallenen Türken, und darunter der Sultan selbst, wurden auf den Scheiterhaufen geworfen, auf daß sie ebenso von der Flamme verzehrt und zu Asche verbrannt würden. So endete die Türkenniederlage und wurde Prag von der feindlichen Belagerung erledigt.

Nach diesem rühmlichen Siege, als die Türken bereits fern waren, faßten die beiden Heldenbrüder festen Fuß in dem feindlichen Lager und bedienten sich, den Ungläubigen zum Spott, ihrer hinterlassenen Gezelte. Der König vom Elsaß aber begab sich in die Stadt Prag hinein und besuchte die verwaiste Königstochter, seine Nichte. Diese ging ihrem königlichen Oheim entgegen und bedankte sich, wiewohl in gar tiefer Betrübnis bei dem Könige selbst und den zahlreichen Helden, die in seinem Gefolge waren. Der König dagegen sprach ihr freundlichen Trost ein und klagte zugleich mit ihr um den Verlust desjenigen, der sein Bruder und ihr und des ganzen Landes Vater gewesen war.

Hierauf wurde die Leiche des Königs mit feierlichem Glanze begraben. Alle Feldhauptleute und was sich in dem von den Feinden verlassenen Lager befand, erschienen in gewohnter Trauerkleidung; die beiden Brüder von Lusinia wurden von allem Volke der Stadt mit Verwunderung betrachtet als zwei so löwenmütige Helden, besonders aber Antonius, der den Löwengriff auf der Wange zum Wahrzeichen mit auf die Welt gebracht hatte. An Reinhard aber wurde seine königliche Haltung und Miene bewundert, und daher von dem Volke geschlossen, daß diesem majestätischen Manne wohl noch eine Krone blühen könnte. Während sie nun so die Helden anstaunten, nahm das Trauergeleite ein Ende.

Dann ließ der König vom Elsaß alle Großen des Landes und den gesamten Adel von Böhmen vor sich rufen, und stellte ihnen in einer beweglichen Rede vor, was dem Vaterlande not thäte. „Geliebte Herren und Edle," sprach er, „treue Freunde meines in Gott ruhenden Bruders, Euch allen ist der leidige Trauerfall, der dieses Königreich zur Waise gemacht hat, wohl

bekannt. Deswegen ist vonnöten, damit das Reich nicht ohne Vater sei und der Thron seines Königes beraubt stehe, auf die Wiederbesetzung bedacht zu sein. Weil nun mein glorwürdiger Bruder eine einzige Erbin als Eure Gebieterin hinterlassen hat, so stehet zu raten, was Ihr für das beste des böhmischen Reiches und der Krone halten werdet."

Die Ritterschaft und der ganze Reichsadel dankten in Unterthänigkeit dem Könige für diese getreue Vorsorge, mit dem Beisatze, daß sie keinen bessern Rat wüßten, als es Seiner Majestät zur eigenen freien Verfügung anheimzustellen und die Sorge für des Landes Wohlfahrt zu überlassen. Sie versicherten dies alle einstimmig und bekräftigten ihre Willfährigkeit mit einer tiefen Verneigung. „Gut," versetzte darauf der König, „weil Ihr denn dies Vertrauen zu uns gefaßt habt, so finden und wissen wir keinen tauglichern, diese Thronschwelle zu betreten und das Scepter des Reiches zu tragen, zugleich als Versorger der königlichen Erbin einzustehen, als den großmütigen und um das Reich durch erfochtene Siegesehre unsterblich verdienten jungen Helden, Grafen Reinhard von Lusinia. Er ist es, welchen wir als neuen Scepterträger und sorgsamen Landesvater, wenn Eure Einwilligung ihm zu teil wird, erkennen und hiermit empfohlen haben wollen."

Jauchzen und Frohlocken ertönte aus der Mitte der Landesstände auf diese willkommene Erklärung des Königs, und auch das gemeine Volk jubelte über einen so männlichen Beschluß. Die ganze Stadt erscholl von einem Freudenrufe, daß sie einen so schönen und großmütigen König haben sollten. Auch die vortreffliche Prinzessin war außer sich vor Freude, so sehr hatte die Liebe ihr Herz eingenommen. Herzog Antonius dankte hierauf zuerst für die Ehre, die seinem Bruder Reinhard widerfuhr. Dieser aber stattete ganz fröhlich seinen eigenen Dank ab und versprach feierlich, daß er jeder Zeit als ein sorgender Vater des Reiches sich erweisen und mit Maß und Gelindigkeit regieren wolle. Er wurde auch von jedermann wegen der Krone beglückwünscht, die sein Haupt zieren sollte, und alles wünschte, daß er nur recht bald die Regierung antreten möchte. Und so wurde nach Gottes wunderbarer Schickung Reinhard mit einem Königreich und einer schönen Königstochter als Gemahlin, das Reich aber mit einem scepterwürdigen Helden begabt.

Als alle die hochzeitlichen Freuden zu Ende waren, trat Reinhard seine Regierung an, that sich von Tag zu Tag immer mehr hervor mit liebreicher Vatertreue und Beglückung seines Landes, und erwies sich als einen recht großmütigen Regenten; brachte auch eine Menge Landschaften, dazu das ferne Königreich Dänemark, in seine Gewalt, so daß jedermann von diesem heldenmütigen Fürsten nicht genug zu rühmen wußte.

Herzog Antonius von Luxemburg aber begab sich nach beendigten Hochzeitsfeierlichkeiten, als auch der König vom Elsaß Urlaub nahm und sein Kriegsvolk mehrenteils verabschiedete, zurück in seine neue Heimat, nach Luxemburg. Hier blieb er bei seiner geliebten Gemahlin, welche ihm zwei schöne

Prinzen zur Welt gebar, von welchen der eine Bertram, der andere Loyers genannt wurde. Eine lange Zeit lebten sie so in Liebe mit einander. Dann unternahm der Herzog einen Krieg gegen den mächtigen Grafen von Freiburg, und zog in der Folge auch gegen Östreich, wo er sich verschiedener Orte und Landschaften bemächtigte. Das alles ging ihm aufs glücklichste von statten. Sein älterer Sohn Bertram that sich mit den mannbaren Jahren auch hervor und erhielt des Königs von Elsaß einzige Tochter zur Gemahlin, wodurch er nach ihres Vaters Tode zum Throne gelangte. Der andere Sohn Loyers wurde auch ein wackerer Held, er ward als Mann groß in der Dordogne, baute das Schloß von Jaly und später die schöne Brücke von Mallières, und verrichtete allerlei ritterliche Thaten.

Nun wollen wir uns zu Raimund und Melusina zurückwenden und von dem Schicksal ihrer übrigen Kinder Meldung thun. Jene beiden gingen ihren Söhnen mit den schönsten Tugenden als leuchtende Ruhmfackeln voran, und der Vater eroberte fast das ganze französische Land nach der einen Seite bis gegen Bretagne hin. Sein Sohn Geoffroy, der den großen Zahn mit auf auf die Welt gebracht hatte, erwies sich ebenfalls sehr tapfer. Denn als ein schreckliches Gerücht erscholl, daß in dem Land Garande sich ein entsetzlicher Riese aufhalte, der Land und Gegend bis an die Stadt Rochelle, die von Melusina erobert war, verwüste, da erbot sich der frischmutige Ritter Geoffroy, dem Lande Heil und Rettung zu verschaffen. Sein Vater hörte dies nicht gern, er fürchtete, der Riese möchte ihm zu stark sein und ihn überwältigen. Aber der junge Held beharrte auf seinem Entschlusse, ließ sein mutiges Roß satteln und zäumen und ritt in die Landschaft Garande, dem ungeheuren Riesen den Hals zu brechen.

Inzwischen war auch der jüngste Sohn Melusinens, Freimund, herangewachsen, ein Jüngling von stillem Gemüte und andächtigen Sinnen, gelehrt und ein Liebhaber des geistlichen Standes. Dieser besuchte aus freier Lust öfters das Kloster zu Mallières und empfand endlich ein lebhaftes Verlangen, in den Orden der Mönche aufgenommen zu werden, auch sein Leben in gedachtem Gotteshause zu beschließen. Er entdeckte diese Neigung seines Gemütes beiden Eltern, die ihm die Heldenthaten seiner Brüder und die Ehrenstufen, welche diese erreicht hätten, zu bedenken gaben und das junge Blut auf andere Gedanken zu bringen bemüht waren, daß er auch nach dergleichen Weltwürden streben sollte. Aber keinerlei Weltlust, noch Liebe zu Heldenthaten vermochte das junge Herz von seiner stillen Liebe zu Gott und seinem heiligen Dienste abwendig zu machen.

Da nun weder Vater noch Mutter ihren jungen Sohn Freimund bewegen konnten, von seinem Vorhaben abzustehn, ließen sie ihm endlich seinen Willen und stellten verschiedene geistliche Orte in seine Wahl, auch Domherrnstellen und Bistümer in Aussicht. Aber Freimund blieb bei seiner ersten

Erklärung: er wollte nichts anders als ein Mönch im Kloster zu Mallières werden und Gott lieber in Demut als in hohen Würden dienen. Darauf folgte bald sein Eintritt in den Orden, worüber die Mönche sich sehr erfreuten, wiewohl ihnen diese Aufnahme des Grafen in ihre Mitte nicht so gedeihlich war, als sie vermeinten, sondern zu ihrem großen Herzeleid ausschlug.

Mittlerweile, während sich die beiden sonst glückseligen Eltern so heimlicherweise betrübten, kam ihnen, als sie gerade zu Favent Hof hielten, durch einen Eilboten die frohe Nachricht von dem Sieg ihrer beiden Söhne, Antonius und Reinhard, von Luxemburg und Prag, wie der erste das Herzogtum, der andere die böhmische Krone und beide so schöne und reiche Fürstentöchter zu Gemahlinnen davon getragen. Es läßt sich kaum denken, welche Freude und Sänftigung ihrer Betrübnis diese Botschaft beiden Eltern verursachte. Sie dankten Gott von ganzem Herzen für diese Wunderschickung und waren es nun auch zufrieden, bei drei gekrönten Königen und einem Herzog einen Mönch in ihrem Geschlechte zu haben, der für sie alle beten könnte, damit die übrigen Kinder ebenfalls wohl geraten und zu so hohen Würden sprossen möchten.

Gleichwie aber das Leid die Freude auf der Welt gemeiniglich zu begleiten oder ihr doch auf dem Fuße zu folgen pflegt, so geschah es auch hier. Und wie vorher das wunderbare Glück, so fing auch das Unglück diesmal zuerst von den Eltern an. Es hatte nämlich eines Sonnabends ganz von ungefähr der Vater Raimund seine Melusina aus den Augen verloren. Weil er ihr aber durch ein teures Gelübde versprochen hatte, an keinem Sonnabend ein Wort mit ihr zu wechseln oder auch nur nach ihr zu fragen, so machte er sich keine argen Gedanken darüber, daß er nicht wußte, wo sie war. Nun fügte es sich aber in der gedachten Zeit, daß eben der alte Graf vom Forst, Raimunds Vater, mit dem Tode abgegangen und der ältere Bruder Raimunds nach Lusinia kam, um diese Trauerpost zu überbringen. Der mit vielen hohen Herren ankommende Freund wurde nach Würden empfangen und ihm alle Ehre angethan.

Weil es aber eben ein Sonnabend war, so vermißte der Graf vom Forst seine Schwägerin Melusina und bat seinen Bruder mit freundlichen Worten: „Lasset mir nach Belieben auch Eure Gemahlin erscheinen, lieber Bruder, daß wir ihr die gebührende Ehre erzeigen können!“ Nun erwiderte ihm zwar Raimund mit aller Höflichkeit und aufs bescheidenste, daß es diesmal nicht möglich wäre, aber morgenden Tages geschehen solle. Der Graf wollte sich jedoch so schlechtweg damit nicht begnügen, sondern führte während der Mahlzeit seinen Bruder bei Seite und sagte ihm leise ins Ohr: „Lieber Bruder, mich dünkt, Ihr seid verzaubert! Das ganze Land hegt auch diese Meinung von Euch. Wie könnet Ihr so geduldig sein und gar nicht nach dem Thun und Lassen Eurer Gemahlin fragen! Meinet Ihr, daß Ihr Ehre davon habt und nicht allmählich bei dem Volke ein Verdacht entsteht. Wäre

einen so seltsamen Lebenswandel! Es ist ja bekannt genug, daß Eure Frau ein offenbares Gespenst ist, das nur Abenteuer mit Euch spielt!"

Zorn und Ingrimm erfüllten die Seele Raimunds bei diesen Worten, er ward blaß und wieder rot: der Schimpf, den er erfuhr, machte, daß er seine Besinnung verlor; voll Rachwut ergriff er das beste und größte Schwert, und drang damit in das Geheimzimmer seiner Gemahlin. Hier stieß er aber auf eine wohlverwahrte, mit Eisen beschlagene Thüre, die sich gleichsam seinem Grimme zu widersetzen und ihn zum Bewußtsein zurückzurufen schien. Aber der rasende Verdacht kehrte immer wieder, und wenn er auch nicht an das Gerede glaubte, dessen sein Bruder erwähnt hatte, so vermutete er dafür nichts besseres und gab böslichen Gedanken an die Untreue seiner Gattin Raum. Er bohrte daher mit seinem spitzen Schwert ein Loch durch die Thüre von Eichenholz und blickte mit finsterem Auge hinein, um sein eigenes Unglück zu schauen.

Zu seinem ungeheuern Schrecken sah er seine Gemahlin mit ganz verwandelter Gestalt in einem Wasserbecken sitzen. Das Gesicht und die obere Hälfte des Leibes war wunderbar schön, aber von der Hälfte abwärts ging sie in einen langen und mißgestalten, recht schlangenartigen Schweif aus: der glänzte wie Lasurblau mit Silber vermengt. Raimund stand vor der Thüre, ihn überlief der kalte Schweiß, die Bangigkeit wollte ihm das Herz sprengen, er konnte nichts sagen und nichts denken. Doch fiel ihm endlich das teure Versprechen ein, das er seiner Gemahlin gethan und jetzt im Zorn so kaltsinnig gebrochen hatte. Er verklebte daher das Loch, das er mit seinem Schwerte gebohrt, mit Wachs und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Melusina werde seinen Treubruch nicht wahrgenommen haben. Dann verließ er mit heimlichem Grimm und in tiefer Schwermut ganz stillschweigend das Vorgemach und verfügte sich wieder zu seinem Bruder. Aber er konnte sich nicht so verstellen, daß dieser an Miene und Farbe keine Veränderung an ihm bemerkt hätte, und nicht der Gedanke in ihm aufgestiegen wäre, Raimund müsse seine Gemahlin auf irgend einer bösen That ergriffen haben. Er sprach deswegen ohne Scheu zu ihm: „Lieber Bruder, ich merke wohl, daß Ihr mit Eurer Gemahlin betrogen seid!" Raimund aber, um seinen Kummer noch mehr zu verbergen, erwiderte darauf ganz entrüstet: „Ihr irret Euch: man versuche nicht die Ehre meiner Gemahlin zu beflecken, es sei denn, daß einer Lust habe, sich eine unglückselige Stunde auf den Hals zu bürden! Ihre Frömmigkeit leidet keine solche Beschimpfung, wie Ihr Euch deren schon zu viel gegen sie erlaubt habt! Darum eilt aus meinem Angesicht und reizet nicht ferner meinen Zorn, so lieb Euch Euer Leben ist! Denn Eure Gegenwart ist mir verdrießlich und ein Pfeil in meinem Herzen!"

Der Graf, der den Raimund in seinem Gemüt so berückt sah, schwang sich in höchster Bestürzung eilends wieder zu Pferd, indem es ihm sehr leid that, durch ein einziges Wort solchen Zorn auf sich geladen zu haben. Indessen nahm bei Raimund die schmerzliche Betrübnis darüber, daß er seinem

Gelübde entgegengehandelt hatte, innerlich immer mehr überhand, denn er konnte leicht bei sich die Rechnung schließen, daß sie sich ihrer Drohung gemäß nun gänzlich von ihm verlieren und er ihrer nicht mehr ansichtig werden würde. Dies alles ging ihm sehr zu Herzen, und er brach in seiner Einsamkeit in bittere Klagereden aus: „Unglückseliger Raimund,“ sprach er zu sich selber, „warum verfluchst Du nicht die Stunde Deiner Geburt? Nur darum bist Du zu solchem Glück erhoben worden, damit Du jetzt desto tiefer fallest! So soll ich mir denn durch meine eigene Schuld die größte Freude meines Lebens für die Zukunft entzogen sehen, sie, die ich wie meine Seele geliebt?“ So warf er sich im äußersten Unmut auf sein Lager. Aber die Zähренflut, die er vergoß, verschaffte seinem geängsteten Herzen keine Ruhe. Von Liebe und Ungeduld gepeinigt, rief er aufs neue aus: „Melusina, mein einziges Ergötzen, einziger Trost meines Lebens, Du Schöpferin meines Glücks, wenn ich Dich verliere, so verliert sich auch meine Freude. Soll ich aber ohne Dich so einsam leben, so will ich mich lieber in die Einöde verbergen!“ Und so währten seine Klagen den ganzen Tag und die schlaflose Nacht hindurch: doch, so oft er sein schon ausgeweintes Haupt umkehrte, so wollte immer die Trauer aus dem betrübten Herzen nicht weichen, bis endlich der erwünschte Sonntag zu seinem Troste wieder anbrach.

Nun ging ihm die Freudensonne wieder auf und der Stern seines Glückes begann wieder heller zu werden. Denn die Kammerthüre öffnete sich und Melusina trat mit dem gewohnten freundlichen Herzgruße vor ihn in aller ihrer menschlichen Schönheit. „Mein Geliebter,“ sprach sie, „welche Schwermut hält Euer Herz befangen? Was für eine Wolke ruht auf Eurer Stirne? Entdecket mir Euer Anliegen, damit ich Euch helfen kann!“ Wer war fröhlicher als Raimund, da er solches hörte! Er glaubte, Melusina habe keine Ahnung davon, daß er die Thüre durchbohrt und sie in ihrem unnatürlichen Zustande gesehen habe. Er erwiderte daher: „Nur Eure Abwesenheit hat eine so große Sehnsucht nach Euch in mir erregt, so daß ich mich noch matt und schlaflos befinde. Aber Eure liebe Gegenwart, mein bester Arzt, wird diese Betrübnis schon von mir verscheuchen! Ich fühle gar nichts mehr, und mir ist sehr wohl!“ Melusina aber wußte alles, was geschehen war. Sie mußte bei sich selber lächeln, daß Raimund seinen Fehler so gut zu beschönigen und sich anzustellen wußte, als wenn er nicht das geringste wahrgenommen hätte.

Während dieses in Lusinia vorging, war Geoffroy auf der Fahrt nach dem Riesen und fragte aller Orten seinem Aufenthalte nach, bis er endlich erfuhr, daß sich derselbe auf einem sehr festen Schloß aufhalte und sein Name Gedeon sei. Es fügte sich auch so glücklich, daß Geoffroy ohne allen Anstoß durch fleißiges Nachforschen in die Nähe des Platzes gelangte. Da sprang er vom Pferde, waffnete sich mit Harnisch, Helm, Schwert und herrlichem

Goldschild, nahm einen trefflichen Speer zur Hand, schwang sich wieder auf sein mutiges Roß und ritt so dahin. Alle Umstehenden, welche die freudige Zurüstung des jungen Herrn mit ansahen, gönnten ihm zwar von Herzen den Sieg und sahen seinen Feuergeist genugsam aus seinen Mienen hervorblicken; doch waren sie von Herzen betrübt und jedermann sah ganz traurig aus, denn das Erkühnen kam ihnen sehr zweifelhaft vor, wenn sie bedachten, daß der junge Ritter seiner Größe und Stärke nach nur wie ein Kind jenem Ungeheuer gegenüber anzusehen sei. Weil er sich aber nicht abhalten ließ, so hießen sie ihn unter vielen Glücks- und Segenswünschen seinem Vorhaben nachziehen. Er aber, statt durch den Jammer des Volks weich und verzagt zu werden, tröstete noch die Betrübten und sprach sie mit munterer Rede an: „Seid getrost und bekümmert Euch nicht! Ich reite dahin, Ehre einzulegen, dem Lande Heil zu verschaffen, Eure Furcht und Euren Schrecken auszutilgen, und mit des Himmels Hilfe das Ungeheuer zu besiegen.“ Damit rief ihm alles Volk ein segnendes Lebehoch unter des Himmels Geleite zu und sah ihm unter Hoffnung und Kummer nach.

So ritt Geoffroy in mutigem Verlangen bis vor die Brücke des Schlosses, in welchem der Riese war. Er sah sich zuerst vorsichtig um, wo er sich befände, dann fing er mit heller Stimme zu rufen an: „Wo bist Du, schändlicher Bösewicht, welcher mein Land also verwüstet? Hier steht Dein Bestrafer und der Rächer Deiner Verbrechen, welcher Dich mit Gottes Hilfe dem Tode auszuliefern entschlossen ist. Heute, Du Bluthund, sollen Dein Blut die Hunde lecken, Deine ganze Macht soll sich zur Erde strecken!“ Kaum hatte er diese Aufforderung beendigt, als der grausame Riese schon zu oberst im Schlosse das Fenster öffnete. Sein Haupt übertraf an Größe bei weitem den größten Büffelskopf; er sah den jungen Ritter und verwunderte sich, daß er so ganz allein und ohne Begleitung zu ihm käme; darüber begann er zu lachen, schüttelte mit spöttischen Mienen seinen Dickkopf und rief aus dem Fenster herab: „Woher so allein, Du Kleiner? Suchest Du Deinen Tod und bist Du Deines Lebens müde? Fast schäme ich mich, Dich aus der Welt zu fördern: doch, weil Du es also haben willst, so bin ich bereit, Deine Vermessenheit zu strafen!“

Hierauf nun zog der Riese schnell seinen Harnisch an und stellte sich mit einem stählernen Schilde, drei eisernen Stangen und drei Hämmern, die er an die Brust steckte, vor das Schloß heraus. Seine Länge war fünfzehn Schuh; dennoch vermochte sie nicht, dem unverzagten Geoffroy nur das geringste Entsetzen einzuflößen, sondern er verwunderte sich nur, daß ein so ungeheures Menschenbild auf Erden leben könne; indessen machte er sich alles Ernstes, aber auch freudig auf den Streitplatz. Hierauf fragte der Riese, wer er sei. „Ich bin Geoffroy mit dem Zahn,“ erwiderte jener, „und bin gekommen, Dich noch heute zu töten.“

Gedeon, hierüber lächelnd, antwortete: „Mich jammert Deines Persönchens,

Du Kleiner, daß ich Dich mit einem einzigen Streiche töten soll. Besinne Dich auf einen ansehnlicheren Menschen, mit mir zu kämpfen. Du aber reite wieder nach Haus und freue Dich Deiner Jugend, denn für diesmal ist Dir Dein Leben geschenkt." Dem Geoffroy kam diese Rede schimpflich vor; ganz entrüstet versetzte er ihm: „Es ist gar nicht nötig, daß Du so ein Mitleiden mit mir habest, denn ich bin nicht hierher gekommen, daß Du Erbarmen mit mir zeigest, sondern daß ich Dein grausames Leben von Dir fordere!" Der Riese, der solches noch immer für einen Scherz hielt, unterließ sich in Positur zu stellen; nachdem nun Geoffroy ihn alles Ernstes hierzu wiederholt ermahnt hatte, rannte er mit einem Satze auf ihn zu und stieß dem Riesen mit dem Speer auf die Brust so heftig, daß er alsbald auf den Boden stürzte und die Erde von dem Falle erzitterte.

Als der Riese auf diese Weise den Ernst sah, wurde er vor Scham und Zorn ganz wütend, daß ihn der kleine Ritter auf einen einzigen Stoß darnieder werfen sollte. Behend richtete er sich wieder auf, ergriff eine von seinen stählernen Stangen und holte aus zu einem Streiche auf Geoffroy, der bereits zum zweitenmal gegen ihn anrannte. Der Streich traf Geoffroys Pferd und schlug diesem mitten im Laufe die beiden Vorderbeine ab, davon das Roß zur Erde fiel und liegen blieb. Geoffroy aber achtete dies nicht, sprang behende vom Roß, ergriff mit Hast sein Schwert, eilte damit auf den Riesen zu und versetzte diesem, ehe er es sich recht versah, wieder einen so tapfern Streich, daß ihm davon die Tartsche aus der Hand fiel. Sogleich aber griff jener nach seiner stählernen Stange und versetzte dem Ritter damit einen so kräftigen Schlag auf den Helm, daß Geoffroy von dem Schalle des Schlags beinahe taub geworden und von der Wucht desselben zur Erde gezogen worden wäre. Doch erholte er sich gleich wieder, steckte das Schwert schnell ein, eilte mit einem Sprung auf das Pferd zu, das auf dem Boden lag, und riß seinen stählernen Kolben mit solcher Geschwindigkeit vom Sattelknopf herab, daß es jener kaum gewahr wurde. Mit diesem prellte er dem Riesen unversehens auf einen Schlag die eiserne Stange aus der Hand. Solchem Anfall zu begegnen, ergriff der Riese einen von den Hämmern, welche er an der Brust stecken hatte, und warf ihn nach dem Ritter; der traf und schleuderte diesem gleichfalls den Kolben aus der Hand. Der Riese Gedeon, als er solches sah, bückte sich vor großer Freude, den Kolben selbst aufzuheben. Geoffroy aber, während jener sich bückte, ergriff sein Schwert wieder und hieb ihm sogleich einen Arm von der Schulter hinweg. Gedeon, darüber sehr in Schrecken, wollte sich doch den Schmerz nicht so geschwind merken lassen, sondern griff mit der andern Hand nach der einen Stange. Der hurtige Geoffroy aber entwich ihm, so daß jener vom starken Schwung auf die Knie darniederfiel und seine Götter um Hilfe zu rufen anfing. Der Ritter fürchtete sich jedoch davor nicht, nahm die Gelegenheit wahr, führte einen tüchtigen Hieb auf des Riesen Helm und spaltete Helm und Kopf zugleich. Da nahm er sich gute

Weile und hieb dem Riesen das Haupt ganz ab. So wurde derselbe überwunden und das Land von seinem Verderber errettet.

Nun begann der Sieger zum ermunternden Zusammenruf in des Besiegten eignes Horn zu stoßen. Darauf eilte alsobald alles Volk zum Wiesengrunde hinab, um das traurige Schauspiel zu betrachten. Denn sie meinten bereits alle, der kleine, junge Ritter werde seine Kampflust mit dem Leben bezahlt haben. Aber die Hinzueilenden fanden es ganz anders, als sie sich eingebildet hatten. Das tote Ungeheuer lag in seinem Blute hingestreckt, der Rumpf vom Haupte abgesondert. Der junge Ritter hingegen, ohne einen Blutstropfen verloren zu haben, wandelte frisch und gesund auf dem Kampfplatze herum. Alles war voll Freuden und Glückwünschens, man hörte keine andern Worte als nur immer: „Sehet den tapfern Helden, unseren Erretter, dem hat der Himmel diesen Sieg verliehen! Sehet, sehet, wie frisch und mutig er umhergehet: merket Ihr nicht, welch ein Feuergeist und großmütiger Sinn aus seinen Blicken und Gebärden hervorleuchtet? Der ist es, den ihr dort vor Euch sehet! Kommt, laßt uns dem Helden Glück wünschen!" So währte es eine lange Zeit unter dem Volk, und sogar von des Riesen eigenen Leuten erscholl ein Freudenruf über dem Anblick seiner Niederlage.

Indem nun also die Menge sich zudrängte und viele gerne wissen wollten, wie wunderbar es doch bei diesem Kampf zugegangen sei, und doch nicht so kühn waren, den jungen Obsieger mit zudringlichen Fragen anzusprechen, merkte Geoffroy dieses und sprach endlich zu ihnen: „Geliebte Freunde, Ihr seht hier den Prahler und verderblichen Landesfeind, welcher mit großer Gewalt auf mich zudrang und mir sehr viel zu schaffen machte. Der Himmel war auf meiner Seite: ohne seine gnädige Beihilfe würde mir der Sieg entgangen sein. Umsonst rief er seine Götzen an, denn sie waren viel zu ohnmächtig gegen den einigen Gott. Danket anjetzo Demselbigen mit mir, welcher mir also Fäuste und Arme gestärket, daß sie wider solche Macht bestehen konnten!" Hiermit verfügte er sich in das gewonnene Schloß. Der Siegesruf und das Freudengeschrei aber erschallte durch das ganze Land.

Das erste, was Geoffroy in dem Schlosse vornahm, war dieses, daß er einen Eilboten abfertigte, welcher seinen Eltern nach Favent die gute Botschaft von der Besiegung des Riesen überbringen mußte. Welche innerliche Freude diese Siegesnachricht in dem Vater- und Mutterherzen erregte, läßt sich mit Worten und Feder nicht beschreiben. Der Bote mußte, nach reichlichem Botenlohn, sogleich wieder ein Schreiben Raimunds an seinen Sohn Geoffroy mitnehmen, in welchem er ihm den elterlichen Gruß meldete, zu seinem Siege Glück wünschte und zugleich berichtete, daß sein Bruder Freimund in dem Kloster Mallières Mönch geworden sei. Aber diesen Brief hätte der gute Raimund besser unterlassen, denn er schmiedete mit demselben sein eigenes Unglück, wie wir hören werden.

Mittlerweile, während dem Geoffroy zu Garande alle mögliche Ehre

angethan wurde, fügte sichs, daß ein eilender Bote dahergeritten kam, welcher Briefe an Geoffroy mit der Nachricht brachte, daß auch im fernen Lande Norwegen in der Landschaft Norheim sich ein ungeheurer Riese aufhalte, der fast das ganze Land verheere und großen Schaden in der Gegend anrichte, weswegen er, der berühmte Riesentöter, von sämtlichen Landesherren daselbst ersucht würde, sich unverzüglich aufzumachen und ihnen wider jenes Ungeheuer Schutz und Hilfe zu leisten. Dafür wollten sie ihm statt des schuldigen Dankes huldigen und ihn für ihren von Gott gesandten Herrn erkennen.

Dieser Brief war für den heldenmütigen Geoffroy lustig zu lesen; er förderte den Boten mit dem mündlichen Bescheide ab, er sollte seinen Herren sagen, daß er ihnen alles Gute wünsche, und nicht um großen Gutes willen, auch nicht um Land und Leute zu gewinnen, sondern von Mitleid bewogen, sich bald bei ihnen einfinden und Leib und Leben wagen werde; auch mit Gottes Hilfe, wie zuvor, den Sieg davon tragen.

Als der Ritter so in voller Zurüstung begriffen war und eben zu Schiffe sitzen und sich den wilden Meereswellen vertrauen wollte, siehe da kam der Bote seiner Eltern mit Raimunds Briefe, in welchem ihm seines Bruders Freimund Eintritt ins Mönchsleben gemeldet ward, auch in dieser Sache noch guter Rat von ihm begehrt wurde. Darüber ergrimmte Geoffroy dermaßen, daß ihn der Zorn nicht nur bleich machte, sondern er auch mit den Füßen zu stampfen, ja sogar sein Mund zu schäumen anfing. Alle, die um ihn her standen, zitterten bei dieser jähen Entstellung vor Schrecken, und doch durfte sich niemand unterstehen, ihm nur im geringsten zu widersprechen. „Ich will," schrie er voll Wut, „dieses verführerische Volk, die Mönche zu Mallières, züchtigen, und es rächen, daß sie aus einem so jungen Ritter einen faulen und zaghaften Stubenbuben gemacht haben. Sollte er seinen Ritterorden um eine Kutte und einen Kahlkopf vertauschen und das Feuer seiner Jugend also in Trägheit verdampfen lassen? Ich schwöre, daß dieser Frevel an dem ganzen Kloster mit Feuer bestraft werden soll."

Der Norweger Bote, der noch zugegen war und alles mit anhörte, zitterte vor Furcht über solches Vorhaben, weil es die Abreise des Ritters nach Norheim verhindern könnte. Aber Geoffroy, der diese Besorgnis wohl merkte, redete ihn so an: „Ihr, Bote, ziehet nicht von hier, bis ich zuvor eine gewisse Rache genommen haben werde; alsdann will ich den Verderber Eures Landes auszutilgen mit Euch ziehen!" Mit diesem Trost mußte sich der Fremde zufrieden geben. Hierauf ließ sich Geoffroy in aller Eile die Pferde rüsten und ritt mit wenigen seiner Diener unverzüglich dem Kloster Mallières zu. Es war eines Dienstags, als er daselbst anlangte; der Abt samt dem ganzen Konvent ging ihm demütig mit großer Freude und Ehrenbezeugung entgegen, um den Ankommenden zu bewillkommnen. Allein gar bald ver-

wandelte sich das Schauspiel. Geoffroy redete sie nämlich voll Zornes also an: „Ihr Verführer und Verlocker eines jungen Ritterblutes, wer zum Henker hat Euch befohlen, meinen Bruder Freimund auf die faule Klosterhaut zu legen und sein edles Gemüt der trägen Ruhe ergeben zu machen, daß er die härene Kutte gegen den blanken Degen vertauschete? Wisset Ihr auch, daß Ihr für solches Verbrechen alle mit einander den Feuertod verdient habt? Und der soll augenblicklich durch diese meine Hand an Euch Vermessenen vollzogen werden, an Euch, die Ihr so freventlich die alten Stämme der jungen Äste beraubet!“

Der Abt und der ganze Konvent zitterte und stand in äußersten Sorgen, denn keiner wußte vor Schrecken, was er auf die schnaubenden Worte des ergrimmten Geoffroy antworten sollte. Zuletzt erholte sich der Abt ein wenig und hub zu beteuern an, daß nur die eigene Andacht und die Begierde des Herzens seinen Bruder Freimund bewogen habe, den Orden anzunehmen, und daß Freimund dieses selbst bezeugen könne. „Dem ist so, mein Bruder,“ sprach dieser hervortretend, „nicht dieser Konvent, sondern mein freier Wille ist schuldig daran, daß ich auf den Gedanken geraten bin, Gott zu dienen und ein Mönch zu werden. Warum sollen die Unschuldigen die Strafe des Schuldigen leiden? Bin ich straffällig, so mag mich der Himmel bestrafen, den allein mein Verbrechen oder mein Rechtthun angeht. Vergreife Dich nicht an dem geweihten Orte und seinen Zugehörigen, die wir doch unablässig begriffen sind, für die Wohlfahrt des ganzen Lusinischen Hauses, und somit auch für die Deinige, zu beten!“

Diese Rede machte den zornigen Geoffroy noch grimmiger: er stieg eilends vom Pferde, ließ zur Stund einen großen Haufen von Holz, Heu und Stroh zusammenbringen und zündete diesen mit eigener Hand an, daß der Wind die Flamme nach dem Kloster zutrieb. Alle Mönche waren in die Kirche geflohen und mußten hier unter Flammen, Dampf und Rauch jämmerlich ihr Leben enden. So hatten die mordbrennerischen Hände eines tyrannischen Bruders über hundert Mönche, den Abt und seinen Bruder Freimund nicht eingezählt, dem Feuer geopfert und der Eltern eigenen Besitz nicht verschont.

Allein auch die Reue blieb nicht aus; sie folgte vielmehr der bösen That auf dem Fuße. Als der Mörder den Aschenhaufen ansah und die vielen unschuldigen Leichen, und nach dem Ablodern der Flammen und dem Verhallen des Wehgeschreies Gottes brennenden Zorn erwog, da erwachte, wiewohl zu spät, sein Gewissen. Er ritt in der größten Bestürzung wieder nach Garande zurück, wo der Bote von Norheim sein wartete. Der Bote freute sich seines Anblicks; Geoffroy selbst aber schickte sich unverweilt zur Reise an und segelte schnell Norwegen zu, um seine böse That desto eher zu vergessen.

Als inzwischen Geoffroys Eltern einst zu Favent in den besten Gesprächen und in herzlicher Vertraulichkeit über Tische saßen, siehe da kam ein Bote von Mallières an, welcher gar wenig Worte machte und dadurch bald zu ver-

stehen gab, daß sein Anbringen etwas Besonderes wäre. Er wurde vorgelassen und gefragt, was er mitbrächte. „Wenig Gutes," antwortete er und schwieg wieder stille. Ein tiefer Seufzer, den er aus der Brust hervorholte, zeigte an, daß er vor Betrübnis kaum reden könne. Endlich mußte er das Schweigen doch brechen und, was er zu melden hatte, ausrichten. „Gnädiger Herr," sagte er, „Euer Sohn Freimund ist tot, samt allen Mönchen; das ganze Kloster ist verbrannt: ich bin zum Glücke entronnen, daß ich Euch den Jammer anzeigen kann, denn weder Abt noch Mönch ist mehr übrig; das alles hat der Ritter Geoffroy verübt, der im grimmigen Zorn das Kloster vorsätzlich angezündet hat." Dann hub er an, den ganzen Verlauf der Sache umständlich zu erzählen.

Als nun Raimund den Jammerbericht zur Genüge vernommen, setzte er sich mit betrübtem Herzen zu Pferde und ritt eilig nach Mallières, um mit eigenen Augen zu sehen. Hier aber fand er nichts als Trümmer und klagendes Landvolk, das sich in Verwünschungen über seinen Sohn Geoffroy ergoß. Da drang ihm der Zorn so tief in das Herz, daß er vor innerer Herzensunruhe den Aschenhaufen nicht mehr ansehen konnte. Er setzte sich wieder zu Pferd und ritt nach Favent heim, wohin er noch am nämlichen Tage gelangte. Da verschloß er sich in seine Kammer und beweinte in der Einsamkeit das Herzeleid, daß ihm sein Sohn Geoffroy angethan. Zugleich fiel ihm das Unrecht wieder ein, das er in der Übereilung des Zorns an seinem Bruder, dem Grafen von Poitiers, begangen, denn er erkannte jetzt, daß jener darin recht gehabt habe, was er ihm vorgeworfen, indem er doch an Melusina ein wahrhaftes Meerwunder und halbes Gespenst und nicht ein natürliches Weib habe, obschon er zehn Söhne mit ihr gezeugt, davon der eine jetzt so jämmerlich um sein Leben gekommen war, und zwar von des eigenen Bruders Hand.

In solchem Unmut traf ihn seine Gemahlin Melusina, die eben die Thüre des Kammergemachs aufschloß und in Begleitung vieler Ritter und Frauen eintrat, um ihren betrübten Herrn, welcher noch immer mit den Reisekleidern angethan auf dem Bette lag, in seinem gedoppelten Herzeleid zu trösten. Sie schien aber gar nicht willkommen zu sein, denn Raimund gab mit seiner finstern Miene ihr genugsam zu verstehen, daß ihre Gegenwart nicht sonderlich erwünscht war. Dessenungeachtet fuhr die tugendenhafte und getreue Frau fort, ihm weiter mit herzlichem Troste zuzusprechen und stellte ihm vor, daß man dem Willen und der Schickung des Himmels ja nicht widerstehen und seinen Schluß nicht hindern oder aufhalten könne.

Aber Raimund sah sie sehr trotzig und mit grimmigen Gebärden an, wie sie sonst von ihm nicht gewohnt war. Und zuletzt brach er in die ungestümen und unglückseligen Worte aus: „Hebe Dich von mir, Du böse Schlange und schändlicher Wurm; siehst Du nicht, was Dein Sohn Geoffroy mit dem

Zahn für einen saubern Lasteranfang seines Manneslebens gemacht hat? Ach mein Sohn, mein Sohn Freimund ist dahin, von Brudermördershand in den Tod geschickt." Und nun warf er sich unter einem Strom von Thränen und mit Händeringen auf die andere Seite seines Lagers und würdigte seine getreue Melusina nicht mehr des Anschauens. Diese sprach ihm in tiefster Betrübnis, aber doch ganz bescheidentlich zu und erinnerte ihn an den Fehler, den er begangen und der nicht wieder gut gemacht werden könne. „Ach, unbesonnener, ungeduldiger Raimund," sprach sie, „welche Blödigkeit hält Deine Vernunft gefangen, daß Du über all unser Unglück auch an mir Unschuldigen noch eidbrüchig wirst! Habe ich nicht Deine Wohlfahrt gesucht, Dich geliebt, getröstet und vor allem Unglück gewarnt? Und dieses will nun gleichsam zum Dache herein, denn in kurzem wirst Du mich verlieren. Unglücklicher, keines Erbarmens würdiger Mensch, warum hast Du Dich nicht eines besseren bedacht und mich so vor allen Umstehenden beschimpft?"

Dann wurde sie ganz stille und sank vom Eifer ihrer Rede in einer tiefen Ohnmacht auf die Erde. So lag sie bei einer halben Stunde ohne Empfindung da und wurde fast für tot gehalten. Alle Hofherren und Diener erschraken über die bedenklichen Reden, von deren Inhalt bisher niemand etwas gewußt hatte; jeder konnte gar leicht denken, daß dieses Gespräch große Erbitterung bei beiden nach sich ziehen würde, und es war ihnen gar nicht lieb, diese Geheimnisreden und Offenbarungen eines jähen Zornes mit anhören zu müssen; auch ahnten sie wohl, daß am Ende zu späte Reue bei beiden nachfolgen würde. Indessen eilte man ungesäumt der ohnmächtigen Melusina zu und bespritzte sie mit frischem Wasser, um nur zu sehen, ob auch noch Leben in ihr wäre. Dann eilte man mit andern Mitteln, sie zu stärken, bis sie endlich wieder zu sich selbst kam, sich aufrichtete und mit gar langsamer, doch deutlicher und nachdrucksvoller, klagender Stimme die Worte sprach:

„Ach, Raimund, was hast Du gethan? O ich Thörichte, die ich mich von Deinem eiteln Gesichte verblenden ließ und Deinen verführerischen Gebärden und einschmeichelnden Worten getraut habe! Zu welcher unglückseligen Stunde habe ich Dich an dem Brunnen angetroffen, und diese falsche Brust umhalset! Ist dies Pflicht und Treue gehalten, dies Wohlthat mit Dank bezahlt? Habe ich Dich darum so mächtig und begütert gemacht, daß ich durch Dich ins Unglück versinken sollte? Undankbarer! nicht ich, Du bist eine Schlange, die ich mir selbst, mir zum Falle, an meinem Busen großgezogen habe. War es Dir nicht genug, Treuloser, mich heimlich belauscht zu haben, ohne daß ich ein Zeichen der Mißgunst oder Rachgier vermerken ließ, wenn nur Dein bundbrüchiges Herz sich bescheiden, Dein falscher Mund hätte schweigen wollen? Nun hast Du mir und Dir geschadet und uns beide mutwillig um unsere Wohlfahrt gebracht. Denn ich wäre nicht von Dir gewichen, bis mein natürlicher Tod mich von dieser Welt abgefordert hätte; so aber bringst Du mir Leib und Seele bis an den jüngsten Tag in Pein und Trübsal. Wie eine

zergliederte Kette wird Dein Land von Dir gerissen und nach Deinem Tode da und dorthin verteilt werden. Ich sehe schon das Unglück Deines Geschlechts vor meinen Augen schweben; nichts als Zwietracht und Uneinigkeit wird in demselben herrschen, weil mit mir all Dein Glücksstern verschwindet. Und ich selbst, wie gern ich es wollte, wie wehe es mir thut, ich selbst vermag das alles nicht mehr zu ändern!"

Nachdem sie solche Klage- und Strafworte gesprochen, ergriff sie drei Große des Landes, die zugegen waren, bei der Hand, trat mit ihnen gegen Raimund und hob noch einmal nachdrücklich zu reden an: „Falscher Raimund! die Stunde meines Abscheidens rückt immer näher herbei. So merke Dir denn, was ich vor diesen Zeugen, Dir zum besten, aus Mitleiden (das Du freilich nicht verdient hast) hinterlasse. Horribil, unsern jüngsten Sohn, der drei Augen mit auf die Welt gebracht hat, diesen mußt Du nicht leben lassen, sondern gleich in der ersten Stunde meines Hinscheidens ertöten, wenn Du anders nicht großem Unglück die Hand bieten willst. Bliebe er am Leben, so würde der Krieg Dein ganzes fruchtbares Land in eine elende Wüstenei verwandeln. In ihm erblickst Du den Verderber aller seiner Brüder, den Schänder Deines ganzen Geschlechts. Darum vertilge diese Schlange, wenn Du nicht noch mehr Herzeleid beweinen willst! Den Unmut aber, welchen Dir Geoffroys Missethaten verursacht haben, den tilge; denn wisse, daß jenes Jammergeschick vom Himmel über die Mönche wegen sündhafter Ausschweifungen verhängt war, dem Ärgernis zu wehren. Und wisse, daß eben dieser Dein Sohn jenes Kloster weit herrlicher aufbauen und versorgen wird, als es bisher gewesen. Endlich sage ich Dir, was ich nicht vergebens geredet haben will, ehe ich Dich ganz verlasse: wenn man mich einst in der Luft über Lusinia daher schweben sieht, dann sollt Ihr wissen, daß das Schloß in selbigem Jahr einen andern Herrn bekommen wird; ja, sollte ich in der Luft nicht wahrgenommen werden können, so wird man doch meine Gegenwart bei dem Durstbrunnen verspüren können, weil dort das Schloß zu meinen Ehren gebaut und meines Namens Gedächtnis daran geknüpft worden ist. Ich werde aber den Freitag zuvor gesehen werden, ehe das Schloß seinen Herrn ändert. Und dies ist es, was am meisten an meinem Herzen nagt. Die Zeit meines Abscheidens ist nun da, und bald werde ich dahin müssen, wo mein Kummerlied sich erst recht anhebt."

Diese Rede fuhr dem Raimund wie ein Dolch durch das Herz und er brach in Thränen und Händeringen aus. Er wünschte sich nichts anders, als im Augenblick sterben zu dürfen. Er blickte sie lange und beweglich an, konnte sich nicht mehr halten, fiel ihr um den Hals und küßte sie mit klagenden Gebärden, so daß allen Anwesenden die heißen Thränen hervorquollen und selbst die Hofdiener sich nicht halten konnten. Es war ein Jammer anzusehen, denn alle beide lagen ohnmächtig auf der Erde. „Verzeihe mir, Geliebte, und bleib bei mir!" hub endlich der seufzende Raimund an. — „Ich kann

nicht," sprach Melusina, „denn das Verhängnis hat es also beschlossen. Darum vergiß Deines armen Sohnes Freimund, und laß Dir dagegen nichts aus dem Gedächtnis kommen, was ich Dir gesagt habe; sorge auch besonderlich für Deinen Sohn Raimund, denn dieser wird an Deines Bruders Stelle Graf vom Forst werden."

„Erinnere Dich auch öfter," fuhr sie fort, „Deines jüngsten Sohnes Dietrich, welchen die Amme noch säuget, und wisse, daß selbiger dereinst zu Portenach und Rochelle ein gebietender Herr sein und große Ritterthaten verrichten wird, auch alle seine Söhne sollen heldenmütige, berühmte Leute werden. So viel sei Dir, kaltsinniger Raimund, noch aus Mitleid und Wohlmeinung zur Nachricht hinterlassen. Aber laß Dir befohlen sein, künftig den Himmel für mich zu bitten, denn auch ich will bedacht sein, Deiner nicht zu vergessen, sondern Dir noch viel Trost und Förderung in allen Deinen Anliegen zu verschaffen, obschon Du mich in weiblicher Gestalt von nun an nimmer zu sehen bekommen wirst."

Als diese Worte gesprochen waren, verwandelte sie im Augenblicke ihre Gestalt, nahm zur Hälfte die einer Sirene oder eines Fisches an, und sprang mit einem Satze auf das Fenster, um sich hinaus zu schwingen. Doch kehrte sie sich noch einmal um und wollte nicht ohne allerletzten Abschied von ihrem Raimund und den Herren des Landes scheiden. Daher sprach sie zum Beschlusse: „Lebe wohl, mein Raimund, ich vergesse, was Du mir zu Leide gethan hast! Lebe wohl, Du bisheriger Besitzer meiner treuen Liebe, Du, selbst eine Zeit lang mein einziger treuer Freund! Ich verlasse Dich mit Schmerzen; ob Du mich schon bitter betrübt hast, so habe ich Dich dennoch geliebt. Lebt auch Ihr wohl, getreue Herren des Landes und Diener des Hofes, Ihr werdet mich nun nimmermehr bedienen; der Himmel segne Euch und auch mein Volk, dessen Gebieterin ich war. Lebet wohl, glücklich und gehorsam unter meinem Raimund, so lange Ihr in seinen Diensten stehen werdet! Der Himmel streue Glück auf Dich, Du mein herrliches Schloß Lusinia, und seine Güte bedecke Dich auch noch, wenn ich, Deine Stifterin, in leiblicher Gestalt ferne von Dir bin!"

Indem sie solches sagte, verwandelte sie sich noch entsetzlicher, sprang vom Fenster auf, und fuhr zu aller Entsetzen zu demselben hinaus, in Gestalt eines abscheulichen Wurmes vom Gürtel an, wie sie Raimund früher allein gesehen hatte. So war dies eine recht unglückselige Stunde, als Raimund über seinen Sohn Geoffroy Streit mit Melusinen angefangen hatte. Jenes Hinscheiden aus dem Fenster geschah mit einem Rauschen in der Luft, das sich dreimal um das ganze Schloß hören ließ, jedesmal mit einem vernehmlichen Klagegeschrei, und so verlor sie sich aus dem Gesicht und wurde hernach nicht wieder gesehen.

Raimund stand mit weit offenen Augen staunend und sprachlos da, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an und sich sein Haar auszuraufen,

und rief ihr mit wehmütiger Stimme viel tausend Abschieds-Grüße nach. Seitdem sah man ihn nicht mehr fröhlich, so lange er lebte. Doch fanden sich noch gute Leute, die ihm mit Trost und Zuspruch nahten.

Einer aber von seinen Räten erinnerte ihn noch in selbiger Stunde, als Melusina so kläglichen Abschied genommen, der Lehre, die sie ihm vor ihrem Scheiden in betreff ihres Sohnes Horribil anempfohlen hatte. „Es ist wahr," sagte Raimund „aber meine Wehmut läßt mir nicht zu, jetzt solches zu thun. Gehet Ihr zu Stunde hin, und vollbringet augenblicklich ihren Willen, wenn Ihr solches für gut befindet, weil Ihr so getreulich mich daran erinnert habt. Es sterbe die Natter, welche solches Blutbad mit der Zeit anrichten soll, damit der Ruhestand des Landes erhalten und befördert werde." Mit diesen Worten sonderte sich Raimund von ihnen ab, verschloß sich in ein einsames Gemach und lag seinen Kummergedanken seufzend ob. Die Diener aber, denen er die Tötung Horribils aufgetragen hatte, nahmen den Knaben und führten ihn, dem Unglück vorzubeugen, in einen Keller, verstopften hier alle Thüren und Fenster, trugen nasses Heu und Stroh herzu und zündeten es an, um nur nicht selbst Hand an ihn legen zu müssen. So erstickte der Knabe im Rauch und Dampf. Hernach richteten sie einen Sarg zu und beerdigten ihn ganz still in der Kirche, womit Melusinas und Raimunds Wille vollzogen ward. Von Raimund aber sah man noch geraume Zeit nichts, denn er hielt sich immer ganz still in seinem Gemach verschlossen.

Melusina hatte ihrem verlassenen Gemahl zwei junge Söhne in der Wiege zurückgelassen, die einer Säugamme übergeben waren. Diese hießen Dietrich und Raimund. Deren Amme und Wärterin nahm zu verschiedenen malen wahr, daß Melusina in gespenstischer Gestalt bei später Nachtzeit in die Schlafkammer kam, eins der Kinder nach dem andern aus dem Bette hub, es an dem Feuer wärmte, sie an ihre Brust legte, säugte und sodann wieder sanft in das Bett hineinlegte. Obwohl die Amme ein solches Schauspiel nicht ohne Entsetzen ansah, unterstand sie sich doch nicht, dem Geiste selbiges zu wehren, oder einen Lärm darüber zu machen, sondern, weil den Kindern dadurch kein Leid widerfuhr, ließ sie es mit Erstaunen so geschehen. Doch wurde es als eine nicht zu verschweigende Sache dem Raimund mit Betrübnis gemeldet und aller Verlauf berichtet. Dieser hörte es mit innigem Vergnügen, tröstete sich damit in seinem Kummer und labte sich an der nichtigen Hoffnung, seine geliebte Gemahlin einst doch wieder zu bekommen. Er befahl mit großem Eifer, daß man auf keine Weise den Geist, so oft er komme, beschreien, noch weniger ihn verhindern, oder ihm irgend zuwider sein sollte, denn er hielt es für ein gutes Anzeichen und fühlte sich seitdem in seiner Betrübnis ein Merkliches erleichtert.

Indessen nahmen die beiden Kinder, besonders das Herrlein Dietrich, in kurzer Zeit gar trefflich zu, so daß man an ihren Kräften und ihrer Gesundheit gar keinen Mangel verspürte, sondern sich vielmehr höchlich darob ver-

wundern mußte, wie sie in einem Monat fast mehr als andere Kinder in einem halben Jahre wuchsen, so daß man solches Wachstum der mütterlichen Milch zuschrieb, weil sie von dem Geiste gesäugt wurden, obgleich niemand begreifen konnte, wie es damit zuging.

Nun vernehmen wir wieder, wie es Geoffroy in dem Lande Norheim ergangen ist. Dieser war glücklich angelangt, und zugleich erschallte in dem ganzen Lande das Freudengeschrei, der junge, tapfere Ritter sei angekommen, der im Lande Garande den ungeheuren Riesen erlegt hätte. Jedermann eilte denselben zu sehen, ja es kamen alle Herren des Landes ihm Glück zu wünschen und ihm alle mögliche Ehre zu erweisen, wobei ihm dann zugleich von einem der Vornehmsten erzählt wurde, wie grausam der in ihrem Lande sich aufhaltende Riese bisher gehaust, und wie er schon manchen tapfern Ritter erwürgt, ja noch vor kurzem ihrer wohl hundert auf einmal erschlagen hätte, das gemeine Volk gar nicht gerechnet. Das ganze Land sei verwüstet und ausgeraubt.

„Das muß ein Teufel und kein Mensch sein," antwortete Geoffroy hierauf, „doch seid getrost, ihr Herren, und helfet mir nur, daß ich ihn treffe; dann verhoffe ich mit Hilfe des Himmels gleichwohl Sieg und Ehre einzulegen, und Euch von diesem Ungeheuer zu befreien, wofür mir das ganze Land danken möge!" Kaum hatte Geoffroy diese Worte ausgeredet, da wurde ihm von den Landesherren ein erfahrener Wegweiser zugeordnet, dem die Gegend des Landes, wo der Riese seine Wohnung hatte, wohl bekannt war. Geschwind mußte nun alles zur Reise fertig gemacht werden; dann beurlaubte er sich aufs höflichste von allen Herren des Landes und ritt immer getrost dem Berge zu, wo der Riese am meisten sich aufzuhalten pflegte. Als sie bereits den Berg hinanritten, hub der Wegweiser zu Geoffroy an: „Gnädigster Herr! Auf diesem Berge, Avelon genannt, und in dieser Gegend hat der Riese seine Wohnung." Geoffroy schaute auf, denn sie waren gerade neben einem Felsen, in dessen Höhle der Riese zum öftern zu sitzen pflegte. Der Wegweiser selbst zitterte und es war ihm nicht wohl bei der Sache zu mut; er sah sich hier und da um, ob er ihnen nicht von irgend einer Seite her auf den Nacken käme. Unter dem Umschauen ward er gewahr, daß unweit von einem gewaltigen Felsen der große Valand oder Teufel, wie ihn insgemein das Volk des Landes nannte — sich unter einem lieblichen, schattenreichen Baum auf eine marmorne Ruhebank niedergesetzt hatte. „Herr, wir sind des Todes," schrie der erschrockene Wegweiser, „wenn wir nicht eilends zurückgehen! Ich bitte, entlasset mich, dort oben auf der Anhöhe sehe ich das Ungeheuer sitzen!"

„Verzagter, was entsetzet Ihr Euch," sprach Geoffroy, „bleibet bei mir, ich werde Euch und dem ganzen Lande Rettung verschaffen!" — „Immerhin,"

sprach dieser, „aber laßt mich unten, ich habe Euch nun den Weg gewiesen, wo Ihr Euren Tod finden könnet; kommen wir weiter hinauf, so treten wir schon auf Totenbeine.“ — „Blöder Mensch, ich werde Dich nicht entlassen,“ sprach Geoffroy, „wenn ich auch Deine Hilfe nicht verlange, so sollst Du doch meinen Sieg mit anschauen.“ Und so nötigte er ihn, unwillig und in höchster Angst den Berg mit hinauf zu reiten. Geoffroy mußte über den Zitternden lachen, der sich gebärdete, als hätte er das dreitägige Fieber. Sie wurden auch bereits von dem Riesen Grimold (denn dies war sein rechter Name) wahrgenommen, welcher aber aus Verachtung ganz regungslos sitzen blieb.

Endlich, als sie ganz in der Nähe waren, hieß Geoffroy lachend und mitleidig den Wegweiser mit seinem Pferde stille halten und dem Spiele ruhig zusehen. Der Wegweiser versprach ihm, zu bleiben, wenn der Kampf nicht zu lange dauern würde. „Sonst,“ sprach er „ehe mich der Schwindel gar ankommt, werde ich das Weite suchen. Darum wagt Euer Leben nicht allzu verwegen, denn dieser Wüterich hat schon viele tapfere Helden aufgerieben.“ — „Sorget nicht, mein Freund,“ sprach Geoffroy und ritt noch ein kleines weiter aufwärts, bis er den Riesen erreichte. Dieser wunderte sich über des Ritters Kühnheit, der so allein bei ihm erschien; doch dachte er, es könnte vielleicht ein vom Lande Abgefertigter sein, der etwas bei ihm anzubringen hätte. Er stand deswegen von seinem Sitze auf, nahm eine große, dicke Stange von Holderholz und ging dem ankommenden Ritter auf einer schönen Bergwiese entgegen. Wenige Schritte von Geoffroy hielt er still und schrie: „Wer und von wo bist Du, Vermessener, daß Du so freventlich allein gegen mich zu reiten Dich erkühnst?“ — „Ich komme,“ erwiderte Geoffroy, „mit Dir zu streiten, Du Ungeheuer, und ohne weitere Worte Dich herauszufordern!“ — „So, bist Du Deines Lebens müde?“ sprach der Riese. „Komm,“ sagte darauf Geoffroy, „und mache nicht viel Worte! Ertöte mich, wenn Du kannst!“ — „Ei nicht so,“ versetzte der Riese spottend, „schone meines Lebens, Du Ohnmächtiger, und bring mich nicht so eilends um!“

Dem tapfern Geoffroy griff diese Hohnrede ins Herz, er zückte seinen Schild, ritt ohne ein Wort auf den Prahler mit seinem Speer los und traf diesen so empfindlich auf die Brust, daß, wäre er nicht mit einem stählernen Harnisch bedeckt gewesen, Geoffroy ihn auf den ersten Stoß durchrannt haben würde. Aber auch so fiel er auf die Erde und kehrte die Beine in die Höhe; doch raffte er sich geschwind wieder auf, so heftig er den Stoß empfand. Der Ritter, welcher merkte, daß der Riese einen Streich auf sein Roß zu führen beabsichtigte, sprang behend vom Pferde. Da rief der Riese: „Du hast mir einen empfindlichen Bruststoß beigebracht, kühner Ritter; bist Du redlich und guten Herkommens, so nenne mir Deinen Namen!“ — „Ich bin weltbekannt,“ sprach der Ritter, „und heiße Geoffroy mit dem Zahn!“ — „So!“ erwiderte der Riese, „habe ich doch von Dir gehört, daß Du meinen Oheim, den Riesen Gedeon von Garande gefällt hast! Dafür soll Dir bald

Dein Lohn werden!" Ungeduldig griff der Riese zu seiner Stange und führte damit, weil er links war, einen furchtbaren Streich auf Geoffroys rechte Hand. Aber dieser entwich dem Hieb, so daß die Stange gegen den Felsen schlug und man den Streich einen Schuh tief darin sehen konnte.

Unterdessen ergriff Geoffroy sein Schwert und schlug den Riesen auf den Harnisch, daß Splitter davon sprangen und das Blut aus den Ritzen hervordrang. Der Riese führte nun ganz grimmig einen zweiten und dritten Streich, denen Geoffroy immer auswich, so daß die Stange, am Felsen zerspaltet, in der Mitte zerbrach und der Arm des Riesen ganz müde ward. Jetzt versetzte der Ritter dem Riesen einen Schwerthieb auf den Helm, daß ihm Hören und Sehen verging; aber noch war dessen Faust so kräftig, daß ein Schlag des Unbewehrten auf Geoffroys Helm diesen wie einen Trunkenen taumeln machte. Doch faßte der Ritter wieder neuen Mut und traf mit einem Streiche glücklich des Riesen Achsel, tief durch den Panzer, so daß das Blut in Strömen von ihm floß. Jetzt warf sich der Riese rasend auf Geoffroy, und begann mit demselben zu ringen. Sie faßten sich auch so gut, daß jedem der Atem ausgehen wollte. Aber der große Blutverlust machte den Riesen kraftlos, so daß er abstehen mußte. Dadurch kam Geoffroy abermals zum Schwerte, versetzte ihm einen neuen Streich und zwang das Ungetüm, nach seiner Felsenhöhle zu eilen und sich dort zu verbergen.

Dieser Fels, in den der Riese sprang, war ein düsteres Loch, wie ein tiefer Keller anzuschauen, und der Held konnte ihn hier nicht mehr erreichen. Der muntre Ritter schwang sich indessen fröhlich auf sein Pferd, ritt zu dem Wegweiser, der noch zagend auf seiner Stelle stand, zurück, erzählte ihm den ganzen Vorfall, den jener aus Angst nicht so genau beobachtet hatte und zeigte ihm seinen von den Fehlhieben des Riesen getroffenen Harnisch, auch den Helm voll Beulen.

Während Geoffroy mit dem Wegweiser sprach, kamen die Herren des Landes in Begleitung vielen Volkes. Sie meinten, der völlige Sieg sei vollzogen, und fingen an, den Obsieger mit Glückwünschen zu überschütten. Sie hörten aber bald, daß es ganz anders stand. Da fragten sie den Ritter, ob der Riese sich nicht nach seinem Namen erkundigt habe. „Ja," antwortete Geoffroy, „und ich habe es ihm auch ohne alles Bedenken frei herausgesagt!" — „Nun," fing einer von den Herren an, „dann wird er auch nicht mehr aus seiner Höhle herauskommen, so lange der tapfere Geoffroy im Lande ist; denn er hat eine sichere Weissagung, daß er von diesem abgetötet werden soll." — „Wenn er auch sich nicht herauswagt," antwortete der Ritter, „so will ich ihn dennoch töten, um den Sieg voll zu machen. Ich mag aus diesem Lande nicht scheiden, ehe meine Faust dieses Ungeheuer erlegt hat!"

Ein anderer Landesherr, der Mitleid mit dem jungen Helden empfand, fing an ihn zu warnen, denn in dem Berge gebe es Gespenster und seltsame Abenteuer: der alte Beherrscher des Landes Norheim, König Helmas, sei von

seinen drei Töchtern in diesem Berge verschlossen worden, und habe bis zu seinem Tode dort bleiben müssen, einzig darum, weil er Persina, seine Gemahlin, im Wochenbette besucht und daher ihre Geheimnisse erkundet hätte. Auch wisse man nicht, wohin hernach die drei Töchter des Königs mit samt ihrer Mutter gekommen seien. Einen Riesen habe es an diesem Ort immer gegeben, und der habe den Berg gehütet; der jetzige sei bereits der fünfte oder der sechste, und alle hätten das Land verwüstet und mit Feuer verheert. Insonderheit habe dieser alle Helden, die gegen ihn ausgezogen, bezwungen und getötet. Geoffroy sei glücklicher gewesen, als alle Könige ihres Landes, die nicht hätten wagen dürfen, was er gewagt. Jedoch sollte er den Riesen nicht anders bestehen, als wenn derselbe außerhalb des Berges zu treffen wäre.

Geoffroy, durch diese Rede bewogen, versprach ihnen jedenfalls den Riesen zu erlegen, und nun ritten sie, weil die Nacht herbeirückte, den Ritter aufs ehrerbietigste begleitend, mit ihm zur Abendtafel nach ihrer Stadt zurück.

Als der frühe Morgen anbrach, machte sich der Held Geoffroy auf den Weg und ritt wieder dem Berge zu. Dort angekommen, hatte er eine gute Zeit zu suchen, bis er unter so vielen Löchern und Klüften das rechte und den Eingang zu der Riesenhöhle traf. Geschwind, als er solches gefunden, sprang er vom Pferde, ergriff seinen Speer, bezeichnete sich mit dem Kreuz und ließ sich in das Felsenloch hinab, nachdem er sich von dem ihn begleitenden Ritter vorabschiedet hatte, und es ward ihm unter tausend Wünschen Glück nachgerufen. Als er Grund spürte, stieß er mit vorgehaltenem Speer überall herum, ob er nicht den Riesen in irgend einem Winkel der Höhe auffinden möchte. So kam er immer tiefer hinein, bis er einen Lichtschimmer sah, dem er nachging, und der ihn in eine helle Kammer führte, die nur eine Thür hatte, aber mit Gold, Silber und Edelgesteinen sehr herrlich angefüllt war.

Er sah sich verwundert in dem Gemach um: in der Mitte der Kammer stand ein erhabenes Grabmal auf sechs zierlichen Pfeilern mit Edelsteinen, die in diesem Berge häufig wuchsen, reich geziert; auf dem Male war ein bewaffnetes gekröntes Königsbild, aus milchblauem, durchsichtigem Chalcedon, liegend abgebildet; zu dessen Füßen war ein Frauenbild zu sehen, das eine Tafel von etlichen Blättern in den Händen hielt, auf der war folgende Schrift ganz deutlich zu lesen: „Dies ist der König Helmas, mein liebster Gemahl, der hier begraben liegt, ein mächtiger König von Nordland, der mir geschworen, mich zur Gemahlin zu erkiesen, doch mich nie im Wochenbette zu besuchen, noch besuchen zu lassen. Weil er treubrüchig geworden, verlor er mich. Die drei schönen Töchter, die ich im selben Jahre geboren, nahm ich mit mir, säugte, ernährte, erzog sie bis ins fünfzehnte Jahr, er wußte nicht wo. Dann entdeckte ich ihnen des Vaters Untreue, darüber wurden sie eifernd, und insonderheit beschloß die jüngste, Melusina, solch Verbrechen an ihrem Vater

statt meiner selbst zu rächen. So sperrten sie ihn in diesen Felsen ein, bis ans Ende seines Lebens. Ich selbst begrub ihn unter diesen Stein: und daß sein Grab vor Dieben, Räubern und Schatzgräbern sicher wäre, habe ich den Riesen hieher gelegt, Grab und Felsenhöhle zu hüten. Meine drei Töchter haben drei besondere Merkzeichen: die jüngste, Melusina, die sehr klug und scharfen Verstandes ist, das: daß sie alle Sonnabende vom Gürtel an zur Schlange wird. Wer sie freit, soll ihr geloben, sie an selbigem Tage weder zu besuchen, noch zu sehen, noch nach ihr zu fragen, auch keinem Menschen solch Geheimnis entdecken. Melora, meiner zweiten, wunderschönen Tochter legte ich auf, daß sie, als Geist, eines herrlichen Bergschlosses in Armenien hüten, daneben unabläßig einen Sperber auf dem Haupte haben soll. Wer sich ihr nahen will, der muß von adeligem Ritterblute sein, ohne Entsetzen drei Tag und drei Nächte des Sperbers schlaflos hüten, keine Furcht und Scheu tragen: dann soll ihm vergönnt sein, von dem jungfräulichen Geist eine Gnade, welche er will, außer ihrer Person und Liebe, zu erbitten. Wer sich aber vom Schlaf überwinden läßt, der soll sein Lebenlang, ja bis zum jüngsten Tage, des Geistes Gefangener sein. Meiner dritten Tochter, Plantina, gab ich auf dem hohen Berge Roniche in Arragonien ihres Vaters unendliche Schätze zu hüten, bis sich einer unsers Geschlechtes findet, der Burg und Schotz mit wehrhafter Hand erobert und König zu Jerusalem werden wird. Solches habe ich, ihre Mutter Persina, ihnen auferlegt. Damit begnüge sich, wem diese Tafel zu Gesichte kommt."

Geoffroy, der den Inhalt dieser Blätter bedächtlich gelesen, geriet in großes Staunen. Er merkte jetzt, daß seine Mutter die Nymphe Melusina war, und König Helmas sein Großvater, Persina seine Ahnfrau gewesen. Aber völlig wollte er es erst glauben, wenn er glücklich den Riesen erlegt hätte; dann erst wollte er sich für jenen wahren Erben und vom Schicksal dazu ersehen halten. Mit neuem Eifer verließ er das Zimmer, allenthalben mit dem Speere umherfühlend. In solchem Fortgehen geriet er auf einen weiten Platz, auf dem sich sogar ein hoher Turm befand, so daß er ganz aufrecht gehen konnte. Er nahm daher seinen Speer bequem auf die Achsel und ging, unter scharfem Umschauen, auf den Turm los, den er offen und darin herrliche Gemälde fand.

Im Hingehen jedoch bemerkte er unter dem Gebäude einen abscheulichen Kerker, in welchem sich viele Gefangene befanden, die sich alle höchlich verwunderten, woher er käme und welcher entschlossene Mut ihn so weit gebracht. Einige warnten ihn mitleidig vor dem Riesen, dagegen riefen andere: „Schweigt, Ihr redet zu unser aller Schaden; laßt den jungen Helden doch ziehen, er dürfte vielleicht unser Erlöser werden! Gott der Herr, der ihn hieher geleitet hat, wird ihn auch noch weiter bewahren können!" Diese Rede gefiel Geoffroy wohl, er wurde noch mutiger in seinem Sinn und hub lächelnd zu fragen an: „Wo ist das Ungeheuer, das Euch also quält? Zeiget mir den

Ort, daß ich meinen ritterlichen Mut an ihm üben möge!" Darauf hub einer von den Gefangenen an: „Nehmet Euer Leben in acht, Herr Ritter, Ihr werdet ihn bald zu sehen bekommen!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so kam der Riese daher getreten. Aber statt daß Geoffroy vor ihm hätte fliehen sollen, erschrak der Riese, als er den Ritter erblickte und verkroch sich vor ihm in ein Gemach, dessen Thüre er eilig hinter sich zuschloß. Geoffroy, dadurch ganz kühn gemacht, sprang ihm schnell nach und pochte an die Thüre so mächtig, daß sie in Stücke sprang, so gut sie das Ungeheuer von innen verriegelt hatte. Nun hatte aber der Riese einen großen viereckigen Hammer aus Stahl, mit dem gab er dem Ritter einen Streich aufs Haupt; aber der Helm hielt ihn aus und blieb unbeschädigt. „Dieser Streich soll Dir gedoppelt auf Deinen verfluchten Schädel fallen," rief Geoffroy, und nun zog er sein Schwert und stach den Riesen durch und durch, so daß er auf die Erde fiel. Dies geschah mit einem solchen Schrei, daß der ganze Turm davon zu zittern schien. Damit blies er zugleich seinen Atem aus, und die Leiche lag ausgestreckt auf der Erde.

Da dankte Geoffroy dem Höchsten für den verliehenen Sieg, steckte das Schwert in die Scheide, eilte zu den Gefangenen in dem Turme und fragte sie, ob sie aus dem Lande der Norheimer wären und, als sie dies bejahten, was denn ihr Verbrechen sei. Darauf sagten sie ihm, daß sie den Tribut nicht bezahlen konnten, den der Riese von ihnen forderte. „Nun so sei Euch derselbe, mit samt Eurer Freiheit, geschenkt!" sprach Geoffroy und versprach ihnen, unter Jauchzen und Frohlocken, ihren Kerker zu öffnen; „aber," fragte er, „Ihr müßt mir auch sagen, wo die Schlüssel des Gefängnisses aufbehalten werden." Das wußte keiner; Geoffroy selbst mußte lange Zeit suchen, bis er endlich den Schlüssel fand und über zweihundert Gefangene befreite. Diese führte er alle in das Zimmer, wo er den Riesen erlegt hatte; sie betrachteten die Leiche des Ungeheuers mit Entsetzen und weideten sich mit Staunen an der Heldenthat des jungen Ritters.

Dann sprach dieser zu ihnen: „Höret, liebe Freunde und erledigte Gefangene, womit ich Euch erfreuen will. Es liegt in diesem Berge und seinen verschiedenen Höhlen ein großer Schatz an Gold, Silber und Edelsteinen verborgen. Das alles schenke ich Euch, denn ich will von dem übel gesparten Gute nichts haben!" Die armen Leute konnten nicht aufhören zu danken; sie wollten auch das Geschlecht des edlen Ritters wissen, denn seit König Helmas Tode sei kein Mann lebendig aus diesem Felsen gekommen. Der Ritter willfahrte und sagte ihnen, daß er Geoffroy mit dem Zahne heiße; dann erzählte er ihnen von seiner Herkunft weitläufig. Hierauf begleiteten ihn die Befreiten zum schuldigen Dank aus der Höhle. Vorher hatten sie noch einen Karren zubereitet, auf den der ungeheure Riese geworfen und aus dem Berge hervorgezogen wurde. Die Leiche saß auf dem Karren mit Ketten gebunden aufrecht, als lebe das Ungeheuer noch; so führten sie das Scheusal im Lande

herum, jedermann zur Verwunderung und zum Abscheu. Alles Volk lief herzu und dankte Gott und lobte den Sieger Geoffroy, der zur rechten Stunde gekommen sei.

Mittlerweile kam Geoffroy wieder zu den Herren des Landes, von welchen er vor kurzer Zeit geschieden war, und die mit großer Betrübnis und unter vielen Zweifeln seiner gewartet hatten. Da ward ihm und den befreiten Gefangenen alle ersinnliche Ehre angethan. Und weil gerade der König von ganz Norheim ohne Leibeserben mit Tod abgegangen war, so wurde ihm nicht nur großes Geld und Gut, sondern die königliche Krone selbst angeboten, wenn er bei ihnen bleiben wollte. Dies alles aber schlug Geoffroy mit großer Höflichkeit ab, und nach kurzer Zeit machte er sich, von ihnen allen gesegnet, wieder reisefertig auf den Weg, nachdem er zuvor den Landesfürsten die Verwesung des Reiches und seine Wohlfahrt sorgsam anbefohlen hatte. Und nun reiste er mit großem Verlangen, seinen Vater und seine Mutter nur recht bald ansichtig zu werden, von dannen, bis er an das Meer kam, wo er zu Schiffe saß und nach seinem Vaterlande, der Herrschaft Garande zusegelte. Als das Volk seine Ankunft gewahr wurde, lief ihm alles voll Freuden zu, ihren Erretter wieder zu sehen und zu bewillkommnen, weil es noch nicht so lange her war, daß er sie von dem Riesen Gedeon erlöset hatte.

Nun kam die Kunde von seiner Rückkehr auch zu seinem Vater Raimund. Er ritt, seinen Sohn Geoffroy zu empfangen, ihm entgegen und hielt auf der Straße, wo er vorbei mußte, zumal da ihm schon hinterbracht worden war, wie viel Ruhm und Ehre jener im ganzen Reich Norheim erlangt hätte. Diese neue Freude hatte den guten Raimund wieder ein wenig seines schweren Kummers entledigt. Er wartete deswegen nicht länger, sondern ritt in seines Herzens Fröhlichkeit gar bis an das Gestade des Meeres, wo sein Sohn bei seiner Ankunft unfehlbar landen mußte. Dies geschah, und es war ein rechter Freudenempfang von beiden, der gar beweglich anzuschauen war, so daß vielen die heißen Thränen darüber ausbrachen. Endlich nahm der Vater Raimund seinen Sohn bei der Hand, führte ihn bei Seite und entdeckte ihm sein ganzes Herzeleid, den Verlust seiner Mutter, und alles, was sich bisher zugetragen.

Geoffroy erschrak darüber heftig; er merkte wohl, daß auch sein böses Beginnen hierzu nicht wenig geholfen und das Öl zum Feuer gegossen hatte. Von innerlicher Reue und Bewegung des Herzens brach ihm der Angstschweiß aus, und er sprach: „Sei es dem Himmel geklagt, in welchen Jammer ich mich durch mich selbst gesetzt sehe!“ Unter so kleinmütigen Seufzern stand er eine gute Weile in sich gekehrt; dann fing er an und erzählte dem Vater von der Tafel und der Schrift, die er in dem Gespensterberge im Norheimerlande gefunden und gelesen habe, und von dem ganzen Begräbnis. Raimund ver-

nahm zu seinem Troste, was er vorher selbst nicht gewußt, wer nämlich Melusina, seine Gemahlin und Geoffroy's Mutter, gewesen, und daß sie aus königlichem Geschlechte entsprungen war. Dagegen hatte auch sein Sohn hinwieder von seinem Vater erfahren, was er noch nie gewußt, wie nämlich des Vaters Bruder ihn gereizt, seine Melusina an einem Sonnabend zu besuchen, und am Ende gar ihren Zustand ihr vorzuwerfen und sie damit zu beschämen.

Darüber schwur Geoffroy dem Grafen den Tod. Er setzte sich zu Pferde und ritt, in Begleitung seines jungen Bruders Raimund, Tag und Nacht auf den Forst zu, worüber denn Raimund, sein Vater, in neuen Kummer fiel, denn es reute ihn, daß er seinem Sohn alles so klar geoffenbaret hatte, und nun vielleicht auch dieses zu einem bösen Ende ausschlagen möchte.

Geoffroy aber gelangte von niemand erkannt und in aller Stille in die Grafschaft vom Forst und bis dicht an das Schloß des Grafen. Dies fand er offen, stieg alsbald von dem Pferd ab und kam unversehens in den Saal, wo sein Oheim sich aufhielt. Geschwind griff er nach der Wehre, rannte auf ihn zu und fuhr ihn mit ungestümer Rede also an: „Ha, Verräter, Du bist derjenige, durch welchen wir alle unsere Mutter verloren haben. Aufrührer, Verführer, Bösewicht, Du mußt des Todes sterben." Der Graf vom Forst, von dieser Überraschung ganz bestürzt, wußte nichts anderes zu thun, als sich zu retten und sein Heil in der Flucht zu suchen. Er verschloß sich in einen Turm, dessen hohe Treppen er hinan eilte, und war froh, als er sich vor dem Zorn des Ritters geborgen sah.

Weil nun Geoffroy diesmal nichts ausrichten konnte, hub er an aufs heftigste in Worten gegen des Grafen Diener zu toben, die ihm aber alle entliefen. Dadurch fand er freie Bahn, den Grafen noch weiter zu verfolgen, so daß dieser endlich zu einem Fenster des Turms hinausspringen mußte, um sich auf ein gegenüberstehendes Dach zu flüchten; er verfehlte es aber mit seinem Sprunge und fiel zu Tode. Nun ließ ihn Geoffroy begraben, und die Seinen, die ihn an dem grimmigen Ritter nicht zu rächen wagten, bejammerten ihn alle. Dann befahl Geoffroy den Dienern, daß sie nunmehr seinem Bruder Raimund ohne alle Widerrede huldigen sollten; dies thaten sie mehr aus Furcht als aus gutem Willen, denn alles Land scheute seinen Namen.

Der schwermütige Vater Raimund war inzwischen auch nach Lusinia zurückgekehrt, aber voll Unmut und Betrübnis, denn die Tötung seines leiblichen Bruders durch seinen Sohn Geoffroy war ihm berichtet worden. Aber er konnte nicht ändern, was geschehen war. Er versank nun aufs neue in die tiefste Reue und beschloß, nach Rom zu ziehen, dort ernstliche Buße zu thun und nimmermehr nach Hause zu kommen, sondern sein Leben in einem Kloster mit Weinen und Beten zu beschließen. Während er sich mit so traurigen Gedanken abquälte, siehe, da kam sein Sohn Geoffroy in den Schloßhof eingeritten, stieg vom Pferde, ging zu seinem betrübten Vater hinauf und fiel

vor ihm alsobald auf die Knie. Da bat er um Gnade wegen aller seiner Missethaten und gestand ganz freimütig, daß er die einzige Ursache aller schmerzhaften Verluste sei, die seinen Vater betroffen.

„Es ist so, mein Sohn, wie Du sagst," hub Raimund seinem Sohn zum Troste an, „allein wir können die Toten mit allen unsern Klagen nicht erwecken. Doch sei Dir hiermit zur väterlichen Strafe auferlegt, das verbrannte Kloster Mallières wieder aufzubauen und andere Mönche zu Dienst und Ehren Gottes darin zu stiften." Geoffroy ließ sich dieses gar gerne gefallen und versprach dasselbe herrlicher und reicher zu bauen, als es zuvor gewesen. Dies tröstete den alten Raimund nicht wenig. „Wohlan," sprach er, „die Vollziehung Deines Versprechens wird Deinen Gehorsam bethätigen, mein Sohn Geoffroy! Doch vernimm das, was ich Dir jetzt entdecken will. Ich habe mir zur Buße eine Reise in fernes Land vorgesetzt, und ich will dies jetzt als ein Gelübde vollbringen. Demnach befehle ich Dir, das Land löblich zu regieren, daß Du Dich als ein Vater und nicht als ein Tyrann, wie Du bisher gepflogen, gegen die Unterthanen erweisest, Deinen jüngsten Bruder aber, meinen Sohn Dietrich, in aller Frömmigkeit und Tugendübung getreulich anstatt meiner auferziehest und, wenn er erwachsen ist, ihm die Herrschaft Portenach, Favent und Rochelle zum Besitze einräumest. So hat es mir Deine selige Mutter anempfohlen, und ich will es auch Dir ans Herz gelegt haben; denn es scheinet ein gar sonderliches Licht aus dem Knaben, welches wohl zu pflegen ist."

Geoffroy versprach ihm reumütig unverbrüchlichen Gehorsam, und dem Raimund rannen über seinen treugemeinten Worten die Freudenthränen über die Wangen. Dann berief er alle Unterthanen zusammen, stellte ihnen seinen Sohn als künftigen Regenten vor, ließ die Huldigung vor sich gehen und trat die Reise an. Seine Söhne Geoffroy und Dietrich gaben ihm mit einem kleinen Gefolge zu Roß das Ehrengeleit. Am andern Tag umhalsten sie den Vater und nahmen einen thränenvollen Abschied.

Der junge Dietrich wuchs gerade und herrlich heran und hatte die Mannesjahre erreicht. Da that er, dem väterlichen Befehle gemäß, einen schönen Ritt nach Portenach und nahm daselbst Besitz von seinem Erbteil mit den andern ihm zugehörigen Orten. Er regierte klug und glücklich und galt für einen weisen Regenten des ganzen Landes. An Tugend, Tapferkeit und Heldenthaten nahm er alle Tage zu, sein Vater Raimund aber, obgleich er lebte, war dem Lande längst gestorben. In der Folge heiratete Dietrich eine schöne Dame aus der Bretagne und es stammet bis auf diesen Tag von ihm das hohe Geschlecht derer von Portenach.

Geoffroy hatte nach halber Jahresfrist das Kloster Mallières schöner und

größer, als es zuvor gewesen, wieder aufgebaut. Der vorher so wilde und grausame Mann zeigte bei diesem Bau einen solchen Bekehrungseifer, daß in dem ganzen Lande das Sprichwort von ihm erscholl: „Geoffroy ist ein Mönch, der Wolf ist ein Schaf geworden.“ Obwohl ihm nun dieser Spott zu Ohren kam, fuhr er doch in dem guten Werke fort und ruhte nicht, bis es fertig da stand.

Inzwischen war Raimund zu Rom angelangt und hatte vor dem Papst seine Beichte wehmütig abgelegt, Absolution empfangen und die auferlegte Buße mit demütigem Gehorsam angenommen. Auf die Frage des Papstes: was jetzt sein Vorsatz wäre, erwiderte er: „Allerheiligster Vater, ich gedenke mein Leben an einem Orte zu beschließen, wo nicht viele Leute um mich sind, denn ich möchte mich von der Welt absondern.“ Und als der Papst diesen Vorsatz lobte und ihn um den Ort befragte, den er sich ausersehen hätte, da sagte er, „daß er nach Montferrat in Arragonien, zu unserer lieben Frauen Kloster, Belieben trüge, denn der schöne, reine Gottesdienst, der dort gepflogen werde, gefalle ihm vor allen andern.“

Da wurde ihm vom Papst ein Priester und ein Schüler zugeordnet, die ihn sein Leben lang bedienen sollten. So nahm er seinen Abschied, und sie ritten zusammen mit einem schönen Gefolge von Rom weg. Als er zu Tolosa ankam, wurde er wider seinen Willen dort aufs herrlichste empfangen und ihm alle mögliche Ehre angethan. Nun entließ Raimund alle andern Diener und behielt niemand als den Priester und Schüler bei sich. Und so wie er an dem erwünschten Orte angekommen war, ließ er sich und dem Priester Einsiedlerskleider machen und begab sich in das Gotteshaus, dem Herrn dort zu dienen, so lang er lebte.

Als seinem Sohne Geoffroy die Ankunft Raimunds zu Rom berichtet wurde, beschloß er bei sich, seinen Vater auch noch einmal zu sehen und in Rom aufzusuchen. Er übergab seinem Bruder Dietrich die Regierung für einige Zeit und machte sich auf. Zu Rom angelangt, beichtete auch er dem Papste und erfuhr von diesem, daß sein Vater ein Einsiedler zu Montferrat geworden wäre. Dem Geoffroy wurde aber eine weit härtere Buße auferlegt, insbesondere, daß er darauf bedacht sein sollte, vor allen Dingen das Kloster Malliéres wieder aufzubauen und hundert und zwanzig Mönche darein zu stiften. Der Ritter erklärte dem Papst, daß bereits das Gebäude weit größer und herrlicher, als es zuvor war, wieder aufgerichtet stünde; da lobte der Papst diese rühmliche That und nahm sie für hinreichende Buße an. „Euer Vorsatz ist gut,“ sagte der heilige Vater zu ihm, „und der Himmel vermehre seine Gnade an Euch noch ferner. Wenn Ihr Euren Vater am Orte seiner Andacht besuchen wollet, so begleitet Euch mein väterlicher Segen!“

Der Ritter zog weiter und traf seinen Vater zu Montferrat. Des Halsens und Küssens war kein Ende. Aber vergebens bemühte sich Geoffroy, den alten Raimund zu bewegen, daß er mit ihm zurückkehren und sein Leben

zu Lusinia in gleichmäßiger Ruhe beschließen möchte. Er machte sich daher nach fünftägigem Aufenthalte bei ihm wieder auf den Heimweg, nachdem er vergnügte Unterhaltung mit ihm gepflogen und von allem Bericht eingenommen hatte. Beim Abschied aber vergossen Vater und Sohn bittere Thränen. Kaum war Geoffroy wieder zu Mallières angelangt, so besetzte er das Kloster mit der verlangten Anzahl von Mönchen und sorgte in allem für ihren Unterhalt.

Als nun auch er gealtert war und mit seinem hochbejahrten Vater dem Ende entgegenging, verfügte er sich noch einmal nach Arragonien zu diesem, den er wiewohl schwach und hinfällig, noch beim Leben traf. Er empfing von ihm den Segen, drückte dem lebenssatten Greis die Augen zu und bestattete ihn ehrlich. An dem Freitag aber, ehe Raimund starb, drei Tage vor dessen Tode, hörte man zu Lusinia über dem Schlosse ein Rauschen; das war der Geist Melusinas, der das Schloß dreimal umkreiste, und, wie sie einst ihrem Gemahl verkündet hatte, allem Volk seinen Tod weissagte.

Der alte Raimund hinterließ sein Geschlecht in hohen Ehren blühend. — Sein ältester Sohn Reinhard regierte in Böhmen und that den Ungläubigen großen Widerstand; Antonius führte das fürstliche Regiment als Herzog von Luxemburg; der jüngere Raimund war Graf vom Forst; Uriens regierte in Cypern, that auch den Heiden große Drangsale an und stand den Rittern auf der Insel Rhodus getreulich in ihren Nöten bei. Gyot aber war König von Armenien, und verfuhr auch streng gegen die Heiden; Gedes war frühzeitig gestorben, Horribil im Keller erstickt, Freimund mit dem Kloster verbrannt. Geoffroy, der tapfere Riesenwürger, war Herr in Mallières und Lusinia; und Dietrich, auch ein berühmter Held und Ritter, hielt zu Portenach Hof.

Das alles aber lassen wir jetzt bei Seite und melden von einer sonderbaren Begebenheit in Armenien, wo Gyot als König regiert hatte. In diesem Königreiche nämlich war ein Schloß, in welchem ein Gespenst hauste, genau nach der Beschreibung, die Geoffroy auf dem Denkmal im Riesenberge zu Norheim von dem Geist auf dem Berge Avelon gelesen hatte. Ebendaselbst fand sich auch ein Sperber von sonderbarer Art. Wer bei diesem Gespenst Gnade finden und seines Lebens sicher sein wollte, der mußte sein Geschlecht vom lusinischen Stamme erweisen, dann drei Tage und Nächte ohne Schlaf dem Sperber wachen und ihn hüten können; anders vermochte er ohne Lebensgefahr nicht sich diesem Schlosse zu nahen. Hatte er aber dies ohne Anstoß verrichtet, so durfte er eine Gabe fordern, nur die Person und Liebe der Jungfrau Melora nicht. So nämlich hieß das Gespenst, wie wir oben aus der Grabtafel schon vernommen haben.

Nun war nach Gyots Zeit ein König in Armenien, der wollte sich unterstehen, dem Sperber zu wachen, aber begehrte sich die verzauberte Jung-

frau selbst als Gnade auszubitten, und sie unter dieser Bedingung zu erlösen. Doch hielt er es in seinen Gedanken nur für ein Gaukelspiel und eine Posse. Aber endlich machte er sich, wie zum Spaß, dahin auf, die Sache in Augenschein zu nehmen. Als er nun unsern von dem Orte auf eine Wiese gerade unterhalb des Schlosses gelangte, ließ er ein Gezelt daselbst aufschlagen, verfügte sich aber in voller Rüstung den Berg hinan bis an das Thor des Schlosses, darin sich der Geist und der Sperber befand. Er hatte deswegen auch ein Köder in der Hand, um den Sperber damit zu ätzen. Indem er nun solches Vorhabens war, begegnete ihm auf dem Wege vor dem Schloß ein alter Mann, ganz bleich und mager von Gestalt, weiß gekleidet. Der fragte ihn, was er hier suche. „Ich will den Bedingungen, die für dieses Schloß festgesetzt sind, ein Genüge leisten und dem Sperber wachen" sagte der muntere König. „Wohlan," versetzte der Alte, „so kommet denn mit mir; ich will Euch hierzu anweisen und an den Ort führen, wo Ihr leisten könnt, was Ihr schuldig seid!"

Hierauf führte der Alte ihn in einen herrlichen Palast und Saal, welcher, des Königs Bedünken nach, zu oberst in dem Schlosse zu sein schien. Alles sah so majestätisch und prächtig darin aus, daß sich jener nicht genug verwundern konnte. In diesem schönen Gemache nun zeigte sich auch ein Sperber auf einer Stange sitzend, der gar schön und wohlgestaltet anzuschauen war. „Hier ist der Ort," hub der Alte an „wo ihr drei Tage und drei Nächte wachen müsset, und wenn dies vorüber ist, habt Ihr die Freiheit, um alles zu bitten, was Ihr wollt, nur nicht um die Person und die Liebe der Jungfrau. Wenn Ihr aber Eure Wache schläfrig und also zum Unglücke verrichtet, so sollt Ihr wissen, daß Ihr bis an den jüngsten Tag in diesem Schlosse bleiben müsset!" — „Wohl," sagte der allzufrече König, „ich werde meine Schuldigkeit aufs beste thun, hernach aber auch die gebührende Gabe zu fordern wissen!" Damit zielte er aber in seinen Gedanken einzig und allein auf die Jungfrau. Er hätte aber viel klüger gethan, wenn er dem Alten gefolgt wäre.

Nun vollzog er einen Tag und eine Nacht seine Wache mit Freuden und ätzte den Sperber auf das beste, so daß es schien, als ob einer mit dem andern gar wohl zufrieden wäre. An köstlichem Essen und Trinken zu bestimmten Zeiten war kein Mangel, und dies stand dem König in einem Augenblicke vor dem Gesicht, so daß er sich auf das niedlichste pflegen konnte, als ob er an seiner königlichen Tafel selbst säße. Des andern Tags am Morgen ätzte er wieder den Sperber und verrichtete seine Wache vortrefflich. Indem erblickte er eine überaus schöne Kammer, deren Thüre offen stand. In diese trat er ein und betrachtete mit Verwunderung, wie kunstvoll sie mit Abbildungen von Vögeln aller Art bemalt war; die Felder waren mit Gold aufs feinste ausgefüllt; dazwischen aber waren allerlei Rittergebilde mit Schild und Helmen gewappnet, in Lebensgröße mit beigeschriebenen Namen zu sehen. Diese alle

hatten dem Sperber gewacht und in dem Schlosse geschlafen, waren aber nachlässig gewesen, und es war nun unter den Bildern ihre ewige Sklaverei bis an den jüngsten Tag, mit Beifügung des Jahres und Tages, wo es ihnen mißlungen, zugleich angedeutet. Nicht minder standen an drei besondern Enden noch drei andere Ritter gebildet, ebenfalls gewaffnet, welche ihre Wache sehr wohl verrichtet, wie nebst Jahr und Tag die Inschrift meldet; unter ihnen stand eingeätzt der Name, wie auch das Land, aus dem sie stammten.

Aber der König wollte sich auch in diesem Gemache nicht lange verweilen sondern kehrte zum Sperber zurück, um nicht Unlust für sein getreues Wachen zu verdienen. So erreichte er mit seinem Fleiße auch den dritten Morgen. Siehe, da kam die gespenstische Jungfrau, in grünem Kleide, aufs prächtigste angethan, mit ganz freundlichen Mienen auf ihn daher in das Gemach gegangen, grüßte und empfing den König und redete ihn mit den höflichsten Worten also an: „Ihr habt Euer Vorhaben gar klug und glücklich geendet und der Sache ein Genüge gethan; so fordert denn nun auch Eure Gabe, damit solche Euch gereicht werde."

Der König, sich ein wenig rüstend, dankte für das gute Anerbieten, und fing ganz hochmütig an: „Ich will keine andere Gabe, als Euch selbst und Eure Liebe davontragen." Die Jungfrau, als sie dies hörte, erwies sich etwas zornig, erwiderte ihm jedoch also: „Ihr müsset eine andre Gabe fordern, Freund, denn ich selbst kann Euch nicht werden!" Der König aber wollte von solcher Forderung nicht abstehen, sondern beharrte auf seiner Rede, worüber die Jungfrau, noch zorniger, ihm folgende Antwort gab: „Ihr strebet nach Unglück; ich warne Euch vor solchem und rate Euch, alsbald von Eurem Verlangen abzustehen, wenn Ihr anders wollet, daß Euer Königreich nicht aus Euern Händen gerissen werde."

„Sei es thöricht oder klug gehandelt," hub der vermessene König wieder an, „so werde ich doch nicht ablassen, Eure Person zur Belohnung zu fordern, und mich mit keiner andern Gabe befriedigen lassen, so wahr ich König von Armenien heiße!" Die Jungfrau, darüber noch mehr entrüstet, antwortete dem Ritter: „Du handelst so thöricht, als Dein Großvater Raimund, welcher in beharrlicher Thorheit den weisen Rat verwarf und sein Gelübde brach, worüber er alles verlor, was er gehabt hatte. Auch Du hast nun all Deine vermeintlichen Gaben, nach welchen Du getrachtet hast, verloren. Von nun an ist nichts als Unglück und Trübsal Dein Teil, wie es Deinem Großvater ergangen ist, als er seine Gemahlin Melusina, welche meine Schwester war, verlor;" dann erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Helmas und Persina, und daß sein Vater Gyot ihrer Schwester Sohn gewesen.

„Du siehest also," schloß sie, „wie thöricht Deine Forderung und Dein verstocktes Beharren ist, daß Du dadurch Dein Reich verloren, welches nicht nur von Dir genommen worden, sondern auf ein ganz anderes Geschlecht übergehen wird. Alles Glück und alle Ehre hast Du mit Deiner Thorheit ver-

scherzt. So weiche denn, Du armseliger Gyot, Gyots Sohn, denn Du hast übel gehandelt, und sofort wird Dein Unglück beginnen!"

Der junge Gyot aber, von Verlangen geblendet, gedachte die Sache zu erzwingen, vergaß, was ihm der Alte vor dem Thore gesagt hatte, und mit Bitten und Flehen ihre Gunst zu gewinnen, eilte er in ihre Arme. Aber er fand sich betrogen. Das schöne Bild verrann unter seinen Armen, und er hatte nichts als einen Schatten gehalten: mit diesem Schatten aber schwand auch sein Glück und sein Heil. Doch war der junge König nicht lange allein, denn ein anderer abscheulicher Geist zeigte sich, den er nicht sehen, wohl aber hören und fühlen konnte. Dieser schlug ihn zur Erde und spielte ihm so übel mit, daß er, Arme und Beine von sich streckend, auf dem Boden lag. Wie er erbärmlich zu schreien anfing, so wurde er noch ärger von dem Geiste geschlagen. „Wehe mir," rief er, „wenn diese Geisterplage nicht von mir abläßt, so bin ich des Todes und muß mein junges Leben lassen! Ich Armseliger, daß ich ohne Gegenwehr Streiche erdulden muß! Erscheinst Du mir nicht mit Hilfe, o gütiger Gott, so muß ich in Schmach und Schande verderben!"

Er hatte diesen Seufzer noch nicht ganz ausgestoßen, als er in einem Augenblicke von dem Gespenst aus dem Schlosse geworfen ward, so daß er halb tot auf der Erde lag und mehr einem kriechenden Wurm, als einem Könige gleich sah. Doch zwang er sich empor, und schwankte mit schwachen Kräften den Schloßberg hinab, seinem Gezelte wieder zu, welches auf dem Wiesengrunde stand. Dort konnte er vor Mattigkeit und Zittern kaum mit den Seinigen reden, und auch diese waren über den Zustand ihres Herrn ganz bestürzt. Endlich unterstanden sich einige zu fragen, ob der König bei dem Sperber gewacht und die Gaben gewonnen habe. „Elender Gewinn!" versetzte er ihnen ganz wehmütig. Mich hat ein unglückliches Gestirn hierher geleitet! Geschwind, sattelt mir die Pferde und schicket Euch zum Aufbruch an, daß ich nicht auf dem Wege sterbe."

Alsobald wurde alles zugerüstet, der todschwache König selbst zu Pferde gebracht, und mit ihm an das Gestade des Meeres geeilt; hier nahmen sie ihm den Harnisch ab, brachten ihn zu Schiffe und segelten der Heimat zu. Unterwegs gingen ihm erst die Augen seines Verstandes auf, und er sah ein, wie guten Rat und treue Warnung er in den Wind geschlagen, und in welches Elend er sich gebracht habe. Auf der Reise verfolgte ihn ein Sturm mit ungeheuren Meereswellen, was ihm so sehr zusetzte, daß er abermals in Todesgefahr stand, und Wasser und Erde durch des Himmels Verhängnis seine Feinde zu sein schienen. Endlich, nach vielen Trübsalen, kam er nach Hause und regierte mit schwachen Kräften. Diese nahmen von Tag zu Tag mehr ab. Und so ging es, wie der jungfräuliche Geist angekündigt hatte, mit ihm auf die Neige. Bald starb er an gänzlicher Auszehrung, und nach ihm wurde ein andrer König, aus ganz andrem Geschlecht, erwählt und auf den Thron gesetzt. Dieser aber hatte gar schlechtes Glück in seinem Regiment; so daß

das Königreich gleichsam mit seinen Herrschern erkrankte und fast augenscheinlich in ein elendes Schwinden geriet. Und so währte es von diesem Gyot an gerechnet bis ins neunte Glied und auf den neunten Kronenträger.

Die dritte Tochter des Königs Helmas, Plantina, war von ihrer Mutter Persina als Hüterin des väterlichen Schatzes auf einen Berg in Arragonien abgeordnet. Sie war von Gestalt eine wunderschöne Jungfrau. Dieser Schatz nun sollte von niemand erhoben werden können, als wer aus dem Geschlechte des Königs Helmas stammte. An jenem Berge aber hielten sich viel grausame Drachen mit andern wilden Tieren in unglaublicher Menge auf, so daß man ohne große Arbeit und augenscheinliche Lebensgefahr sich diesem Berge nicht wohl nahen durfte, denn viel tapfere Ritter hatten da schon ihr Leben gelassen, so daß keiner von denen, die dahingelangt waren, zurückgekehrt war.

Nun fügte es sich einst, daß ein frischmutiger junger Ritter, aus England gebürtig, dahin kam, mit dem kühnen Unterwinden, zuvörderst den verborgenen Schatz daselbst und dann auch das heilige Land zu erobern. Wie er nun in Arragonien anlangte, war sein erster Schritt der, daß er nach dem verzauberten Berge, wo sich der Schatz befinden sollte, genaue Nachfrage hielt. Da wurde ihm denn alles bedeutet und urkundlich gezeigt. Die Herkunft des frischen Ritters war keine gemeine; er stammte vielmehr von einer gar hohen Geschlechtslinie, denn er war einer von den Rittern der Tafelrunde des Königs Artus und ein naher Freund des Helden Tristan.

Dieser Ritter wurde endlich durch seine Begierde bis an den Fuß des gedachten Berges getrieben und traf hier sogleich ein ungestaltes und abscheuliches Tier, vor welchem der ganzen Natur hätte grauen sollen. Sein Bauch war wie ein Weinfaß gestaltet; es hatte nur ein einziges Ohr und nur ein einziges Auge, welches ihm auf der Stirne stand; die Nase selbst war drei Schuh breit und eben so lang, aber es war kein Nasenloch darin, sondern sein Atem ging zu dem Ohr aus und ein. So abscheulich nun dieses Ungeheuer aussah, so wild und grausam war auch seine Natur, so daß es dem Ritter genug zu schaffen machte.

Die rechte Höhle, in welcher der Schatz verborgen war, befand sich in der Mitte des Berges, wo schon mancher tapfere Held sein Leben hatte lassen müssen. Rings um die Höhle waren kleinere Löcher, in welchen allerlei abscheuliche Lindwürmer und wilde Tiere hausten, und an allen diesen vorbei mußte derjenige, der zu der Höhle mitten auf dem Berge gelangen wollte. Der Berg selbst war drei arragonische Meilen lang, und es führte nur ein einziger schmaler Weg hinauf; wer dahin wollte, mußte schnell reiten oder gehen, ohne sich viel zu säumen oder lang umzusehen, denn man hatte weder Weile noch Raum, lange auszuruhen, da der Weg so weit war und die vielen Schlangen und das Ungeziefer jeden Schritt umlagerten.

Dessen ungeachtet war der kühne Ritter, nur von einem einzigen Wegweiser begleitet, immer getrost dem Berge zugeritten, indem der Führer voranging und der Ritter zu Pferde folgte. Endlich kehrte auch der Wegweiser um, nachdem er mit großer Gefahr seine Schuldigkeit gethan hatte; aber der Ritter hieß ihn stille halten, stieg vom Pferde ab und gab ihm dasselbe an die Hand. „Bleibe über ein kleines hier,“ sagte er, „und weiche nicht von der Stelle, bis ich komme!“ Aber der gute Führer würde leider eine lange Zeit haben warten müssen, wenn er sich nicht endlich aus dem Staube gemacht hätte.

Indessen betrat der Ritter den schmalen Steig, welcher so mühselig zu gehen war, daß er seinesgleichen noch niemals gegangen war. Er wahr wohlgewaffnet und trug sein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm bald ein großer Drache, der mit offenem Rachen auf ihn zuschoß. Als der Ritter dieses Untier in Wut auf sich zueilen sah, zog er alsbald sein Schwert und hieb ihm mit einem einzigen Streich den Kopf ab; als er ihn aber, wie derselbe tot auf der Erde lag, abmaß, so erwies sich der Kopf nicht weniger als zwanzig Schuh lang. Hierauf ging der Ritter auf dem schmalen Stege gutes Mutes vorwärts. Da begegnete ihm ein ungeheuer großer Bär, welcher auch ganz grimmig auf ihn zulief und ihm so nahe kam, daß er ihm sogar seinen Schild aus der Hand zu zerren suchte und den Harnisch an mehreren Orten beschädigte. Als der gute Ritter auch dieser Bestie grimmigen Zorn sah, nahm er sich einen sichern, unverzagten Hieb vor und traf den Bären glücklich mit dem Schwert auf die Schnauze, so daß derselbe augenblicklich zur Erde fiel. Hierüber wurde der Bär noch grimmiger, schlug nach dem Ritter und ging ihm immer näher auf den Leib. Der Ritter aber wich mit einem Sprung auf die Seite und hieb zugleich dem Tier eine Tatze ab. Nun wich das Ungetüm etwas rückwärts, setzte sich auf die Hinterfüße und that vorwärts auf den Ritter einen vorteilhaften Schlag, welcher so stark war, daß er seinem Harnische Löcher schlug. Und durch die heftige Bewegung gerieten der Bär wie der Ritter zu Falle, so daß beide mit einander sich nicht mehr halten konnten, sondern den Berg herabrollten.

Der tapfere Ritter verlor zwar hierüber sein Schwert, griff jedoch nach seinem Dolche, den er neben der Brust an seiner Seite stecken hatte, zückte diesen und gab dem Bären hinterwärts so seinen Teil, daß er ein schreckliches Gebrüll ausstieß und damit bezeugte, daß er jetzt endlich wohl getroffen sei. Der Ritter kam nun den Berg abermals hinan, suchte sein Schwert, fand auch solches, und erlegte noch viele scheußliche Gewürme und andere wilde Tiere mehr, die ihm alle den Weg streitig machten, und womit er sich ziemlich abmattete. Zuletzt gelangte er doch an die eiserne Thüre, vor der, schon überwölbt von der Höhle, ein entsetzliches Ungeheuer lag, das die Kluft hütete, in welcher der große Schatz und die gespenstische Jungfrau seit langen Jahren verborgen waren. Der mutige Jüngling trat beherzt in die Höhlung, um das gräßliche Tier dort aufzusuchen. Er traf dasselbe nur allzufrühe an; denn

sobald ihn das Ungeheuer erblickte, richtete es sich mit solchem Ungestüm wider ihn auf, daß, wer es sonst gesehen hätte, vor Schrecken umgesunken sein würde. Und so lief es im höchsten Grimme mit offenem Rachen auf ihn zu. Obwohl nun der Ritter ganz flink der Bestie den Fang zu geben versuchte, indem er sein Schwert behend auszog und mit demselben auf solche stieß und zuschlug, auch ihr gar damit in den Rachen hinabrannte, so wollte es doch auf keine Weise bei dem durch Zauberkünste festgemachten Untier verfangen; der Ritter aber wurde immer müder und entkräfteter, weil Stahl und Eisen nicht tüchtig genug waren, es zu verwunden. Endlich, als er das Schwert mitten inne in der halben Tiefe des Rachens stecken hatte, ergriff das Tier dasselbe mit seinen Zähnen, biß es in zwei Stücke, ließ voll Grimm ein schreckliches Gebrüll hören und verschlang plötzlich den armen Ritter, welcher so große Thaten verrichtet und es weiter gebracht hatte, als irgend einer vor ihm. Und jedermann bedauerte und beklagte ihn hernachmals.

Der Wegweiser hatte sich zwei Tage und Nächte lang müde gewartet, und war des Harrens samt dem Pferd ganz überdrüssig geworden; er setzte sich endlich auf das Roß und kehrte ohne seinen Herrn nach England zurück, um daselbst zu erzählen, daß sein Herr nicht aus dem Berge zurückgekehrt und ohne allen Zweifel verloren sei, ohne daß er den Hergang der Sache selbst recht gewußt hatte.

Es fügte sich aber, daß er von ungefähr zu einem weltweisen Manne, der Melisii Jünger hieß, geriet. Dieser hatte lang bei dem Berge in Arragonien gesessen, und kannte alle Lage und Örtlichkeit daselbst. Weil dieser unter anderem Wissen auch in der schwarzen Kunst wohl erfahren war und sie vollkommen erlernt hatte, entdeckte er dem Wegweiser in Kraft seiner Wissenschaft alles klar: daß nämlich sein Herr, der Ritter von England, mit welchem er nach Arragonien gereist, mit verschiedenen wilden Tieren gestritten und sie überwältiget, zuletzt aber von einem ganz ungeheuern und wunderbaren Tier auf jenem Berge verschlungen worden sei. Der Führer glaubte dem Weisen, als einem geborenen Spanier, der über zwanzig Jahre jener Wissenschaft obgelegen, und machte die ganze Sache kund, wo er immer hinkam, so daß das Gerücht davon in ganz England erscholl.

Ein anderer kühner Ritter, aus Ungarn gebürtig, nahm sich nun ebenfalls vor, den Kampf zu vollziehen und den Schatz zu erobern. Allein ehe er noch zwanzig Schritt den Berg hinangestiegen, siehe, da war der eingebildete Sieger schon besiegt und von einem abscheulichen Lindwurm umgebracht, wo nicht gar auch verschlungen worden. Er hatte es also mit seinem Siege lange nicht so weit gebracht, als der englische Ritter; diesem freilich war vor und nach keiner gleichgekommen, und er würde unfehlbar den verborgenen Schatz erreicht haben, wenn er nur dem Geschlechte des norheimischen Königs Helmas angehört hätte.

Als sich nun einstens auch Geoffroy, der allertapferste Held und Riesenstreiter zu Lusinia, in seines Schlosses Lustgarten bei einem Bankett in guter Gesellschaft fröhlich erzeigte, da geschah es, daß ein Bote herangeeilt kam, welcher gewiß sonderliche Neuigkeiten oder wichtige Sachen zu überbringen haben mußte. Als dieser dem Schlosse näher kam, ließ Geoffroy ihm alsobald entgegen gehen und ihn befragen, was für einen wichtigen Auftrag er auszurichten hätte, daß ihn der Weg an diesen abgelegenen Ort führe.

„Ich soll,“ sprach der Bote, „einen Ritter und beherzten Mann aufsuchen, welcher das Land Arragonien von einem unruhigen Berggeiste, um welchen herum sich auch noch giftige Würmer und grausame Bestien aufhalten, worüber schon viele tapfere Ritter ihr Leben einbüßt haben, zu erlösen imstande ist!“ Das berichtete der Diener dem Grafen, wie es der Bote ihm gemeldet, darauf ließ Geoffroy diesen auf der Stelle rufen und vernahm dieselbe Kunde genauer aus seinem Munde. Namentlich fügte er die Nachricht von dem Unglücke bei, welches die beiden Ritter aus England und Ungarn betroffen hätte, und daß den Schatz niemand heben könne, der nicht aus dem Geschlechte des Königes Helmas entsprungen sei.

Auf diesen Bericht, der dem Geoffroy schon genug war, hieß er alsobald alle Fröhlichkeit einstellen, befahl dem Boten Speise und Trank zu reichen, ließ viel Volk seines Landes die Pferde rüsten und sich fertig halten, und schickte ein Schreiben an seinen Bruder Dietrich ab, mit dem Berichte, daß er unverzüglich zu ihm kommen und auf kurze Zeit die Regierung des Landes anstatt seiner übernehmen möchte, bis er von einer notwendigen Reise glücklich zurückgekehrt sein würde.

Dietrich fand sich auf diesen Ruf in aller Schnelligkeit ein, und es wurde ihm von Geoffroy das Regiment übergeben. Zu dem Boten aber sagte der Graf: „Verziehet, Ihr Laufer, und scheidet nicht von hier, bis ich selbst aufbreche, denn ich bin gesonnen, Euer Land mit Gottes Hilfe von jenem Übel zu erlösen!“ Darüber freute sich der Bote heimlich in seinem Herzen.

Aber wie eitel und nichtig sind doch aller Menschen Anschläge gegen den verborgenen Ratschluß Gottes! Dies mußte Geoffroy an seinem eigenen Beispiel inne werden. Denn als alles zum Aufbruch fertig und bereit stand, siehe, da kam ein anderer Bote, welcher sein Anbringen und seine Abfertigung noch vor dem aus Arragonien beschleunigt wissen wollte.

Dieser Bote war der Tod. Denn Geoffroy erkrankte jählings, und weil er schon ziemlich bei Jahren war, auch sich durch viele ritterliche Thaten sehr abgemattet hatte, so nahm seine Krankheit immer mehr und mehr zu, so daß er in kurzem starb und die arragonische Bergreise mit einer andern, mit der Reise zum Grab, vertauschte. Er wurde wegen seiner löblichen Thaten von jedermann höchlich beklagt, und alle Welt meinte, er sei noch zu frühe gestorben, weil er besonders in der Grafschaft Poitiers mehrere Kirchen und Kapellen zu bauen angefangen hatte und dieselben noch nicht in vollkommenem

Stande waren. Auch hatte er noch vorher viel anderes Rühmliche gethan und gestiftet. Das alles blieb jetzt abgestellt und unausgebaut.

Nach Geoffroys seligem Ende war sein Bruder Dietrich der einzige Erbe aller seiner Güter; dieser regierte sehr löblich und klug, teilte das Erbe, das ihm zugefallen, in vier Teile und gab sie nachmals seinen Kindern zur Morgengabe; denn er zeugte vier Söhne, die alle gar tapfre und berühmte Helden wurden.

Diese Geschichte hat einer aus dem Lusinischen Geschlechte, Wilhelm von Portenach mit Namen, vor vielen hundert Jahren zuerst in welscher Sprache geschrieben; und damals war dies edle Geschlecht in vielen Stämmen über viele Lande ausgebreitet und mit Königen und Fürsten und uralten Geschlechtern befreundet und verwandt.

Herzog Ernst.

Es regierte in dem Herzogtum von Bayern und Östreich vor Zeiten ein hochgeborner Fürst, mit Namen Herzog Ernst, der sein väterliches Erbe friedsam, in Gerechtigkeit und Einigkeit, beisammen hielt. Dieser ließ sich, nach seiner adeligen Frömmigkeit, eine hochgeborne und schöne Jungfrau vermählen, Adelheid genannt, eines Königs Tochter, der Lotharius hieß. Dieselbe gebar ihm einen überaus schönen Sohn, dem er in der heiligen Taufe seinen eigenen Namen Ernst beilegte. Über kurze Zeit jedoch wurde nach des allmächtigen Gottes Schickung dem Kind sein Vater durch den bittern Tod hinweggenommen, und seine Mutter Adelheid dadurch in großen Kummer versetzt.

Die einzige Freude, die ihr blieb, war der nachgelassene adelige Sohn, der auf ihre Veranstaltung, als er heranwuchs, bald in vielen Sprachen unterrichtet und in Latein, Griechisch und Welsch wohl bewandert wurde, auch ein männliches Gemüt zu entfalten begann und in allen guten Tugenden aufwuchs. Das Hofgesinde gehorchte ihm gern, und sein ganzes Land, das er von seinem Vater ererbt hatte, war ihm in Liebe unterthänig. Als er anfing, Ritterspiel zu treiben, erwarb er sich auch bei den Rittern und Grafen gutes Lob; insonderheit war ein Graf bei ihm, der Wetzel hieß und ihm nahe verwandt war. Diese beiden Herrn hielten stets zu einander, und die Mutter des jungen Herzogs hatte ihre große Freude daran, doch setzte sie ihre Hoffnung auf Gott und nicht auf Menschen, hielt Tag und Nacht in der Andacht ihres Gebetes an und bestrebte sich durch Werke der Barmherzigkeit ein christliches Leben zu führen, um dereinst ein Kind des ewigen Lebens zu werden.

Aber die Ritter und Herren des Landes lagen ihrem Sohne, dem Herzog Ernst unaufhörlich an und baten ihn, er sollte seiner Mutter Adelheid doch raten, daß sie wieder zu einer Ehe schreiten möchte. Auch an die Herzogin selbst richteten sie dies ihr Begehren. Sie aber schlug es ihnen immer ab; doch wurde sie von ihrem geliebten Sohn so heftig mit Bitten bestürmt, daß sie ihm endlich angelobte, wenn es etwas wäre, was ihrem Geschlechte keinen Schaden brächte, so wollte sie sich willig darein ergeben.

Nun herrschte zu denselbigen Zeiten im römischen Reich mit ganzer Gewalt Kaiser Otto, der erste Kaiser desselben Namens, der war geboren zu

Braunschweig und gekrönt zu Aachen; sein Ahnherr hieß Altherzog Otto von Sachsen, der hatte die Schwester des letzten Königs Karl, welcher von des großen Kaisers Karls Geschlechte war, desselben Herzogs Sohn, der Kaiser Ottens Vater war, den nannte man den ersten Kaiser Heinrich, den Vogler; denn da ihn die Kurfürsten suchten, ihm die Krone aufzusetzen, da fanden sie ihn bei seinem lieben Kind, mit einem Netze Vögel fahend. Dieser hatte eine Frau, die war Mechtilde genannt, des Kaisers Otto Mutter. Dieser Kaiser nun gewann die Stadt Straßburg und zerstörte sie mit Gewalt, und gab ihr den Namen, den sie jetzt führt; denn vorher hieß sie, wie sie noch in Latein heißt, Silberthal. Er überwand auch die Ungarn, die, ehe er Kaiser ward, von Augsburg aus alles Land verdarben und großen Schaden anrichteten. Er unterwarf dem römischen Reiche viele Länder, war ein Freund der Gerechtigkeit, und hieß darum des Landes Vater. Als er noch in der grünenden Blüte seiner Jugend war, wurde ihm eine überaus schöne Hausfrau angetraut, mit Namen Ottogeba, die voll Zucht und Tugend war und aus dem erlauchten Hause der Könige von England stammte. Aber nur kurze Zeit hatte Kaiser Otto in süßem Glücke mit ihr gelebt, da kam die Stunde, in welcher Gott sie aus diesem Erdenleben forderte.

Als die fromme Kaiserin Ottogeba nach fürstlichem Brauche feierlich zur Erde bestattet war, lebte der Kaiser Otto einige Zeit in Trauer und Einsamkeit. Dann aber betrachtete er in seinem Gemüte die Worte des heiligen Apostels Paulus, daß es besser wäre, sich ehrlich zu vermählen, als allerlei Anfechtung zu leiden, forderte seinen Rat zusammen und trug ihm die Sache vor. Da beschlossen seine Räte allesamt, daß sie einen Boten an die Herzogin Adelheid in Bayern senden wollten und sie befragen lassen, ob sie den gewaltigen Kaiser Otto zum ehelichen Gemahl haben wollte. Hierzu wählten sie einen ansehnlichen Herrn und geboten ihm, alle Sachen aufs treulichste auszurichten, wie es ihm vom Kaiser und seinen Räten befohlen würde.

Diese Botschaft kam vor die Herzogin; sie aber erschrak im Herzensgrunde, da sie solche neue Mär hören mußte, denn sie hatte lange Zeit in stillem und ehrbarem Wesen ihren Witwenstand tugendhaft gehalten und sich vorgesetzt, darin zu verharren. Darum berief sie von Stund an die Edeln ihres Landes, samt dem Herzog Ernst, ihrem lieben Sohn, legte ihnen den Antrag vor und bat sie, dem Kaiser eine höfliche Antwort zu geben. Dies versprachen die Herren und gingen darüber zu Rat; und alle samt waren für die Einwilligung in die Heirat. Sie baten daher den Herrn Ernst, den Sohn der Herzogin, und den Grafen Wetzel, seinen vertrauten Freund, sie möchten der Herzogin anzeigen, was der Rat ihrer Edeln beschlossen habe. Jene beiden thaten dies. Die Herzogin erschrak von ganzem Herzen und sprach: „Mein lieber Sohn! ich fürchte sehr, wenn ich, nach dem Rate der Gewaltigen dieses Landes und Deinem eigenen, mit dem Kaiser mich vermähle, so dürfte zwischen ihm und Dir Zwietracht und Uneinigkeit entstehen, wodurch

ich in großem Jammer vor dem Tode meine Zeit verzehren würde.“ Dawider sprach Herzog Ernst: „Herzallerliebste Frau Mutter, eine so sorgliche Furcht sollte Euch nicht von der Vereinigung mit dem allerwürdigsten Fürsten abhalten. Ich selbst will mich mit Hilfe des barmherzigen Gottes, der unser allerobersterr Kaiser ist, jenem meinem irdischen Kaiser in glücksamen, wie in widerwärtigen Sachen dienstbar erzeigen und ihm allezeit gehorsam sein, will ihn und die Seinen mit meinen Armen umfahen, so daß ich stets die Gnade seiner kaiserlichen Majestät zu genießen habe.“

Von so mannlichen Worten des jungen Fürsten, ihres geliebten Sohnes, wurde die Frau gestärkt; sie faßte alle Worte, die ihr Sohn geredet, in ihr Herz und that dem römischen Kaiser Otto durch seinen Boten ihres Herzens Willfährigkeit zu wissen, bestimmte auch Zeit und Tag der Vermählung. Kaiser Otto ward über die maßen froh, als sein Bote mit so fröhlicher Nachricht wiederkehrte; sofort versammelte er alle seine Fürsten und Lehensherren zu einem gemeinsamen Hofgelage; dann machte er sich samt ihnen allen mit großer Macht und Herrlichkeit auf und ritt nach Bayern, wo die Herzogin wohnte. Diese ward ihm hinwiederum von ihrem Sohne Herzog Ernst und andern Herren ihres Landes würdiglich und mit großem Gefolge entgegengeführt und überantwortet. Der Kaiser aber führte sie mit all seinem Volk unter lautem Jubel nach der Stadt Mainz. Daselbst hielt er eine große Hochzeit, wie einem so mächtigen Kaiser wohl gebührte. Dann ritten die Gäste alle wieder heim, ein jeglicher in seinen Ort, woher er gekommen war.

Als der Kaiser Otto dies hochzeitliche Fest wohl vollbracht hatte, zog er um etlicher wichtigen Ursachen willen mit seiner kaiserlichen Gemahlin in manche Stadt des Reiches. Nach diesem zögerten sie nicht lange, sondern schickten einen angesehenen Herrn zu dem jungen Herzog Ernst; und nun kam dieser mit großem Zeuge, gar lustig anzusehen, zu dem Kaiser. Dieser empfing ihn mit hoher Freundlichkeit und der junge Herr erwies dem Kaiser alle Ehrfurcht, fiel ihm zu Fuß und erwies sich in allem gegen ihn als ein gutwilliger Sohn, der ihm gerne unterthänig und gehorsam sein wollte. Wie sie in solchen Freuden bei einander waren, kam Frau Adelheid, die Kaiserin, Herzog Ernsts Mutter, mit vielen Jungfrauen gegangen und empfing ihren lieben Sohn mit großen Freuden, er aber dankte ihr und allen Jungfrauen mit tiefer Verneigung. Dann nahm ihn der Kaiser bei der Hand, führte ihn in den Saal und sprach zu ihm: „Wisse, mein geliebter Sohn, daß ich Deine Mutter von ganzem Herzen liebe. Auch Dir möchte ich gerne mehr dienen, denn ich vermag. Doch auch so will ich darauf denken, daß ich Dir Dein Land vergrößere, denn ich habe ein herzliches Wohlgefallen an Dir, um Deiner Frömmigkeit und Mannheit willen.“ Während sie im Gespräche waren, kam die Kaiserin dazu und redete also zu ihrem Sohne: „Geliebtester Sohn, ich bitte Dich flehentlich, Du wollest Deinen Vater in allen Ehren halten und ihm immer gehorsam sein.“ Zugleich schenkte sie ihm herrliche Kleinodien und begabte

alle seine Herren und Diener, jeden nach seinem Stande. Und darauf schieden sie von einander.

Aber dieses friedliche Leben währte nicht lange. Denn es war Einer am Hofe, der Pfalzgraf Heinrich genannt, ein ungetreuer, falscher Mann, der die Einigkeit und das ruhige Leben, das der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne führten, nicht mit ansehen konnte. Darum dachte er oft, wie er doch bösen Samen darein säen könnte, damit der junge Fürst, Herzog Ernst, des Vaters Huld verliere; und endlich ersann er eine falsche List, von der Ihr bald hören sollet, die ihm aber doch zuletzt allzu sauer wurde. Sonst hielt das ganze Hofgesinde den jungen Fürsten in großen Ehren und auch er vertrug sich gut mit jedermann, und wenn dem Lande eine Widerwärtigkeit zustieß, so beschirmte er dasselbe im Namen seines Vaters, so daß der Kaiser eine Zeit lang ganz ruhig bei seiner Gemahlin leben konnte. Jetzt aber geschah es, daß der Pfalzgraf Heinrich die Esse seines Herzens mit dem Feuer des Neides in Flammen setzte. Dieser verklagte den jungen Fürsten fälschlich bei seinem Stiefvater, Kaiser Otto, und sprach einsmals, als er vor ihn kam, zu dem Herrscher: „O wie ein getreuer Vater des Kaiserreiches seid Ihr, allergnädigster Herr! aber ich habe einige wunderliche, ja boshafte Reden vor Eure kaiserliche Majestät zu bringen, von Eurem Sohne, Herzog Ernst, den Ihr so lieb habt, den Ihr vor andern Räten ehret. Dieser Fürst trachtet früh und spät, Eurem alten Leben ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein besitzen zu können. Darum sehet Euch vor, daß Ihr das abwehret, ehe er seinem bösen, begierigen Herzen, das zu solcher Bosheit nur allein geneigt ist, Raum giebt, sonst ist Euer Leben ohne allen Zweifel verloren!“

Da der Kaiser solche Worte von Heinrich, dem Pfalzgrafen, vernommen hatte, ward er ganz zornig über ihn und sprach: „Was sagst Du, Heinrich? Von wem kommt Dir solche Nachricht? Fürwahr, wenn mir das ein anderer sagte, ich wollte ihm den Kopf abhauen lassen! Und wenn ich wüßte, daß Du solches aus Haß gegen meinen Sohn thust, so sollte auch Dir das Gleiche widerfahren; denn ich habe noch nie unrechtes von Herzog Ernst gesehen noch gehört, so wenig als von seiner Mutter, der Kaiserin; er schützet mich in allen meinen Angelegenheiten, worin es immer sein mag, mit Kriegen oder Verträgen; darum kann ich es nun und nimmer glauben. Doch sage mir, von wem Du solches gehöret hast, damit ich der Sache auf den rechten Grund komme!“ Da sprach Pfalzgraf Heinrich: „Das kann ich Eurer Majestät wohl sagen, wenn es nötig ist; denn nicht von einem allein habe ich es gehört, sondern von zweien und dreien; dazu habe ich auch an ihm selbst gemerkt, daß er auf Bübereien sinnt. Darum, gnädigster Herr und Kaiser, wollte ich Eure Majestät treulich vor solchem Schaden gewarnt haben. Denn das bin ich schuldig und verpflichtet zu thun.“

Nun fing der Kaiser mit traurigem Mute an und sprach zu dem Verleumder: „O, mein lieber Heinrich, wenn dem also ist, wie Du mir von meinem Sohne angezeigt hast, so bitte ich Dich weiter um guten Rat, wie ich ihn aus dem Lande vertreiben kann, ehe er sich untersteht, sein Vorhaben auszuführen.“ — „Das will ich meinem kaiserlichen Herrn wohl anzeigen,“ erwiderte der Falsche, „während Euer Sohn gen Regensburg geritten ist, so sammelt Ihr ingeheim und ohne der Kaiserin Wissen viel Kriegsvolkes, schicket die hin und lasset ihn aus dem ganzen Lande verjagen!“ Der Kaiser that also. Er brachte durch Herrn Heinrich in kurzer Zeit einen großen Haufen mannlicher Ritter zusammen, an deren Spitze der Pfalzgraf selbst gestellt wurde; und das geschah alles ohne Wissen der Kaiserin. Dann zog der Arge wider den frommen Herzog Ernst, verwüstete Östreich, schlug viel Volkes zu Tode, hauste grimmig mit Sengen und Brennen und zog dann nach dem Bistum Würzburg, wo er gleichen Schaden verübte. Auch schickte er heimlich Kriegsvolk gen Bamberg und befahl ihnen, daß sie eine Zeit lang stille liegen und sich nicht merken lassen sollten, was sie im Sinne hätten, bis er selbst mit dem ganzen Zuge käme; alsdann sollten sie sich plötzlich in ihre Rüstung stecken und die Bürger in aller Schnelligkeit überfallen. Das geschah auch; doch wehrten sich die Bürger und schlugen ihrer viel hundert zu Tode. Erst als sie sahen, daß sie überwältigt waren und solches Blutvergießen auf des Kaisers Befehl durch den Pfalzgrafen Heinrich angerichtet worden, ergaben sie sich. Nichts desto weniger schickten sie eilends einen Boten an ihren Schutzherrn, den Herzog Ernst, nach Regensburg und ließen ihm alles anzeigen, was sich mit ihnen begeben hatte. Als der Bote mit dieser Zeitung vor den Herzog kam, erschrak dieser sehr, ging zu seinem Freunde Wetzel und erzählte es ihm unter bitteren Thränen. „O allmächtiger Gott,“ rief er, „welche Verleumdung mag zu meines Vaters, des Kaisers, Ohren gekommen sein, daß er es über sich vermocht hat, mich also zu verderben!“

So ging er mit bekümmertem Herzen und in schweren Gedanken auf und nieder. Endlich befahl er seinen Räten, sich zu versammeln, denn er habe ihnen Ernsthaftes anzuzeigen. Und sie versammelten sich auf sein Geheiß. Da trat der junge Fürst mit seinem Freunde, Grafen Wetzel, unter sie und gab den Räten den Brief, den die Bürger von Bamberg an ihn abgeschickt hatten. Als diese ihn gelesen und das Blutvergießen daraus ersehen hatten, das der Pfalzgraf angerichtet, wurden sie ganz traurig, doch beschlossen sie schnell, daß Herzog Ernst sein bestes Kriegsvolk, das er im Lande hätte, an sich ziehen und den Feind aus dem Lande schlagen sollte. Aber sie wußten noch nichts von der Verleumdung, die ihnen zugerichtet worden war. Also sammelte der kühne Herzog Ernst seine Ritter, wohl an viertausend streitbare Männer, und zog mit dem Volke Bamberg zu. Wie das Heinrich, der Pfalzgraf, vernahm, besetzte er die Stadt Bamberg mit Kriegsvolk und zog mit seiner übrigen Macht dem Herzog Ernst entgegen; und [illegible]

lang, da trafen ihre Scharen zusammen und schlugen einander auf beiden Seiten viel Volkes zu Tod. Zuletzt behielt Herzog Ernst das Feld, und der Pfalzgraf entkam mit wenigen Reitern.

Dieser ritt geraden Wegs zum Kaiser und meldete ihm, wie es gekommen sei, daß ihm sein Sohn Ernst fast all sein Volk erschlagen habe, und wie er ihm mit seinen Scharen zu mächtig gewesen sei. Als der Kaiser alles gehört, wurde er ergrimmt über den guten Herzog Ernst und sprach: „Das will ich nicht ungerächet lassen; von aller seiner Habe soll mein Sohn verjagt werden.“ Und jetzt nahm er viel Kriegsvolk und eroberte eine Stadt nach der andern. Wie das der junge Fürst sah, wurde er hart bekümmert, schickte einen Boten zu seinem Vater, dem Kaiser, und ließ ihn bitten, daß er doch sein Land nicht also verwüsten möchte, denn er habe doch seiner Majestät sein Leben lang nichts Böses zugefügt, weder mit Worten, noch mit der That; wisse sich in allem unschuldig und könne daher nicht begreifen, warum er von dem Kaiser mit Krieg heimgesucht werde. Der Bote brachte dem Kaiser den Brief in Beisein der Kaiserin, und diese verbot demselben heimlich, wider ihren Willen heimzuziehen, sondern er sollte sie wiederum aufsuchen, ehe er ginge; und dazu verstand sich auch der Bote.

Der Kaiser hatte den Brief durch und durch gelesen; er ging hin und wieder in dem Saal mit zornigem Mute, wie ein grimmiger Löwe. Die Kaiserin aber merkte wohl, daß es ihrem Sohne galt, näherte sich ihrem Herrn, dem Kaiser, und sprach: „Allergnädigster Herr, ich bitte Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, daß Ihr in dem Zorne, den Ihr gegen unsern Sohn tragt, nicht beharret!“ Da sprach der Kaiser zu ihr: „Liebe Frau! ich lasse mich nicht überreden; darum entfernet Euch nur und gehet Euren Geschäften nach; die Übelthat, die er an mir verübt hat, ist zu groß, als daß ich sie vergessen könnte.“ Aber die Kaiserin sprach nur noch kläglicher: „So bitte ich um Gottes willen, Ihr wollet wenigstes eine Versammlung und Zusammenkunft beider Teile anstellen, damit man doch auf einen sichern Grund der Verfolgung komme, die gegen meinen unschuldigen Sohn angezettelt worden ist!“

Aber bei dem Kaiser war keine Barmherzigkeit zu finden. Als dies die Kaiserin sah, ging sie mit betrübtem Herzen in ihre Kammer und schrie im Gebete zu Gott. Da war es, als käme ihr eine Stimme vom Himmel, die ihr sagte: „An all diesen Dingen ist der Pfalzgraf schuldig.“ Wie die Frau die Stimme vernommen hatte, sprach sie weiter im Gebet: „O allmächtiger Gott, wie ist es möglich, was hat den Pfalzgrafen veranlaßt, meinen lieben Sohn bei meinem Herrn so zu verleumden! O Gott, erbarme dich meiner!“ In diesem Elend schickte sie einen Diener nach dem Boten ihres Sohnes Ernst und befahl ihm, diesen über alles zu unterrichten, wie es um ihn bei seinem Vater, dem Kaiser, stünde; insonderheit gab sie dem Boten auf, daß er ihrem Sohne sagen sollte, all das Unglück habe der Pfalzgraf Heinrich angerichtet, und er allein sei der Urheber dieser Verräterei. Wie der Bote seinen Bescheid

hatte, ritt er in Eile Regensburg zu und hinterbrachte alles getreulich seinem Herrn, dem Herzog, wie ihm von des Fürsten Mutter befohlen war. Nachdem Herzog Ernst alles vernommen hatte, gab er dem Boten reichen Lohn für seine Bemühung, eilte zu seinem Gesellen, dem Grafen Wetzel, und teilte ihm alles mit, was er erfahren hatte. Und dieser geriet in große Verwunderung.

Seitdem war der junge Fürst stets von schwermütigen Gedanken gequält, und wußte nicht, ob er wieder Gnade bei seinem Vater finden werde. Endlich wandte er sich abermals an seinen Freund Wetzel und bat ihn, daß er ihm einen Zug vollbringen helfen möge, auf welchem sie sich nur von einem einzigen Diener begleiten lassen wollten. Das verhieß ihm Wetzel. Damals nämlich hielt der Kaiser gerade mit seinen Kurfürsten einen Reichstag zu Speier, und war dort eine große Versammlung von Fürsten und Herren. Dieser Gelegenheit nahm Herzog Ernst wahr und ritt mit seinem Freund und dem Diener gen Speier. Dort stiegen sie in des Kaisers Hofe von ihren Rossen, hießen den Diener die Pferde halten, und gingen hinauf in den Palast. Da fanden sie den Kaiser mit dem Pfalzgrafen allein in der Kammer sitzen, und Herzog Ernst ging zu letzterem hin und sprach: „Du meineidiger, treuloser Pfalzgraf, warum verleumdest Du mich so bei meinem Vater?“ Mit diesen Worten zog er sein Schwert aus und durchstach im wilden Zorne seinen Feind.

Als der Kaiser dies sah, fürchtete er sich vor seinem Sohn und sprang wohl vier Klafter tief hinab in eine Kapelle, deren Wölbung an die Kammer grenzte, wo sie waren; darein verbarg er sich aus Furcht vor seinem Sohne. Herzog Ernst, wie er sah, daß sein Vater entronnen war und der Pfalzgraf tot vor seinen Füßen lag, lief mit seinem Gesellen Wetzel die Treppe wieder hinab zu den Rossen, bei denen sie den Diener fanden. Da saßen alle drei wieder auf, ritten in Eile durch die Stadt und nahmen ihren Weg einem unbekannten Orte zu.

Der Kaiser blieb eine gute Weile in der Kapelle und hatte große Angst. Erst wie er kein Getümmel mehr hörte, kam er heraus und sagte den Herren, was sich Unerhörtes begeben habe. Auf die Kunde von diesem großen, unsühnbaren Morde entstand in der ganzen Stadt ein Aufruhr; Reiter wurden auf allen Straßen hin und wieder abgeschickt, mit dem Befehl, wo sie Herzog Ernst mit seinem Gesellen, dem Grafen Wetzel, und einem Diener begegneten, da sollten sie alle Drei ohne Gnade tot schlagen. Aber Gott, wiewohl er dem Fürsten den Mord nicht verzieh, nahm die Verfolgten doch in seinen Schirm und führte sie auf eine sichere Straße, so daß sie nicht ereilt wurden. Die Reiter und Knechte kamen zurück und sagten dem Kaiser, daß sie niemand hätten finden können. Darüber wurde der Kaiser grimmig und schwur bei seinem Reiche, daß er es nicht ungerächt lassen wolle.

Durch das große Geschrei, das hin und her in der Stadt ertönte, und

das viele Volk, welches zusammen lief, wurde endlich auch die Kaiserin aufmerksam, suchte ihren Gemahl auf und fragte ihn: „Lieber Herr, saget mir an, was dieses ungestüme Hin- und Herrennen bedeutet?“ Da erzählte ihr der Kaiser Wort für Wort, daß ihr Sohn den Pfalzgrafen erstochen habe, und wenn ihm der Kaiser nicht entronnen wäre, auch seinen Vater umgebracht haben würde. Die Kaiserin dankte ihrem Gemahl für diese Mitteilung, eilte aber sogleich in ihr Kämmerlein und betete zu Gott mit allem Ernste, daß er ihren Sohn doch behüten und nicht in des Vaters Hände fallen lassen wolle.

Inzwischen war der Leichnam des Pfalzgrafen mit großer Feierlichkeit begraben worden; dann ging der Kaiser mit seinen Fürsten und Herrn zu Rate, und es wurde beschlossen, daß Herzog Ernst, der junge Fürst, aus seinem Lande ganz und gar vertrieben werden sollte, auch wollte ihn der Kaiser nimmermehr zu Gnaden annehmen, denn er war ihm von Herzen feind geworden. Er sammelte daher ein Heer von zwölftausend Mann und ritt selbst den nächsten Weg auf Regensburg zu, denn er meinte, sein Sohn wäre dort. Als sie aber nahe vor der Stadt waren, machten die Bürger einen Ausfall, und es wurde auf beiden Seiten viel Blut vergossen. Die Belagerung währte lange Zeit, und die Einwohner wurden sehr betrübt, weil ihr Herr, der Herzog Ernst, nicht zum Entsatze kam. Doch hielten sie sich, wie frommen Bürgern und Unterthanen zusteht, und wollten an ihm nicht treulos werden. Auch versammelten sie einen Rat und beschlossen, ihrem Herrn und Herzog einen Boten zu schicken (denn sie kannten seinen Aufenthalt), um ihm die große Not zu klagen, in der sie durch seinen Vater schwebten; auch ihm zu melden, daß, wenn ihnen nicht bald Hilfe käme, sie sich dem Kaiser ergeben müßten.

Die Botschaft gelangte glücklich zu dem jungen Fürsten und dieser sprach gar betrübt zu seinem Freunde Wetzel: „Mein allerliebster Freund, was soll ich Unglücklicher anfangen? Des Lands und der Leute bin ich beraubt, niemanden hab ich, auf den ich mich verlassen könnte, hilft Gott meinen Unterthanen nicht, so sind sie verloren!“ Doch schickte er den Boten eilig wieder nach Regensburg zurück und ließ sie treulich bitten, sie sollten sich nur noch eine kleine Weile halten, er verhoffe bald bei ihnen zu sein. Der Bote eilte heim und zeigte dies den Bürgern an.

Herzog Ernst aber ritt ohne Verzug zu dem Herzog von Sachsen, und wurde von ihm mit seinen Dienern so gut und schön empfangen, als billig war. Nach der ersten Begrüßung klagte der gebeugte Fürst dem Sachsenherzog seine Not, erzählte ihm alles, was ihm widerfahren war und was er begangen hatte, und wie er jetzt ein Vertriebener sei und seine Hauptstadt Regensburg belagert würde. „Darum, gnädigster Fürst,“ schloß er, „bitte ich Euch, Ihr wollet mir eine Anzahl Kriegsleute geben, daß ich in Sicherheit gen Regensburg kommen möge, damit ich meine kostbarsten Kleinode wegschaffen und meine *getreuen Bürger* tröſten und kräftigen kann. Dann will ich in ein anderes

Land ziehen, wohin mich Gott führet. Solche Bitte hoffe ich, Herr Herzog, wollet Ihr mir nicht abschlagen in diesem meinem Elend!"

Der Herzog antwortete gar freundlich: „Lieber junger Herr und Fürst! Eure Bitte soll Euch nicht abgeschlagen sein!" Und von Stund an gebot er, daß sich fünftausend Pferde rüsten sollten, was auch alsbald geschah. Der Herzog von Sachsen ritt selbst mit dem Heerhaufen; und als sie gen Regensburg kamen, sahen sie den Kaiser mit seinem Heere davor gelagert. Doch ritten die Herzöge mit ihren Reitern bis dicht vor das Lager. Als der Kaiser so viel Volks kommen sah, gebot er seinem Heer auf der Stelle sich zu rüsten, und die Feinde von dannen zu schlagen. Aber der Herzog von Sachsen begehrte mit dem Kaiser zu unterhandeln, und so vernahm dieser aus des Herzogs eignem Munde, daß es seine Absicht sei, den Fürsten Ernst in seine Stadt Regensburg zu bringen. Da sprach Herr Otto: „Ist es auch recht, daß Ihr meinen Feind beschützen helfen wollet, der meinen guten Freund Heinrich, den Pfalzgrafen, an meiner Seite erstochen hat und mir dasselbe gethan hätte, wenn ich nicht entsprungen wäre? Sollte ich dem ungetreuen Sohn meine Treue beweisen? Nein, fürwahr, er hat es nicht um mich verdient!"

Der gute Herzog von Sachsen wurde solcher Klage nicht froh, sondern er sprach mit demütigen Worten: „Allergnädigster Herr und Kaiser, wollet diese meine Weise nicht für übel nehmen, ich habe solches um des gemeinen besten willen gethan. Ich wollt Euch aufs unterthänigste bitten, daß Ihr Eurem Sohn gnädig sein möget und ihm vergeben; wer weiß, ob er an den Dingen wirklich Schuld hat, wegen deren er bei Euch angeschwärzt worden ist." Aber der Kaiser, als er solche Worte vernahm, hieß den Herzog von sich gehen. Dieser gehorchte und ritt zu seinem Freunde zurück.

Unterdessen begannen die Bürger in der Stadt zu merken, daß Ernst, ihr Herzog, in der Nähe sei. Von Stund an schickten sie ihm Boten, daß er doch sollte in die Stadt kommen; sie wollten Leib und Leben für ihn lassen, und ihm in Liebe unterthänig sein. Auf dieses rüstete sich Herzog Ernst, ging zu dem Fürsten von Sachsen, sagte ihm großen Dank für seine Begleitung und bat ihn um einige Reiter und Knechte; der aber gab ihm mit gutem Willen viele von seinem Volk. So machte sich Herzog Ernst auf und ritt unangefochten in die Stadt; denn der Kaiser fürchtete die Sachsen. Nachdem jener hinter den Thoren der Stadt Regensburg wohlbehalten angekommen war, ging der Herzog von Sachsen wieder vor den Kaiser und sprach: „Allergnädigster Herr, mein Dank sei Euch gesagt; und wollet Eurem Sohne gnädig sein!" So schieden sie traurig von einander, und der Sachsenherzog ritt wieder in seine Heimat.

Große Freude war bei den Bürgern, als sie ihren Herrn wieder in der Stadt hatten; sie empfingen ihn mit seinem wohlgerüsteten Volk aufs beste, und hofften, er würde jetzt bei ihnen bleiben. Aber es geschah ganz anders. Denn Herzog Ernst befahl, alle Bürger sollten zusammen kommen, und wie

sie alle bei einander waren, redete er sie also an: „Liebste Bürger und gute Freunde! Ihr sehet den großen Trotz meines Vaterr, des Kaisers, der sich unterfängt, mich von Land und Leuten zu vertreiben. Er hat auch wohl die Gewalt dazu, und ich will mich dessen nicht mehr wehren, wie ich vor gethan habe. Darum, liebe Brüder, bin ich zu Euch hergekommen, Euch aufs dringendste zu bitten, daß Ihr meinen Vater den Kaiser beschicken wollet und ihn um Gnade bitten, daß er einem jeden von Euch erlaube, so viel von dem Seinigen mitzunehmen, als er tragen kann, und Euch so aus der Stadt ziehen lasse; die andre Habe wollet Ihr dahinten lassen!“ Dieser Rat gefiel einem Bürger wohl, dem andern nicht. Endlich beschlossen sie und zeigten ihrem Herrn an, sie wollten bleiben und bei Weib und Kind sterben und genesen. Also nahm ihr Herr unter Thränen Abschied von ihnen, nahm aus seinem Schlosse zu Regensburg die besten Kleinode und ritt mit dem ihm zugegebenen Sachsenvolke wieder aus der Stadt durch das Lager des Kaisers ohn Gefährde, und fort in das Land Sachsen zu seinem Bundesgenossen, dem Herzog Heinrich. Seine Unterthanen aber mußte er im Elend belagert zurücklassen, ohne daß er seinem Vater dem Kaiser, weil er ihm zu mächtig war, Widerstand zu leisten gewagt hätte.

So sahen sich die Bürger allein: ihr Herr war von ihnen geritten, sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Kaiser wurde dies wohl gewahr, und befahl jetzt seinen Söldnern, sie sollten die Bäume abhauen, er wolle nun die Stadt mit Gewalt stürmen, um weiter zu ziehen und das übrige Land auch einnehmen zu können, denn der große Zorn über seinen Sohn Herzog Ernst wollte kein Ende bei ihm nehmen. Die Bürger sahen dies ganz traurig mit an; sie meinten, wenn sie dem Kaiser die Stadt öffneten, würde er sie alle töten lassen und alsdann die Stadt auf den Grund hinwegbrennen, wie er ihnen gedroht hatte; doch ermannten sich einige, trösteten die andern und gaben ihnen den Rat, sie sollten dem Kaiser die Schlüssel ihrer Stadt überbringen und ihn um Gnade flehen. Er würde doch nicht so unbarmherzig sein, als er im Zorn gesprochen hätte.

Des Kaisers Volk bereitete sich zum Sturm, und eben wollten sie anlaufen, als die Bürger den Kaiser um eine kleine Frist bitten ließen, die ihnen auch bewilligt ward. Nun bedachten sie sich nicht mehr lange, thaten ihre Thore weit auf, und die Ratsherren alle gingen vor die Stadt dem Kaiser entgegen, fielen ihm zu Fuß und begehrten Gnade, indem sie ihm in aller Demut die Schlüssel der Stadt überreichten. Kaiser Otto war von Natur großmütig; als er ihre Trauer sah, jammerte ihn ihrer, und er sprach: „Wohl, weil Ihr Euch so gutwillig erzeiget, so will ich Euch erhalten und bei Euren Gerechtigkeiten bleiben lassen.“ So schwuren sie ihm aufs neue und hielten sich wie ehrlichen Bürgern geziemt.

Darauf zog der Kaiser von der Stadt ab, und schickte sein Volk in zween Haufen aus. Dem einen befahl er die Donau hinabzuziehen und alle Städte und Flecken einzunehmen. Sie thaten dies und verderbten viel Volks. Doch wurden auch ihnen wieder viel Leute erschlagen, denn Herzog Ernst hatte noch mehr Sachsenvolk an sich gezogen und leistete mit demselben seinem Feinde Widerstand. Aber sein Vater der Kaiser besaß viel mehr tapfere Kriegsleute, denn er hatte an achttausend Mann die Donau hinabgeschickt, und Herzog Ernst befehligte kaum zweitausend. Gleichwohl hielt er sich lange in Östreich. Sein Vater, der Kaiser, aber war mit dem andern Heerhaufen an den Lech gezogen und nahm die Städte ein, die einst dem Herzog gehörten. Was sich nicht bald ergeben wollte, ward mit Sturm überwältigt und alles tot geschlagen, was in Waffen stand. Nachdem er dort das ganze Land erobert, schickte er das übrige Kriegsvolk auch zu dem Haufen an der Donau. Als das Herzog Ernst erfuhr, daß seinem Feinde neuer Zuwachs an Heeresmacht komme, da sandte er dem Herzog von Sachsen die geliehenen Kriegsleute wieder zurück, nachdem er ihnen reichlichen Sold gegeben, ließ dem Herzog Dank sagen und warf sich mit seinem Gesellen Grafen Wetzel und weniger Ritterschaft in eine starke Veste. Dort schickte er sich an, das Land zu verlassen. Und nun nahm des Kaisers Volk ohne Mühe alles Land ein, das Herzog Ernst zuvor mit den Sachsen beschützt hatte, und alle Städte wurden mit des Kaisers Söldnern besetzt.

Herzog Ernst aber, der von der Burg aus, auf die er sich zurückgezogen, sein Land in Flammen stehen sah, forderte fünfzig der allerbesten Ritter zusammen, und sprach zu ihnen: „Liebe Herren, ich bitte Euch getreulich, daß Ihr mir wollet einen Zug vollbringen helfen nach dem heiligen Grabe. Ihr sehet ja meines Vaters Zorn; dazu habe ich kein Schloß und keine Stadt mehr, darin ich sicher wäre, ich bin ganz elend: darum will ich das Land verlassen, vielleicht, daß sich der Kaiser indessen eines andern bedenkt und sein großer Grimm sich legt. Meinethalben soll kein unschuldiges Blut mehr vergossen werden, es ist dessen schon jetzt zu viel!“ Den Rittern gefiel die Rede des jungen Fürsten, sie gelobten, ihm die Reise vollbringen zu helfen, wofür er ihnen sehr dankbar war. Er sorgte sogleich dafür, daß den edlen Rittern ganz neue Rüstung und Wehr verfertigt wurde, damit sie mit allem, was zur Reise gehörte, wohl versehen wären.

Auch die Kaiserin erfuhr, daß ihr Sohn aus Deutschland hinwegziehen wollte; sie schickte ihm daher ohne Wissen seines Vaters und ganz im Geheimen hundert Mark Silbers, dazu viel andere Kleinode, und entbot ihm viel tausend gute Nacht. Dieses Gut teilte der junge Fürst alles unter seine Ritter aus und besoldete sie damit; denn sonst hatte er nicht mehr viel Guts und Geldes, weil er so elendiglich von seinem Vater aus allen seinen Landen vertrieben war. Und wie er nun mit seinen Rittern vom Lande schied, da hub er an zu weinen und sprach: „Nun erbarme es Gott, daß ich so elendiglich

aus meiner Väter Lande ziehen muß!" Doch getröstete er sich seiner mannlichen Ritter, die alle so gutwillig mit ihm gingen. Darauf zogen sie die nächste Straße nach Ungarn. Alldort wurden sie gut empfangen von dem König und blieben acht Tage da. Darnach schickte der König dem Herzog und seiner löblichen Ritterschaft etliche Boten, die ihm den rechten Weg durch den Wald nach der Bulgarei weisen sollten. Als sie glücklich hindurch gekommen waren, schickten sie die ungarischen Wegweiser zurück, nachdem sie sie reichlich beschenkt und ihnen aufgegeben hatten, dem König ihren großen Dank zu vermelden.

Wie sie sich nun im Kaiserreich der Griechen befanden, ritten sie den nächsten Weg auf Konstantinopel zu. Als sie dort angelangt waren, empfing sie der Kaiser gar schön und that ihnen große Ehre an. Besonders empfand er große Liebe für Herzog Ernst, weil dieser sich gegen seinen Vater den römischen Kaiser so mutig zur Wehre gestellt hatte. An diesem Hofe blieb Herzog Ernst mit seiner Gesellschaft wohl drei Wochen lang, bis daß ein überaus großes Schiff kam, welches der Kaiser mit allen Lebensbedürfnissen versehen ließ. Dann befahl derselbe den besten Schiffsleuten, die er hatte, den jungen Fürsten mit allem Fleiße zu fahren, damit derselbe keinen Schiffbruch zu befürchten hatte. Als nun das Fahrzeug mit allem Vorrat wohl versehen, auch mit Segelstangen, Stricken, Segeltüchern und allem, was zu einem solchen Schiffe gehört, vollkommen ausgerüstet war, segnete Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft den Kaiser und fuhr in Gottes Namen dahin und mit ihm viel Griechen, die ihm Gesellschaft leisteten und ihn in zwölf Schiffen begleiteten, weil sie die heilige Fahrt nach Jerusalem auch gerne vollbracht hätten. Sechs Wochen waren sie mit gutem Winde gefahren; da erhub sich in der Nacht ein starkes Ungewitter auf dem Meere, so daß die Fahrzeuge große Not von den Wellen litten. Der Sturmwind war so heftig, daß die zwölf Schiffe mit den Griechen von den grausamen Stößen des Orkanes alle entzwei gingen und versanken, weil es keine so wohlerbaute, starke Fahrzeuge waren, als die Herzog Ernsts; denn nur sein Schiff war so gut mit Eisen beschlagen, daß die Wellen es nicht so bald auseinander zu reißen vermochten. Jedoch, hätte es länger gedauert, so würde es das Ungestüm der Wogen auch nicht mehr ertragen haben können, sondern in Stücke gegangen sein.

Als der Herzog seine Begleiter so jämmerlich ertrinken sah, weinte er mit allen seinen Genossen und bat Gott, daß er doch ihnen selbst möge gnädig und barmherzig sein. Nun wußten die Schiffsleute nicht, in welcher Gegend oder in welcher Landesnähe sie waren; auch fing der Vorrat an, ihnen auszugehen, denn sie waren wohl schon vierzig Wochen auf dem Meere gefahren und hatten nichts gesehen, als Himmel und Wasser; deswegen flehten sie brünstig zu Gott, daß er sie dem Lande zuführen wolle; sie litten großen Mangel, und wären sie noch einen halben Monat auf dem Wasser gefahren, so würden sie Hungers gestorben sein.

Endlich erblickten sie eine Küste, steuerten mutig zu und erreichten in kurzer Zeit das Land. Sobald sie aus dem Schiffe gestiegen, setzten sie sich auf ihre Rosse, ließen das Fahrzeug am Strande und mit den Schiffleuten einige Knappen darin; die Ritter selbst gingen mit dem Herzog und besichtigten von ferne eine Stadt, die sie vor sich sahen. In ihre Nähe sich zu begeben wagten sie nicht, weil niemand wußte, in welcher Landschaft sie waren und welche Leute da wohnten. Die Stadt war sehr schön gebaut, hatte eine hohe und dicke Mauer und einen breiten Wassergraben, auch gewaltige Basteien und einen schönen Wall. Nachdem sie lange hin- und hergeritten, entschlossen sie sich, zu ihrem Schiffe zurückzukehren, und aßen und tranken dort, so gut sie es hatten; denn es war nicht viel mehr übrig bei ihnen. Nach dem Essen warfen sie sich in ihre Rüstung und Herzog Ernst gab dem Grafen Wetzel die Fahnen, auf welchen ein goldenes Kruzifix gestickt und der Spruch darunter geschrieben war: „Gottes Wort bleibet ewiglich."

Die Völker, die in diesem Lande wohnten, hießen die Agrippiner. Ihr König war eben mit seinen Unterthanen ausgezogen, weil er gehört hatte, daß eines Königs Tochter aus Indien durch sein Land reisen werde, welche sich mit einem fremden Königssohne vermählen wollte: dieser Braut wollten sie die Straße verlegen, und als die Herren kamen, welche sie dem Königssohne zuführen sollten, erschlugen sie alle und nahmen die Jungfrau mit sich. Da ritt Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft um die Stadt, zweifelnd jedoch, ob er hineingehen sollte, und fürchtete sich sehr.

So hielten sie vier Tage still und wußten immer nicht, in welcher Leute Land sie waren. Endlich ritten sie wieder landeinwärts und betraten die Stadt. Aber kein Mensch war darin. Lange ritten sie hin und her in den Gassen, gelangten endlich vor ein schönes Schloß, stiegen von ihren Rossen, gingen hinein und kamen bald in einen hohen Saal. Da fanden sie schön zugerüstete Tische, die mit Essen und Trinken reichlich versehen waren, wie wenn Hochzeit gehalten werden sollte. Das geschah denn auch in so weit, als Herzog Ernst mit seiner ganzen Ritterschaft sich niedersetzte und sich alle recht satt aßen und tranken. Dann schickten sie auch den Schiffsleuten Essens genug, sich daran zu erlaben. Und darauf befahl Herzog Ernst, daß man das Schiff mit Lebensmitteln versehen solle. Da trugen die Diener von den Speisen so viel sie konnten zu Schiffe, so daß sie wohl für ein halbes Jahr genug hatten. Jetzt ging Herzog Ernst und Graf Wetzel im Schlosse herum; sie betrachteten sich alle Gebäude, die sehr köstlich waren. Dann begaben sie sich wieder auf das Schiff und blieben die ganze Nacht auf demselben. Wie der andre Tag anbrach, ging Herzog Ernst zu seinem Freunde Wetzel und bat ihn, wieder mit ihm in die Stadt zu gehen. Das that der willig. Als sie die Stadt wieder betreten hatten, gingen sie aufs neue durch die Straßen lustwandeln und sahen manchen schönen Bau, über den sie sich verwunderten. Dann betraten sie wieder den Saal, aßen und tranken vom besten, das vor-

handen war, und besahen sich auch sonst den Palast. Da fanden sie eine Kammer, in der standen zwei herrlich bereitete Betten mit Decken von Goldstoff, und auch die Bettstellen waren von lauterem Golde; mitten in der Kammer stand ein Tisch mit einem köstlichen Teppiche gedeckt, und auf diesem die lieblichsten Gerichte. Zunächst an diese Kammer stieß ein kleiner Saal, und an diesen ein Garten mit einem gar schönen Brunnen, der sprang in zwei goldene Tröge.

Da sprach Herzog Ernst: „Lieber Freund Wetzel, wir wollen uns ausziehen und baden;" das thaten sie und wuschen sich zum besten. Dann gingen sie in die Kammer, legten sich in die zwei köstlichen Betten und ließen sich den Schlaf eine gute Zeit behagen. Nachdem sie genug gerastet hatten, gingen sie abermal in dem Schlosse herum und betrachteten sich alle seine Herrlichkeiten, dann besahen sie mit Gemächlichkeit alle angenehmen Plätze der Stadt. Auf einmal sieht Graf Wetzel ein großes Heer daherziehen, und wie er es sich näher betrachtet, was muß er sehen? Alle Leute desselben waren so gestaltet, daß sie von unten bis an den Hals ganz schön waren; oben aber hatten sie Kranichshälse. „Liebster Herr," sprach Wetzel zu seinem Freund Ernst, „sehet Ihr nicht dieses ungeheure Volk, das dort herzieht?" Da ward es auch Herzog Ernst gewahr und sprach: „Was sollen wir thun? Ich denke, wir verbergen uns, damit wir sehen, was sie anfangen!" So verbargen sich die zwei Helden hinter der Thüre in einem Winkel und sahen da zu, was die Agrippiner thaten.

Diese zogen feierlich in die Stadt, und ihr König betrat das Schloß; er hatte eine schöne Jungfrau bei sich, die von königlichem Stamme war; es war eben die, welche der König mit seinen Unterthanen den Brautfahrern abgenommen hatte. Nun setzte sich der beschnabelte König mit seinen Bürgern zu Tische; aber sie merkten bald, daß mehrere Speisen ihnen entrückt waren und konnten sich nicht denken, wie das zugegangen. Doch aßen und tranken sie sich voll und fingen an zu schnattern und zu singen; auch war unter ihnen mancherlei Saitenspiel, und sie trieben gar wunderliche Abenteuer mit Springen und Tanzen und Gaukeln. Der König saß bei der schönen Jungfrau am Tisch und bot ihr öfters den Schnabel, damit sie ihn küssen sollte. Aber die gute Jungfrau war voll Traurigkeit, wandte den Mund stets seitwärts und dachte: O allmächtiger Gott, wäre ich weit weg von diesen scheußlichen Geschöpfen; ja, wenn ich in einem Walde wäre, wo die wilden Tiere wohnen, ich wollte mich nicht hieher wünschen.

Solche Trübseligkeit der Jungfrau sahen die beiden Herren hinter der Thüre in ihrem Winkel und sprachen zu einander: „Wie könnten wir doch die Jungfrau erretten!" — „Ich will," sprach Herzog Ernst, „mein Leben daran setzen und die schöne Magd befreien!" So sprachen sie leise mit einander, wie

sie es anfangen wollten. Doch ließen sie die Sache eine Weile auf sich beruhen; endlich sagten sie, einer zum andern: „Wenn es nur unsern Rittern im Schiffe gut geht, und sie nicht von diesen Halbmenschen erschlagen werden! Und Herzog Ernst sprach: „Ich wollte, sie wären bei uns im Saale, wir wollten hier unter sie fahren!" Dagegen dachten die Ritter im Schiffe: Wollte Gott, daß wir unsern Herzog Ernst und seinen Freund, den Grafen Wetzel, wieder bei uns hätten; wir glauben nicht anders, als daß sie tot sind. Und so gingen die Ritter traurig im Schiffe auf und ab.

Die Mahlzeit der Agrippiner hatte inzwischen lange gewährt, und sie hatten groß Geschnatter zu Hauf getrieben. Da kam die Zeit, daß jedermann nach Hause gehen sollte. „Mein liebster Freund," flüsterte der Herzog Ernst seinem Gesellen Wetzel zu, „wie wollen wir es anfangen, daß uns die Jungfrau zu teil wird? Ich denke, wir springen hervor und stechen den König todt!" — „Nein," sprach Wetzel, „wir wollen acht geben, wenn der König zu Bette geht, dann wollen wir ihm die Jungfrau nehmen." Dieser Rat gefiel dem Herzog. Wie nun das Mahl ein Ende hatte, ging alles nach Hause; das schnablichte Gesinde war trunken und schnalzte wie die Enten, der König aber begab sich in die schön geschmückte Kammer, die aller Orten mit lauterem Golde geziert war. Dann fertigte er zwei Diener ab, welche die Jungfrau holen sollten; als nun diese mit ihr unterwegs waren, kamen Ernst und Wetzel aus ihrem Schlupfwinkel ihnen nachgefolgt, sprangen hervor und schlugen dem einen Diener den Kopf ab; der andere entrann ihnen, kam in des Königs Kammer und schrie: „Die Inder sind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen!" Da schnalzte der König, sprang auf und der Jungfrau entgegen: diese stach er mit seinem spitzigen Schnabel in beide Seiten, so daß ihr das Blut herunterfloß und sie zur Erde fiel. Als die Helden dies sahen, wurden sie grimmig wie Löwen: Herzog Ernst sprang auf den König zu und durchstach ihn mit dem Schwert, daß er zu Boden stürzte. Nun wurden die Herren von den Agrippinern umringt, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnten. Doch trieben sie diese zur Kammer hinaus, verschlossen dieselbe fest und gingen dann zu der Jungfrau, die sie von der Erde aufhoben und trösteten. Aber sie war von des Königs Schnabel so verwundet, daß sie vor Sterbensangst fast nicht reden konnte. Endlich sprach sie: „O ihr kühnen Helden, hättet Ihr mich meinem Vater lebendig heimgebracht, so wäre ich einem von Euch zu teil geworden; jetzt aber kann das nicht sein, die Zeit meines Verscheidens ist da; Gott wolle meiner Seele barmherzig sein!" So gab sie ihren Geist in Herzogs Ernsts Armen auf und starb. Wie die Helden sahen, daß die Jungfrau tot war, sprachen sie zu einander: „Nun wollen wir uns wehren, oder wir sind des Todes!" Damit that Herzog Ernst die Kammerthür auf; da stand es voll von Agrippinern, die schlugen und stachen gegen die beiden.

Die wehrten sich jedoch gar männlich, schlugen ihrer viele zu Tode und machten sich endlich eine Bahn bis zum Stadtthore; aber dies war zugeschlossen. Jetzt standen sie erst recht in Ängsten und riefen Gott und den Heiland um Hilfe an.

Da schickte es Gott, daß ihre Ritter das Schiff verließen, auf die Pferde saßen und nach ihren Herren sehen wollten. Sie ritten bis ans Thor und fanden es zu. Nun hörten sie großes Rauschen und Schlagen in der Stadt; da erschraken sie, rannten wieder nach den Schiffen, rüsteten sich mit ihren besten Wehren und eilten zurück nach dem Thor. Aber sie konnten es nicht öffnen. Endlich schlugen sie es mit Streitäxten entzwei und kamen so zu ihren Herren hinein. Da schöpften diese wieder Mut und zerarbeiteten sich so lang an den Agrippinern, bis sie mit dem Leichnam der Jungfrau vor das Thor kamen. Dort erhub sich ein neuer Streit, und sie wurden so hart bedrängt, daß sie die Jungfrau unter den Feinden liegen lassen mußten; denn jetzt zogen diese mit großer Macht in das Feld und gedachten den Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft zu erschlagen. Diese aber hielten sich, wie mannlichen Leuten geziemt, zogen in guter Ordnung nach dem Schiff, schlugen um sich, stachen und hieben tapfer in die Feinde; aber die Agrippiner schossen mit vergifteten Pfeilen nach ihnen: da wichen die Helden allgemach in ihr Schiff zurück und hatten große Arbeit, bis sie die vielen Verwundeten ins Schiff gebracht. Dann segelten sie davon. Die Agrippiner hatten auch Schiffe, in die warfen sie sich, fuhren ihnen nach und schossen mit ihren Giftpfeilen, als ob es schneiete.

Nun hatte Herzog Ernst in seinem Schiff einen Wurfzeug, mit dem warf er drei bis vier Schiffe in den Grund, so daß alle Kranichsleute, die darauf waren, ertranken. Wie die übrigen sahen, daß sie den Helden nichts abgewinnen konnten, kehrten sie wieder heim und beklagten ihren König, der in der Stadt umgekommen war.

Aber Herzog Ernst und seine Ritterschaft schifften auf dem ungestümen Meere dahin und dankten Gott von ganzem Herzen, daß er sie von den Kranichsköpfen erlöst hatte. Doch lagen mehrere Ritter hart verwundet von der Feinde Geschoß; denn diese hatten große Pfeile, deren Spitzen alle vorn vergiftet waren; wen sie damit getroffen, und war auch nur die Haut geritzt, der mußte sterben. Mit solchem Geschoß waren wohl an acht tapfere Ritter verletzt worden; diese lagen ganz elend auf ihrem Lager, denn niemand konnte ihnen helfen, und keiner war im Schiff, der ihnen ihre Schmerzen wenden konnte. Das Meer selbst wollte die kranken Ritter nicht länger auf seinem Rücken dulden, es wurde wild und warf das Schiff hoch auf den Wellen empor. Wären sie nicht bald gestorben, so hätte der Herzog und seine Ritter sie über Bord werfen müssen; aber Gott schickte ihnen den Tod. Als sie nun christlich verschieden, band man sie auf einige Dielen und heftete wohl verwahrtes Geld daran, daß sie ehrlich begraben werden konnten, wo man sie

am Ufer fände. Dann wurden sie unter großem Weinen der Übergebliebenen ins Meer geworfen.

Vier Tage fuhren jetzt die Ritter ganz still und mit gutem Winde dahin, aber ihrer wartete das Unglück. Denn am fünften Tage fing der Wind an aus Süden zu blasen und erregte ein großes Ungewitter, so daß Herzog Ernst meinte, das Schiff müßte untergehen. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend sie wären; denn es war finstere Nacht. Als der Tag anzubrechen begann, ging der oberste Schiffsmann hinaus aufs Verdeck und sah sich um. Da erschrak er gewaltig und rief mit lauter Stimme: „O allmächtiger Gott, komm uns am heutigen Tage zu Hilfe, sonst müssen wir verderben!" — „Schiffmann, was ists, daß Du so schreiest?" sprach drunten im Schiffe der Herzog Ernst. „Herr, bittet Gott mit allen den Eurigen um Gnade," antwortete der Schiffsmann, „wir sind ganz nahe beim Magnetenberg und können nicht mehr davonkommen. Alle diese Schiffe, die Ihr da sehet, sind schon verdorben!" Herzog Ernst rief ihm zu: „Steig herunter und versuche, ob wir das Schiff nicht mit Gottes Hilfe wenden können!" Aber der Schiffer sprach: „Das ist unmöglich, wir müßten wider Gottes Gewalt handeln. Darum bittet ihn, daß er Euch gnädig und barmherzig sein wolle!" Wie nun der Herzog sah, daß der Schiffsmann so verzagt war, wußte er nicht, was er thun sollte, und sprach zu seinen Rittern: „Liebe Freunde, weil es Gott so haben will, daß wir unser Leben in dem wilden Wasser lassen sollen, so falle ein jeder auf seine Knie, bitte Gott den Herrn um Gnade, daß er jedem seine Sünden verzeihen wolle." Alle fielen auf die Knie. Nun fing Herzog Ernst an und sprach: „O allmächtiger Gott, der du mich armen Sünder mit meinem Volke beschützet hast, wenn jetzt unsere Stunde gekommen ist, in der wir unser Leben enden sollen, so bitten wir Dich, Du wollest uns Deinen Heiland senden, daß er unsere Seelen in seine Hände nehme!" Bei solchen Worten ergab sich ein jeder Ritter in Gottes Willen.

Da begann die Kraft des Berges das Schiff an sich zu ziehen, daß es in Stücke ging. Jetzt fing erst ein rechter Jammer an; einige von ihnen faßten die Trümmer des zerbrochenen Schiffs und arbeiteten ängstlich, wie sie sich auf die am Berge liegenden zertrümmerten Schiffe retten könnten. Nun trafen hier Herzog Ernst und sein Freund Wetzel mit noch einigen Rittern zusammen, ihrer sieben auf einem solchen Schiff. In diesem fanden sie viele Tote; dieselben legten sie oben auf das Schiff. Da kamen die Greifen geflogen, nahmen die Leichname hinweg und brachten sie ihren Jungen zum Fraße. Nun erscholl ein jämmerlich Geschrei; die Ritter und Herren, die sich hin und wieder noch auf die Schiffe flüchteten, schrieen und weinten und riefen zu Gott, daß er ihnen gnaden wolle. Diese Klage hörte Herzog Ernst und die bei ihm waren; das jammerte sie sehr, aber sie konnten ihnen nicht zu Hilfe

kommen, sondern baten nur stets Gott unter Thränen, das er sich ihrer erbarmen wolle. So irrten sie traurig auf dem Schiffe hin und her, da kam Wetzel von ungefähr in eine Kammer, in der er viel Ochsenhäute bei einander liegen sah. Er ging zurück zu Ernst und sprach: „Allerliebster Herr, wir müssen unser Leben doch wagen; sollen wir hier so elendiglich unsern Tod abwarten? Es wäre viel besser, Ihr folgtet mir diesesmal; eine andere Zeit will ich wieder Euch folgen." — „Mein lieber Freund," antwortete Ernst, „wohl kommt die Zeit, wo ein guter Geselle dem andern folgen soll! Je nachdem Du Rat giebst, je nachdem folge ich!" Da sprach Graf Wetzel: „Weil wir unser Leben einsetzen müssen, so wäre das meine Meinung: es sind hier im Schiffe viele Ochsenhäute, darein wollen wir uns nähen lassen, und dann sollen uns die Diener auf das Schiff legen. Wann nun die Greifen kommen, so meinten sie, es sei irgend ein Leichnam; alsdann führen sie uns in ihr Nest, den Jungen zur Speise. So möchte dann Gott ein weiteres Mittel schicken, daß wir mit dem Leben davon kämen, und so gelangen wir wenigstens glücklich über das Meer!" Herzog Ernst war dies zufrieden. „Aber es dünkt mich," sprach er, „daß wir uns mit unserer Rüstung versehen müssen, denn der Greif wird uns sonst mit seinen spitzigen Klauen häßlich durchgreifen!"

So, nachdem sie alles im Schiffe gemustert, kamen sie in einen Winkel, da fanden sie viel Edelsteine, von diesen nahmen beide ein gutes Teil zu sich, legten ihre Rüstung an, versorgten sich aufs beste und ließen sich zusammen in zwei Ochsenhäute nähen, worüber sich die guten Diener sehr betrübten, sie thaten es gar ungern; doch mußten sie nach ihres Herrn Geheiß handeln. So wurden sie fest eingenäht und oben auf das Schiff gelegt. Kaum lagen sie eine Stunde da, so kam ein grausam großer Greif, der nahm beide mit und führte sie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahintrüge. Die Diener sahen ihren Herrn mit samt Wetzel hinfahren und wurden sehr traurig. Auch die zwei waren betrübt; denn der Greif hatte sie so hart gefaßt, daß sie sich nicht rühren konnten, und wenn sie nicht in ihrer Rüstung so wohl verwahrt gewesen wären, so würden sie nicht davon gekommen sein; denn sie meinten, der Atem würde ihnen ausbleiben.

Da nun der Greif in seinem Neste war, legte er sie nieder, schwang sich wieder in die Luft und ließ die zwei Herren bei den jungen Greifen liegen. Als diese sich allein fanden, sprach Herzog Ernst zu Wetzel: „O, lieber Geselle, lebst Du noch?" Dieser konnte vor Müdigkeit und Ohnmacht kaum antworten und sprach: „Wenn uns Gott nicht hilft, so können wir nicht von hinnen kommen. Denn ich habe in meinen Armen keine Stärke mehr, daß ich mich aus der Ochsenhaut schneiden könnte!" Da sprach Herzog Ernst: „Verziehe noch eine kleine Weile, bis wir besser zu Kräften kommen!" So lagen die beiden eine Stunde und fürchteten sich sehr vor dem alten Greifen, daß er wieder kommen würde. Doch fing Herzog Ernst an, sich aus der Ochsenhaut zu schneiden, und als er aufgestanden, schnitt er seinen Freund Wetzel

auch heraus. Da alle beide los waren, sahen sie die jungen Greifen an: die waren so groß als Kälber. Aber sie durften den Rittern nichts thun; doch stiegen die bald aus dem Nest und sahen sich um; da wurden sie gewahr, daß sie der Greif über das große Meer geführt hatte; doch wußten sie nicht, an welchem Orte sie sich befanden. Es war ihnen aber auch einerlei; sie dachten nur an ihren Hunger und aßen Wurzeln aus den Steinen; dann fielen sie wieder auf ihre Knie, lobeten und preiseten Gottes Allmacht. Nur wußten sie nicht, wo sie herunter steigen sollten; denn wenn der alte Greif sie ereilt hätte, wären sie von ihm umgebracht worden. Wie sie nun merkten, daß die alten Greifen hinweggeflogen waren, stiegen sie mit großem Kummer von dem hohen Berge hinab, und wie sie hinuntergekommen waren, liefen sie in einen großen Wald und beklagten ihre fünf Diener sehr, die sie in dem Schiffe verlassen hatten.

Nun aber berieten sich eben in dieser Zeit die Diener in dem Schiff und zwei von ihnen ließen sich von den drei andern auch in eine Ochsenhaut nähen; und dieser wurden von dem vorigen Greifen ebenfalls geholt und in sein Nest geführt. Auch diese schnitten sich mit vieler Mühe aus der Ochsenhaut. Als sie merkten, daß der Greif hinweggeflogen war, stiegen sie mit großer Sorge aus dem Nest und gingen in den Wald; sie hofften hier ihren Herrn und seinen Freund aufsuchen zu können. Da nun die übrigen drei Diener noch allein im Schiff waren, wußten sie nicht, was sie thun sollten. Zuletzt sprach einer von ihnen: „Meine Meinung wäre, daß Ihr Euch beide auch in eine Ochsenhaut nähen ließet, und das wollte ich thun, so ich hoffe auf Gott den Allmächtigen; hat er unseren Herren, Herzog Ernst und dem Grafen Wetzel, davongeholfen, und darnach den andern zwei Dienern, die der Greif hinweggeführt hat, so wird euch Gott auch helfen. Dann will ich allein in dem Schiff bleiben, so lang mir Gott das Leben vergönnt!“ Diesem Rat folgten die zwei und zogen ihre Rüstung an, da nähte sie der eine Genosse in zwei Ochsenhäute. Dann mühte er sich lange mit ihnen ab, bis er sie auf das Verdeck brachte; wie sie nun bereits vier Stunden gelegen waren, kam der Greif in schnellem Fluge, nahm sie in seine Klauen und trug sie über das Meer zu seinem Nest.

Als nun der eine Diener sah, daß er ganz allein auf dem Schiffe war, fing er an ganz traurig zu werden, aber mehr um seiner Genossen und seines Herrn als um seiner selbst willen. Bald hatte er nichts mehr zu essen als ein halbes Brot, dies genoß er ohne einen Trunk; wie nun alles verzehrt war und er sich so ganz allein sah und von keiner Seele mehr Trost empfangen konnte, mußte er in Hunger und Durst elendiglich in dem Schiffe sterben und allda den großen Tag der Zukunft Jesu Christi erwarten. Inzwischen waren die zwei andern Gesellen in großer Furcht und Müdigkeit eine Zeit lang im Neste des Greifen gelegen, bis sie wieder zum Bewußtsein kamen. Auch sie schnitten sich mit vieler Mühe und Arbeit aus der Ochsenhaut und kamen

aus dem Nest in den Wald, wohin die zwei vorigen gegangen waren, ihren Herrn zu suchen; aber sie konnten ihn nicht finden. Alle vier liefen zerstreut hin und her, wie die Schafe, die ihren Hirten verloren haben, und hatten nichts zu essen, als die Wurzeln aus der Erde. Die zwei letzten Diener gingen und suchten einen Brunnen, denn sie hatten sich gar müde an dem Berge gestiegen. Wie sie nun so durstig in dem Walde umliefen, dabei über ihren Herrn und ihre Gesellen klagten, so siehet der eine einen Hirsch daherspringen, der am Brunnen trinken wollte. Als der Hirsch sich dem Brunnen näherte, ward er scheu und lief, als wenn man ihn jagte: da merkten die zween, daß jemand in derselben Gegend wäre, und gingen hinzu. Dort fanden sie die zwei andern Gesellen beim Brunnen sitzend, wodurch alle vier nicht wenig erfreut wurden. Sie erquickten sich an dem fließenden Wasser: dann beratschlagten sie, wie sie ihren Herrn in dem dicken Walde suchen wollten und stiegen durch manche tiefe Kluft, zuletzt schwang sich einer der Genossen auf einen hohen Baum und sah ihrer zween Leute in dem Walde gehen; da fing er an zu pfeifen und zu rufen. Als Herzog Ernst und der Graf das Geschrei und Pfeifen hörten, standen sie stille und wußten nicht, was das für Laute wären. Indem siehet Ernst vier seiner Diener daherkommen. Des wurden sie von Herzen froh und empfingen einander mit lauter Freude. Ein jeder erzählte, wie es ihm gegangen war, dann gingen sie eine Weile im Walde fort: da sahen sie einen tiefen Grund, in dem ein reißendes Wasser floß; hier stiegen sie mit vieler Mühe über die Felsen, bis sie zu dem Wasser kamen. Denselben Weg, von wo sie gekommen waren, konnten sie nicht wieder hinauf, denn er war voll großer Steinklippen; es wunderte sie, wie sie ohne zu fallen heruntersteigen konnten. Nun gingen sie längs dem Wasser hinunter, in der Hoffnung, irgend einen Weg zu finden; aber es war vergebens, denn je länger sie gingen, je schlimmer begann der Pfad zu werden, und je höher die Berge waren, desto breiter wurde das Wasser und verlor sich zuletzt in eine tiefe Kluft, da brauste es so abscheulich, daß es ein Schrecken zu hören war. Nun wußten sie nicht, was sie thun sollten, standen bei einander und ratschlagten.

Da befahl Herzog Ernst seinen Rittern, sie sollten große Bäume abhauen: das thaten sie und halfen einander getreulich, daß sie die Stämme mit aller Macht zu Hauf trugen, Weiden und anderes junges Gesträuch; dann banden sie ihre Harnische darauf. Nun sprach Herzog Ernst: „Meine lieben Freunde, welcher mit durch diesen Berg fahren will, der befehle sich Gott dem Allmächtigen, und bitte ihn um Gnade, daß er uns den Heiland zum Geleitsmann schicken wolle, durch diesen ungeheuren Berg, damit wir glücklich mögen durchkommen!“ Die Diener thaten dies alle und baten den Allmächtigen um Sicherung ihres Lebens. Dann bestiegen sie den Floß, den sie verfertigt hatten, und stießen ihn in das Wasser, da schoß er hin wie ein Pfeil. Als sie nun in das Loch hinein gekommen waren, wurde es stockfinster, so daß

keiner den andern auf dem Flosse sehen konnte. Da ging das Fahrzeug schwankend von einer Seite zur andern, so daß sie meinten, es würde in Stücken gehen. Eine Weile ging es quer, dann wieder der Länge nach: das Wasser brauste so sehr, daß keiner hören konnte, was der andere sprach. Dies ungestüme Fahren trieben sie wohl einen halben Tag, während welcher Zeit keiner etwas sah; da kamen sie wieder an einen Berg, der leuchtete so hell, daß es schimmerte wie Feuer. Als sie ganz nahe waren, schlug Herzog Ernst ein Stück davon; und diesen Stein heißt man auf Latein Unio und zu Deutsch Karfunkel. Ihn hat Herzog Ernst seinem Vater mitgebracht, und dieser ließ ihn in seine Krone setzen.

Nachdem nun Herzog Ernst mit dem Grafen Wetzel und seinen Rittern durch den dunklen Berg gefahren war, kamen sie an einen großen Wald, und als sie vor denselben fuhren, arbeiteten sie sich mit dem Floß an das Land: da sahen sie viel schöner Städte und Schlösser, worüber sie von Herzen froh waren, wiewohl sie der Hunger sehr hart quälte. Nun thaten sie alle ihre Harnische an, gingen mit einander nach einer großen Stadt und stellten sich zu einander unter das Thor. Da kamen Völker gegangen mit einem Auge, das hatten sie über der Nase; diese heißt man zu Latein Cyklopen, und sie wohnen in Indien, sonst nennt man das Volk auch Arimasper. Viele derselben kamen herbeigelaufen, besahen Herzog Ernst mit seinen Leuten und verwunderten sich sehr, daß es Menschen gebe, die zwei Augen hätten, denn sie meinten, das wären Wilde; darum gingen sie fort und zeigten dem Herrn der Stadt an, es seien Leute vor dem Thore mit zwei Augen. Als der Beherrscher das vernahm, wunderte er sich sehr mit allen seinen Bürgern, schickte nach ihnen und ließ sie zu sich rufen. Alsbald ging der oberste Statthalter hin zu dem Thor und fragte sie, aus welchem Lande sie gekommen wären. Da antwortete ihm Herzog Ernst, sie kämen aus dem Königreiche der Agrippiner. Nun führte sie jener zu dem Herrn der Stadt und glaubte, es seien Satyrn oder Waldmenschen, das heißt, halb Menschen und halb Böcke, und sie seien etwa durch Verirrung aus dem Walde gekommen. Der Herr aber empfing sie aufs freundlichste, und sie dankten ihm mit großer Ehrerbietung. Als er sah, daß sie sich so höflich erzeigten, gewann er sie sehr lieb, da sprach Herzog Ernst: „Lieber Herr! machet doch, daß Eure Diener uns etwas zu essen bringen, damit wir uns des Hungers erwehren mögen, denn wir haben seit sechs Tagen nichts als Wurzeln gegessen.“ Da befahl der Herr, daß man ihnen zu essen brächte. Dies geschah auf der Stelle. Herzog Ernst und Graf Wetzel setzten sich mit den vier dienenden Rittern zu Tische und aßen und tranken sich recht satt. Nach vollbrachter Mahlzeit führte der Herr der Stadt den Herzog Ernst und seinen Freund in die Kammer und fragte sie, von wannen sie denn wären. Da sprach der Herzog zu ihm: „Ich

und meine Gesellen sind aus Deutschland, und mein Vater ist der allgewaltigste Kaiser in der Christenheit. Ich wollte eine Wallfahrt vollbringen nach dem heiligen Grabe gen Jerusalem, da habe ich auf dem Meer vor großem Ungewitter viel Gesindes verloren." Und nun erzählte Ernst seinem Wirte alle Abenteuer, die ihn und seine Genossen betroffen hatten, und dieser verwunderte sich nicht wenig über solche Rede.

Am Ende erfuhr der König der Arimasper selbst, daß Herzog Ernst in seinem Reiche wäre. Von Stund an sandte er einen Boten an den Herrn der Stadt, der ihm diese Fremden schicken sollte, wiewohl derselbe sie nur ungern von sich ließ. Wie nun Ernst mit seinen Rittern vor den König kam, wurde er von ihm aufs beste empfangen, und dieser gewann sie in der Folge gar lieb, besonders den Herzog Ernst und den Grafen Wetzel. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige gewesen, als dieser einmal um Mitternacht auf die Jagd ritt und seine beiden neuen Freunde mit ihm. Wie sie eine kleine Weile geritten waren, sieht der König mit den Seinen, daß die Sciapoden wieder ins Land gefallen waren, denn sie hatten eine Stadt abgebrannt. Ernst fragte ihn, was das für Feinde wären, da sprach der König: „Es sind unüberwindliche Feinde, Leute, die aus Morgenland kommen; man nennt sie Sciapoden oder Monokolen, das heißt auf Deutsch Einfüßler, denn sie haben nur einen einzigen Fuß, und überdies bedecken sie sich damit, wenn die Sonne heiß scheint und hüpfen so geschwind, daß sie niemand erreichen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen, da springen sie noch viel geschwinder, als auf dem trockenen Lande." Da antwortete Herzog Ernst dem Könige: „Gnädiger Herr! ich bitte Euch ernstlich, daß ihr mir einige streitbare, tapfere Männer gebet, dann will ich es mit Gottes Hilfe wagen und sie zurück oder gar zu Tode schlagen." Das ward dem Herzog Ernst vom Könige zugesagt, und so ritt er mit seinen Gesellen und dem ihm zugegebenen Volk an das Meergestade und schickte ihnen einige entgegen, die sie bis an das Meer trieben. Nun meinten die Einfüßler auf dem Wasser entfliehen zu können; aber Herzog Ernst brach mit seinem verborgenen Volk hervor und schlug fast alle zu Tode; nur einen fing er und diesen führte er zum Könige. Wie sie nun heim kamen, wurden sie mit Jubel empfangen von allen Leuten und besonders von dem Könige, wegen des großen Siegs, den sie gewonnen hatten.

Bald nach diesem Streite kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten auch Zins von dem Könige der Arimasper. Diese Völker haben so große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen. So wurde der König von seinen Feinden aufs neue betrübet, denn kaum hatte er einen Teil aus dem Lande gebracht, so waren andere da. Da fragte er den Herzog Ernst um Rat, wie er es mit ihnen machen sollte, ob er ihnen den gewohnten Zins zuschicken sollte oder nicht. Der kühne Held sprach: „Nein! sondern mahnet das Kriegsvolk wieder auf, das ich vorhin gehabt: dann will ich sie wohl mit List abtreiben!" Da der König solchen Trost von Herzog Ernst hörte, wun-

derte er sich sehr über seine Kühnheit und befahl dem Volk aufzubrechen. Dies geschah, und so zog Herzog Ernst den Feinden mit Macht entgegen. Als er merkte, daß sie in einem Wald ihre Versammlung hatten, umlegte er den Ort mit seinem Volk und zündete ihn auf der einen Seite an. Als die Feinde nun den Wald brennen sahen, liefen sie zerstreut und wollten entfliehen; aber Herzog Ernst hatte ihnen den Weg verlegt und schlug sie fast alle zu tot, außer zweien, die nahm er gefangen und führte sie mit sich in das Königreich der Arimasper zurück. Hier wurde er nach errungenem Siege vom König und allem Volk wieder aufs feierlichste empfangen.

Aber das Königreich der Arimasper hatte großes Unglück, denn es war von vielen Völkern hart angefochten. Es kamen die Riesen, die in der Gegend der Cananeer wohnten, und forderten ebenfalls Tribut von dem König. Der Riesenbote, welcher vor ihn kam, war so groß, daß er nahezu das Maß von zwölf Schuhen hatte, und das Volk, das ihn sah, entsetzte sich vor seiner Größe. Dieser sprach mit trotzigen Worten zu dem Könige: „König, Du sollst wissen, daß Du meinem Herrn, dem Riesenkönig, den Zins zu geben schuldig bist; wenn Du dies nicht bald thust, so werden wir Dein Land bis auf den Grund verderben!“ Über solch frecher Rede erschrak der König sehr und wußte dem Boten keine Antwort darauf zu geben; er ließ denselben warten und schickte unterdessen nach dem Herzog Ernst, der in dem Lande war, das ihm der König eingeräumt hatte. Als dieser kam, fragte ihn der König um Rat, wie er es mit den Riesen machen sollte, die so starke Leute wären; er wolle ihnen den Zins schicken. Aber Herzog Ernst widerriet das dem König und sprach zu dem Riesenboten, er solle wieder heimziehen und seinem Herrn sagen, wenn ihnen die Haut juckte, so sollten sie kommen, sie werde ihnen gekratzt werden. Diese Rede verdroß den Boten, er ging wieder heim zu seinen Riesen und zeigte ihnen die schnöde Botschaft an. Da wurden diese zornig, machten sich in schnellem Grimm auf und fielen in das Gebiet der Arimasper ein. Als der König dies gewahr wurde, rief er viel Volks auf und befahl ihnen, Herzog Ernst gehorsam zu sein. Diese waren willig dazu. Nun zog der Herzog den Riesen entgegen; wie sie nahe an einander kamen, hielten sich jene in einem Wald und beabsichtigten den Feind bei Nacht zu überfallen. Aber Herzog Ernst hielt gute Wache, so daß sie es nicht vollbringen konnten. So lagen sie wohl einen Monat lang einander gegenüber und scharmützelten alle Tage. Der Herzog verlor viel Volks und dachte auf etwas anderes; er achtete sorgfältig darauf, wann die Riesen sich zum Mittagsmahle anschickten, da wollte er sie in großer Eile überfallen. So brach er heimlich mit seinem Volke auf und fiel in der Mittagsstunde in das Holz, da sich die Riesen dessen nicht versehen hatten: ihrer viele wurden zu Tod gestochen; doch blieb auch auf des Herzogs Seite mancher im Walde liegen, von den Riesen mit Bäumen erschlagen. Dennoch arbeitete Herzog Ernst unter ihnen so, daß sie am Ende weichen mußten. Einige Riesen, die sahen, daß es so übel stand, flohen und

dem Walde in ein weites Feld, aber der Herzog, der dies gewahr wurde, ritt ihnen eilends mit seinem Volke nach, doch waren sie ihm entronnen bis auf einen. Derselbe war gar hart verwundet; da nahm ihn Herzog Ernst mit sich, ließ ihm einen Arzt holen und die Wunden verbinden. Als er wieder aufgekommen war, ritt der Herzog mit seinem Kriegsvolk zu dem Könige zurück, und wurde von diesem vor allem Volke seiner Mannheit halber gelobt, denn seinesgleichen war nie einer in das Land der Cyklopen gekommen. Aber Herzog Ernst wollte nicht daheim bleiben, sondern nahm seine Genossen mit einigem andern Gefolge und zog weiter.

Da er nun mancherlei Leute bei einander hatte, gefiel es ihm wohl; er sprach zu seinem Freunde Wetzel: „Lieber Geselle, rate mir nun; ich habe von den Leuten gehört, daß es in Indien ganz kleine Menschen giebt, die in stetem Streite mit den Kranichen liegen. Nun habe ich Lust, solche Menschen auch zu sehen. Darum ziehe mit mir, dann wollen wir noch einige tapfere Männer mit uns nehmen." Graf Wetzel war dies wohl zufrieden. Sie bestiegen alsbald ein Schiff mit Speise und aller Notdurft und fuhren den nächsten Weg nach Indien. Wie sie in das Land gekommen waren, nahmen sie ihre Straße nach den Pygmäen oder dem Zwergenvolke. Als diese den Herzog mit seinem Gefolge sahen, erschraken sie vor den großen Leuten, gingen ihnen entgegen und baten sie um Frieden. Da sprach Herzog Ernst: „Wir sind nicht gekommen, den Frieden zu brechen; wir wollen Euch vielmehr Frieden machen!"

Darüber wurden die Zwergenvölker froh, und einer fing an und sprach zu dem Herzog: „Wisset, gnädiger Herr, daß uns die Vögel großen Schaden thun; denn wir können vor ihnen am Tage gar nichts arbeiten, sondern müssen es bei Nacht thun!" Indem kam ihr König gegangen, fiel dem Herzoge zu Fuß und empfing ihn mit seiner Ritterschaft gar tugendlich, ließ ihm auch ein gutes Nachtlager bereiten. Mit Tagesanbruch ging Herzog Ernst nebst einigen der Zwerge aus und ließ sie einen Streit mit den Kranichen anfangen. Die Vögel kamen geflogen und stachen mit ihren spitzen Schnäbeln der Kleinen viel zu Tode. Herzog Ernst aber ritt mit etlichen Dienern hinzu, schlug und schoß der Vögel eine solche Menge zusammen, daß das Feld voller Kraniche lag und die Bewohner ein ganzes Jahr von ihrem Fleisch zu essen hatten.

Als Herzog Ernst wieder bei dem Könige war, nach gewonnenem Siege, ließ dieser ihm viel Golds und allerlei Edelsteine vortragen und bat ihn sehr, er möchte nehmen was ihm gefiele; aber der Herzog wollte nichts davon, sondern bat den König nur, daß er ihm zwei kleine Männlein gebe. Das that der König mit Freuden und gab ihm zwei Zwerge zu Knechten. Nun beurlaubte sich Herzog Ernst von dem Könige und fuhr mit seinem Volke wieder zu den Arimaspern und hatte die wunderlichen Leute, die er gefangen, die

zwei Zwerge und den ungefügen Riesen bei sich. Wenn er sich dann eine Kurzweil machen wollte, ließ er sie mit einander streiten. So hatte er es gut in dem Lande, denn der Cyklopenkönig hatte ihm fünf große Städte und Schlösser geschenkt.

Einmal, als er das Mittagsmahl genommen hatte, ging er zu seiner Lust ein wenig am Meeresgestade mit seinen Dienern spazieren. Wie er sich nun so in der Gegend umsah, da siehet er ein Schiff ans Land kommen. Neugierig ging er hinzu und fragte die Leute, von wannen sie wären. Der Patron sprach: „Wir kommen aus Indien und sind vom Winde hergetrieben worden!" Herzog Ernst fragte sie weiter, welches Glaubens sie wären. Der Patron antwortete, sie glaubten an den eingebornen Sohn Gottes, den Erlöser, und wollten ihn nicht verleugnen, wenn sie auch darüber sterben müßten. Diese Rede gefiel dem Herzog Ernst sehr wohl. Er sprach zu dem Schiffsherrn: „Lieber Schiffsmann, sage mir, hat jenes Land auch Krieg mit einem Könige?" — „Ja," sprach der Patron, „es hat eine Zeit lang schweren Krieg mit dem Sultan in Babylonien gehabt; dieser hat sie des christlichen Glaubens halber bekriegt und so angegriffen, daß er über das halbe Land mit Feuer verwüstet hat; aber jetzt seit einem Jahre hat es mit diesem Könige guten Frieden; doch fürchte ich, er werde bald wieder anfangen, denn ehe wir aus unsrem Lande zogen, ging die Sage, er schicke sich wieder an, in unser Königreich einzufallen.

Da sprach Herzog Ernst zu dem Patron, er solle ohne sein Wissen nicht hinwegfahren, denn er hoffe, wenn es nach seinem Wunsche gehe, auch mitfahren zu können. Da lud er den Schiffsherrn mit allen den Seinigen zu sich auf das Schloß ein, und ließ sie dort aufs beste verpflegen. Als er nun von diesen Mohren alles erfahren hatte, rief er seinen Freund Wetzel samt seinem Kämmerer zu sich und sprach zu ihnen: „Lieben Freunde, was ratet Ihr dazu? Sollen wir uns aufmachen und zu diesen Mohren nach Indien ziehen? denn der dortige Mohrenkönig hat die Christen sehr lieb. Auch wisset ihr wohl, daß wir uns hier nicht recht regen dürfen, obwohl mir der König etliche Landschaften geschenkt hat; soll ich aber deswegen unter den Heiden mein Leben enden? Das will ich nicht thun, selbst nicht, wenn ich wüßte, daß es mir übler gehen sollte als es mir ergangen ist. Darum, liebe Herren, was ratet Ihr dazu?" Sie sprachen, das gefalle ihnen gar wohl, und zeigten sich willig, ihm auf die Reise zu folgen. Jetzt befahl Herzog Ernst seinen Dienern, das Mohrenschiff mit Speise zu versehen; dann nahm er seine wunderbaren Leute, bestieg das Schiff mit Wetzel und seinen andern Rittern samt den Mohren, fuhr ohne Urlaub aus dem Königreiche der Arimasper weg und ließ die Städte, die ihm geschenkt waren, dem Könige liegen.

Ein guter Wind trieb ihr Schiff nach Indien. Wie sie dort angekommen waren, gingen die Mohren sofort zu ihrem König und zeigten ihm an, daß ein mannlicher Held mit ihnen gefahren, ein christgläubiger Mensch, der König

ging gleich hinaus an das Meeresgestade und empfing den Herzog Ernst mit großer Achtung; er führte ihn heim und hielt ihn gar herrlich mit seinen Rittern und Dienern. Sie aber blieben eine Zeitlang in gutem Frieden bei dem König. Da kam eines Tags ein Bote von dem Sultan in Babylon, während sie über der Mittagstafel saßen, der sprach zum Könige: „Du König der Mohren wisse, daß ich von meinem Herrn zu Dir geschickt bin und Dir sagen soll: wenn Du von Deinem Glauben nicht abstehen wirst, so will er Dich mit Deinem ganzen Lande verderben; darnach richte Dich!“ Der König hinter dem Tisch erschrak über solche Worte und wußte nicht, was er dem Boten antworten sollte. Aber Herzog Ernst, als ein mutiger Held, sprach zu dem Boten: „Sage Deinem König, er solle kommen; wir wollen seiner warten als Kriegsleute!“ Und dann sprach er zum Könige: „Gnädiger Herr! was denket Ihr, daß Ihr ein so betrübtes Herz habt? Wisset Ihr nicht, daß Ihr ein Herr und Sultan in Eurem Lande seid? Und wenn Ihr nur zehn Männer hättet, so solltet Ihr Euch nicht fürchten! Thut Ihr ja doch solches um des Worts Gottes willen! Er hat durch seinen Sohn gesprochen: Was Ihr thut und leidet um meines Namens willen, das soll Euch tausendfältig vergolten werden!“ Diese Rede gefiel dem König; er sprach zu Herzog Ernst: „Lieber, Eure Worte, die haben mir mein Herz erquickt; nun will ich es wagen, und sollte mein Königreich darum zu Scheitern gehen; denn der König von Babylon hat mir früher mein Land mit Raub und Brand verwüstet, auch zur See mir großen Schaden gethan.“

Der Bote kehrte also zu dem Sultan von Babylonien wieder heim und zeigte ihm an, was er von Herzog Ernst gehört hatte: „Allergnädigster Herr König,“ sagte er, „ich darf Euch die Worte nicht vorenthalten, die einer der Herren des Königs von Indien, der neben ihm stand, an mich gerichtet hat. Dieser sprach also: „„Sag Deinem König, er soll kommen, wir wollen ihm Kriegsleute genug sein!““ und noch mehr schnöder Worte fügte er bei, die ich Euch nicht sagen mag, denn ich fürchte meines Königs Zorn.“ Diese Botschaft verdroß den Sultan sehr. Von Stund an rief er an hunderttausend Heiden zusammen, fiel dem Könige von Indien in sein Land, verwüstete, was er fand, schlug Männer, Weiber und Kinder tot und vergoß viel unschuldig Blut. Nun zog auch der König von Indien notgedrungen zu Feld und ließ sein Gezelt aufschlagen. Am andern Tage hieß er sein Volk in aller Frühe auffein und sich zur Feldschlacht anschicken. Er selbst durchritt seine Heerhaufen, tröstete sie und sprach, sie sollten nur tapfer wider die Heiden streiten; wenn sie dies nicht thäten, so wären sie auf ewig aus ihrem Lande gestoßen. Dazu würde es ihren Weibern und Kindern übel ergehen. Während der König solche Rede hielt, kam Herzog Ernst geritten; den bat der König dringend, das Panier zu tragen, wozu sich Ernst gern bequemte, denn er hatte sich mit Graf Wetzel wohl gerüstet; ebenso hatte er auch den großen Riesen stets bei sich.

Als nun beide Heere eine gute Zeit in Schlachtordnung einander gegenüber gestanden hatten, ritt der König von Babylon auch um seinen Heerhaufen, tröstete sie mit Mahomed und hieß sie beherzt dreinschlagen, denn sie sähen ja, daß der König von Indien nicht viel Volks hätte; darum sollten sie mit Eifer nach dem Panier trachten. Er wußte aber nicht, daß es ein kühner Held trug. Wie man nun zum ersten und andern mal geblasen hatte, schickte sich ein jeder mit seiner Wehr aufs beste. Als man zum dritten mal zum Angriff blies, da hub sich ein Spießkrachen an und ein Geschrei, daß man es auf eine Meile hätte hören können. Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier streitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt: denn Graf Wetzel stand mit seinen Rittern nahe an demselben und schlug so tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Toten lag. Besonders der Riese, den Herzog Ernst aus Arimaspien mit sich gebracht hatte, der schlug mit seiner Keule so tapfer um sich, daß ihm kein Heide mehr Stand halten wollte. Mitten unter diesem grausamen Schlagen von beiden Seiten ritt der König von Indien hinter seine Schlachtreihen, stieg von seinem Pferd und kniete auf die Erde nieder, hub seine Hände gen Himmel auf und flehte zu Gott, daß er ihm den Erlöser zu Hilfe senden und sein gläubig Volk gegen die Heiden beschirmen möge.

Indessen dauerte das Blutvergießen fort; es floß unter den Toten das Blut dahin wie ein Bach, darin mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Der König von Babylon sah das große Gemetzel um Herzog Ernsts Banner; er jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten, aber Graf Wetzel unterlief ihn und versetzte ihm mit seinem guten Schwert einen so harten Schlag, daß der Sultan mit samt dem Rosse zu Boden fiel. Als die anden Heiden das sahen, wollten sie ihrem Könige zu Hilfe kommen, aber der Riese stand mit seiner Keule dabei und schlug unsäglich viele Heiden nieder, so daß ihrer keiner zu dem Könige kommen konnte. Und so nahm diesen Graf Wetzel gefangen. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an, die Flucht zu ergreifen. Jetzt bekamen die Mohren erst ein Herz, rannten ihnen mit aller Gewalt nach und erstachen ihrer viele auf der Flucht, so daß der Heidenhunde nur wenige davon kamen. Eine ganze Meile Wegs sah man nichts denn Leichname. Als die Mohren sahen, daß sie das Feld behielten, ritten sie zurück nach dem Wahlplatz, und nun suchte jeder seinen Freund; da fand mancher den seinen tot liegen, ein anderer ihn ohnmächtig. Herzog Ernst aber berief seine Ritter zusammen. Es kamen ihrer nur drei, der vierte blieb aus. Alsbald ließ er unter den Toten suchen so lange, bis sie ihn fanden, und der Leichnam wurde vor Ernst und Wetzel gebracht. Als ihn Herzog Ernst so tot vor sich liegen sah, fing er mit seinem Freund und seinen Dienern bitterlich zu weinen an und sprach: „O Du lieber Diener, soll ich Dich jetzt so tot vor mir sehen? Gott hatte Dich so wunderbar in Deinem Leben erhalten, aber weil er Dich nicht mehr darin haben will, nun, so nehme er

Deine Seele in seine Hände!“ Also ließ er ihn nach christlicher Ordnung zur Erde bestatten. Dann ritt er mit traurigem Herzen zu dem König von Indien zurück und klagte ihm den Tod seines Dieners; diesen jammerte es auch.

Darauf ging Ernst mit seinem Freunde Wetzel zum König von Babylon und sprach: „Du König der Heiden, warum unterstehest Du Dich, die Christenheit also zu schwächen und willst sie von ihrem Glauben abbringen, das doch der einzig wahre Weg ist, der vor Gott gilt?“ Der König von Babylon sprach darauf zu Herzog Ernst: „Du mannlicher Held! wer magst Du doch sein? Fürwahr, großer Schaden ist von Deiner Hand meinem Volke geschehen: und wenn Du mit Deinem Gesellen, der mich gefangen hat, nicht gewesen wärest, so würde ich den Mohrenkönig wohl überwunden haben. Nun aber bin ich ein gefangener Mann.“

Da fing Herzog Ernst an und erzählte dem König von Babylon seine ganze Reise, die er vollbracht hatte. Dann ließ er seine wunderlichen Leute vor sich bringen, stellte sie vor den König und sprach: „Diese Menschen habe ich mit meinen Genossen in seltsamen Landen überwunden. Daran, Herr König aus Babylonien, könnet Ihr wohl abnehmen, wie es mir ergangen ist.“ Und nun meldete er ihm alles von seiner Ausfahrt bis auf diesen Tag. Da sprach der König von Babylon: „Lieber Herr, wenn Ihr mir nicht aus dieser Gefangenschaft helfet, so muß ich all mein Lebtag hier gefangen bleiben. Und komme ich los, so will ich Euch bis nach der Stadt Jerusalem mit meinem Volke begleiten, und Ihr sollt für keine Zehrung zu sorgen haben!“

Diese Verheißung gefiel dem Herzog Ernst gar nicht übel, er ging sofort zu dem Mohrenkönig und sprach zu ihm: „Gnädiger König, weil ich Euren großen Feind gefangen habe, deucht es mir das Beste zu sein, daß Ihr von ihm Euch eine Versicherung geben laßt, und gebet ihn gegen selbige ledig!“ Da sprach der König von Indien: „Nein, der Sultan von Babylon wird nicht so bald ledig aus meinen Banden, sondern er muß den christlichen Glauben annehmen!“ Über diese Worte erschrak Herzog Ernst und sprach: „Wie wollt Ihr einen dazu zwingen? Wisset Ihr nicht, daß man niemand zum Glauben zwingen soll? Wer ihn nicht aus eigenem Willen annehmen mag, den soll man in Ruhe lassen; wie er dann glaubt, so wird ers am Gerichte Gottes empfinden! So wollen wir den König der Heiden darum fragen; Ihr wisset wohl, daß beißige Hunde nicht leicht zu bändigen sind!“ Alsbald schickte der König von Indien zu dem von Babylon und hieß ihn zu sich kommen. Dieser gehorchte auf der Stelle. Wie ihn nun die Mohren, die ihn verwahren mußten, brachten, da fragte ihn der König von Indien: „Ihr König von Babylon, Ihr wisset, daß Ihr mein Gefangener seid! Wollt Ihr Euch nun taufen lassen und den Christenglauben annehmen, so möget Ihr Eurer Bande ledig werden. Thut Ihr aber dies nicht, so müßt Ihr Euer Leben lang mein Gefangener bleiben. Darnach habt Ihr Euch zu richten.“

Darauf erwiderte der König von Babylonien: „Ich weiß wohl, daß ich

Euer Gefangener bin, aber Euren Glauben nehme ich nicht an. Wenn ich mich sonst loskaufen kann, sei es mit Gold oder Silber, so viel Ihr immer verlangen möget, das will ich gerne thun, dazu Euch verheißen, daß Ihr nimmermehr von mir sollt bekriegt werden, so lang ich lebe; was ich Euch vom Lande genommen habe, will ich Euch auch zurückgeben." So willige Worte des Heidenkönigs hörte der Mohr nicht ungern, er nahm den Herzog Ernst bei Seite und sprach zu ihm: „Was meinet Ihr von solchen Verheißungen?" Herzog Ernst sagte: „Habt Ihr meine vorige Rede nicht behalten? mein Rat wäre, daß Ihr ihn losgebet und Euch einen Eid schwören lasset, daß er seine Zusage halten wolle; dann will ich mich mit ihm aufmachen und den nächsten Weg nach Jerusalem mit ihm ziehen, denn er hat mir sicher Geleit durch sein ganzes Land zugesagt." Nun traten sie mit einander wieder zum König von Babylon, und der König von Indien zeigte diesem seine Meinung an. Da schwur er vor Gott und den Menschen für sich und seine Nachkommen, alle seine Zusage zu halten und das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anzufechten.

Das alles gefiel dem König von Indien gar wohl, doch war er sehr betrübt, daß Herzog Ernst von ihm scheiden wollte; er redete ihm auf das allerfreundlichste zu, daß er doch bei ihm bleiben möchte; er wollte ihm sein halbes Königreich geben. Aber der Herzog schlug es ihm ab. Der babylonische König, nachdem er dem Könige von Indien geschworen hatte, nahm nun mit Herzog Ernst Urlaub von dem Mohrenfürsten. Dieser segnete den Herzog und sprach: „Liebster Freund, ich bitte Euch aufs ernstlichste, wann Ihr ja nicht bleiben wollet, daß Ihr doch wenigstens Eurer Diener einen bei mir lasset." Aber auch diese Bitte schlug ihm Herzog Ernst unter vielem Dank ab, und ritt mit großen Freuden samt dem Sultan von Babylon in sein Land.

Wie sie nun zwei bis drei Tagereisen landeinwärts gekommen waren, wurden viele heidnische Herren die Wiederkunft ihres Königs gewahr, ritten ihm mit viel Volks entgegen und empfingen ihn herrlich, samt Herzog Ernst und Graf Wetzel; auch verwunderten sie sich über die seltsamen Geschöpfe Gottes, die Herzog Ernst mit sich aus den Ländern genommen. Nun zogen sie weiter unter mancherlei Kurzweil, bis sie in die schöne Stadt Babylon kamen. Daselbst blieb Herzog Ernst drei Wochen und besah die Stadt mit aller Aufmerksamkeit; dann beauftragte er seinen Freund Wetzel, alles zur Reise vorzubereiten, denn er wollte aufbrechen und seinen Weg nach Jerusalem nehmen. Und nun ging er zum Sultan und verabschiedete sich von ihm, was diesem gar leid that; denn wiewohl er kein Christ war, so gefiel ihm doch Herzog Ernsts Tapferkeit wohl und er sprach zu ihm: „Weil Euer Bleiben nicht länger bei mir sein soll, so danke ich Euch aufs höflichste; denn wenn Ihr nicht gewesen wäret, so hätte ich müssen ein gefangener Mann bleiben, so lange mein Leben gewährt hätte. Nun aber bin ich durch Eure Bitte los geworden. Dagegen habe ich Euch verheißen, Euch mit meinem Volke bis

zur Stadt Jerusalem zu geleiten.“ Hiermit ließ er ihm viel Gold und Silber bringen und schenkte ihm mancherlei Kleinode. Diese Schenkung nahm Herzog Ernst mit großem Dank an und bat den König um zweitausend Heiden mit ihren besten Wehren. Als dies geschehen, nahm Herzog Ernst Urlaub von seinem Wirte und ritt mit seinen Dienern auf Jerusalem zu. Aber der König befahl insonderheit seinen Kriegsleuten, daß sie auf Herzog Ernst Achtung haben sollten. Dies thaten sie und ritten eine lange Zeit, bis sie nahe bei Jerusalem waren; da sprachen die Heiden zu ihm: „Ihr wisset, liebster Herr, daß wir jetzt von Euch scheiden müssen, denn nun seid Ihr in der Christenheit, da dürfen wir nicht hinein, denn sonst schlügen sie uns alle tot. Darum begehren wir jetzt einen freundlichen Abschied von Euch!“

Da Herzog Ernst sah, daß sie nicht länger mitziehen durften, dankte er ihnen herzlich für die Ehre, die sie ihm erwiesen hatten. So schieden sie von einander; dann ritt Herzog Ernst der Stadt zu. Als er nun hart davor war, schickte er seine wunderlichen Leute mit einem Diener vor ihm her und behielt nur den Riesen mit seiner großen Stange bei sich. Wie der Diener mit den seltsamen Geschöpfen durch die Stadt Jerusalem zog, erschrak das Volk sehr, lief dem Diener zu und besah die wunderlichen Leute. Nun wurde die Straße so voll von Pilgern, daß niemand zu dem Hause kommen konnte, in das der Diener zur Herberge gezogen war. Indem ritt Herzog Ernst mit seinem Freunde herrlich in die Stadt ein, nebst dem Riesen und zwei Dienern. Als er nun in die Straße kam, sah er viel Volks stehen, so daß er nicht wohl zur Herberge gelangen konnte. Da bat er den Riesen, Platz zu machen mit seiner Keule, was dieser auch unverzüglich that, indem er durch das Volk mit vieler Mühe drang, bis sie in die Herberge kamen. Herzog Ernst hieß das Volk unter die Fenster stehen, damit er und seine Gesellen genug von jedermann gesehen würden. Als nun die Pilger hörten, daß es Herzog Ernst sei, zeigten sie das ihrem Könige an, der solcher Märe froh war und ihn mit großer Freude empfing.

Nachdem sich das Getümmel des Volks ein wenig verlaufen hatte, gingen einige vornehme Pilger, die Herzog Ernst kannten, zu dem König von Jerusalem und zeigten ihm an, wie dieser Herr mit seltsamen Menschen gekommen wäre, und wie er eine so große Wallfahrt vollbracht habe, auch seine Genossen fast alle auf dem ungestümen Meer umgekommen seien, bis auf sein eigen Schiff, auf dem er allein mit wenigen Dienern davongekommen. Der König hörte diese Kunde ausnehmend gern, ging alsobald zu Herzog Ernst in die Stadt, empfing ihn voll Hochachtung und führte ihn mit sich heim in seinen königlichen Palast. Hier fragte er den Helden nach allem, was ihm widerfahren sei. Herzog Ernst erzählte ihm seine ganze Geschichte, und der König verwunderte sich über die Maßen.

Nun kam die Zeit, daß sie mit großen Freuden das Mittagsmahl nahmen; darauf gingen sie zum heiligen Grab, darin unser Herr Christus geruht

hat. Daselbst fiel Herzog Ernst auf seine Knie, dankte Gott und sprach: „O Du barmherziger Gott, Du hast mich wunderbar erhalten und mir Deinen lieben Sohn mehr als einmal geschickt, der mich gestärkt und erhalten hat, bis auf diese Stunde. Darum sage ich Dir Lob, Ehre und Dank bis in Ewigkeit!“ Nach diesem Gebete zog er mit dem Könige wieder in seinen Palast und blieb eine lange Zeit zu Jerusalem.

Wie nun Herzog Ernst ein halbes Jahr zu Jerusalem gewesen war, kamen dahin zween Pilger, die kannten den Herzog wohl, und als sie die Fahrt vollbracht hatten und wieder heim kamen, gingen sie zu dem Kaiser Otto und zeigten ihm an, daß sein Sohn Herzog Ernst zu Jerusalem sei und viele wunderliche Leute aus seltsamen Ländern mit sich gebracht habe. Darüber wundert sich der Kaiser sehr und gab den Pilgern große Geschenke. Dann ging er zu seinem Gemahl, der Kaiserin, und sprach: „Liebe Frau, ich will Euch eine Märe sagen! Euer Sohn Herzog Ernst ist zu Jerusalem und ist ganz grau geworden.“ Vor solchen Worten erschrak die Kaiserin vor Freuden und sprach zu dem Kaiser: „Fürwahr, mein gnädiger Herr, die grauen Haare, die er hat, die kommen ihm nicht von kleinem Unglück, denn er hat manchen großen Schaden in seinem Leben leiden müssen!“

Herzog Ernst hatte nun ein ganzes Jahr zu Jerusalem verweilt, da sprach er einsmals zu dem König: „Gnädiger Herr, ich begehre einen freundlichen Abschied von Euch, denn es ist nunmehr Zeit, mein Vaterland zu besuchen.“ Der König erschrak über dieser Rede, denn er meinte, der gute Herzog sollte sein Leben zu Jerusalem endigen. Doch weil das nicht sein konnte, ließ er ihm zwei große Schiffe mit aller Beigehör zubereiten. Darauf verabschiedete sich Herzog Ernst von dem König zu Jerusalem und fuhr mit seinem Volk nach Frankreich; auch viele andere fuhren mit ihm. Sie kamen mit gutem Wind an die Küste und von da glücklich in Paris an. Nachdem sie zwei Tage in der Stadt gewesen, wurde einer seiner wunderlichen Männer, den er aus dem Arimasperlande mitgebracht hatte, krank. Es war einer der Sciapoden, der einen so großen Fuß hatte, daß er sich vor den Sonnenstrahlen damit bedecken konnte. Dieser starb zu Paris. Herzog Ernst war darüber sehr bekümmert und sprach zu Graf Wetzel: „Mich dünkts, lieber Freund, wir wollen wieder auf die See und nach Rom schiffen und diese Stadt auch besuchen. Dann wollen wir zusehen, wie wir nach Deutschland kommen!“

So fuhren sie nach Rom in kurzer Zeit und wurden hier mit ihrem Gefolge schön empfangen. Alle Leute verwunderten sich über die seltsamen Menschen, die der Herzog mit sich führte und die er alle Tage auf den Straßen herumführen ließ, damit sie jedermann genau besehen konnte. Dann ging er zum Papst und bat ihn, da er mit etlichen hohen Herren seinen Vater, den Kaiser Otto, besuchen möchte, er für ihn bitten möge, ob der Kaiser ihn doch wieder zu Gnaden annehmen wollte. Aber der Papst schlug ihm diese Bitte ab, weil er eben nicht in Einigkeit mit dem Kaiser lebte.

Nun war Herzog Ernst wohl acht Tage zu Rom gewesen, und nachdem er alle Merkwürdigkeiten der Stadt genau besehen hatte, ging er mit dem Grafen Wetzel zu Rat und sprach zu ihm: „O mein allerliebster Freund! wir wollen uns aufmachen und nach unserem Vaterlande ziehen. Denn Du weißt ja, daß wir mancherlei Gefahren hin und wieder ausgestanden haben und in großen Ängsten um Leib und Leben gewesen sind. Dennoch sind wir durch Gottes Hilfe daraus gekommen. Jetzt aber will es mich bedünken, daß ich allererst in das größte Elend kommen werde, denn mein Vater wird von seinem grimmigen Zorne wider mich noch nicht gelassen haben, obwohl ich schuldlos daran bin. Darum bitte ich Dich, lieber Freund, um einen getreuen Rat, wie ich mich hierin verhalten soll." Da sprach Graf Wetzel: „Lieber Herr und Freund, ich sehe wohl, daß es uns jetzt übler gehen dürfte, als es uns bisher auf unsrer ganzen Fahrt gegangen ist. Doch bitte ich Euch, Ihr wollet mir diesmal folgen. Ihr habt doch von unserm Wirte gehört, daß der Kaiser Otto einen Reichstag zu Nürnberg mit seinen Fürsten und Herren halten will. Darum lasset uns aufsitzen, daß wir bald dahin kommen; dann wollen wir unsere Leute heimlich auf einen Wagen hinaufführen lassen, damit der Kaiser unsere Ankunft nicht gewahr wird. Wer weiß, was für ein Mittel uns Gott inzwischen schickt! Ihr sehet ja, daß wir vom Papst keine Hilfe haben!"

Dies gefiel Herzog Ernst und er sprach zu ihm: „Noch den heutigen Tag wollen wir uns hinweg machen!" Und das thaten sie auch. Nach dem Mittagessen ließ Herzog Ernst zwei große gedeckte Wagen zurichten und kaufte für jeden derselben vier Pferde, nahm noch zwei Knechte an, verbot ihnen aber, jemand zu sagen, was auf dem Wagen sei; und nun ritt Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel aus der Stadt Rom, und sie ließen die Diener hinter sich nachreiten, die so viel Unglück mit ihnen erlitten hatten; die zwei Wagen fuhren hinten nach. Wo sie in eine Herberge kamen, gebot Herzog Ernst dem Wirt, daß er niemand etwas von den wunderlichen Leuten sagen sollte, die er mit sich führte. Aber der Riese lief stets neben ihm her, wo er in eine Stadt kam. Über dessen Größe staunten die Leute sehr. Und so ritt Herzog Ernst mit den Seinigen in die Stadt Nürnberg, wo sie kein Mensch kannte; auch hielten sie sich mit ihrem Gefolge ganz heimlich in der Stadt auf.

Später kam auch der Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Herren in die Stadt. Nun war es an einem Christtage zu morgen, daß jedermann in die Kirche ging. Die Kaiserin war auch hineingefahren mit etlichen Jungfrauen; das wurde Herzog Ernst gewahr, er sprach deswegen zu seinem Gesellen, Grafen Wetzel: „Was rätst Du mir? Jetzt ist meine Mutter, die Kaiserin, in der Kirche; ich dürfte wohl hineingehen und mich ihr zu erkennen geben; dann will ich mich gegen sie anstellen wie ein Bettler, der ein Almosen begehrt." Das billigte Wetzel, und nun begaben sie sich mit einander zu der Kirche. Da ging Herzog Ernst von Stund an durch das Volk zu der Kaiserin

seiner Mutter, und als er vor sie kam, grüßte er sie freundlich und sprach: „Gebet mir doch ein Almosen, um Christi willen, von wegen Eures Sohnes Ernst!“ Da sprach die Kaiserin: „Ach lieber Freund! meinen Sohn hab ich lange Zeit nicht gesehen. Wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich würde Euch ein gutes Botenbrot geben!“ Schnell sprach Herzog Ernst: „Gnädige Frau, gebt mir das Botenbrot, dann will ich mich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater und kann nicht wieder zu Gnaden kommen!“ Die Kaiserin sagte: „So seid Ihr selbst mein Sohn Ernst!“ Da entgegnete Herzog Ernst: „Mutter, ich bin Euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnaden kommen möge!“ Wie nun die Kaiserin inne ward, daß ihr Sohn wieder in das Land gekommen war, so sprach sie zu ihm: „O Du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt mit einander zu reden, so will ich Dir einen Weg anzeigen, wie Du bei Deinem Vater Gnade erwerben kannst. Ich rate Dir, daß Du morgen kommest, wann der Bischof von Bamberg das Evangelium gesungen hat, und mit Deinem Freunde Grafen Wetzel dem Kaiser zu Füße fallest und ihn bittest, Dir um Christi willen zu verzeihen; dann will ich heute den Bischof und andere Herren ersuchen, daß sie sich bei Deinem Vater für Dich mit einem Fußfall verwenden. So hoffe ich, daß sich des Kaisers Herz erweichen werde.“

Herzog Ernst nahm mit großem Trost im Herzen Abschied von seiner Mutter, ging wieder zu seinem Genossen Wetzel und erzählte ihm alles. Der ward von Herzen erfreut, und nun gingen sie zusammen in die Herberge und harrten auf den andern Tag. Als aber die Kaiserin aus der Kirche heimgekommen war, schickte sie sogleich nach dem Bischof von Bamberg. Dieser kam und sie führte ihn in ihr Kämmerlein und bat ihn mit weinenden Augen, daß er ihr doch eine Bitte gewähren wollte. Das verhieß er ihr gerne, und sie sprach zu ihm: „Wisset, lieber Herr, daß mein Sohn Ernst bei mir in der Kirche gewesen ist, und hat sich gegen mich wegen des Kaisers Ungnade beklagt, wie Ihr ja selber wisset, daß er unschuldig ist. Darum bitte ich Euch, wenn Ihr morgen das Evangelium gesungen habt, so wollet hernach ein klein wenig stille halten; dann wird mein Sohn kommen und einen Fußfall vor dem Kaiser thun und ihn um Gnade bitten: nun seid treulich gebeten, solches etlichen Fürsten und Herren anzuzeigen, damit auch sie ihm Gnade erwerben helfen.“ Diese klägliche Rede der Kaiserin erbarmte den Bischof sehr, er versprach ihr alles zu thun und beurlaubte sich. Dann ging er zu vielen Fürsten und Herren und meldete ihnen der Kaiserin Begehren; die verhießen ihm willig, das Ihrige zu thun.

Herzog Ernst hatte mit großem Verlangen auf den andern Tag gewartet; endlich war der Kaiser mit seinen Herren in die Kirche gegangen. Da machten sich Ernst und Wetzel auf, zogen mit einander in die Kirche und ließen ihre Diener von ferne nachgehen. Als sie eingetreten, stand Herzog Ernst bei der Thüre

still; Graf Wetzel trat hinter den Altar und wartete der Zeit; denn wenn der Kaiser seinen Sohn nicht begnadigt haben würde und ihn wieder zum Gefängnis verurteilt, so hätte er ihn erstochen.

Da saß der Kaiser auf seinem Stuhl ganz herrlich und die Kaiserin neben ihm. Der Bischof von Bamberg fing an, das Evangelium mit lauter Stimme zu singen. Wie das Amt aus war, verzog er mit der Predigt, wie es alles von der Kaiserin verabredet war. Nun ging Herzog Ernst mit großem Mut vor den Kaiser, seinen Vater, hatte seinen Mantel um sein Angesicht geschlagen, fiel vor ihm nieder auf seine Knie, neigte sein Haupt dreimal gegen ihn und sprach: „Allergnädigster Herr und Kaiser, ich bitte Eure Majestät, daß Ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit sich wider Euch vergangen hat, aber Gott weiß doch wohl, daß er in der Hauptsache unschuldig ist!"

Der Kaiser hörte die Bitte an und sprach zu ihm: „Je nachdem die Übelthat ist, wegen der Du Dich entschuldigst, so kann ich Dir verzeihen!" Da stund die Kaiserin von ihrem Stuhl auf und sprach: „Gnädiger Herr, vergebet diesem Menschen, weil er Euch an einem hohen Feste so inständig bittet!" Desgleichen kam der Bischof von Bamberg mit vielen Fürsten und Herren; der bat auch und sprach: „Liebster Herr und Kaiser! Ihr sollt diesem armen Menschen vergeben, denn Ihr wisset wohl, es ist vor Gott kein Sünder so groß, wenn er rechte Reue über seine Sünden hat, so werden sie ihm verziehen!" Da sprach der Kaiser: „Sie sollen ihm verziehen sein; doch will ich wissen, wer er ist!"

Nun warf Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht zurück und der Kaiser erkannte ihn und entfärbte sich in seinem Angesicht vor Zorn. Herzog Ernst sah das, erschrak sehr und winkte seinem Gesellen Wetzel am Altar, daß er Achtung haben sollte, wenn er ihn gefangen führen lassen wollte. Aber der Kaiser, da er sah, daß alle Herren so eifrige Bitte für seinen Sohn einlegten, sprach: „Lieber Sohn, wo ist denn Dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?" Da sprach Herzog Ernst: „Dort bei dem Altar steht er!" Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen und der Kaiser gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiserin sehr erfreut. So blieben sie in der Kirche, bis das Evangelium von dem Bischof von Bamberg ausgelegt war. Dann gingen sie mit großen Freuden heim und jedermänniglich verwunderte sich.

Hierauf wurde das Mittagsmahl unter vieler Ergötzung und allerhand erfreulichen Gesprächen eingenommen. Herzog Ernst fing unter anderm an und sprach: „Lieber Vater, ich bitte in Unterthänigkeit, daß Ihr mir doch sagen wollet, warum Ihr mich also aus meinem Lande vertrieben habt, und ich habe Euch doch in keiner Sache etwas zum Verdruß gethan!" Da sprach der Kaiser: „Lieber Sohn, ich will Dir nicht verhehlen, warum ich dieses gethan habe. Der Pfalzgraf Heinrich kam einmal zu mir in meinen Saal und

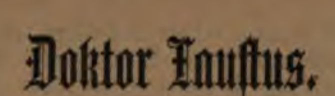
sprach zu mir: „„Wisset, gnädiger Herr, es ist meine Schuldigkeit, Euch vor Schaden zu warnen. Denn Euer Sohn Ernst hat sich bei mehreren Herren vernehmen lassen, wenn er allein zu seinem Vater käme, wolle er ihn erstechen, damit er das Reich allein bekäme."" Der Pfalzgraf beteuerte, er selbst habe dies aus Deinem Munde gehört; er überredete mich dermaßen, daß kein Mensch den Zorn, den ich über Dich hatte, mir hätte ausreden können; darum schickte ich Kriegsleute gegen Dich und wollte Dich vertreiben lassen: die schlugest Du alle tot; dann, wie ich auf dem Reichstage zu Speier war, kamst Du in meine Kammer und stachest den Pfalzgrafen an meiner Seite tot, und wenn ich nicht in meine Kapelle entflohen wäre, ich glaube, Du hättest mich auch erstochen! Da ward ich noch mehr von Zorn gegen Dich bewegt und vertrieb Dich ganz aus dem Lande." Darauf sprach Herzog Ernst: „So wahr Gott lebt, gnädiger Herr Vater, ich habe nie mit einem Wort wider Euch geredet; sondern als ich erfuhr, daß Euch der Pfalzgraf so schändlich belogen hatte, da hab ich ihn getötet." Der Kaiser verwunderte sich nicht wenig über des Pfalzgrafen Verräterei. Dann schickte Herzog Ernst, als die Mahlzeit vorüber war, einen seiner Diener in die Herberge und sprach zu ihm: „Bring das wunderliche Volk hierher, das ich mitgebracht habe!" Das that der Diener. Wie er sie aber über die Straße brachte, lief alles Volk ihnen nach und der Riese hatte sich genug zu wehren. Als sie in dem Saal waren, schob man die Riegel vor, sonst wäre das Volk nachgedrungen, so neugierig war es, sie zu schauen.

Dann sagte Herzog Ernst: „Lieber Vater, diese Leute hier habe ich dem König der Arimasper ganz unterthan gemacht; der Mensch mit dem einen Auge aber ist in jenem Königreich zu Hause. Nun möget Ihr wohl schließen, wie mancherlei Gefahr ich ausgestanden habe. Einer von den Leuten, der nur einen einzigen gar breiten Fuß hatte, ist mir in Paris gestorben. Einen Agrippiner konnte ich nicht mitbringen, deren König habe ich erstochen; diese Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche und besitzen ein großes Königreich. Von diesen schifften wir weiter und kamen an den Magnetberg, da ging unser Schiff zu Stücken und sieben von uns retteten sich auf ein anderes Schiff. Dort nähten wir uns in Ochsenhäute, und der Greif trug uns ans Land in sein Nest. Gott half uns in einem Walde zu einander, da befuhren wir auf einem Floß im tiefen Grund ein Wasser und fuhren durch einen großen Berg und kamen an leuchtendem Gesteine vorüber; von dem hab ich dies Stück abgeschlagen." Damit zog Herzog Ernst den Karfunkel heraus und gab ihn seinem Vater. Dann erzählte er noch weiter alle seine Abenteuer.

Der Kaiser konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich sprach er zu Herzog Ernst: „Mein lieber Sohn, weil Du so vielfältig versucht worden bist, so verheiße ich Dir hier vor allen diesen Herren, daß Du all Dein Land wieder haben sollst, und noch mehr Städte will ich Dir dazu schenken!" Das that der Kaiser auch. Alles schied fröhlich von einander. Die Kaiserin



lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in sein Land und ließ das Volk, das ihn mit Freuden empfing, sich huldigen. So saß und regierte er dort in guter Ruhe. Der Kaiser aber zog gen Speier auf den Reichstag, blieb lange Zeit daselbst und hielt einen köstlichen Hof, weil sein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiserin aber, Herzog Ernsts Mutter, bestellte Bauleute zu Salza und ließ Gott zu Danke ein herrlich Münster aufrichten, in welchem sie auch nach ihrem Tode begraben worden ist.



Doktor Faustus.

I.

Johannes Faustus, der weitberühmte Schwarzkünstler, ward geboren in der Grafschaft Anhalt, und haben seine Eltern gewohnt in dem Markt oder Flecken Sondwedel: die waren arme fromme Bauersleute. Er hatte aber einen reichen Vetter zu Wittenberg, welcher seines Vaters Bruder war, derselbe hatte keine Leibeserben, darum er denn diesen jungen Faustus, welchen er wegen seines fähigen Geistes herzlich lieb gewonnen hatte, an Kindes statt auferzog und zur Schule fleißig anhielt; worauf dieser mit zunehmendem Alter von ihm auf die hohe Schule zu Ingolstadt geschickt woroen. Hier that sich der junge Faustus in Künsten und Wissenschaften trefflich hervor, so daß er in der Prüfung eilf andern Meistern der freien Künste vorangesetzt und selbst mit dem Magisterkäppchen geschmückt wurde.

Damals aber, da das alte päpstliche Wesen noch überall im Schwange ging, und man hin und wieder viel Segensprechen, Geisterbeschwören, Teufelsbannen und ander abergläubisches Thun trieb, beliebte auch solches dem Faustus überaus. Weil er denn zu böser und gleichgesinnter Gesellschaft, ja unter solche Bursche geriet, welche mit dergleichen abergläubischen Zeichenschriften umgingen, die Studien aber auf die Seite setzten, ward er gar bald und leicht verführt. Zu diesem kam noch, daß er sich zu den damals umschweifenden Zigeunern fleißig hielt und von ihnen die Chiromantie, wie man nämlich aus den Händen wahrsagen möge, erlernte: dazu in allerlei Zauberkünste, wo er nur Gelegenheit fand, sich einweihen ließ.

Als er nun in diese Dinge ganz versunken war und sich also den Teufel gar einnehmen ließ, fiel er von der Theologie ab, legte sich mit Fleiß auf die Arzneikunst, erforschte den Himmelslauf, lernte den Leuten, was sie von ihrer Geburtszeit an für Glück und Unglück erleben sollen, verkündigen, und wußte mit Kalender- und Almanach-Rechnung wohl umzugehen. Endlich kam er gar auf die Beschwörungen der Geister, welchen er dergestalt nachgrübelte und darin dermaßen zunahm, daß er zuletzt ein ausgemachter Teufelsbeschwörer wurde. Bei seinen Eltern und seinem Vetter wußte er sich indessen recht schlau zu rechtfertigen, brachte auch von der Universität zu Ingolstadt ein gutes

Zeugnis mit; und so war ihm denn der wohlhabende und gutmütige Vetter selbst behilflich, daß er nach dreien Jahren Doktor in der Medizin werden konnte.

Seit nun Doktor Faustus solchem teufelischen Wesen sich so gar ergeben, vergaß er dabei Gottes und Seines Wortes; und weil er durch den Tod seines Vetters zu Wittenberg zu einem schönen Erbe gelangte, so fand er daselbst bald Gesellschaft seines gleichen, war nicht mehr viel nüchtern, wurde vielmehr zu allem unlustig und verdrießlich. Und obwohl, weil die Barschaft des Vetters bei täglichem Fressen, Saufen und Spielen in Abnahme geriet, er sich in etwas der Gesellschaft entschlug, so ward er doch darum bei solchem Müßiggang nicht viel besser, sondern trachtete nur stets, wie er andere Gesellschaft, nämlich der Teufel und bösen Geister Kundschaft und durch solcher Hilfe zeitliche Freude und tägliches Wohlleben möchte überkommen; weswegen er hin und wieder bei leichtfertigen Leuten allerhand teuflische Bücher, abergläubische Charaktere, gottesvergessene Beschwörungen zusammenraffte, zum öftern abschrieb und sich vorsätzlich darin übte. Unter solchem Studium fand er denn nicht nur, daß er selbst mit einem hochfliegenden und herrlichen Geiste begabt sei, sondern auch, daß die Geister eine besondere Zuneigung zu ihm hatten. In dieser Meinung wurde er noch mehr bekräftigt, als er etlichemal nach einander in seiner Stube einen seltsamen Schatten an der Wand vorüberfahren, auch darauf oftmals, wenn er aus seiner Schlafkammer bei Nacht blickte, viel Lichter hin und wieder bis an seine Bettstatt gleichsam fliegen sah und zugleich dabei Laute vernahm, als ob Menschen mit einander leise redeten; dessen er sich denn höchlich erfreuete und in den Stimmen Geister und Gespenster erkannte, jedoch noch nicht so viel Mut hatte, dieselben anzusprechen.

Als nun Doktor Faustus in seiner teuflischen Kunst erlernt und studieret, so viel ihm dienlich sein würde, dasjenige zu überkommen, was er lang zuvor begehret hatte: siehe, da geht er einst an einem heitern Tage aus der Stadt Wittenberg, um einen bequemen und gelegenen Ort zu finden, wo er füglich seine Teufelsbeschwörungen ins Werk setzen möchte, und findet auch endlich, ungefähr einer halben Meile Wegs von der Stadt gelegen, einen Wegscheid, welcher fünf Ausfahrten hatte, dabei auch groß und breit und also ein erwünschter Ort war. Hier verblieb er den ganzen Nachmittag, und nachdem der Abend herbei gekommen und er gesehen, daß keine Fuhre mehr oder jemand anders durchging, nahm er einen Reif, wie die Käfer oder Büttner haben, machte daran viel wunderseltsame Charaktere, und setzte daneben noch zween andere Zirkel oder Kreise. Und da er solches alles nach Ausweisung der Nekromantie bestermaßen angestellt hatte, ging er in den Wald, der allernächst

dabei gelegen war, der Spessart-Wald genannt, und erwartete mit Verlangen die Mitternachtszeit, wo der Mond sein volles Licht haben würde; kaum aber ist die Zeit herbeigekommen, so beschwört er gleich zum Anfang, in den mittlern Reif tretend, unter Verlästerung des göttlichen Namens, den Teufel zum ersten- und andern- und drittenmal.

Kaum waren die Worte recht ausgeredet, da sah er alsobald, während der Mond schon hell schien, eine feurige Kugel anher kommen, die ging dem Kreise zu mit solchem Knallen, gleich als ob eine Muskete wäre losgebrannt worden, fuhr aber gleich darauf mit einem feurigem Strahl in die Luft, ob welchem allem der Doktor Faustus sehr erschrak, so daß er auch aus dem Kreise laufen wollte. Weil er jedoch, dem Reif entwichen, nicht mehr lebendig heim zu kommen hoffte, so faßte er sich wieder einen Mut und beschwor den Teufel von neuem auf die obige Weise; aber da wollte sich nichts mehr regen, noch ein Teufel sehen lassen. Er nahm derhalb eine härtere Beschwörung zur Hand. Alsbald entstand im Walde ein solcher ungestümer Wind und solches Brausen, daß es das Ansehen hatte, als ob alles zu Grunde gehen wollte: kurz darauf rannten etliche Wagen mit Rossen bespannt bei dem Reif in einem Rasen vorbei und machten einen solchen Staub, daß Faustus, bei dem hellen Mondenscheine, nichts sehen konnte. Da endlich, obwohl Doktor Faust, wie leicht zu glauben, so erschrocken und verzagt war, daß er schier auf seinen Füßen nicht mehr stehen konnte und wohl mehr als hundertmal wünschte, daß er hundert Meilen Wegs von da wäre, sah er wider alles Verhoffen, gleich als unter einem Schatten, ein Gespenst oder einen Geist um den Kreis herum wandern. Mutig beschwor er den Geist: er sollte sich erklären, ob er ihm dienen wollte, oder nicht; er sollte nur frei reden. Der Geist gab bald zur Antwort: „er wolle ihm dienen, jedoch mit diesem Bedinge, daß, so er anders etlichen Artikeln nachkommen wolle, welche er ihm vorhalten werde, er die Zeit seines Lebens nicht von ihm scheiden werde." Doktor Faustus vergaß auf dieses all seines vorigen Leides und empfundenen Schreckens, und war in seinem Gemüte recht fröhlich und zufrieden, daß er endlich, nach so vielen Sorgen, dasjenige überkommen sollte, wonach sein Herz so lange Zeit verlanget hatte; daher sprach er getrost zu dem Geist: „Wohlan, dieweil Du mir dienen willst, so beschwöre ich Dich nochmals zum ersten, andern und drittenmal, daß Du morgen in meiner Behausung erscheinen sollest; allwo wir denn von allem dem, was ich und Du zu thun haben, zur Genüge reden und handeln wollen." Dieses sagte der Geist dem Doktor Faustus zu: alsobald zertrat dieser den Zirkel mit Füßen, ging mit Freuden heraus, eilte der Stadtpforte zu und erwartete mit sehnlichem Verlangen den bald ankommenden Tag.

Nun saß er unter tausenderlei verwirrten Gedanken in seinem Stüblein. Eine, zwei und mehr Stunden laufen vorbei, der Geist will doch nicht er-

scheinen: hinter, vor und neben sich forschet ohne Unterlaß Doktor Faustus, ob er noch nichts erblicken möge; aber alles vergebens, so daß er sich schon des Geistes und seiner Erscheinung verziehen wollte: endlich, da ersiehet er zur Mittagszeit etwas nahe bei dem Ofen gleich als einen Schatten hergehen, und dünkte ihm doch, es wäre ein Mensch; bald aber sieht er denselben auf eine andere Weise; daher er denn zur Stunde seine Beschwörung aufs neue anfing und den Geist beschwor, er sollte sich recht sehen lassen. Da ist alsobald der Geist hinter den Ofen gewandert und hat, den Kopf als ein Mensch hervorgesteckt, sich sichtbarlich sehen lassen und vor dem Doktor Faustus sich wieder und wieder gebücket und seine Reverenz gemacht. Nach einigem Bedenken begehrte Faust, der Geist sollte hervorgehen und ihm, seinem Versprechen nach, die Punkte vorhalten, unter deren Beding er ihm dienen wolle. Der Geist schlug ihm solches anfangs ab und meinte, er sei so gar weit nicht von ihm, er könne dennoch mit ihm von allerhand nötigen Dingen Unterredung pflegen. Da ereiferte sich Faustus und wollte aufs neue seine Beschwörung anfangen und ihm noch härter zusetzen; das aber war dem Geist nicht gelegen und so ging er hinter dem Ofen hervor. Da sah nun Faust mehr, als ihm lieb war, denn die Stube ward in einem Augenblick voller Feuerflammen, die sich hin und wieder ausbreiteten; der Geist hatte zwar einen natürlichen Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war gar zottig, gleich als eines Bären, und mit feurigen Augen blickte er Faustum an, worüber dieser sehr erschrak und ihm befahl, er sollte sich wieder hinter den Ofen ducken, wie er auch that. Darauf fragte ihn Doktor Faustus, ob er sich nicht anders, denn in einer so abscheulichen und greulichen Gestalt zeigen könnte? Der Geist antwortete: Nein; denn, sagte er, er wäre kein Diener, sondern ein Fürst unter den Geistern; wenn er ihm dasjenige leisten und halten wolle, was er ihm vorhalten werde, so wolle er ihm einen Geist zuschicken, der ihm bis an sein Ende dienen werde und nicht von ihm weichen, ja in allem und jedem willfahren, was nur seinem Herzen würde belieben zu wünschen und zu begehren.

Auf solchen Vorschlag des Satans antwortete Faust, er solle ihm nur sein Verlangen eröffnen und vorhalten. Der Teufel spricht: „So schreibe sie denn von Wort zu Worten auf und gieb alsdann richtigen Bescheid, es wird Dich nicht gereuen! Ich will Dir hiermit fünf Artikel vorschreiben: nimmst Du sie an, wohl und gut; wo aber nicht, sollst Du mich hinfüro nicht mehr zwingen zu erscheinen, wenn Du auch gleich alle Deine Kunst zu rate ziehen würdest." Also nahm Doktor Faustus seine Feder zur Hand und verzeichnete, wie folgt:

1) Er soll Gott und allem himmlischen Heer absagen.

2) Er soll aller Menschen Feind sein, und sonderlich derjenigen, so ihn *seines bösen* Lebens wegen würden strafen wollen.

3) Den Pfaffen und geistlichen Personen soll er nicht gehorchen, sondern sie anfeinden.

4) Zu keiner Kirche gehen, die Predigten nicht besuchen, auch die Sakramente nicht gebrauchen.

5) Den Ehestand hassen, sich in denselben nicht einlassen, nie verehelichen.

Wenn er diese fünf Artikel wolle annehmen, so solle er sie zur Bestätigung mit seinem eigenen Blute bekräftigen und ihm einen Schuldbrief, von seiner eigenen Hand geschrieben, übergeben, alsdann wolle er ihn zu einem Mann machen, der nicht allein alle erdenkliche Lust und Freude haben und die Zeit seines Lebens über genießen solle, sondern es sollte auch seines gleichen in der Kunst nicht sein.

Doktor Faustus saß hierüber in sehr tiefen Gedanken, und je mehr und öfter er diese greuliche und gottsvergessene Artikel übersah und überlas, je schwerer sie ihm zu halten fallen wollten; doch bedachte er sich endlich und meinte, weil doch der Teufel ein Lügner sei und ihm schwerlich alles dasjenige, wonach etwa sein Herz verlangen würde, seiner Zusage nach, schaffen und zuwege bringen würde, so wolle er auch alsdann noch wohl andern Sinnes werden. Und wenn es ja mit der Zeit dahin käme, daß er ihn, als sein wahres Unterpfand, haben und hinnehmen wollte, so könnte er wohl bei Zeiten ausreißen und sich wiederum mit der christlichen Kirche versöhnen; würde ihm denn über alles Verhoffen Zeit und Raum zu kurz, sich zu bekehren, so habe er gleichwohl nach seines Herzens Lust und Begierde in dieser Welt gelebt: halte der Geist etwa in einem und anderm keinem Glauben, trotz seiner Zusage, so sei er ihm auch hinwiederum nicht Glauben zu halten schuldig.

So sagte er endlich in Leichtsinn und Gottesvergessenheit zu einem Artikel um den andern laut und unumwunden ja. Der Geist aber, auf des Doktors deutliche Erklärung, wendete nichts weiter ein und sprach: „So komm denn, so viel Dir immer möglich ist, diesen Forderungen nach; aber Deine eigene Handschrift mit Deinem Blut gezeichnet wirst Du mir geben; stelle es also an, und lege sie auf den Tisch, so will ich sie holen." Doktor Faustus antwortete: „Wohlan, es ist so gut: aber eines bitte ich Dich zum letzten, daß Du mir nicht mehr so greulich und in Deiner jetzigen Gestalt erscheinen wollest, sondern etwa in eines Mönchs oder eines andern bekleideten Menschen Gestalt," welches denn der Geist dem Faustus zusagte und also verschwand.

Nachdem nun der höllische Geist gewichen, vielleicht die Zeit zu gewinnen, um die versprochene Handschrift zu fertigen, hätte Faust wohl noch Zeit gehabt, seinen Abfall von Gott mit reuigem, bußfertigem Herzen gut zu machen: allein er trachtete nur dahin, wie er seine Wollust und sein Mütlein in dieser Welt recht abkühlen möchte, und war eben auch der Meinung, welcher

jener vornehme Herr gewesen, der unter andern auf dem Reichstage zu etlichen gesagt hat: Himmel hin, Himmel her, ich nehme hier das meinige, mit dem ich mich auch erlustige, und lasse Himmel Himmel sein; wer weiß, ob die Auferstehung der Toten wahr sei?

So nahm denn Faustus ein spitziges Schreibmesser und öffnete sich an der linken Hand ein Äderlein; das ausfließende Blut faßte er in ein Glas, setzte sich nieder und schrieb mit seinem Blut und eigener Hand nachfolgenden Schuldbrief:

„Ich Johannes Faustus, Doktor, bekenne hier öffentlich am Tag, nachdem ich jederzeit zu Gemüt gefasset, wie diese Welt mit allerlei Weisheit, Geschicklichkeit, Hoheit begabet, und allezeit mit hochverständigen Leuten geblühet hat; dieweil ich denn von Gott dem Schöpfer nicht also erleuchtet, und doch der Magie fähig bin, auch dazu meine Natur himmlischen Einflüssen geneigt, zudem auch gewiß und am Tage ist, daß der irdische Gott, den die Welt den Teufel pflegt zu nennen, so erfahren, gewaltig und geschickt ist, daß ihm nichts unmöglich ist; so wende ich mich nun zu ihm, und nach seinem Versprechen soll er mir alles leisten und erfüllen, was mein Herz, Gemüt und Sinn begehret und haben will, und soll an nichts ein Mangel sichtbar werden; und so denn dem also sein wird, so verschreibe ich mich hiermit mit meinem eigenen Blut, welches ich, obwohl ich bekennen muß, daß ichs von dem Gott des Himmels empfangen habe, samt Leib und Gliedmaßen, so mir durch meine Eltern gegeben sind, mit allem, was an mir ist, samt meiner Seele, hiemit diesem irdischen Gott zu Kaufe gebe, und verspreche mich ihm mit Leib und Seele.

Dagegen sage ich vermöge der mir vorgehaltenen Artikel ab allem himmlischen Heer und allem, was Gottes Freund sein mag. Zur Bekräftigung meiner Verheißung will ich diesem allen getreulich nachkommen; und dieweil unser aufgerichtetes Bündnis vierundzwanzig Jahr währen soll, so soll denn der Satan, wenn diese Jahre verflossen sind, dieses sein Unterpfand, Leib und Seele, angreifen und darüber zu schalten und zu walten Macht haben: soll auch kein Wort Gottes, auch nicht die solches predigen und vortragen, hierin einige Verhinderung thun, ob sie mich schon bekehren wollten. Zu Urkund dieser Handschrift habe ich solche mit meinem eigenen Blute bekräftiget und eigenhändig geschrieben.

Faustus, Doktor."

Als er nun solche gräßliche Verschreibung verfertigt hatte, erschien bald darauf der Teufel in eines grauen Mönchs Gestalt und trat zu ihm, da denn Doktor Faustus ihm seine Handschrift eingehändigt, darauf dieser gesagt: „Fauste, dieweil Du denn mir Dich also verschrieben hast, so sollst Du wissen, daß Dir auch soll treulich gedienet werden. Ich jedoch, als der Fürst dieser Welt, diene persönlich keinem Menschen; alles, was unter dem Himmel ist,

das ist mein, darum diene ich niemand: aber morgenden Tags will ich Dir einen gelehrten und erfahrnen Geist senden, der soll Dir die Zeit Deines Lebens dienen und gehorsam sein; sollst Dich auch vor ihm nicht fürchten noch entsetzen, er soll Dir in der Gestalt eines grauen Mönchs, wie ich anjetzo, erscheinen und dienen. Hiermit nehme ich diese Deine Handschrift; und gehabe Dich wohl!" Also verschwand er.

Gleich abends, als Doktor Faustus nun zu Nacht gegessen hatte, und kaum in seine Studierstube gekommen war, siehe, da klopft jemand sittiglich an der Stubenthür, dessen Faustus nicht gewohnt war, zumal die Hausthüren allbereits verschlossen waren. Er merkte aber bald, was es bedeute, und öffnete die Thüre: da stand ihm gegenüber eine lange in grauen Mönchshabit gekleidete Person, dem Ansehen nach eines ziemlichen Alters: denn der Fremde hatte ein ganz graues Bärtlein; den hieß er alsbald in die Stube gehen und sich zu ihm auf die Bank niedersetzen, welches der Geist auch gethan. Auf das Befragen des Doktors, was denn des Geistes Geschäft sei, antwortete dieser: „O Fauste, wie hast Du mir meine Herrlichkeit genommen, daß ich nun eines Menschen Diener sein muß! Dieweil ich aber von unserm Obersten dazu gezwungen worden, muß ich es wohl lassen geschehen. Wenn aber das Ziel wird erreichet sein, so wird es mir eine kurze Zeit gewesen dünken, Dir aber wird es ein Anfang sein einer unseligen, unendlichen Zeit! So will ich mich nun von jetzo Dir ganz unterwürfig machen, sollst auch keinen Mangel bei mir haben, ich will Dir treulich dienen; so sollst Du Dich auch von mir nicht entsetzen, denn ich bin kein scheußlicher Teufel, sondern ein Spiritus familiaris, d. i. ein vertraulicher Geist, der gerne bei den Menschen wohnet."

„Wohlan denn," sagt hierauf Doktor Faustus, „so gelobe mir im Namen Deines Herrn Luzifer, daß Du allem fleißig nachkommen wollest, was ich Dir werde zumuten und von Dir begehren." Der Geist beantwortete solches mit ja. „Du sollst zugleich wissen," sagte er, „daß ich werde Mephistopheles genennet: und bei diesem Namen sollst du mich hinfort jederzeit rufen, wenn Du etwas von mir begehren willst, denn also heiße ich." Doktor Faustus erfreute sich hierüber in seinem Gemüte, daß nun sein Begehren einmal zu einem erwünschten Ende gekommen sei, und sprach: „Nun Mephistopheles, mein getreuer Diener, wie ich hoffe, so wirst Du Dich allezeit gehorsamlich finden lassen, und in dieser Gestalt, wie Du jetzund erschienen bist. Ziehe nun für diesesmal wiederum hin, bis auf mein ferneres Berufen." Auf diesen Bescheid bückte sich der Geist und verschwand.

Obwohl nun Doktor Faustus vermeinte, es könne ihm hinfüro nichts mehr mangeln, weil er einen so getreuen Diener an dem Geist habe, wollte

es doch gleichwohl nach und nach an einem und dem andern fehlen. Denn die baren Mittel von der Verlassenschaft seines vor etlichen Jahren verstorbenen Vetters hatten nunmehr ein Ende, und war von diesem allen, außer der Behausung, in welcher er wohnte, und etlichen Wiesen und Feldern weniges mehr übrig, wegen des vielen Spielens und Bankettierens, zu dem der Erbe sehr geneigt war. Daher hielt er mit seinem Mephistopheles Rat, wie er doch andere Mittel anstatt der verlornen erlangen möchte, damit er eine bessere Haushaltung führen könnte. Der Geist sagte: „Mein Herr Fauste, gieb Dich zufrieden und beschwere Dein Gemüt nicht mit dergleichen kummerhaften Gedanken; sorge doch hinfüro für nichts mehr, ich bin ja Dein Diener, Dein getreuer Diener, und so lange Du mich haben wirst, sollst Du keinen Mangel an irgend etwas haben: darum sollst Du nicht sorgen noch trachten, wie deine Haushaltung möge fortgeführet werden, weil Du weniges Einkommen hast, und das andere fast aufgezehrt ist. Denn wenn Du nur Schüsseln, Teller, Kannen und Krüge hast, so hast Du schon übrig genug; für Essen und Trinken aber darfst Du nicht sorgen, ich will Dein Koch und Kellner sein; dinge nur keine Magd, die es vielleicht verraten möchte; aber einen Famulus oder Jungen magst Du wohl haben, ingleichen auch Gäste und gute Freunde, die Dir gutes gönnen, und des Deinigen bisher leidlich genossen: die magst Du immerhin einladen und berufen und mit ihnen fröhlichen und guten Mutes sein."

Daß nun dieses Anerbieten des Geistes dem Doktor Faustus erfreulich müsse zu hören gewesen sein, ist wohl zu glauben: allein er wollte fast darob zweifeln, weswegen er auch zum Geist sprach: „Mein lieber Mephistopheles, ich muß doch gleichwohl fragen, wie und woher willst Du solches alles überkommen?" Der Geist lächelte hierüber und sprach: „Dafür sorge Du nur nicht; aus aller Könige, Fürsten und großer Herren Höfen kann ich Dich sattsamlich versehen; an Kleidern, Schuhen und anderm Gewand sollst Du auch keinen Mangel leiden. Nur, Getränk und Speise zu bekommen, dazu mußt Du freilich auch das Deinige thun; denn ich weiß nicht, was Du am liebsten issest und trinkest: darum was Du abends und morgens verlangest und haben willst, das verzeichne und lege das Verzeichnis auf den Tisch, daß ich es hole und alles Dir zu rechter Zeit verschaffe." Dessen erfreute sich Faustus gar sehr und that dem also, verzeichnete zur Stunde die Kost neben einem guten Trunk zweier oder dreierlei Weingewächse, um zu sehen, ob ihm der Geist auch das gethane Versprechen erfüllen würde.

Abends um sieben Uhr wurde ihm hierauf zum erstenmale der Tisch gedeckt, auf welchen denn der Geist ein zierlich vergoldetes Trinkgeschirr setzte. Auf die Frage, woher denn der schöne Becher stamme, antwortete der Geist: er solle danach nicht fragen, er habe ihm dieses in das Haus verehrt, dessen sollte er sich ins künftige bedienen; worauf Faustus schwieg und zugleich sah, daß Semmeln und andere Dinge mehr auf dem Tische lagen, ja nicht lang hernach fanden sich da sechs oder acht Gerichte, welche alle warm und auf das

beste zugerichtet waren, wie dann auch die Weine nach einander auf den Tisch gestellt wurden.

Da nun Faustus für nichts mehr zu sorgen hatte, woher er Essen, Trinken, Geld und anderes überkäme, brachte er Tag und Nacht im Saus und Brause hin, spielte, fraß und soff mit seinen Zechbrüdern, Goldmachern, etlichen Studiosen so, daß nach einiger Zeit fast jedermann in der Stadt, sonderlich die Nachbarschaft, weil Doktor Faustus sich um nichts bekümmerte, weder um die Praxis noch um seine Äcker und Wiesen, die er von seinem Vetter ererbt hatte, zu zweifeln anfing, ob dieses recht zugehe, weil Faustus nicht von der Luft leben könne, dazu er ohnedem schon wegen Zauberei in ziemlichem Verdacht bei jedermännlich stand. Diesen Argwohn den Leuten zu benehmen, ermahnte der Geist seinen Herrn eine bessere Haushaltung zu führen, selbst die Äcker zu besäen, das Heu und Grummet von seinen Wiesen abzumähen und einzubringen, die Frucht zu schneiden und einzuernten, legte sofort in Fausts Namen Hand an und brachte diesen wieder in ehrlicheren Ruf. Es war damals aber eine unbequeme Zeit und die Frucht nicht wohl geraten; dennoch schnitt Faustus dreifach so viel von seinen geerbten Gütern, als sein nächster Nachbar that.

Allein dem Doktor Faust wollte in die Länge dieses eingezogene ehrbare Leben nicht gefallen; er sprach deshalb mit allem Ernste zu seinem Geiste: „Schaff mir, o Mephistopheles, Geld, woher Du es gleich nehmen solltest, denn ich bin gar geneigt zum Spielen, welches ich auch für meine liebste Beschäftigung halte; damit will ich nicht allein meine Zeit vertreiben, sondern auch außerhalb dieses meines Hauses meine gute Lust in guten Gesellschaften recht büßen. Meinest Du, Mephistopheles, ich habe mich Deinem Fürsten, dem Luzifer, so hoch verpflichtet, daß ich ein mönchisches eingezogenes Leben führen wolle? O nein, es ist viel anders gemeint. Schaffe Du mir, nach Deines Herrn Versprechen, ein gutes Leben auf dieser Welt und verrichte daneben das meinige, wie bisher, um den Leuten den Argwohn zu benehmen." Mephistopheles antwortete hierauf: „Mein Herr Fauste, was habe ich Dir jemals versagt? habe ich nicht durch Wartung der Felder und Wiesen, durch Einsammlung der Früchte soviel zu Wege gebracht, daß Du Deine Haushaltung hast führen mögen, sondern auch dadurch den Leuten ziemlich aus den Mäulern bist kommen?" Doktor Faustus bejahte solches und sprach: „Es ist wahr, und ich danke Dir wegen Deines Fleißes und Deiner Vorsorge; allein, mein Diener, es wird mir solches zu halten in die Länge beschwerlich fallen, darum will ich nun hiermit mein ganzes Herz vor dir ausschütten; willst Du nicht alles dasjenige thun und verrichten, was ich haben will, und mir meine übrige Lebenszeit alle gehörige Notdurft und ersinnliche Ergetzlichkeit verschaffen, so sage ja oder nein."

Mephistopheles sah wohl, daß sich Doktor Faustus ereifert hatte, und antwortete demnach: „Wohlan, mein Herr, ich bekenne es, daß ich Dein Diener und also schuldig bin, Dir allen gebührenden Gehorsam zu leisten. Damit Du mich nun nicht für einen Lügengeist halten mögest, so sollst Du sehen und in der That erfahren, daß keine Unwahrheit an mir sei, ich will Dir Geld und alles, was Du von nöten hast, zur Genüge verschaffen; aber eines bitte ich Dich, dieweil etliche Dich eben darum werden anfeinden, daß es Dir so wohl ergehet, so halte auch Deine mit Deinem Blut geschriebene Zusage, daß Du alle diejenigen wollest verfolgen, die Dich etwa Deines Lebens wegen strafen werden, dessen erinnere ich Dich nochmals."

Doktor Faustus gab dem Geist wiederum gute Worte, und dieser erfüllte nun in allem und jedem seinen Willen; Geld ward ihm zugetragen, er wurde mit Kleidung, Schuhen, Bettgewand versehen, an allerhand Speisen und Getränken mangelte es nie, kein Holz kaufte er je und hatte doch dessen einen großen Vorrat. Hernach aber wollte es der Geist auch nicht mehr schaffen, sondern Doktor Faustus mußte das seinige dabei thun und mit seiner Kunst etwas zuwege bringen, wie wir bald hören werden.

Doktor Faustus hatte nun gute Tage und tägliches Wohlleben, weil ihm an nichts gemangelt, wonach sein Herz gelüstete; jedoch konnte es unter solcher Zeit nicht wohl fehlen, daß nicht etwa ein einiger guter Gedanke in seinem Herzen hätte sollen aufstehen, der ihm von der Allmacht, Güte und Treue des Gottes, den er ja so schändlich wider besser Wissen und Gewissen verleugnet, hätte sollen heimlich predigen und sein Gewissen rühren; zumalen ihm solches sonst, wegen verbotener Besuchung des Gottesdiensts und verwehrten Genusses des heil. Sakraments, nicht gerühret werden mochte. So sprach er denn einsmals zu sich selber: „Ich habe gleichwohl bei mir die heilige Bibel und noch andere christliche Bücher mehr; ich kann in diesen wohl lesen, ob mir gleich die Kirche und der Gottesdienst verboten ist; mit diesen will ich zu Hause meine Kirche anstellen; es muß mein böses Gewissen dem Teufel nicht allezeit offen stehen; es ist doch noch bei mir ein kleines Fünklein einiger Zuversicht und eines Andenkens an Gott! Wer weiß, Gott möchte sich meiner dermaleins noch erbarmen!"

Hierauf ist der Geist Mephistopheles zu ihm getreten und hat ihm diese seine Gedanken vorgehalten, sprechend: „Mein Herr Fauste, ich will Dir Deines jetzigen Vorhabens halber ganz und gar nicht zuwider oder daran hinderlich sein: allein eins bitte ich Dich, betrachte wohl, was Du in dem vierten Artikel Deiner Verschreibung zugesagt und versprochen; das halte, willst Du nicht in Unglück geraten. Das Bibelbuch belangend (denn die andern achte ich nicht), soll Dir wohl darin zu lesen vergünstiget sein; jedoch nicht mehr als das erste, andere und fünfte Buch Mosis; der andern Bücher

aller, ohne den Hiob, sollst Du müßig gehen. Den Psalter Davids lasse ich nicht zu; desgleichen im neuen Testament magst Du drei Jünger, so von den Thaten Christi geschrieben haben, als den Zöllner, Maler und Arzt lesen (der Geist meinte den Matthäus, Markus und Lukas): den Johannes meide: den Schwätzer Paulus und andere, so Episteln geschrieben haben, lasse ich auch nicht zu! Darnach wisse Dich zu richten. Darum wäre mein Rat, gleichwie Du anfänglich in der Theologia studieret, nämlich in den Schriften der Kirchenväter, daß Du darin fortfahren möchtest, diese will ich Dir nicht verwehren; so hast Du Dich auch verschworen, Du wollest der Dreifaltigkeit absagen, wollest auch davon nichts reden oder viel disputieren, wie ingleichen von den Sakramenten und andern Glaubenspunkten; so Du aber je mit disputieren Dich willst erlustigen, so nimm dazu Anlaß von den Konzilien, Ceremonien, Messe, Fegfeuer und andern dergleichen Glaubenssachen mehr zu reden!"

Doktor Faustus ereiferte sich und sagte: „Ja, lieber Gesell, Du wirst mir nicht allzeit Maß und Ordnung vorschreiben, was ich hierin thun oder lassen soll!" Mephistopheles, ganz erzürnt, gab ihm diese Antwort: „So sage und schwöre ich bei meinem höchsten Herrn, der unter dem Himmel ein Fürst, ja ein mächtiger und gewaltiger Fürst regieret, Du mußt dieses meiden und die Bücher, die ich Dir verboten habe verfolgen und darin nicht lesen, oder Dir soll etwas begegnen, das Dir nicht lieb sein wird!"

Faustus antwortete: „Nun leider sehe ich, wie hoch ich mich an Gott vergriffen und wie vermessentlich ich mich durch jene Artikel verpflichtet habe, daß ich nicht mehr lesen und reden darf, was doch andere frei und ungehindert thun dürfen; ach, was hab ich gethan! — Wohlan," sagte er weiter, „besagte Bücher der heiligen Schrift will ich nicht lesen, dazu von Glaubenssachen nicht disputieren; das aber verlange ich von Dir, Du thuest es gern oder nicht, daß Du mir verheißest, mein Prädikant zu sein und mir alles dasjenige, wovon ich gerne einen Unterricht und Wissenschaft haben möchte, kurz und deutlich zu berichten und als ein hocherfahrener Geist zu lehren;" welches ihm denn der Geist treulich zusagte.

Da berichtete ihm denn der Geist ausführlich, zu welcher Klasse von Geistern er selbst gehöre, wie viel der bösen Geister seien, warum der Teufel aus dem Himmel verstoßen worden; er erzählte ihm, wiewohl widerwillig und voll Ingrimm, vom Himmel und den himmlischen Heerscharen, von den Engeln vor Gottes Thron, vom Paradies; dann wieder von der Ordnung der Teufel, von ihrer Hoffnung, dereinst noch selig zu werden, und von der Hölle. Da denn der Geist seine Rede mit den nachdenklichen Worten beschloß: „Wenn ich aber ein Mensch geboren worden wäre wie Du, o Fauste, so wollte ich Tag und Nacht meine Hände mit Danksagung gegen Gott im Himmel aufheben, daß er Seinen Sohn, mit dem menschlichen Fleisch und Blut bekleidet hat; sich des menschlichen Geschlechtes annimmt, daß er es von des

Teufels Gewalt erlöse; der Teufel ärgster Feind worden und dem Menschen das ewige Leben giebt; dagegen muß der Teufel in der Hölle wiederum büßen, was er verderbet hat: solcher Erlösung, mein Herr Fauste, bist auch Du teilhaftig gewesen, aber nun, wegen Deiner zeitlichen Pracht, Ehrgeizes und Hoffart, hast Du solche verscherzt und mußt ohne allen Zweifel gleicher Verdammnis mit dem Teufel, den Du hiezu gleichwohl herbeigerufen hast, in der Hölle gewärtig sein." Auf diese ungescheute Aussage des Geistes schwieg Doktor Faust und entließ den Geist.

Als er aber des Nachts zu Bette gegangen, klangen ihm die Reden des Geistes unaufhörlich in den Ohren wie ein ferner Sturmwind, worüber er seufzte und also mit sich selbst sprach: „Ach Du elender und verfluchter Mensch, Dir hat Gott Leib und Seele gegeben, diese solltest Du besser verwahret haben! Zudem, wie hätte doch Gott der Herr seine Güte, Gnade und Barmherzigkeit reichlicher gegen Dich ausschütten oder Dir zueignen können, denn daß er seinen einigen Sohn in diese Welt gesendet, auf daß er das verderbte menschliche Geschlecht wiederum zurecht brächte und die Menschen das ewige Leben hiedurch im Glauben erlangen möchten? Dafür sollte ich ja billig, wie der Geist ganz recht gesagt, mein Lebenlang dankbar gewesen sein! Ach! daß ich um eines so kurzen und zeitlichen wollüstigen Lebens willen mich mit dem Teufel also böslich verbunden habe! Nunmehr aber ist es mit meiner Buße und Reue ohne allen Zweifel zu spät. Ach! daß ich nur noch ein kleines Fünklein eines rechten Glaubens hätte zu Christo; oder daß ich Macht und Erlaubnis hätte, mich mit einem Geistlichen zu unterreden, auf daß ich von ihm einigen Trost, oder wohl gar die Vergebung meiner schweren Sünde empfinge! Aber von nun an wird es leider viel zu spät sein!"

So saß denn einmal Doktor Faust, den Kopf in der Hand haltend, daheim in großem Unmut und dachte seinem künftigen bösen Zustande nach, wie er sich so leichtfertig dem Teufel ergeben hätte, der ihn nun nach seinem Gefallen regiere und führe: daher er seinen Geist ob der Mittagsmahlzeit, da er niemand um sich gehabt, fragte, ob ihn denn der Teufel wie andere sichere und gottlose Menschen schon vorlängst auch regiert und besessen hätte? Dem gab Mephistopheles zur Antwort: „Ja, Dein Herz oder vielmehr Dein ganzes Leben war von Jugend auf nicht recht beschaffen, noch richtig nach Gottes Wort; daher ward es bald eingenommen, denn wir sahen Deine Gedanken, womit Du umgingst, und wie Du niemand sonst zu Deinem Vorhaben möchtest gebrauchen können, denn den Teufel; siehe, so machten wir Deine Gedanken, womit Du umgingest, noch frecher und kecker, auch so begehrlich, daß Du Tag und Nacht nicht Ruhe hattest, sondern daß Dein Tichten und Trachten nur dahin stand, wie Du Zauberei zuwege bringen möchtest: auch da Du hernach uns beschwurest, machten wir Dich erst so frech und

verwegen, daß Du Dich eher dem Teufel hättest hinführen lassen, ehe Du von solchem Zauberwerk wärest abgestanden: hernach verhärteten wir Dein Herz noch mehr, bis wir es so weit gebracht, daß Du nunmehr von Deinem Vornehmen nimmer würdest abstehen, allezeit dahin trachtend, wie Du einen Geist möchtest herbeilocken, bis es uns endlich gelungen, daß Du Dich mit Leib und Seel unserm Fürsten Luzifer ergeben; was alles Dir denn, mein Herr Faust, nicht unbekannt sein kann!"

„Es ist wahr," sagte hierauf Doktor Faustus, „nun kann ich aber nicht mehr anders thun, auch habe ich mich selbst gefangen; hätte ich gottseligere Gedanken gehabt, mich mit dem Gebet zu Gott gehalten und den Teufel nicht so sehr bei mir einwurzeln lassen, so wäre mir solches alles nicht begegnet; ei, was habe ich gethan!" Da antwortete der Geist: „Da siehe Du zu." Also stand Doktor Faustus zur Stunde vom Tisch auf und ging traurig aus dem Haus hin zu guter Gesellschaft, damit er daselbst seine Schwermut und Melancholie besser vertriebe und die Zeit anders zubrächte.

In Wahrheit hatte aber Faust auch ein herrliches Leben voll zeitlicher Macht und Wollust. In einem schönen, stattlichen Hause bewohnte er zwei Säle, dort vernahm man mitten in der Winterszeit den Zusammenklang eines lieblichen Vogelgesanges; die Amsel, die Wachtel schlug fröhlich, die Nachtigall tirilierte unvergleichlich; der Papagei, gegenüber hängend, redete aufs zierlichste: die Zimmer waren mit den schönsten Tapeten behangen, mit herrlichen Gemälden geziert und mit Kostbarkeiten aller Art ausgestattet. Im Vorhofe des anstoßenden Zaubergartens sah man mit Lust indianische Hähne und Hennen, Rebhühner und Haselhühner, Kraniche, Reiher, Schwäne und Störche, ohne alle Scheu lustwandeln. Der Garten selbst war nicht sonderlich groß, aber ausbündig herrlich, denn da, wiewohl sonst zur Winterszeit in der Stadt alles mit Schnee bedeckt war, sah man nie Winter, sondern immer nur lustigen, fröhlichen Sommer mit Gewächsen, Laub und Gras und den buntesten Blumen; dazu waren schöne Weinstöcke zu sehen mit mancherlei Trauben behängt, alle schon reif; bunte Tulpen, gefüllte Josephsstäbe, Narzissen und Rosen blühten und flammten dazwischen. An den Mauern des Gartens der Länge nach waren Granaten, Pomeranzen, Limonien- und Citronenbäume in schnurgraden Reihen aufgestellt; Kirsch-, Birn- und Apfelbäume standen bunt durcheinander wie ein Wald, und alle hingen immer voll Früchte. Ja, da mochte man erst Wunder sehen, denn da waren Birnbäume, die trugen Datteln, und junge Kirschbäume, daran hingen Feigen; und wiederum an dichten Apfelbäumen waren zeitige schwarze Kastanien zu sehen. Zu oberst im Hause, da stand ein schmuckes Taubenhaus, darin flogen Tauben aller Art und von den seltensten Farben und nicht nur zahme, sondern auch wilde Feldtauben aus und ein. Unten aber im Hause, vor einem Stall an der Einfahrt, lag des Doktor Faustus großer Zauberhund, der ihm, wenn er aus dem Hause ging, nicht von der Seite wich. Sein Name war Prästigiar oder

Hexenmeister; der hatte Augen ganz feuerrot und graulich und schwarzes zottiges Haar; wenn ihm aber Faust über den Rücken fuhr, verwandelte sich seine Farbe und wurde bald grau, bald weiß, bald gelblich oder braun, und das Tier machte gar seltsame Sprünge und Gaukeleien, wenn es mit seinem wunderlichen Herrn, der auch seinen eigenen Schritt hatte, dahinpudelte.

Nun lasset Euch aber auch eins um das andere von den lustigen Stücken und Teufeleien erzählen, die der Erzschwarzkünstler Doktor Faustus mit Hilfe seines Geistes Mephistopheles da und dort in der Welt ausübte.

Es studierten zu der Zeit, nämlich Anno 1525, drei junge Freiherren zu Wittenberg samt ihrem Hofmeister. Diese, als sie erfahren, daß das Kurfürstlich Bayerische Beilager mit nächstem sollte zu München vollzogen werden, wie denn bereits dazu allerhand erdenkliche kostbare Zubereitung mit großer Pracht wäre gemacht worden, ging ihnen dieses alles mächtig zu Herzen, und sie waren sehr begierig, etwas von solchem zu sehen, weil allda auf einmal viel zu schauen wäre. Redeten demnach mit einander und wußten doch nicht, wie sie die Sache angreifen sollten; der eine wollte, sie sollten mit ihm ziehen, weil übermorgen der Hofmeister auf eines Freundes Hochzeit, wiewohl nicht weit von der Stadt, verreisen würde; er wollte schon Rosse zu reiten bekommen, bei dem Hofmeister wollten sie sich wohl entschuldigen u. s. f. Der andere war mit diesem wohl zufrieden und verlangte nur die Zeit der Abreise, wiewohl ihm des Hofmeisters Abwesenheit im Wege stand. Der dritte aber sprach: „Ihr lieben Herren Vetter, wenn Ihr mir folgen wolltet, so wüßte ich wohl zu diesem Handel einen guten Rat, wobei wir weder Sattel noch Pferde dazu bedürften, könnten nichts desto weniger bald, ehe man es auch allhier unter andern wahrnähme, wiederum zu Hause sein. Euch ist allesamt wohl bewußt, wie Doktor Faustus allhier als ein sonderlicher Freund und guter Gönner der Studenten uns, die wir viel Kurzweil und Ergetzlichkeit zu verschiedenen malen in seiner Behausung genossen haben, geneigt und gewogen sei, auch was er zuwege bringen und vermittelst seiner, wiewohl in stiller Heimlichkeit gehaltenen, Schwarzkunst verrichten möge. Dieses nun unser Verlangen, das fürstliche Beilager zu sehen, wollen wir ihm vortragen, ihn deswegen beschicken und freundlich darum ansprechen, unter dem Versprechen einer stattlichen Verehrung, so er uns in diesem Stücke zu willen sein würde." Solcher Rat mißfiel den zweien andern nicht; es wurde beschlossen, eine stattliche Zusammenkunft zu veranstalten, zu der sie auch den Doktor Faustus beriefen. Nach einem kleinen Umtrunke gaben sie ihm ihr Verlangen und die Ursache seines Beschickens zu verstehen; darein er denn alsobald willigte und ihnen aufs möglichste zu dienen zusagte, nur daß sie solches in der Stille halten möchten.

Den Abend nun zuvor, als morgenden Tags darauf das fürstliche Beilager seinen Anfang nehmen sollte, beruft Faustus die drei Freiherren in seine Behausung, befiehlt ihnen, sie sollen sich aufs schönste ankleiden, was denn zur Stunde geschah; bedeutet ihnen zugleich: „Er wolle gern ihres Willens sein und sie in gar kurzer Zeit nach München bringen, aber sie sollten ihm treulich verheißen und zusagen, daß keiner unter ihnen während dieser Fahrt ein Wort reden, auch, ob sie schon in den fürstlichen Palast kämen und man mit ihnen reden würde, daß sie ja keine Antwort geben sollten; wenn sie solches leisten würden, so wolle er sie sicher und ohne Gefahr dahin führen und von da wiederum nach Hause bringen; wo sie aber dem nicht würden nachkommen, sondern während der Zeit etwas reden und sich versehen, so wollte er außer der Schuld sein, und sollte alle Gefahr alsdann auf ihrem Halse liegen." Darauf sie denn solches ihm zu thun zusagten und mit aller Pünktlichkeit einhalten zu wollen versprachen.

Vor Tages nun richtete Doktor Faustus seine Fahrt also zu: er legte seinen Nachtmantel ausgebreitet auf ein Beet im Garten seines Hauses, setzte die drei jungen Barone darauf, sprach noch einmal ihnen tröstlich zu, sie sollten unerschrocken sein und sich nicht fürchten und nur ihres Versprechens eingedenk sein, nicht zu reden, sie würden bald an dem verlangten Ort sein; und siehe, da erhob sich bald ein Wind, der schlug den Mantel zu, daß sie zusamt dem Faustus darin wohl geborgen lagen, und so hob der Wind den Mantel empor und fuhren sie mit einander in des ††† Namen, den Doktor Faustus beschworen, fort, erschienen auch nach Verfluß etlicher Stunden, bei schon hellem Tage, in dem Vorhofe des fürstlichen Palasts zu München, ohne daß jemand ihrer gewahr geworden, wie und welcher Gestalt sie dahingekommen. Nachdem sie sich aber dem Palaste genähert und der Hofmarschall ihrer ansichtig geworden, empfing dieser sie gar höflich und ließ sie, als Fremde, durch andere, weil er selbst sehr beschäftiget war, in den obern Saal begleiten. Es kam aber zuerst dem Hofmarschall und nachmals dem Hofjunker, der sie begleitete, wunderseltsam vor, daß sie so gar auf keine Frage, woher und von wannen sie wären und kämen, etwas antworteten, sondern, gleich als ob sie stumm wären, mit tiefster Reverenz ihre Gegenehrerbietung zu verstehen gaben. Und weil mehr zu thun und nicht Zeit war, der Sache ferner nachzudenken, wurden die Freiherrn da gelassen, bis die Trauung geschehen und es nun an dem war, daß man bei herannahendem Abend zur Tafel sitzen wollte. Nachdem nun die fürstlichen Personen ihre Stelle an der Tafel genommen, und man auch mit dem Handwasser auf Befehl des Kurfürsten (dem indessen der Hofmarschall von diesen drei stummen Herren einige Meldung gethan, daß sie sich nicht zu erkennen geben wollten), bis zu ihnen gelangt war, spricht der eine von ihnen, seines Versprechens vergessend, er bedanke sich wegen solcher hohen Ehren zum allerhöchsten! Nun muß man wissen, daß Doktor Faustus, wie oben gedacht, ihnen ausdrücklich befohlen, sie sollten nicht ein Wort reden, und wenn er

würde zweimal sprechen: wohlauf, wohlauf, so sollten sie alsobald nach seinem Mantel greifen, sodann würden sie alsbald wieder den Weg unsichtbar fahren, den sie hergekommen; diesem zufolge hatten nun sofort die beiden, auf das an sie ergangene Wort des Faustus, den Mantel ergriffen und fuhren mit einander unsichtbar dahin; der Dritte aber, der sich wegen des gereichten Handwassers und der Berufung zur Tafel bedankt, ist ganz erschrocken dahinten gelassen worden.

Es ist leicht zu ermessen, wie diesem Hinterlassenen müsse zu mut gewesen sein, zumal es ja nicht lang verschwiegen bleiben mochte, und je einer dem andern von dem Handel etwas in die Ohren lispelte, bis es endlich vor die Ohren des Kurfürsten selbst gelangte, der denn bald Nachfrage halten ließ, wie es mit solchem allen eigentlich beschaffen wäre. Wie sollte aber dieser Halbgefangene auf ein anderes Ausfragen besser antworten, als mit Verschwiegenheit, weil er leichtlich erachten konnte, wenn er seine Herren Vetter verraten und den ganzen Verlauf entdecken würde, dieses gar bald ihren Eltern und ihnen selbst zu großer Beschimpfung kund gethan werden dürfte? Er getröstete sich dabei, als er auf Befehl des Kurfürsten sofort an einen wohlverwahrten Ort, gleich als in Gefangenschaft geführt wurde, daß seine Vettern ihn nicht lassen würden, sondern den Doktor Faust vermögen, daß er aus seiner Gefangenschaft wieder befreiet werden möchte. Welches denn auch nicht lange nachher geschehen: denn ehe der folgende Tag recht angebrochen, machte sich Doktor Faustus auf, kam an den Ort, wo der junge Freiherr gefangen lag, und als er sah, daß das Gemach mit etlichen von der Leibwache des Fürsten verwahrt war, bezauberte er sie als mit einem süßen Schlaf, eröffnete mit seiner Kunst Schloß und Thüre, schlug seinen Mantel um den Freiherrn, der noch gar sanft schlief, und brachte ihn also unvermerkt zu seinen beiden Vettern nach Wittenberg. Darüber waren sie denn sehr erfreuet, bedankten sich aufs höchste und beschenkten den Doktor mit einer ansehnlichen Verehrung.

Wahr ist es, daß der Geist Mephistopheles eben genug zu thun hatte, Geld und Mittel zu verschaffen, daß sein wollüstiger und verschwenderischer Herr genug zu bankettiern und zu verschlemmen hatte; er wollte daher dieses so sehr nicht mehr thun, sondern warf ihm einst mit allem Ernst vor, er wäre nun schon eine lange Zeit her mit aller Kunst und Geschicklichkeit versehen und begabt worden, daß er sich deren wohl bedienen und sich wohl selbst ernähren könnte, ohne daß er, der Geist, hinfort etwas mehr dabei thäte; dawider denn Doktor Faustus sich nicht wohl setzen durfte, weil er bei sich bedachte: „Es ist wahr, was soll mir meine Kunst und Geschicklichkeit, wenn ich deren nicht gebrauche? wie will denn mein Name ausgebreitet werden?“ Er ließ es demnach dabei beruhen. Damit er nun bei Zeiten Geld überkommen möchte, auch solches mit guten Gesellen zu verspielen hätte, wollte er ein Stücklein seiner

Kunst seine guten Freunde sehen lassen; er verfügte sich daher mit ihnen zu einem sehr reichen Juden, um bei ihm Geld aufzubringen, obwohl er nicht im Sinn hatte, dasselbe wieder zu geben: er begehrt deswegen von dem Juden sechzig Thaler auf einen Monat lang, die wolle er ihm alsdann mit Dank wiederum bezahlen, oder aber sollte er ihm ein Bein statt des Unterpfands abnehmen (welches er selbst nur scherzweise redete, der Jud' aber für Ernst aufnahm); und so leihet ihm denn der Jud' — nachdem er die andern Anwesenden zu Zeugen angerufen — die Summe.

Als nun die Zeit bereits verflossen, und der Jude, der nichts Gutes ahnte, sich in Doktor Faustus Behausung verfügte, allda sein Geld samt den Zinsen zu holen, empfing dieser ihn aufs freundlichste und sprach zu ihm: „Lieber Jud', ich weiß mich gar wohl zu entsinnen, daß ich Dir nach Verfluß dieser Zeit Dein Geld samt dem Interesse wieder zu geben versprochen, allein wer kann dafür, daß ich anjetzo nicht bei Geld bin? Willst Du nicht länger borgen, so magst Du laufen, ich gönne Dir eher keine Bratwurst!“ Leicht ist zu erachten, daß dieses dem Juden die Galle überlaufen machte, und weil noch zwei andere Juden mit ihm erschienen waren, brach er ganz entrüstet in Drohworte gegen Doktor Faustus aus: „er solle ein für allemal anderen Sinnes werden, oder er wollte sich mit Gewalt an sein versprochenes Unterpfand halten, und das sei einer von seinen Füßen!“ Doktor Faust stellte sich, als wüßte er nichts hievon, und begehrte von ihm solches auf seiner Obligation zu lesen, weil ers nicht glauben könnte; als ers nun gelesen, sagte er: „Mein Mausche, es ist wahr, ich hab' verloren, weiß Dich auch so bald nicht zu bezahlen, deswegen magst Du Dich an Dein Unterpfand halten, und hiermit hast Du Deinen Bescheid.“ Der Jude, ganz rasend, dachte: „Ich habe wohl schon ein mehreres als sechzig Thaler auf einmal verloren!“ wollte sich auch kurzweg an sein Unterpfand halten und den Fuß haben; er stellte sich aber nur so, um den Doktor Faust einen nicht geringen Schrecken einzujagen.

Aber was geschieht? Doktor Faustus thut, als sei ihm bei der Sache ganz wohl, nimmt eine Säge, legt sich auf das Faulbett, gab jene dem Juden und sprach: er sollte nun in aller Henker Namen sein Unterpfand hinnehmen, jedoch mit dieser ausdrücklichen Bedingung, daß ihm der Fuß innerhalb solcher Zeit und sobald er die ganze Summe würde entrichten wollen, wiederum alsobald zu Handen möchte gestellt werden: welches nicht allein der Jude ihm zusagte, sondern stracks darauf als ein rechter Christenfeind über den Schenkel herfuhr, den Fuß mit jüdischer Begierde absägte, das Blut mit einer aufgelegten Salbe stopfte, den guten Faustus aber, seiner Meinung nach halb tot, hinter sich ließ. Der Jude zog samt seinen Gesellen mit dem Fuß fort, dachte unterwegs und sagte zu den andern, was ihm jetzt dieser Stümmel frommen möchte? Der Fuß könnte ihn noch teuer genug zu stehen kommen, wenn Doktor Faust deswegen sterben sollte; deswegen warf er ihn, weil die andern gleiches sagten, als er über eine Brücke nach Hause ging, in ein

fließendes Wasser und zog seinen Weg, an nichts anders denkend, als daß er nimmermehr bezahlt wäre.

Mittlerweile, als dem Doktor Faust Zeit dünkte, sein Unterpfand zu lösen, beruft dieser seinen Gläubiger, den Juden, durch etliche Studenten, seine vertrauten Freunde, wie auch zween Gerichtsbediente, in seine Behausung auf einen bestimmten Tag, wo er dem Juden gegen Zurückgabe seines Unterpfands seine Schuld abstatten wollte. Wer erschrak mehr als der Jude, da er diese unverhoffte Post überkam, und noch viel mehr, da er mit Gewalt mitzugehen gezwungen ward! Faustus aber stellte sich auf des Juden Ankunft sehr verdrießlich und dabei recht ungeduldig, daß der Jude mit dem Fuß so lange ausgeblieben wäre, da er doch schon vor etlichen Tagen das Geld beisammen gehabt und nun nichts anders zu erhalten verlange, als sein Unterpfand. Der Jude, weil ers nicht mehr bei Handen hatte, konnte dieses (wie dem Faustus keineswegs verborgen war) nicht mehr herbeischaffen; er stand deswegen in nicht geringen Sorgen und erbot sich, er wollte die Schuldverschreibung wieder einhändigen und hinfüro der Schuldforderung nicht mehr gedenken, sondern sie als bezahlt unterschreiben; nur sollten sie ihm das Unterpfand erlassen. Das war eine angenehme Zeitung für unsern Faustus; der Jude aber machte sich hierauf bald zur Thüre hinaus und war froh, daß er so gut davon gekommen. Faust indessen stand wohlbehalten und mit beiden Beinen vom Bett auf, machte sich mit den Studenten nach seiner Weise mit des Juden Geld recht lustig, und alle konnten über den Possen, den Doktor Faust dem Juden angethan, nicht genug lachen.

Gleicher Weise spielte er auch einem Roßtäuscher bald nachher auf einem Jahrmarkte mit, der zu Pfeiffering gehalten wurde. Denn Faust richtete sich durch seine Kunst ein schönes lichtbraunes Pferd zu, mit welchem er auf den Markt geritten kam, eben zu der Zeit, da es am meisten Käufer gab. Er fand ihrer viel, die das Pferd feil machten, und weil es von schöner Höhe, dazu hübsch proportioniert aussah, trieben die Käufer einander hinauf, bis letztlich Doktor Faust mit einem übereinkam, der ihm vierzig Gulden bar bezahlte, dazu sich nichts anders einbildete, als hätte er einen sehr guten Kauf gemacht. Ehe nun Faustus das Geld zu sich zog, bittet er den Roßtäuscher, er sollte das Pferd unter zweien Tagen nicht in die Schwemme reiten, welches ihm der Roßtäuscher versprach, und so groß eben nicht auf dieses Versprechen achtete, also davon ritt und voller Hoffnung war, ein Ansehnliches dabei zu gewinnen. Dem Roßtäuscher fällt unterwegs, da er an ein fließendes Wasser kam, ein, was doch sein Verkäufer damit möchte gemeint haben, daß er das Pferd unter zweien Tagen nicht in die Schwemme reiten solle; wollte es demnach versuchen und also den nächsten Weg durchs Wasser fortreiten: als er nun aber fast in die Mitte des Wassers kam, siehe, da verschwand das Pferd,

der Roßtäuscher aber saß auf einem Büschel Stroh und hätte es leicht geschehen können, er wäre in Gefahr geraten.

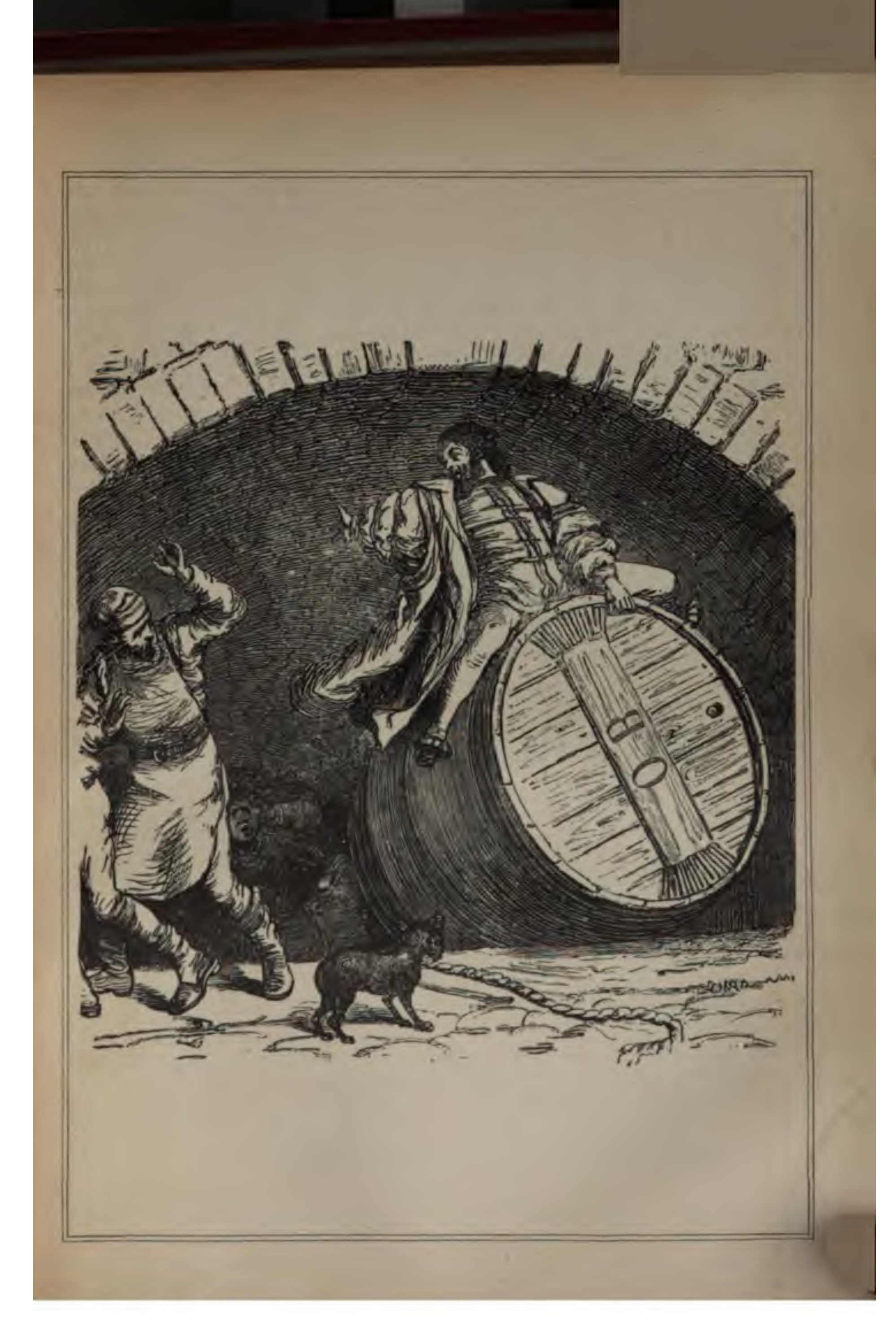
Der Mann, der vor Erstaunen und Schrecken nicht gewußt, was er that, nachdem er aus dem Wasser gewatet, läuft spornstreichs zurück in den Flecken, wo der Markt gewesen, gleich dem Wirtshause zu, wo vorher sein Verkäufer gesessen, zur Zeit aber eben auf der Bank lag, und that, als ob er fest schliefe. Der Roßtäuscher, ganz ergrimmt, da er Fausten also liegen und schlafen sieht, erwischt ihn beim Fuß, und wollt' ihn von der Bank herabziehen, damit er ihm sein Geld wieder gebe; aber da ging jenem der Schenkel gar aus, und fiel der Roßtäuscher mit demselben rücklings in die Stube, darauf denn Doktor Faustus Zeter Mordio zu schreien anhub, daß die Leute herbei liefen; der Roßtäuscher aber lief über Hals und Kopf davon, nicht anders meinend, als er hätte dem Faustus den Fuß ausgerissen.

Es studierten damals zu Wittenberg einige vornehme polnische Herren von Adel, welche mit Doktor Faust viel umgingen und gute Kundschaft bei ihm hatten. Nun war aber eben zu dieser Zeit die Leipziger Messe; sie verlangten daher sehr, dieselbe einmal zu besuchen, teils weil sie von ihr oft und viel gehört, teils weil etliche gedachten, allda von ihren Landsleuten Geld zu erheben. So baten sie denn den Doktor, er wollte doch, wie sie wohl wüßten, daß ers könnte, mit seiner Kunst so viel zuwege bringen, daß sie dahin gelangen möchten. Doktor Faustus wollte sie keine Fehlbitte thun lassen und schaffte durch seine Kunst, daß des andern Tages vor der Stadt draußen ein mit vier Pferden bespannter Landwagen stand, auf welchen sie getrost aufsaßen und in schnellem Lauf fortfuhren. Kaum aber waren sie etwa bei einer Viertelstunde fortgerückt, da sahen sie sämtlich quer über das Feld einen Hasen laufen, was sie für ein böses Reisezeichen hielten, wie sie denn mit diesen und andern Gesprächen etliche Stunden zubrachten, so daß sie noch vor abends zu ihrer großen Verwunderung in Leipzig ankamen.

Folgenden Tages besahen sie die Stadt, verwunderten sich über die Kostbarkeiten der Kaufmannschaft, verrichteten ihre Geschäfte, und als sie wieder nahe zu ihrem Wirtshaus kamen, nahmen sie wahr, daß gegenüber in einem Weinkeller die sogenannten Wein- und Bierschröter allda ein Faß Wein, sieben oder acht Eimer haltend, aus dem Keller schroten oder bringen wollten, vermochten aber doch solches nicht, wie sehr sie sich auch deswegen bemühten, bis etwa ihrer noch mehr dazu kämen. Doktor Faustus und seine Gesellen standen da still und sahen zu; da sprach Faust (der auch hier seiner Kunst wegen wollte bekannt werden) gar höhnisch zu den Schrötern: „Wie stellet Ihr Euch doch so läppisch dazu, seid Euer so viel und könnet ein solches Faß nicht zwingen, sollte es doch Einer wohl allein verrichten können, wenn er sich recht dazu schicken wollte!“ Die Schröter waren über solcher Rede recht unwillig, und

warfen, dieweil sie ihn nicht kannten, mit herben Worten um sich, unter andern: „Wenn er denn besser als sie wüßte, solch Faß zu heben und aus dem Keller zu bringen, so sollte ers in aller Teufel Namen thun, was er sie viel zu vexieren hätte?“ Unter diesem Handel kommt der Herr des Weinkellers herzu, vernimmt die Sache und sonderlich, daß der eine gesagt, es könnte das Faß einer wohl allein aus dem Keller bringen; deswegen spricht er halb zornig zu ihm: Wohlan, weil Ihr denn so starke Riesen seid, welcher unter Euch das Faß allein wird herauf und aus dem Keller bringen, dessen soll es sein!“ Doktor Faustus aber war nicht faul, und weil eben etliche Studenten dazu gekommen, ruft er diese zu Zeugen dessen, das vom Weinherrn versprochen worden, ging also hinab in den Keller, setzte sich recht breit auf das Faß, gleich als auf einen Bock, und ritt, so zu reden, das Faß, nicht ohne jedermanns Verwundern, herauf: darüber denn der Weinherr sehr erschrak; und ob er wohl vorwandte, daß dieses nicht natürlich zuginge, mußte er doch sein Versprechen halten, wollte er anders nicht den Schimpf zusamt dem Schaden haben. Also ließ er das Faß mit Wein dem Doktor Faustus verabfolgen, der es denn seinen Gesellen, zugleich auch den Zeugen, den Studenten, zum Besten gegeben, welche alsbald Anstalt machten, daß das Faß in das Wirtshaus geliefert wurde, wohin sie noch mehr andere gute Freunde baten, und sich etliche Tage davon lustig machten, so lang ein Tropfen Wein darin war.

Einst wurde zu Wittenberg bei einer fröhlichen Gesellschaft von einem Studenten des vortrefflichen Poeten Homer Meldung gethan, der eben selbiger Zeit auf der hohen Schule gelesen wurde, welcher von vielen berühmten griechischen Helden handelt und deren rühmliche Thaten erzählt, namentlich von Menelaus, Achilles, Hektor, Priamus, Paris, Ulysses, Agamemnon, Ajax; und lobte einer des Poeten zierliche Redeweise, der andere, daß er darin jene Personen so schön vorgemalt, als wenn sie zugegen wären, und so rühmte der eine dies, der andre ein andres. Alsbald erbot sich Doktor Faustus, die oben aufgeführten Helden morgenden Tags im Hörsaal in ihrer eigenen Person vorstellig zu machen: welches denn mit höchster Danksagung von allen angenommen wurde. Und da sie deswegen Doktor Faust des andern Tags mit sich in den Hörsaal führten, fing dieser also an zu reden: „Ihr lieben Herren und gute Freunde, weil ihr ein großes Verlangen traget, die trojanischen Kriegshelden und etwa noch andere, deren der Poet Homer sonderlich gedenket, in der Person, wie sie damals gelebet und einher gegangen sind, anzuschauen, so soll Euch solches anjetzt gewähret werden; nur daß keiner ein Wort rede, oder jemand zu fragen begehre;“ welches sie ihm auch sofort zusagten. Darauf klopfte Doktor Faust mit dem Finger an die Wand, alsobald traten jene griechischen Helden in ihrer grauen zu jener Zeit üblichen Rüstung einer nach





dem andern in den Hörsaal herein, sahen sich zur Rechten und Linken mit halb zornigen und strahlenden Augen um, schüttelten die Köpfe und gingen wiederum wie zuvor nach einander zur Thüre hinaus.

Doktor Faust wollte es dabei nicht bewenden lassen, sondern noch einen kleinen Schrecken hinzufügen, klopfte deshalb noch einmal; bald that sich die Thüre auf, zu welcher halbgebückt der ungeheure greuliche Riese Polyphemus eintrat, der an der Stirn nur ein Auge hatte, mit einem langen zottigen feuerroten Bart, der hatte ein klein Kind, das er gefressen, noch mit dem Schenkel am Maul hangen und war grausam und schrecklich anzusehen, daß ihnen allen mit einander die Haare zu Berge standen; worüber denn Doktor Faustus genug lachte; auch wollte er seine Zuschauer noch mehr ängstigen und schaffte, daß, als Polyphemus wiederum wollte zur Thür hinaus gehen, er sich zuvor noch einmal umsah mit seinem erschrecklichen Gesichte und sich nicht anders gebärdete, als wollte er nach etlichen greifen; stieß zugleich mit seinem ungeheuren Spieß wider den Erdboden, daß das ganze Gemach zu schüttern begann. Doktor Faustus aber winkte ihm mit dem Finger, da trat auch er hinaus, und so hatte denn Doktor Faustus seine Zusage erfüllt. Die Studenten waren es alle wohl zufrieden; doch hatten sie genug und begehrten hinfüro keine solche Vorstellung mehr von ihm.

In der Schlossergasse zu Erfurt stand ein Haus, zum Anker genannt, darin wohnte damals ein Stadtjunker, bei welchem, als einem Liebhaber der Schwarzkunst, sich Doktor Faustus oftmals aufhielt, welchen auch der Junker stets hochachtete. Es begab sich aber auf einen Tag, daß Doktor Faust, der auch auf der hohen Schule zu Erfurt in großem Ansehen stand, einem andern zu gefallen nach Prag verreist war; der Junker aber beging eben seinen Namenstag, wozu er denn etliche gute Freunde, allesamt Gönner Doktor Fausts, berufen: diese nun waren bis in die späte Nacht recht lustig und wünschten sämtlich nichts mehr, als daß nur ihr guter Freund Faustus dabei und gegenwärtig wäre, sie wollten noch viel fröhlicher sein.

Einer aber unter ihnen, der bereits einen guten Rausch hatte, nahm ein Glas mit Wein, streckte das in die Höhe und sprach: „O guter Gesell Fauste, wo steckest Du jetzund, daß wir Deiner also entbehren müssen? Wärest Du allhier, wir würden ohne Zweifel etwas von Dir sehen, das unsere Fröhlichkeit vermehren sollte; weil es aber für diesmal nicht sein kann, so will ich Dir dies zur Gesundheit gebracht haben; kann es aber sein, so komm zu uns, und säume Dich nicht!" Darauf that er einen Jauchzer und trank das Glas aus.

Nach etwa einer Viertelstunde aber pocht jemand an die Hausthüre gar stark; ein Diener läuft an das Fenster zu schauen, wer da wäre; da stieg eben Doktor Faustus von seinem Pferd ab, führte solches bei dem Zügel und

gab sich dem Diener, der die Thüre öffnen wollte, zu erkennen, mit der Bitte, dem Junker und gesamten Gästen zu sagen, wie der zur Stelle und gegenwärtig wäre, nach dem sie allesamt so sehr verlanget hätten. Der Diener voll Erstaunens läuft eilends, und zeiget solches dem Junker und gesamter Gesellschaft an; diese lachen und sagen, ob er ein Thor oder voll Weins wäre? Doktor Faust sei ja verreist, und könne nicht über die Mauern herfliegen, nicht er werde es, sondern ein anderer sein. Indessen klopfte Faustus noch einmal stark an, daß also der Junker genötigt ward, von der Tafel aufzustehen; er sah aber kaum zum Fenster hinaus, da ward er den Doktor Faust beim Mondschein gewahr, und schenkte also des Dieners Anbringen Glauben: alsbald ward die Thür eröffnet, Doktor Faustus aber von allen freundlich empfangen, und sein Pferd durch den Knecht in den Stall geführt und gefüttert. Die erste Frage war, daß die gesamten Gäste zu wissen verlangten, wie er doch so bald, und ehe sie sich dessen versehen hätten, von Prag wieder käme? Er antwortete kurz hierauf: „da ist mein Pferd gut dazu. Weil mich die sämtlichen Herren so sehr herbei gewünscht, mir auch zum öftern mit Namen gerufen, hab ich ihnen willfahren und bei ihnen allhier erscheinen wollen, wiewohl ich nicht lang verbleiben kann, sondern bei anbrechendem Tag, der angefangenen Geschäfte wegen, wiederum zu Prag sein muß!“ Darüber wunderten sich alle nicht wenig, fingen inzwischen das Spiel wieder an, wo sie es gelassen, waren fröhlich und guten Muts, dabei nun auch Doktor Faustus das seinige thun wollte, deswegen spricht er zu den Gästen: ob sie nicht auch einmal von fremden und ausländischen Weinen einen Trunk versuchen möchten: es wäre gleich, Rheinwein, Malvasier, Spanischer oder Franz-Wein? worauf sie bald mit lachendem Munde sprachen: „ja ja, sie sind alle gut.“ Zu Stund fordert Doktor Faustus von dem Diener einen Bohrer, fängt an auf die Seiten des Tischblatts vier Löcher nach einander zu bohren, verstopft solche mit vier Zäpflein und hieß alsdann ein Paar schöne Gläser schwenken und herbringen; da diese gebracht waren, ziehet er ein Zäpflein nach dem andern aus: da sprangen die genannten Weine heraus in die Gläser, dessen sich die Gäste höchlich verwunderten, lachten und waren recht guter Dinge, versuchten auch die Weine und genossen derer auf Zusprechen und Versichern Fausts, daß es natürliche Weine wären, mit großer Begierde.

Während solcher Kurzweil, nach Verfluß von drei Stunden, kommt des Junkers Sohn, der spricht zum Doktor Faust: „Herr Doktor, wie muß man das verstehen? Euer Pferd frißt so unersättlich, daß der Stallknecht beteuert, er wollte wohl zwanzig Pferde mit dem, das es bereits gefressen hat, füttern; gleichwohl will dieses alles nicht flecken, ich glaube der Teufel frißt aus ihm, es stehet noch immer und siehet sich um, wo mehr sei.“ Über diese recht ernstlichen Worte, wie sie der junge Mensch vorbrachte, lachten sie alle, Faust aber am meisten, der darauf antwortete: er sollte es nur dabei verbleiben lassen, das Pferd hätte diese Art; es hätte für diesmal genug gefressen; denn

sonst würde es wohl allen Haber auf dem Boden hinweg fressen, wenn man seinen unersättlichen Magen füllen wollte. Es war aber dieses unersättliche Pferd sein Geist Mephistopheles. Mit solchen und dergleichen andern Kurzweilen brachten sie die Nacht hin, daß der frühe Morgen bald begann anzubrechen, da that Fausts Pferd einen hellen lauten Schrei, daß man es in dem ganzen Haus hören mochte. „Nun," sagte alsbald Doktor Faustus, „bin ich citiert; ich muß fort!" und wollte also Abschied nehmen: aber die Gäste hielten ihn auf; da machte er an seinen Gürtel einen Knoten, den Aufbruch nicht zu vergessen, und sagte ihnen noch ein Stündlein zu, nach Verfluß dessen aber fing das Pferd an zu wiehern, da wollte er wieder kurzweg fort, doch ließ er sich erbitten, weil er von einem magischen Stück zu erzählen angefangen, noch ein halbes Stündlein zu verbleiben. Jetzt that das Pferd aber den dritten Schrei, da wollte sich Faust nicht länger aufhalten lassen und nahm seinen Abschied von ihnen allen; diese bedankten sich bei ihm der unverhofften Einsprache wegen und gaben ihm das Geleite bis zur Hausthüre, da er sich denn auf sein Pferd setzte und immer die Schlossergasse hinauf ritt, bis zum Stadtthor, das noch nicht geöffnet war; dessen ungeachtet schwang sich sein Pferd mit ihm in die Luft, daß, die ihm nachsahen, ihn bald aus dem Gesicht verloren: Faust aber kam noch bei frühem Tage in sein voriges Haus in der Stadt Prag.

Einst reisten einige Kaufleute mit Doktor Faust hinab gen Frankfurt auf die Messe, und kamen im Odenwald abends in ein Städtlein, Boxberg; nun lag auf einem Berge daselbst ein Schloß, auf welchem ein Vogt hauste, der der Verwandte eines Kaufmanns unter der Gesellschaft war: dieser, da er gerne seinem Vetter eine Ehre erweisen wollte, berief die ganze Gesellschaft folgenden Tags zu sich auf das Schloß, das hoch lag, und traktierte sie nach bestem Vermögen. Da sie nun einander mit dem Trunk ziemlich zugesetzt, und allbereits Abschied nehmen wollten, weil es aussah, als ob ein ander Wetter kommen wollte, spricht einer unter der Gesellschaft, der indessen zum Fenster hinaus gesehen: „nein, nein, es hat keine Not des Regenwetters halber, es stehet ein schöner Regenbogen am Himmel!" Da Doktor Faustus das vernahm, stand er vom Tisch auf, ging zum Fenster, sah hinaus und sagte: „was soll es gelten, ich will mit meiner Hand diesen Regenboden ergreifen!" Die andern, denen die Kunst Doktor Fausts nicht so gar bekannt war, liefen sämtlich vom Tisch, diesem unmöglichen Ding zuzusehen; denn der Regenbogen stand noch weit von da, um die Gegend Boxbergs herum. Bald aber strecket Doktor Faustus seine Hand aus, und siehe, da ging der Regenbogen über dem Städlein her, gegen dem Schloß zu, bis an das Fenster; so daß er den Regenbogen mit der Hand augenscheinlich faßte und gleichsam hielt. Er sagte auch darauf, so die Herren möchten zusehen, so wollte er auf diesen

Regenbogen sitzen und davon fahren: aber sie wollten nicht und verbaten sichs. Zur Stund zog Faust die Hand ab, da schnellte der Regenbogen hinweg und stand wiederum wie zuvor an seinem Ort.

In der Stadt Braunschweig wohnte ein Vornehmer von Adel, der an der Schwindsucht lange Zeit krank darnieder gelegen; und ob er wohl alle in und außer der Stadt befindliche Ärzte zu sich gefordert, so wollte doch nichts helfen. Weil denn alle natürlichen Mittel vergebens waren, wollte er sich endlich auch der magischen Kur des damals in der Nähe auf einem Schlosse sich aufhaltenden Doktors Faust, auf den Rat eines guten Freundes, unterwerfen, berief daher diesen schriftlich und unter dem Versprechen einer reichlichen Belohnung, wo er ihm helfen werde, zu sich. Doktor Faustus sandte den Boten gleich wiederum zurück und versicherte den Herrn, daß er bald kommen und nicht säumen wollte: und ob er wohl gute Gelegenheit von dem Herrn des Schlosses sowohl zu reiten als zu fahren hatte, wollte er doch lieber, weil es auch sonst seine Gewohnheit war, zu Fuß gehen. Als er nun von ferne die Stadt erblickte, ward er gleich hinter sich eines Bauern gewahr, der mit einem leeren Wagen, mit vier Rossen bespannt, gerade der Stadt zufahren wollte; diesen sprach Doktor Faust mit guten Worten an, er sollt ihn auf den Wagen sitzen lassen und ihn, weil er sehr müde wäre, führen bis an das Stadtthor. Der Bauer aber schlug es rund ab und meinte, er würde ohne dies genug aus der Stadt zu führen haben, könnte nicht erst sich mit ihm verweilen und ihn aufsetzen; wiewohl es dem Doktor Faust nicht ernst war, sondern er machte nur einen Versuch, ob der Bauer so dienstwillig sein würde. Nun that ihm die grobe Weise und unbillige Antwort des Bauern sehr weh; und er gedachte bei sich selbst: „Wart, Du grober Esel, Du mußt mir herhalten, ich will Dich mit gleicher Münze bezahlen, thust Du solches einem Fremden, was wirst Du sonst thun?“ Alsobald spricht er etliche Worte, da sprangen die vier Räder zugleich vom Wagen, und fuhren zusehends in die Luft hinweg, gleichermaßen fielen auch die Pferde nieder, als wären sie vom Hagel getroffen worden, und regten sich nicht mehr. Als der Bauer dies sah, erschrak er, wie leicht zu glauben, von Herzen, weinte und bat mit aufgehobenen Händen den Doktor Faust, er solle ihm Gnade erweisen, er wisse wohl, daß er sich grob an ihm als an einem Fremden, versündigt hätte, er wolle es gewiß nicht mehr thun! Was sollte nun Doktor Faustus machen? Er sagte: „Ja Du grober Gesell, thue es hinfüro keinem mehr, was Du mir gethan hast, ich will diesmal Deiner verschonen: damit Du aber nicht gar leer ausgehest und zugleich ein Andenken haben mögest, andere Fremde nicht solcher Gestalt zu traktieren: so nimm immerhin das Erdreich unter Deinen Rossen und wirf es auf sie!“ Der Bauer gehorcht dem Faust, und wirft die Erde auf sie; alsobald richteten sie sich wieder auf. „Aber,“ fuhr Doktor

Faustus fort, „Deine Räder wiederum zu bekommen, gehe der Stadt zu; bei den vier Thoren wirst Du ein jegliches Rad finden und antreffen!“ Der Bauer brachte also den halben Tag zu, bis er seine Räder wieder bekam. —

Als nun Doktor Faust mit obgedachten Kaufleuten gen Frankfurt gekommen, wurde er — wie bei solcher Meßzeit allerhand Gaukler und Abenteurer gemeiniglich erscheinen und zusammen kommen, — von seinem Geist Mephistopheles berichtet, daß in einem Wirtshaus bei der Judengasse vier verwegene Gaukler und Schwarzkünstler seien, darunter der eine der Meister, die andern seine Knechte. Diese hieben einander die Köpfe ab, ließen den abgeschlagenen Kopf durch einen dazu bestellten Barbier waschen und säubern, und setzten den dem Leibe wieder auf, zu jedermanns Verwundern, welches denn auch diesen Schwarzkünstlern ein großes Geld eintrug, weil viel Herren und reiche Kaufleute der Stadt sich dahin verfügten und zuschauten. Solches verdroß den Doktor Faust nicht wenig, denn er meinte, er wäre allein des Teufels Hahn im Korb; deswegen nahm er sich gleich vor, seine Kunst auch hier sehen zu lassen, und ging dahin, nebst andern dem Handel zuzuschauen. Er sah aber daselbst bald eine rote Decke auf der Erde ausgebreitet liegen, auf der Seite des Zimmers stand ein Tisch, und auf demselben ein verglaster Hafen, darin, wie sie vorgaben, ein destilliertes Wasser wäre, in welchem Wasser vier grüne Lilienstengel standen, die nannten sie die Wurzeln des Lebens.

Nun war es mit dem Handel also beschaffen, daß, wenn einer von den Gauklern niederkniete auf die rote Decke, ging bald der andere herbei, und hieb mit einem breiten Schwert diesem den Kopf ab und gab ihn dem Barbier, der ihn waschen und sogar barbieren mußte. Wenn dieses verrichtet war, gab alsdann der Barbier dem Meister den Kopf, der solchen den Anwesenden zu beschauen darreichte: inzwischen setzte man den Köper auf einen Stuhl, und wenn es Zeit war, so setzte je einer nach dem andern den Kopf mit vielen seltsamen Worten und Ceremonien wieder auf: sobald aber dieses geschehen, sprang eine Lilie aus den vieren in dem Hafen auf dem Tisch in die Höhe, und wurde sobald auch der Leib wiederum ganz; und dieses trieben sie immer so fort, bis es auch an den Meister kam. Diesem nun, ob ihn schon vorher Doktor Faustus sein Lebenlang nicht gesehen hatte, wollte er eines versetzen, und solchem Gaukelwerk ein Ende machen. Daher, als sie zum andernmal das Kopfabhauen anhuben und die Reihe nun an dem Meister war, beobachtete er genau, welcher Lilienstengel in dem Hafen dem Meister zugehörte, und als dieser eben niederknieen wollte, geht Doktor Faustus unsichtbar hin zu dem Tisch, auf welchem der Hafen mit dem Lilienstengel stand, und schlitzte mit einem Messer des Meisters Lilienstengel von einander, machte sich hierauf wieder unsichtbar von dannen und zur Thüre hinaus, welches auch die Anwesenden nicht gewahr wurden. Der Knecht schlägt indessen dem Meister, wie vorhin mehr geschehen, das Haupt ab, läßt es waschen und barbieren und will es nun wieder auf den Körper setzen; aber siehe, da fiel es wieder herab. Alle

Anwesenden, besonders aber die Knechte des Schwarzkünstlers, erschraken in ihre Seele hinein, und noch mehr entsetzten sie sich, als sie entdeckten, daß des Menschen Lilie oder Wurzel des Lebens in dem Hafen von einander geschlitzt war und der Meister tot auf der Erde lag.

Doktor Faustus kam auf eine Zeit, Geschäfte halber, die er für andere dort zu verrichten hatte in die Stadt Gotha, etwa um die Zeit des Brachmonats, wo man allenthalben mit dem Heumachen und Einfahren beschäftigt war. Eines Tags nun war er, seiner Gewohnheit nach, ziemlich bezecht, und ging abends mit etlichen seiner Zechgesellen spazieren vor das Thor hinaus; indem begegnet ihm ein Wagen wohl beladen mit Heu; Doktor Faustus aber ging mitten im Fuhrwege, daß ihn also der Bauer, der das Heu einführte, notwendig ansprechen mußte, er solle ihm aus dem Wege weichen und seinen Weg neben hin nehmen. Faust aber zögerte mit der Antwort nicht: „Ich will bald sehen," sprach er, „ob ich Dir, oder Du mir weichen müssest; höre Bruder, hast Du niemals gehört, daß einem vollen Mann ein geladener Wagen ausweichen solle?" Der Bauer war über die Verzögerung recht unwillig, gab dem Faust viel unnütze Worte, und wenn er nicht gehen wolle, werde er ihm den Weg weisen; Faust aber erwiderte ihm auf der Stelle: „Wie Bauer, wolltest Du erst noch pochen? mache mir nicht viel Umstände, oder ich fresse Dir beim Element Deinen Wagen samt dem Heu und den Pferden!" Der Bauer sagte darauf: „Ei so friß auch noch etwas anderes dazu." Doktor Faustus, nicht unbehende, rückt mit seiner Kunst hervor, verblendet den Bauern dergestalt, daß er nicht anders meint, denn jener habe ein Maul groß wie ein Zuber, und daß er bereits seine Pferde samt dem Wagen und Heu verschlungen und gefressen hätte. Der Bauer erschrak heftig hierüber und entlief eilends, denn er meinte, wenn er lang allda verharren würde, möchte es letztlich auch an ihn selber kommen; eilte deswegen der Stadt und dem Bürgermeister zu, klagt ihm seine Not, wie ihm ein ungeheurer und doch dem Ansehen nach nicht großer Mann begegnet sei, der hab ihm nicht aus dem Fuhrwege wollen weichen, da er ihn doch darum gütlich angesprochen; darauf habe er ihm bald gedroht, er wolle ihm den Wagen mit samt den Pferden fressen, wenn er ihm, als einem Trunkenen, nicht ausweichen wolle: wie denn alsdann auch geschehen; er bitte um Rat und um Hilfe.

Der Bürgermeister, als er das vernahm, lachte und spottete noch des Bauern dazu, sagte, das wäre ja nicht möglich! er sei entweder trunken, oder nicht bei sich selbst. Der Bauer beteuerte hoch, daß dem also sei, wie er erzähle, berief sich auf seine Nachbarn und andere, die hinter ihm hergefahren wären. Wollte anders der Bürgermeister Ruhe haben, mußte er sich mit dem Bauern dahin verfügen und dieses Wunder anschauen: als sie beide aber *etwa einen* Bogenschuß fern von da ankamen, siehe da standen, wie zuvor,

Rosse, Heu und Wagen unverletzt und unverrückt allda; Faust aber hatte indessen einen andern Weg genommen. —

Als aber Doktor Faust einst wieder auf Wittenberg zu reiste, kam er auf den Abend unterwegs in ein Wirtshaus, darinnen traf er Kaufleute und andere Reisende an; da sie nun zu Nacht mit einander gespeiset hatten, und mit dem Trunk einer dem andern ziemlich zugesprochen, da stand der Wirts-Junge jederzeit hinter dem Doktor Faust, und weil er ihn für einen Abenteurer (das er auch war) ansah, schenkte der Junge ihm allemal das Glas ganz voll ein, womit denn Doktor Faustus nicht zufrieden war; drohete ihm auch, wenn ers noch einmal thun würde, so wollte er ihn mit Haut und Haaren fressen. Da nun der Junge seiner spottete und sagte: „ja wohl fressen!" und ihm darauf abermal zu voll einschenkte, sperrte Doktor Faustus sein Maul auf und schluckte ihn, zum Erstaunen aller, die an dem Tisch waren, hinunter, erwischte darauf den Schwenkkessel mit dem Kühlwasser und sagte: „auf einen guten Bissen gehöret ein guter Trunk," und soff den rein aus. Der Wirt, der indessen abwesend gewesen und nichts von allem, was geschehen war, wußte, aber mit Schrecken solches vernahm, redete deswegen dem Doktor Faust ernstlich zu, er solle ihm seinen Jungen wieder herschaffen, oder er wolle etwas anderes mit ihm anfangen. Da sagte Faustus ganz ruhig: „Herr Wirt, gebt Euch zufrieden und seht hinter den Ofen!" Da fand man dort in dem Schwenknapf den Jungen tropfnaß, voller Schrecken und Zittern, worüber denn die Gesellschaft herzlich lachen mußte.

II.

Doktor Faustus war jetzt nicht allein in der Stadt Wittenberg, sondern auch im ganzen Land wegen Schwarzkunst und Zauberei verrufen. Deswegen ließen ihn gottesfürchtige und gelehrte Leute durch andere zu unterschiedenen malen erinnern und warnen, von solchem teuflischen Leben und Wandel abzustehen; unter andern ließ sich eines Tages ein Nachbar desselben, ein frommer alter Mann, die Mühe nicht dauern, sein Heil zu versuchen, ob er diesen elenden Menschen bekehren möchte, zumal er fast täglich wahrnehmen mußte, wie die jungen Bursche und fürwitzigen Studenten in seiner Behausung aus- und eingingen, da sie ja nichts Gutes sehen und lernen würden. Er verfügte sich deswegen an einem Nachmittag zu Doktor Faust, und als er ihm mit freundlichen Worten die Ursache seines Einkehrens zu erkennen gegeben, wurde er auch von diesem gütig empfangen; und es gehet die Sage, als sei dieser alte Warner der getreue Eckhart gewesen, der schon seit viel hundert Jahren zum Wächter am Venusberge bestellt ist und die unwissenden Menschen warnt

und abmahnt, daß sie nicht zu den teuflischen Unholdinnen in den Berg hineingehen: wie denn ein Sprichwort ist, daß man zu einem, der andere getreulich warnet und hütet, gemeiniglich spricht: Du bist der getreue Eckhart, Du warnest jedermann.

Leicht ist zu glauben, daß jener dem Doktor Faust allerhand Lehren und Ermahnungen aus Gottes Wort werde vorgebracht und recht unter die Augen gestellt haben, welche auf Abmahnung von seinem bisher so ärgerlich geführten Leben und Anweisung zu einem bessern Wandel werden gerichtet gewesen sein; wie denn dieser fromme Alte dem Ansehen nach auch wirklich so viel ausrichtete, daß ihm bei seinem Abschiede Doktor Faustus gelobte, er wolle seiner heilsamen Lehre und Ermahnung nachkommen. Auch ist es ihm denn, da er jetzt allein war, solcher Gestalt zu Herzen gegangen, daß, indem er bei sich selbst erwog, was er doch gedacht habe, daß er sich um nichtiger Wollust willen dem leidigen Teufel ergeben habe, er sich entschloß Buße zu thun, weil noch Zeit vorhanden, und sein Versprechen dem Teufel wieder zurückzuziehen. Unter solchem Vorhaben erscheint ihm der Teufel, tappt nach ihm, stellt sich nicht anders, als ob er ihm den Kopf umbrechen wollte, warf ihm bald vor, was ihn so ernstlich dazu bewogen hätte, daß er sich dem Teufel ergeben, nämlich sein frecher, stolzer und sicherer Mutwille. Er, Faustus, sei ihm, dem Teufel nachgegangen, und nicht er, der Teufel, ihm; er habe ihn zu vielen und unterschiedlichen malen mit Charakteren, Beschwörungen und andern Sachen angerufen und seiner eifrigst begehrt. Zudem so hab er ja ungezwungen und freiwillig die fünf Artikel angenommen, sich auch hernach mit seinem eigenen Blut verschrieben und verpflichtet, daß er Gott und Menschen feind sein wolle. Diesem Versprechen nun komme er nicht nach, wolle eigenmächtig umkehren, da es doch schon allzuspät und er nunmehr des Teufels eigen sei, der ihn zu holen und anzugreifen gute Macht habe. So wolle denn der Satan Hand an ihn legen, oder aber er solle sich wieder von neuem verschreiben und solches mit seinem Blut bekräftigen, daß er sich hinfüro von keinem Menschen mehr wolle abmahnen und verführen lassen: wo nicht, so wolle er ihn in Stücke zerreißen. Doktor Faustus, ganz voll Erstaunens bei Anhörung dieser schrecklichen Drohworte, bewilligte alles mit bebenden Lippen von neuem, setzte sich nieder und schrieb mit seinem Blut die zweite Teufelsverschreibung, welche nach seinem Tode in seiner Behausung gefunden wurde. —

Nachdem er sich also dem Teufel aufs neue mit seinem Blute verschrieben, schlug er alle treue, wohlgemeinte und seiner armen Seele ersprießliche Warnung jenes gottesfürchtigen Nachbarn in den Wind und geriet, auf Anstiften des erbosten Geistes, gegen diesen alten, ehrlichen Mann in einen solchen Haß, daß er auch nicht ruhen oder rasten wollte, bis er sein Mütlein an ihm gekühlet und ihn wo möglich an Leib und Leben gefährdet hätte.

Wie nun, dem Sprichwort nach, ehrlicher Leute wohlgemeinte Straf und Ermahnung gemeiniglich schlechten Lohn erwirbt, also erging es auch dem ehrlichen Nachbar: denn etwa nach zweien Tagen, als er nach dem Nachtessen zu Bette gegangen und sich allbereit nach gesprochenem Abendgebet schlafen gelegt: siehe, da rüstet ihm Doktor Faustus ein solch Poltern und Rumpeln vor der Kammer an, als ob alles über einen Haufen fallen wollte, welches der gute Mann vorher niemals gehört; jedoch ermunterte er sich bald und gedachte bei sich, dies werde gewiß eine Versuchung des Teufels sein, vielleicht, weil er dem Nachbar Faust gutherziger Meinung seiner Seelen Wohlfahrt zu bedenken ermahnt habe. In diesen Gedanken kommt das Teufelsgespenst gar zu ihm in die Kammer hinein, grunzt wie ein Schwein und treibt es so lang, daß dem guten Mann angst und bang darüber wird. Allein er erholt sich endlich, gedenkt bei sich selbst, ich werde doch solch Gespenst nicht leicht von mir treiben, als mit Verspotten und Verachten; fängt deswegen an und sagt herzhaft: „Ei, eine solche schöne Musik ist mir mein Lebtag nicht vorgekommen, die lieblicher zu hören gewesen denn diese; ich glaube, Du hast sie in einem Wirtshaus bei den vollen Bauern und Zechbrüdern oder, welches glaublicher, bei dem Schweinehirten gelernet; wie ist sie doch so trefflich angestellt, ist sie vielleicht ein höllisches Konzert? Nun wohlan, sing Du die Noten, so will ich den Text dazu singen!“

Und so fing der fromme Mann an, mit heller Stimme ein geistliches Lied zu singen. Auf der Stelle schwieg der Teufelsspuk. Jener aber sagte: „Meister Satan, wie gefällt Dir dieses Lied? ich hätte vermeint, Du solltest Dich mit Deiner lieblichen Musik etwa an einen fürstlichen Hof begeben haben, da man vielleicht mehr darauf würde geachtet haben, als bei mir! Packe Dich von hier und spare solchen Gesang bis zur Auferstehung der Toten und Erscheinung des allgemeinen Richters; wo Du alsdann ohne Zweifel in einen Himmel kommen wirst, wo die Flammen zum Loch ausschlagen!“ Mit solchem Gespötte hat der Nachbar das Gespenst vertrieben und es ist hinfort nicht mehr gehört worden.

Des andern Morgens fragte Faust seinen Geist, was er bei dem Alten ausgerichtet habe. Da gab ihm der Geist die Antwort, er hätte ihm nicht beikommen können, denn er wäre geharnischt gewesen.

Um diese Zeit geschah es, daß Doktor Faust, zu besserer Betreibung seines Zauberhandwerks, sich einen Famulus beigesellte. Es kam nämlich zur rauhen Winterszeit eines Tags ein junger Schüler vor Fausts Behausung, der sang, selbiger Zeit Gebrauch nach, das Responsorium; diesem hörte eine Weile Doktor Faustus zu, und weil er sah, daß der arme Mensch übel gekleidet und fast erfroren war, erbarmte er sich seiner, forderte ihn hinauf in seine Stube, sich zu wärmen, besprach sich mit ihm, fragte, woher er wäre und wer seine

Eltern seien? Worauf der Junge bald antwortete: er wäre eines Priesters Sohn zu Wasserburg, hätte seines Vaters täglichen Ungestüm nicht länger ertragen können u. s. w. Als nun Doktor Faust aus seinen Reden und allen Anzeichen abnahm, daß er eines gelernigen und zugleich verschmitzten Kopfes sei, nahm er ihn zu einem Famulus an und hatte ihn hernach sehr lieb, hauptsächlich, da er nach und nach an ihm wahrgenommen, wie er ganz verschwiegen war und keine Schalkheit seines Herrn offenbarte, ja selbst voll böser Lüste steckte. Darum eröffnete er ihm einst alle seine Heimlichkeit und ließ ihn überdies eines Tags seinen Geist in der gewöhnlichen Mönchsgestalt sehen, worüber jener nicht erschrak, sondern die Erscheinung bald gewohnt wurde. Ja, er verrichtete hernach alle Sachen, wie ihm der Geist befahl, so wohl und mit solchem Fleiß, daß ihn sein Herr, Doktor Faustus, so lieb gewann, daß er ihm vor seinem Tod in seinem Testament alle seine Verlassenschaft vermachte.

Nun Faust einen menschlichen Aufwärter bekommen, konnte er seinen schwarzen Zauberhund Prästigiar, der auch ein Geist war, entbehren und schenkte ihn einem Abte zu Halberstadt, der selber ein Krystallseher war. Dieser Hund war nun in allem dem Abt gehorsam, deswegen er ihn auch sehr lieb hatte; nach Verfluß eines Jahres aber verfiel er in ein großes Winseln und Seufzen, wollte sich nicht sehen lassen und verbarg sich, wo er nur konnte; der Abt fragte ihn deswegen: wie es doch käme und wie ers meinte? Da gab ihm der Geisterhund zur Antwort: „Ach lieber Abt, ich habe vermeinet, ich wollte sehr lang in Deinem Dienst verharren, aber ich sehe es leider und weiß es, daß es nicht sein kann, und ich also vor der bestimmten Zeit von Dir scheiden werde, das wirst Du bald und in kurzem erfahren, die Ursach aber verschweig ich für diesesmal!" Wie dem allen sein mochte, ehe acht Tage um waren, fiel der Abt in eine hitzige Krankheit und starb im Aberwitz.

Einsmal besuchte Doktor Faustus wieder mit einigen Studenten, seinen vertrauten, guten Freunden, die Leipziger Messe. Es kam aber eben damals auch daselbst ein vornehmer Kardinal namens Campegius an, dem erwies der Magistrat der Stadt alle Ehre. Dieser fuhr des andern Tags aus der Stadt mit seinen Leuten an einen nahegelegenen lustigen Ort, frische Luft zu schöpfen; weil nun Faust solches erfuhr und er ihn auch gerne sehen wollte, ging er mit seiner Gesellschaft zu Fuß hin an denselbigen Ort.

Doktor Faustus gedachte bald bei sich, wie er auch hier sich mit seiner Kunst zeigen und diesem Herrn etwas zu gefallen thun möchte, damit er von ihm bei seiner Heimkunft zu Rom etwas zu sagen hätte. So sprach er denn zu seinen Gesellen: „Liebe Herren und Freunde, in Ermangelung anderer Kurzweil will ich diesem Fürsten zu Ehren eine sonderbare Jagd anstellen, die

doch dem Landesfürsten in seinem Gebiet und den daran haftenden Rechten nicht nachteilig sein soll; Ihr aber bleibet allhier stehen und sehet zu."

Bald darauf zog daher sein Mephistopheles, mit vielen Hunden begleitet, und auch er ging einher wie ein Jäger; Doktor Faustus setzte sein Hörnlein an und blies: zur Stund sah man in der Luft daher fahren bald einen Fuchs, bald einen furchtsamen Hasen, welche denn, beide gleichfalls in der Luft, Mephistopheles mit den Hunden, Doktor Faust aber mit seinem Hörnlein immer nachfolgten. Die Hunde ängstigten und trieben die Füchse und Hasen bald so weit in die Höhe, daß man sie kaum mehr sehen konnte, bald kamen sie wieder herab, und hatte der Kardinal, der ohnedies dem Jagen sehr ergeben war, darob eine sonderliche Freude. Dies währte fast eine Stunde, alsdann verschwanden die Jäger, die Hunde, die Füchse, die Hasen, und Doktor Faust fuhr wie aus der Luft herab an den Ort, wo seine Gesellen standen und zuschaueten. Dies sah auch der Kardinal, ließ seiner Diener einen dahin eilen, um zu fragen, wer doch diese Person wäre. Da ihm nun hinterbracht wurde, daß es der Doktor Faustus wäre, von welchem er bereits viele wunderliche Abenteuer erzählen gehört, freute er sich und ließ ihn durch einen Edelmann bitten, daß er auf den Abend sein Gast sein und mit seiner Tafel fürlieb nehmen wolle.

Als Doktor Faustus erschienen, erzeigte ihm der Kardinal allen geneigten Willen, versprach ihm, wenn er mit ihm nach Rom kommen wolle, daß er ihn allda zu einer hohen Würde befördern wollte, denn er gedachte sich seiner als Wahrsagers zu bedienen. Faust aber bedankte sich höflich und setzte stolz hinzu, „er habe Guts und Hoheit genug, denn ihm sei der höchste Fürst der Welt unterthänig." Und damit nahm er unter vielen Reverenzen Abschied von dem Kardinal.

Der löbliche Kaiser Maximilian kam auf einige Zeit mit seiner ganzen Hofhaltung nach Innsbruck, willens, einige Zeit lang da zu verharren und frische Luft zu schöpfen. Weil nun Doktor Faustus auch zumal seiner Kunst wegen bei Hof sich aufhielt, und ein anderer Probe halber bei ihrer Kaiserlichen Majestät in besonderen Gnaden war, geschah es einst im Sommer nach Jakobitag, da der Kaiser das Nachtessen eingenommen hatte und in seinem Zimmer auf und ab spazierte, daß er den Doktor Faust allein zu sich kommen ließ und begehrte, er solle ihm vermittels seiner Kunst etwas zu gefallen ausrichten, es werde ihm, bei seinem kaiserlichen Wort, nichts Arges deswegen widerfahren, sondern er wolle es noch mit allen Gnaden anerkennen.

Doktor Faustus konnte und wollte ein solches Ihrer Kaiserlichen Majestät nicht abschlagen, und der Kaiser sprach hierauf weiter: „Ich saß neulich in meinen Gedanken und betrachtete in meinem Gemüte, wie meine Vorfahren so hoch in der kaiserlichen Würde und Hoheit gestiegen und zu einem solchen

Ansehen bei der Nachwelt gelangt sind, daß ich billig Sorge trage, ob die nachfolgenden Kaiser gleicher Ehre möchten teilhaftig werden; aber was ist dieses alles gewesen gegen die Hoheit und das Glück Alexanders des Großen, der fast die ganze Welt in so kurzer Zeit unter sich gebracht hat? Nun möchte ich herzlich gern den Geist dieses unüberwindlichen Helden, wie auch seiner schönen Gemahlin, wie sie in dem Leben gewesen, sehen und kennen." Doktor Faust antwortete nach einem kleinen Bedacht, er wolle dieses alles bewerkstelligen ohne einen Betrug, nur dieses bäte er Ihre kaiserliche Majestät, daß sie ja während der Zeit dieser Vorstellung nichts reden sollten, welches jener auch versprach. Faustus gehet indessen vor das Gemach hinaus, erteilt seinem Mephistopheles Befehl, diese Personen vorstellig zu machen, und geht wiederum hinein. Bald klopfet er an die Thüre, da that sich diese von selbst auf und herein schritt der große Alexander, wiewohl nicht groß von Person, jedoch strengen Ansehens; dazu hatte er einen falben Bart; er trat herein in einem ganz vollkommenen köstlichen Harnisch und machte dem Kaiser Reverenz, dieser aber wollte sofort dem Herrn Bruder die Hand bieten und sprang deswegen von seinem Stuhl auf. Faust aber trat eilig dazwischen und verhinderte es.

Als nun Alexanders Geist wieder von dannen gegangen, kam alsobald der Geist der Königin, seiner Gemahlin herein. Diese machte ebenfalls vor dem Kaiser eine tiefe Reverenz, war angethan mit himmelblauem Sammt, über und über mit orientalischen Perlen besetzt; sie war dabei eine über alle maßen schöne Frau, lieblichen Ansehens und holdseliger Gebärden, daß sich der Kaiser recht über solcher Schönheit verwunderte. Zugleich fiel ihm ein, wie er öfters von dieser schönen Königin gelesen, daß sie hinten an dem Nacken eine Warze gehabt haben sollte. Er stand daher auf, die Wahrheit dessen zu erfahren und ging hin zu ihr, und als er die Warze gefunden, ist auch der Geist hinausgegangen: also ist dem Kaiser hierin ein völliges Genüge geschehen, und er bedachte den Schwarzkünstler mit einem recht kaiserlichen Geschenke. Dieses nun wollte Doktor Faust mit Dankbarkeit erwidern und ihrer Majestät noch eine besondere Ergötzlichkeit verschaffen. Nachdem kurz hierauf eines abends der Kaiser Maximilian zur Ruhe gegangen, und sich in sein gewöhnliches Schlafgemach verfüget, konnte er sich früh morgens, da er erwachte, nicht besinnen, wo er doch wäre, denn das Schlafgemach war durch Doktor Fausts Kunst zugerichtet als ein schöner Saal, in welchem viel schöne lustige Bäume von grünen Maien zu beiden Seiten standen, neben andern, die behängt waren mit zeitigen Kirschen und anderem Obst; der Boden des Saals war anzusehen als eine grüne Wiese von allerlei bunten Blümlein; um des Kaisers Bettstatt aber standen noch edlere Bäume, als Pomeranzen, Granaten, Feigen und Limonien, mit ihren Früchten: auf dem Gesims waren zu sehen die allerwohlriechendsten Blumen, und an den Wänden hingen bereits zeitige Trauben.

Leicht ist zu glauben, daß solche unverhoffte Veränderung seines Schlafzimmers den löblichen Kaiser werde haben recht verwundern gemacht, welches

denn auch Ursache war, daß er etwas länger als sonst in dem Bette verharret. Er stand aber hernach auf, that seinen Nachtpelz um sich und setzte sich nahe bei dem Bett auf einen Sessel: indem hörte er lieblichen Gesang der Nachtigall, den anmutigen Zusammenklang anderer singenden Vögel, die denn immer von einem Baum auf den andern hüpften; auch sah er von ferne zu Ende des Saals schneeweiße Kaninchen und junge Hasen laufen; und bald darauf überzog das obere Tafelwerk ein Gewölk. Als nun der Kaiser diesem allem begierig zusah, und solcher Gestalt im Saal sich verweilete, gedachten die Kammerdiener, wie es doch kommen möge, daß ihr allergnädigster Herr vom Bett nicht aufstehe, es müsse ihm etwa eine Unpäßlichkeit zugestoßen sein; sie erkühnten sich deswegen und öffneten sittiglich die Thüre des Schlafgemachs: allwo sie denn nicht allein ihren Herrn, den Kaiser, bei guter Gesundheit antrafen, sondern aus der herrlichen Lust allda abnehmen mußten, was die Ursache des Verweilens gewesen: der Kaiser ließ alsobald die Vornehmsten am H[illegible] zu sich berufen, die sich denn ebenfalls ob der Zierlichkeit und Lustbarkeit des Saals nicht genugsam verwundern konnten. Allein nach etwa einer Stunde und ehe sie sich dessen versahen, fingen die Blätter an den Bäumen an welk zu werden und zu verdorren, wie auch die Früchte und Blumen; bald aber kam ein Wind zum Gemach herein, der wehete alles ab, so gar, daß der ganze Zauber in einem Augenblick vor ihren Augen verschwunden, und ihnen nicht anders war, als hätte es ihnen geträumt. Dem Kaiser hatte die Lustbarkeit dieses zugerichteten Saals so wohl gefallen, daß er eine gute Weile in Gedanken sitzend nachdachte, wer doch solche zugerichtet haben möge; und als, wie natürlich, sein Verdacht auf Doktor Faustus fiel, ließ er ihn zu sich berufen und fragte ihn, ob er der Meister dieses Werkes gewesen? Doktor Faust demütigte sich und sprach: „Ja, allergnädigster Herr, Euer kaiserliche Majestät hat mich kürzlich wegen eines erwiesenen Kunststücks mit einer ansehnlichen Verehrung begnadigt, dagegen ich mich denn auch, wiewohl schlecht genug, habe müssen dankbar erweisen.“ Darob der Kaiser ein gnädiges Wohlgefallen getragen.

Nun ward eines Tages Doktor Faust inne, daß der Kaiser einigen fremden Gesandten und andern Herrn zu Ehren ein kostbares Bankett auf den Abend zugerichtet hatte, wobei auch das Frauenzimmer zugegen sein mußte. Es wollte aber bei solcher Fröhlichkeit Doktor Faustus seine Kurzweil auch mit einmengen, wohl wissend, daß es hoher Orten nicht mißliebig sein würde. Er brachte es deswegen durch seine Kunst dahin, daß in dem großen Saal, wo das Mahl gehalten wurde, dem Ansehen nach ein Gewölk hineinrauschte, etwas trüb, gleich als wenn es bald regnen wollte, bald aber darauf trennte sich dieses Gewölk, mit Weiß und Blau gemischt, also daß es herrlich anzusehen war; der Himmel stund da ganz blau, und ließen sich die Sterne daran in voller Klarheit sehen, auch nahm man den Mond in vollem Scheine wahr; etwa eine Viertelstunde hernach überlief das Gewölk wieder, und die Sonne that einen starken Blitz, daß sich alle versammelten Gäste kreuzigten, bald aber

einen schönfarbigen Regenbogen der kaiserlichen Tafel zugehen sahen, der jedoch bald wieder verging. Als nun Doktor Faustus vermerkt, daß bereits der Kaiser und die vornehmsten Herren mit ihm von der Tafel aufgestanden, die Damen aber und die sie bedient und aufgewartet, sich noch etwas aufhielten, siehe da überlief das Gewölk durch einen starken Wind abermal, und erschien sehr trübe, da es denn bald anfing zu blitzen und zu donnern, ja zu kieseln und stark zu regnen, so daß alle, die in dem Saal zugegen waren, davon laufen mußten; welches denn dem Kaiser alsobald angedeutet wurde, der nach einigem Schrecken wohl inne ward, daß das Wetter ohne Schaden abgegangen, und nur ein durch Kunst des Doktor Faust zugerichtetes Gewitter gewesen. Und so hatte er ein besonderes Wohlgefallen auch an dieser Kurzweil.

Einst kam einer von Adel nach Leipzig, und als ihm in dem Wirtshaus über der Tafel von andern erzählt wurde, wie Doktor Faustus, der berühmte Schwarzkünstler, verstorben und zwar ein erbärmliches Ende genommen hätte, da erschrak hierüber dieser Edelmann von Herzen und sprach: „Ach das ist mir sehr leid, er war dennoch ein guter dienstfertiger Mann, und mir hat er eine Wohlthat erzeigt, deren ich die Zeit meines Lebens nimmermehr vergessen kann. Es war dazumal mit mir so beschaffen: als ich vor sieben Jahren noch ledigen Standes und unverheiratet war, auch zur selbigen Zeit zu Wittenberg Studierens wegen mich aufhielt, lernte ich unter andern Freunden auch Doktor Faust kennen, und zwar so, daß er mich, ohne Ruhm zu reden, vor andern recht liebte und mir wohl wollte. Nicht lange hernach wurde ich auf den Ehrentag eines Verwandten nach Dresden eingeladen, auf welchem ich auch erschien, aber ich weiß nicht zu meinem Glück oder Unglück; denn ich kam in ein Verhältnis mit einer adeligen, schönen tugendbegabten Jungfrau, die mich auch in Züchten ihre Gegenliebe merken ließ, so daß nach der Einwilligung unserer beiderseitigen Verwandten in kurzem daraus eine Heirat ward. Als ich nun etwa ein Jahr in aller Vergnüglichkeit, in friedsamer Ehe lebte, da ward ich einst von zweien meiner Vettern verführt, die Lust hatten das heilige Land zu besehen, daß ich trunkener Weise, jedoch bei Edelmannswort zusagte, daß ich mit ihnen und anderen Gesellen dahin reisen wollte; ich hielt auch dies Versprechen unverbrüchlich, und meine Hausfrau, wie sehr sie sich auch dawider setzte, mußte doch solches endlich geschehen lassen.

Es starben aber nach kaum halb vollbrachter Reise etliche von uns, und kamen, kurz zu sagen, mit Mühe und Arbeit nur unser drei an den verlangten Ort; um nun in der Welt auch noch mehr zu sehen, wurden wir darüber einig, unsern Weg über Griechenland nach Konstantinopel zu nehmen und des Türken Wesen desto besser einzusehen; allein bei einem Engpaß, durch den wir reisen mußten, wurden wir für Kundschafter angesehen, darüber gefangen, und, mit einem Wort, wir mußten unser hartseliges Leben in schwerer Dienstbarkeit

fünf ganze Jahre zubringen. Der eine meiner Vettern starb hierüber, und kam über Venedig die Sage nach Deutschland zu den Ohren meiner Freunde, wie auch meiner Ehefrau, daß ich gewiß gestorben wäre. Nun fanden sich, wie leicht zu glauben, bald Freier, die sich um meine Frau bewarben, und ließ sich auch diese nach halb geendigter Trauer von einem wackern Edelmann aus der Nachbarschaft bereden, daß sie das Jawort gab und also zur andern Ehe schreiten wollte, wie denn bereits zur hochzeitlichen Feier Anstalt gemacht wurde. Allein was geschiehet?

Diesem meinem alten guten Freund und Bekannten, dem Doktor Faust, kommt beides zu Ohren, daß ich nämlich wäre in der Türkei verstorben, und daß daher meine Ehefrau sich wieder in ein anderes Eheverlöbnis mit einem von Adel eingelassen hätte; der hatte nun meines vermeinten Todes wegen mit mir ein großes Mitleiden, zumal daß ich in so schwerer Dienstbarkeit solle verstorben sein: fordert deswegen seinen Geist zu sich und fragt ihn, ob dem also wäre, wie die Sage von mir ginge? Ob ich tot oder noch am Leben wäre? Und als er von dem Geist vernommen, daß ich nicht tot sei, jedoch noch immer in harter Dienstbarkeit lebe, daraus ich ohne Zweifel so bald nicht würde erlöst werden, befahl er von Stund an diesem seinem Geist, daß er sich aufmachen, mich von da erlösen und wieder in mein Vaterland bringen sollte; welches alsobald Mephistopheles zu leisten zusagte und auch redlich gehalten. Denn er kam in Fausts Gestalt, eben um die Mitternachtsstunde, da ich wachend auf der Erde (denn dieses war mein Bett) gelagert war und mein Elend betrachtete, zu mir hinein, und es war um ihn gar helle; ich erschrak und fürchtete mich, den Mann recht anzusehen, erkühnte mich doch dessen einmal, und es dünkte mich, ich sollte diesen Mann zuvor mehr gesehen haben. Er fing aber mit mir an zu reden, darüber ich mich erfreute, weil ich ihn für ein Gespenst hielt, und sprach: „„Kennest Du Deinen alten Freund, den Doktor Faust nicht mehr? Wohlauf, Du mußt mit mir, und Dich nach ausgestandenem Leid wieder ergötzen."" Ich kam also von da schlafend getragen in des Doktor Fausts Behausung nach Wittenberg, der empfing mich mit Freuden, zeigte mir zugleich an, wie sich meine Ehefrau bereits vor einem halben Jahr mit einem andern Edelmann verlobet, und am dritten Tage die Hochzeit sein sollte; es wäre demnach große Zeit, mich eilig bei derselben einzustellen, wie ich denn auch folgenden Tags gethan. Meine Ehefrau erschrak nun zwar bei meiner Ankunft nicht wenig und wußte nicht, ob ich ihr leibhaftiger Mann oder sein Geist wäre, weil jedermann glaubte, daß ich vorlängst schon der Würmer Speise worden. Weil ich aber meiner Liebsten genugsame Anzeichen sehen ließ, ob schon die Menge der Trübsale meine Gestalt um ein merkliches verändert; ihr auch den ganzen Verlauf meiner fünfjährigen Gefangenschaft, sowie die erfreuliche Erlösung aus derselben erzählte, so fiel sie mir zu Füßen, bat demütig um Verzeihung, ließ alsbald unser beider Verwandtschaft berufen und entdeckte ihr meine Wiederankunft, erklärte auch darauf selbst, daß sie das zweite

Verlöbnis für nichtig und ungültig erkenne. Diesem Ausspruche fiel die ganze Sippschaft bei, und weil der Edelmann an das Gericht appellierte, so bestätigte denselben auch der Richter. Eine solche Wohlthat nun, ihr Herren, hat mir der gute Doktor Faustus erzeigt, welche ich ihm die Zeit meines Lebens nicht werde genugsam verdanken noch rühmen können."

Als einst die erfreuliche Fastnachtszeit herbei gekommen, berief Doktor Faust etliche Studenten, seine vertrauten Brüder und Freunde, traktierte sie aufs beste, und dieses währte bis in die Nacht hinein. Obwohl nun für diesmal kein Mangel an irgend einem Getränk erschien, gelüstete doch den Doktor Faust, eine kurzweilige Fahrt anzustellen, und weil ihm nicht unbewußt war, daß zu jener Zeit der Keller des Bischofs zu Salzburg mit den besten und delikatesten Weinen vor andern versehen wäre, richtete er seine Gedanken gleich dahin und eröffnete deswegen solch Vorhaben den andern, mit der Bitte, sie sollten mit ihm in jenen Keller fahren und allda nur die besten Weine, gleichsam zu einer Ablöschung und Abkühlung, versuchen, er wolle ihnen für alle Gefahr gut stehen.

Den Herren Studenten ging dieses, weil sie Doktor Faust schon lange kannten, daß ers nicht bös mit ihnen meinte, desto eher ein, sie ließen sich leichtlich bereden und waren damit zufrieden. Alsobald führte sie Doktor Faustus hinab in seinen Garten am Hause, nimmt eine Leiter, setzt einen jeglichen auf einen Sprossen und fuhr also mit ihnen davon; und sie kamen gleich nach Mitternacht in dem bischöflichen Keller zu Salzburg an; da sie denn bald ein Licht schlugen und also ungehindert die besten und herrlichsten Weine auszapften und versuchten. Als sie nun sämtlich fast bei einer Stunde guten Mutes waren, lustig einer dem andern auf die Gesundheit des Bischofs ein Glas nach dem andern zubrachte, siehe da kommt der Kellermeister und eröffnet, ohne an etwas anderes zu denken, die Thüre des Kellers; will, weil ihn und seine Gesellen der Durst nicht schlafen ließ, noch einen Schlaftrunk holen: findet also die nassen Burschen allda zechen, die an nichts wenigeres gedachten, als wie sie einen guten Rausch so wohlfeilen Kaufs möchten mit sich nehmen. Es war nun beiderseits Entsetzen und Furcht; der Kellermeister erkühnte sich jedoch letztlich und schalt sie Diebe, denen ihr Lohn bald werden sollte: wollte auch gleich zurücklaufen und ein Geschrei machen, daß Diebe vorhanden wären. Dieses verdroß nun den Doktor Faust gar sehr, und noch mehr, da er sah, daß seine Mitgesellen gar kleinmütig zu werden begannen, wegen der ihnen drohenden Strafe; er ermahnte sie daher zum eiligen Aufbruch und befahl, es sollte ein jeder seine Flasche, die er vorher schon mit gutem Wein gefüllt hatte, mit sich nehmen und die Leiter ergreifen, er aber nahm den Kellermeister bei dem Haar und fuhr mit allen zugleich davon. Sie zogen aber (wie nachmals der Kellermeister ausgesagt) aus dem Keller in die

Höhe, und da sie kurz hierauf über einen Wald hinfuhren, ersah Doktor Faust einen hohen Tannenbaum, auf diesen nun wurde der vor Furcht und Schrecken halbtote Kellermeister gesetzt; Faust aber kam mit seinen Burschen und dem Wein wieder nach Hause; da sie denn erst recht herumzechten, bis der Tag anbrach.

Wie dem guten Kellermeister indessen, bis der Tag angebrochen, auf seinem Baum müsse zu Mut gewesen sein, ist leicht zu erachten, zumal er nicht gewußt, wo und in welcher Gegend er wäre, dazu schier erfroren war: als aber der sehnlich verlangte Morgen anbrach und er nun augenscheinlich sah, daß er ohne Lebensgefahr nicht von dem hohen Baum kommen würde, rief er ohne Unterlaß mit heller Stimme so lang und viel, bis zwei vorübergehende Bauern, welche in die Stadt gehen und etwas von Schmalz und Käse verkaufen wollten, solches vernahmen und also mit höchster Verwunderung diesen Vogel in den Tannenzweigen pfeifen hörten. Die Bauern, weil der Kellermeister ihnen eine gute Verehrung zu geben versprach, eilten desto mehr der Stadt zu, wo sie solches verkündigten, bis sie letztlich gar nach Hofe kamen, allwo sie denn zuerst keinen Glauben fanden, bis man ihnen wegen der Abwesenheit des Kellermeisters, auch der noch halb geschlossenen Thür im Keller, Glauben geben mußte; weswegen eine große Menge Volks sich aus der Stadt mit den Bauern dorthin verfügte, wo der Kellermeister saß, welcher denn mit großer Mühe und Arbeit herabgebracht werden mußte. So sehr man aber mit Fragen ihm zusetzte, so vermochte er doch nicht zu sagen, wer die Diebe gewesen, so er im Keller angetroffen, noch denjenigen zu nennen, der ihn auf den Baum geführt und in solcher Gefahr daselbst gelassen hatte.

Es verfügten sich auch genannte Studenten in der Fastnacht am Dienstag in des Doktors Faust Behausung und hatten sämtlich sich vorgenommen, der Zeit das Recht zu thun, und die Fastnacht in aller erdenklichen Lust und Freude zu halten; wozu denn ihnen ohne allen Zweifel Doktor Faustus jeglichen Vorschub thun würde, denn sie wußten wohl, daß er gar freigebig war, wenn er nur selbst hatte, und sich freute, wenn jemand in solchem Vorhaben zu ihm kam: allein sie wurden in ihrer Meinung gar sehr betrogen, weil sie bei dem Nachtessen nicht anders als eine Schüssel mit gesottenem Rindfleisch, auch keinen Wein sahen, ja gar nichts, was man sonst bei solcher Fastnachtszeit Gutes zu speisen und den Gästen aufzutragen pflegte. Es sah immer einer den andern an und konnten nicht begreifen, wie solches gemeint wäre, gedachten aber wohl, daß es Doktor Faust auf eine Schalkheit abgesehen habe, welches auch bald sich auswies. Denn er ließ kurz hierauf den Tisch aufheben, einen neuen bereiten, und sprach zu ihnen: „Ihr, meine lieben Herren und angenehmen Gäste, ich bitte, Ihr wollet mir zu gut halten, daß ich Euch zum Nachtessen nicht bessere Gerichte hab' lassen vortragen, nichts anders als ein Stück Rindfleisch und einen schlechten Trunk, das ist aber die Ursache gewesen, daß dieses von dem meinigen und aus meinem Beutel gegangen. Nun aber

wollen wir erst recht lustig sein und die liebe Fastnacht einweihen und der Gebühr nach halten, und dieses soll nicht aus meinem Beutel gehen, sondern, weil jetzund zu dieser Zeit große Potentaten und Herren Gastereien und herrliche Mahle halten, also will ich meinen Teil auch dabei haben, es sei ihnen lieb oder leid." Darauf stellte Doktor Faustus drei Flaschen, eine zu fünf, die zwei andern jede zu acht Maß in seinen Garten und befahl seinem Geist Mephistopheles, daß er darein ungarischen, welschen und spanischen Wein füllen solle, desgleichen setzte er fünf platte Schüsseln hinaus, darin brachte der Geist nach etwa einer halben Stunde Wildpret und Gebratenes noch fein warm herein: also setzten sie sich sämtlich zu Tische, und sprach ihnen Doktor Faustus zu, sie sollten fröhlich und guter Dinge sein, denn es sei keine Verblendung, sondern seien recht natürliche Speisen und Getränke, wie sie es denn auch gefunden haben; denn sie verfuhren mit Wein und Speisen dergestalt, daß nicht viel von allem übergelassen wurde, und sie ganz toll und voll fast gegen den Tag erst nach Hause gegangen.

Am folgenden Aschermittwoch, als der rechten Fastnacht, kamen diese guten Brüder abermal zu Doktor Faust, gaben vor, sie müßten der Zeit ihr Recht thun und also wieder anfangen, wo sie es gestern gelassen hätten; und weil Doktor Faust sich recht fröhlich noch einmal erzeigen wollte, ließ er den Tisch decken, mit Bitte vorlieb zu nehmen, was man auftragen würde. Nebst zwei Braten wurde auch in die Mitte ein schöner, großer, gebratener Kalbskopf aufgesetzt und der Studenten einer gebeten, solchen zu zerlegen. Als aber dieser das Messer ansetzt, fing der Kalbskopf mit lauter Stimme an zu rufen: „Mordio, Helfio, Auweh, was hab ich Dir gethan!" daß die Studenten recht von Herzen darüber erschraken; weil sie aber sahen, daß Doktor Faust schier vor Lachen ersticken wollte, konnten sie bald erraten, wie es damit beschaffen sein müsse, und lachten deswegen auch mit.

Indessen fing Doktor Faust sein Gaukelspiel an, die Gemüter seiner Gäste zu erlustigen: erstlich hörten sie in der Stube allerhand musikalische Instrumente, da man doch nicht sehen noch wahrnehmen konnte, wo es herkäme; ja sobald ein Instrument aufgehört, kam ein anderes; wenn dann die Violin etwa einen lustigen Tanz machte, da sprangen und hüpften die Gläser und Becher auf dem Tisch, und so einer oder der andere den Becher, damit der Wein, seiner Meinung nach, nicht verschüttet würde, mit der Hand festhalten wollte, mußte er auch mithüpfen, so daß ein großes Gelächter entstand. Nach solcher Kurzweil nahm Doktor Faustus zehn irdene Häfen, die stellte er mitten in die Stube: da huben die an zu tanzen und einander zu stoßen, daß sie in Stücke zerbrachen. Zum dritten ließ er einen Haushahn im Hofe fangen, den stellte er auf den Tisch; als er ihm aber zu trinken gab, hub er an ganz natürlich zu pfeifen und Tänze zu machen. Darnach richtete Faust wiederum eine Kurzweil an und legte eine Harfe auf den Tisch; da kam ein

alter Aff' in die Stube herein, der machte viel gute Possen darauf und tanzte dazu sehr zierlich.

Weil nun mit solchen und andern Späßen etliche Stunden von dem Mittag an verlaufen, die Zeit aber zum Abendessen bereits vorhanden war, so wurden sie zu solchem berufen, da doch der Gäste keinen hungerte, außer daß zwei oder drei nach einem Gericht Vögel gelüstete: da nahm Doktor Faust eine Stange, die reichte er zum Fenster hinaus, pfiff zugleich aus einem Pfeiflein; alsbald kamen viel Drosseln und Krammetsvögel hergeflogen, welche auf die Stange saßen und die mußten bleiben; diese nahm er denn herein, und die Studenten halfen solche würgen und rupfen, der Famulus aber briet sie. Nach dem Nachtessen und als man die Küchlein aufgetragen, beschlossen sie, daß sie mit einander in die Mummerei gehen wollten, wie denn gebräuchlich war, und zog ein jeder auf Geheiß Doktor Fausts ein weißes Hemd an: als aber die Studenten einander ansahen, bedünkte einen jeden, er habe keinen Kopf, gingen also mit einander in etliche vornehme Häuser, Fastnachtküchlein zu holen; darob denn die Leute sehr erschraken: nachdem man aber solche Gäste, der Gewohnheit nach, zu Tische gesetzet, hatten sie ihre erste Gestalt wieder, und man kannte sie; bald aber wurden sie abermal verändert und bekamen rechte Eselsohren, großmächtige Nasen, ja einer ein mächtiges Hirschgeweih u. s. f., das trieben sie bis in die Mitternacht hinein, da sie dann voll und toll nach Hause zogen.

Als am Donnerstag, den folgenden Tag, Doktor Faust noch immer seine Fastnacht hielt, und die Studenten wieder bei einander versammelt waren, traktierte er sie wie des vorigen Tags, fing auch seine Gaukelei wieder an, und so kamen in die Stube herein dreizehn Affen, diese gaukelten so wunderbarlich, daß dergleichen nie gesehen worden: denn sie sprangen immer einer auf den andern und tanzten darnach in einer Reihe um den Tisch herum, dann sprangen sie zum Fenster hinaus und verschwanden.

Weil es aber damals fast den ganzen Tag über geschneit hatte und also ein dicker Schnee lag, rüstete Doktor Faust mit Zauberei einen schönen, großen Schlitten zu, der hatte eine Gestalt wie ein Drache, auf dessen Haupt saß Faust selber, und mitten innen die Studenten: dabei waren vier Affen, auf dem Schwanz des Drachen sitzend, die gaukelten auf einander, ganz lustig zu sehen, unter welchen einer auf der Schalmei pfiff, der Schlitten aber lief von sich selbst, wohin sie wollten; dies währte lang in die Nacht hinein, mit solchem Klappern, daß einer vor dem andern nicht hören konnte, und sie gedachten sämtlich, sie hätten in der Luft gewandelt.

Doktor Faustus verbrachte indessen, je näher das Ende seines Bündnisses herzu nahete, je mehr und mehr Sanct Epikurs Regel, ein rohes, sicheres und wüstes Leben, daß er das tägliche Vollsaufen, Spielen und Buhlen für

seine höchste Ergötzlichkeit hielt. Er sah aber zu dieser Zeit in seiner Nachbarschaft eine schöne, doch arme Dirne, welche vom Land herein in die Stadt gekommen und sich in Dienste bei einem Krämer begeben hatte; diese gefiel nun Doktor Faust über die maßen wohl, daß er nach ihr auf allerlei Weise und Wege trachtete und sie zu eigen haben wollte. Die Jungfrau aber wollte niemals, was man ihr auch versprechen mochte, in seinen sündlichen Willen sich fügen, sondern sie blieb ehrlich und wollte nur von der Ehe hören. Dazu rieten dem verliebten Faustus endlich auch seine guten Brüder und Freunde: der Geist Mephistopheles aber, als er dieses vermerkte, sprach unverzüglich zu Doktor Faust: was er nunmehr, da die versprochenen Jahre bald zu Ende sein würden, aus sich selbst machen wolle? Er solle gedenken an seine Zusage und sein Versprechen, zudem, so könne er sich in keinen Ehestand einlassen, dieweil er nicht zweien Herren zugleich dienen könne: „Denn der Ehestand ist ein Werk des Höchsten, den wir Teufel aufs höchste hassen und verfolgen. Derohalben, Fauste, siehe dich vor: wirst Du Dich versprechen zu verehelichen, so sollst Du gewiß von uns zu kleinen Stücken zerrissen werden. Denke doch bei Dir selbst, wie der Ehestand eine so große und schwere Last auf sich hat, und was jederzeit für Unlust daraus ist entstanden, Unruhe, Widerwillen, Zorn, Neid, Uneinigkeit, Sorge, Zerstörung der fröhlichen Herzen und Gemüter, und was dessen mehr ist."

Dem allen gedachte zwar Doktor Faustus eine Weile nach, er wollte aber doch auf seiner Meinung verharren, wendete auch das Rauhe heraus und sagte dem Geist: „Kurzum ich will mich verehelichen, es folge gleich daraus, was da wolle," gehet damit hinweg und in seine obere Stube. Was folgte aber hierauf? Alsbald gehet ein großer Sturmwind seinem Hause zu, als wollte ers zu Grunde werfen, es sprangen inwendig alle Angeln der Thüren auf und ward das Haus voller Feuer. Doktor Faust lief die Stiege hinab, wollte die Hausthüre suchen und davon laufen, da erhaschte ihn ein Mann, der warf ihn zurück wie ein Ballen in die Stube hinein, daß er weder Hände noch Füße regen konnte; um ihn her ging allenthalben Feuer auf, gleich als ob er jetzt verbrennen sollte; er schrie in diesen Nöten zu seinem Geist um Hilfe, er solle die Gefahr nur diesmal von ihm abwenden; dann wolle er versprechen, hinfort in allem nach seinem Willen zu leben.

Da erschien ihm der Fürst Lucifer ganz schrecklich und leibhaftig, so grausam anzusehen, daß Faust auch seine Augen vor ihm zuhielt, und seines elenden Endes gewärtig war. Darauf ließ sich Lucifer also vernehmen: „Sage nun an, wes Sinnes bist Du?" Doktor Faustus, ganz kleinmütig und erschrocken, auch mit zugethanen Augen, antwortete: „O Du gewaltiger Fürst dieser Welt, verlängere mir meine Tage, Du siehest, daß ich ein verkehrtes, wankelmütiges Menschenherz habe, daß ich auf andere Gedanken, welche Dir zuwider sind, gefallen bin, hab' aber das Werk noch nicht erfüllt; deswegen bitte ich Dich, Du wollest noch zur Zeit nicht Hand an mich legen, ich kann

bald andern Sinnes werden." Der Satan gab hierauf die Antwort mit kurzen Worten: „Wohlan, siehe zu, daß dem also sein möge, und beharre darauf, das sage ich Dir bei meiner Gewalt;" und also verschwand er samt dem Feuer.

Damit nun der elende Doktor Faustus seinen Lüsten genugsamen Raum geben und er also des Verheiratens ganz und gar vergessen möchte, giebt ihm der Satan den Gedanken ein, wie er doch die schöne Helena aus Griechenland, von welcher noch heutigen Tags die Welt so viel zu sagen weiß, nicht allein sehen, sondern gar zu einer Liebsten bekommen möchte. Eines Morgens frühe forderte er deswegen seinen Geist zu sich, entdeckte ihm sein Vorhaben, mit der Bitte, es dahin zu bringen, daß hinfüro die schöne Helena, Königs Menelaus Gemahlin, um welcher willen die herrliche Stadt Troja zu Grunde gegangen, in eben der Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sein eigen werden möchte: welches denn der Geist zu thun versprach.

Des andern Tags meldet Mephistopheles dem Doktor Faustus an, daß er nun sein Begehren ein Genüge zu thun bereit wäre und ihm die schönste Griechin selbiger Zeit herbeischaffen wollte, mit welcher er die folgende Zeit seines Lebens in aller Ergötzlichkeit zubringen möchte: und folgte ihm also die Königin auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß Doktor Faust nicht wußte, ob er bei sich selbst wäre oder nicht. Diese Helena erschien denn in einem köstlichen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herab hängen, welches herrlich goldfarb schien, auch so lang war, daß es ihr bis in die Kniebeuge herab hing, mit schönen, kohlschwarzen Augen, holdseligem Angesicht und lieblichen Wangen; sie war eine schöne länglichte gerade Gestalt, und war kein Tadel an ihr zu finden. Als nun Doktor Faustus solches alles sah und wohl betrachtete, hat diese verzauberte Helena ihm das Herz dermaßen eingenommen und gefangen, daß er zur Stunde in heftiger Liebe gegen sie entzündet wurde und mit ihr bald anfing zu scherzen, ja nachgehends sie wie sein eigenes Weib hielt und sie so lieb gewann, daß er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte noch wollte, und also dabei alles Verehelichens vergaß. Etliche Monate strichen indessen vorbei, als ihm einst von ihr berichtet wurde, daß sie ihm ein Kind gebären würde. Faust hielt dieses für unmöglich, denn er wußte ja, daß sie keine natürliche leibhafte Person wäre.

Nachdem er aber gesehen, daß sie fast zu Ende des Jahrs von Geburtsschmerzen überfallen wurde, auch bald darauf eines Sohnes genesen, erfreute er sich höchlich darüber und nannte ihn Justus Faust. Welcher aber hernach nach seines Vaters elendem Tode, zugleich mit seiner vermeinten Mutter verschwunden.

III.

Oben ist erzählt worden, wie Doktor Faustus einen jungen Menschen, der damals um Brot sang, jedoch eines fähigen verschmitzten Kopfes war, mit Namen Christoph Wagner, zu einem Famulus angenommen, dem er auch, weil er seine Verschwiegenheit mehr als einmal erfahren, seine meisten heimlichen Sachen, Schriften und Bücher nach der Zeit anvertraute; und weil jener sich allewege wohl in seines Herren Kopf zu schicken wußte, ja zu dieser und jener Schalkheit seinem Herrn treulich half, hat ihn dieser sein Herr sehr geliebt und ihn als seinen Sohn gehalten.

Als sich nun die Zeit mit dem Doktor Faust ändern wollte, weil bald das vierundzwanzigste Jahr seiner Verschreibung zu Ende ging, berief er einen bekannten Notarius, daneben etliche gute Freunde aus den Herrn Studenten, und vermachte in deren Gegenwart seinem Famulus Wagner Haus und Garten, bei dem Eisenthor in der Scheergasse an der Ringmauer: item, was an Barschaft, liegender und fahrender, an Hausrat, silbernen Bechern, Büchern u. s. f. da war. Nachdem nun das Testament aufgerichtet und bekräftiget worden, berief er nochmals seinen Famulus zu sich, hielt ihm vor, wie er ihn in seinem Testament wohl bedacht hätte, dieweil er sich, so lang er nun bei ihm gewesen, wohl verhalten und sonderlich seine Heimlichkeit nicht geoffenbaret hätte. Jedoch solle er noch überdies von ihm etwas bitten, er wolle ihm's gewiß nicht abschlagen. Da begehrte der Famulus seines Herrn Kunst und Geschicklichkeit, und daß er ein solches Leben, wie Doktor Faustus geführt, auch zu führen möchte in den Stand gesetzt werde. Darauf antworte ihm Doktor Faustus: „Wohlan, lieber Sohn, ich habe viel Bücher und Schriften, die ich mit Mühe und großem Fleiß zusammen gebracht, diese nimm in acht, doch behalte sie bei Dir und schaffe damit Deinen Nutzen, studiere fleißig darin, so wirst Du außer allem Zweifel das lernen und bekommen, was ich gekonnt und zuwege gebracht. Denn diese nekromantischen Bücher und Schriften sind nicht zu verwerfen, sondern in hohem Wert zu halten, obschon die Geistlichen solche verwerfen, und nennen sie die Schwarzkunst und Zauberei, ein Teufelswerk: daran kehre Du Dich nicht, mein Sohn, brauche Dich der Welt und laß die Schrift fahren. Denn die Nekromantie ist eine hohe Weisheit und ist im Anfang der Welt aufgekommen, ja nur von den Allergelehrtesten getrieben und geübt worden, die auch dadurch bei aller Welt in großes Ansehen gekommen sind; forsche nur fleißig darin, die werden Dich schon unterrichten, wie Du auch zu solcher Kunst kommen und gelangen mögest. Darnach sollst Du, mein lieber Sohn, wissen, weil meine versprochene vierundzwanzig Jahre nach weniger Zeit werden zu Ende gelaufen sein, daß alsdann mein Geist Mephistopheles mir weiter zu dienen nicht schuldig ist; derohalben kann ich auch Dir solchen nicht verschaffen, wie gern ich's gleich thäte; jedoch will ich Dir einen andern

Geist, so Du einen verlangest, zuordnen: halte Dich nur nach meinem Tode fein bescheiden, sei verschwiegen und still; und ob man schon bei Dir meine hinterlassenen Zauberbücher und Schriften von Obrigkeits wegen suchen wollte, so werden doch diejenigen, die solche zu suchen gesendet werden, also verblendet werden, daß sie deren keines nimmer finden."

Nach dreien Tagen fragte Doktor Faust seinen Famulus, den Wagner, ob er noch willens wäre einen Geist zu haben, der um und bei ihm wohnen sollte, und in welch einer Gestalt er ihn gern haben möchte? Wagner antwortet hierauf mit ja: „mein Verlangen, spricht er, ist nach einem sittsamen und unbetrüglichen Geist; auch daß er die Gestalt eines Affen an sich haben möchte." „Wohlan," sprach Doktor Faustus, „so sollst Du den bald sehen." Zur Stund erschien ein Affe mittlerer Größe, der sprang behende zur Stube herein; da sprach Doktor Faust zu dem Famulus: „siehe, da hast Du ihn, nimm ihn hin, doch wird er Dir noch zur Zeit nicht zu willen werden, bis erst nach meinem Tod, und diesem gieb den Namen Auerhahn, denn also heißet er. Daneben bitte ich Dich, daß Du meine Kunst, Thaten und wunliche Abenteuer, die ich bisher getrieben, wollest fleißig aufzeichnen, sie zusammen schreiben und in eine Historie bringen, dazu denn Dir Dein Geist Auerhahn treulich helfen wird; was Du etwa vergessen haben möchtest, dessen wird er Dich fleißig erinnern und in allem Dir behülfliche Hand leisten. Allein offenbare solches eher nicht, denn nach meinem Tod; ich weiß gar wohl, daß man meine Geschichten und Thaten von Dir aller Orten her wird haben wollen."

Doktor Faustus konnte leichtlich erachten, daß seine Abenteuer nach seinem Tod beschrieben und der Nachwelt überlassen würden, wodurch er denn einigermaßen in seiner Betrübnis, wegen seines herannahenden erbärmlichen Endes, getröstet wurde, daß er also doch einen Namen möchte überkommen. Solchen noch ansehnlicher zu machen, berief er seine Freunde, etliche Studenten, denen prophezeite er in Kraft seines Geistes von allerlei Veränderungen in geist- und weltlichen Ständen, welche inskünftig, nach seinem Tode, geschehen würden.

Solche Prophezeihung haben sie fleißig und mit Verwunderung angehöret, auch durch den Famulus Doktor Fausti von Wort zu Wort aufschreiben lassen, wie sie dieselbe denn auch hernach unter sich ausgeteilt und an andere Orte verschickt haben.

Die Glocke war nun einmal gegossen, und das Stundenglas Doktor Fausts lief nunmehr aus, denn er hatte nur noch einen Monat vor sich, nach welchem seine vierundzwanzig Jahre zu Ende waren. Über dieser Rechnung brach ihm der bittre Angstschweiß aus und war ihm alle Stund' und Augenblick gleich als einem Mörder, der der Strafe des Todes, die ihm bereits in dem Gefängnis ist angekündigt worden, gewärtig sein muß; indem er nun

solches beherzigte, gehet seine Stubenthür auf, und tritt herein Lucifer in selbsteigener Person, so ganz schwarz und zottigt, gleich als ein Bär, der erhub seine gräßliche Stimme und sprach zu ihm: „Fauste, Du weißt Dich noch wohl zu erinnern, wie verstockt, ehrgeizig, auch gottesvergessen Du im Anfang gewesen, und hast Dich an Gottes Gaben nicht lassen begnügen, sondern bist oben hinausgefahren, hast mir auch keine Ruhe gelassen, bis Du mich beschworest, Dir in allem zu willen zu sein; da mußt Du nun selbst sagen und bekennen, daß solches Dein Begehren Dir durch mich ganz reichlich sei erfüllet worden, ja daß ich Dir gar keinen Mangel gelassen, alle Wollust nach Deines Herzens Begierde Dir verschafft habe; ich bin Dir in aller Gefährlichkeit beigestanden, Du hast mehr gesehen und erfahren, denn je einer erfahren hat: ich habe Dich hervorgezogen bei männiglich, hohen und niedern Standes, daß Du allenthalben wert und angenehm warest, das alles mußt Du selbst sagen und bekennen. Weil nun aber Deine bestimmte Zeit der vierundzwanzig Jahre bald wird aus sein, wo ich mein Pfand nehmen und holen will, also kündige ich anjetzo Dir meinen Dienst auf, den ich Dir doch jederzeit treulich habe geleistet; so halte Du mir auch treulich, was Du mir versprochen hast. Dein Leib und Seele ist nun mein, darein gieb Dich nur willig; und ob Du schon wolltest hierüber unwillig werden, so beschwerest und kränkest Du nur Dein Herz desto mehr. Und so lade ich Dich denn vor das Gericht Gottes, da gieb Du Rede und Antwort, weil ich an Deiner Verdammnis nicht Schuld habe; und wenn die bestimmte Zeit sich wird verlaufen haben, will ich mein Pfand hinwegnehmen und holen.“

Doktor Faustus konnte vor Schrecken und Herzensbangigkeit nicht wissen, wo er daheim wäre; und als er wieder zu sich kam, hub er mit leiser Stimme, als ein verzweifelter Mensch an zu reden und sprach: „Ich habe solches alles gefürchtet, also wird es mir auch gehen; ach, ich bin verloren, meine Sünden sind größer, denn daß sie mir könnten vergeben werden.“ Als nun inzwischen der Teufel verschwunden, und sein Famulus, der Wagner, solches alles gesehen und mit angehört hatte, sagte dieser zu seinem Herrn: er sollte nicht so kleinmütig sein und verzagen, es wäre noch wohl Hilfe da, er sollte seine vertrauten Freunde, die um ihn schon eine geraume Zeit gewesen, beschicken, ihnen die Sache, wie sie wäre, entdecken, damit er von ihnen, oder sie nach Bedarf in der Stille einen gelehrten Magister mitbrächten, Trost aus der heil. Schrift haben und nehmen möchte und, ob ja der Leib müßte eingebüßt werden, die Seele wenigstens erhalten würde. Dem antwortete der geängstigte Doktor Faustus bitterlich weinend und sprach: „Ach, was hab' ich gethan, wohin hab' ich gedacht, daß ich wegen einer so kurzen Zeit, gleich als wegen eines Augenblicks, die Seligkeit habe verscherzt, da ich doch vielleicht auch mit andern Auserwählten der Himmelsfreude hätte genießen können! Wie hab' ich doch so schändlich von wegen einer so kurzwährenden Wollust der Welt die unaussprechliche Herrlichkeit der ewigen Freude verscherzt! Es ist nun aus.“ Und so

wollte der elende Mensch verzweifeln, jedoch richtete ihn aufs möglichste sein Famulus auf und tröstete sich des bald ankommenden Beistandes der Studenten.

Als nun der Famulus zu einem andern von den Studenten gegangen, ihnen in höchster Stille den ganzen Handel erzählt, sind sie darüber von Herzen erschrocken, und hat keiner sich mehr zu Doktor Faust verfügen wollen, damit ihnen nicht auch ein Abenteuer begegne, denn sie wußten wohl, daß mit dem Teufel nicht zu scherzen wäre. Der Famulus aber hielt inständig an; damit nun der trostlose Doktor Faustus nicht gar ohne Trost gelassen würde, nahmen sie zu sich einen gelehrten Geistlichen, dem sie alles offenbarten, und baten ihn, daß er dem Doktor Faust, von welchem sie etliche Jahre her viel Freundschaft genossen hätten, recht gründlich aus der heil. Schrift zusprechen und also dem Teufel begegnen möchte. Da diese nun, mit einander kommend, den Doktor Faust in der Stube auf seinem Sessel sitzen sahen, wo er wie ein wilder Stier sie ansah, die Hände zusammen drückte und oft seufzte, hatten sie alle ein herzliches Mitleiden mit ihm, und nachdem sie Sitze genommen, sprach der Magister zu ihm: Er solle solche Schwermütigkeit seines Herzens ablegen, es wäre ihm noch wohl zu helfen und zu raten; er solle nur mit festem Glauben und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und Christi teures Verdienst hoffen und also dem Satan Widerstand thun, weil Gott niemand ausschließe, sondern wolle, daß eben allen Menschen geholfen werde: und sprach ferner zu ihm, er solle sich fein vor Gottes Angesicht demütigen, sich für einen armen, großen Sünder bekennen und herzliche wahre Reue über die begangenen Sünden zeigen; und wenn denn gleich der Teufel käme, „wie er gewißlich nicht lang außen bleiben wird, und Euch, Herr Doktor, anklaget und spricht: ‚Siehe Fauste, Du bist ein gar zu großer Sünder, Du hast es mit deinen mutwilligen Sünden gar zu grob gemacht, darum mußt Du verdammt sein und bleiben'; so begegnet ihm und antwortet getrost: ‚ja Satan, eben darum, daß Du mich für einen so großen Sünder anklagest und kurzum verdammen willst, will ich nicht verdammt, sondern vielmehr selig werden; denn ich halte mich an Christum, der sich selbst für meine und der Welt Sünde dargegeben hat, darum wirst Du, Satan, hier nichts ausrichten, wenn Du mir die Menge und Größe meiner Sünden so genau vorhälst, mich damit zu schrecken und in Verzweiflung zu stürzen. Denn even mit dem, was Du sagst, wie ich ein allzugroßer Sünder sei, giebst Du mir Waffen und Schwert in die Hand, womit ich Dich gewaltig überwinden und alle Deine Streiche vernichten will. Denn kannst Du mir vorhalten, daß ich ein großer Sünder bin und Gott schwer und hoch beleidiget habe, so kann ich Dir hinwiederum sagen, daß Christus für die Sünder gestorben ist, ja der ganzen Welt Sünde, also auch die meinige auf sich geladen hat: denn der Herr hat alle Sünden und Ungerechtigkeit auf Ihn gelegt, und um der Sünde willen, die sein Volk gethan, hat er ihn geschlagen; wie geschrieben stehet bei dem Propheten Esaja im dreiundzwanzigsten Kapitel.'"

Diese und andere Tröstungen mehr hielt der Geistliche dem Doktor Faust fleißig vor, mit Anführung anderer Sprüche mehr, aus dem alten und neuen Testament; sonderlich stellte er ihm die Exempel der verrufensten Sünder, welche doch auf ihre Reue wieder bei Gott zu Gnaden gekommen, beweglichst vor: wofür ihm denn Doktor Faust fleißig dankte, mit der Zusage, daß er dem allen wolle nachkommen, sich damit zu trösten; zugleich bat er, daß der Magister und die andern Herren öfters einkehren möchten, ihn zu trösten, wo es anders bei ihm noch möglich wäre.

Als Doktor Faustus also wiederum in seinem Herzen Trost gefunden, in Erwägung der treuherzigen Vermahnung aus Gottes Wort, legte er sich damit zur Ruhe nieder, und sein Famulus blieb bei ihm in der Kammer. Indem kommt der Teufel zu ihm vor das Bett, schlug gleich anfangs ein großes Gelächter auf und sagte mit lauter Stimme: „Mein Fauste, bist Du einmal fromm geworden, ei so beharre darauf, schaue nur zu, was Deine Frömmigkeit Dir helfen werde. Lieber, ziehe zu solcher Deiner Frömmigkeit eine Mönchskappe an und thue stets Buße, es wird Dir wohl not sein; denn Du hast es zu grob gemacht, und Deiner Sünden sind mehr, als der Sandkörnlein am Meer. Lieber, wie magst Du Dich der Seligkeit trösten, der Du aller Sünden, Büberei und Schalkheit voll bist? Willst Dich trösten der Zuversicht auf Christum, so Du doch jederzeit diesen gelästert hast: stelle gleich alle Zuversicht zu Gott, so wirst Du dennoch verdammt und fährst hinunter in die Hölle, das ist Dein rechter Lohn, und warten bereits viel Teufel auf Dich; wo bleibet Deine Hoffnung auf Gott? Du heuchelst Dir selber und dichtest Dir eine nichtige Hoffnung; während doch alles umsonst und vergebens ist, es wird nichts daraus, hoffe so lang Du willst. Kannst Du Dich auch Deiner guten Werke rühmen? links um, es ist zu spät mit Deiner Buße. — Noch eines, Fauste, sage mir die Wahrheit, was gilts, es ficht Dich Deine Seligkeit nicht so viel an, als wenn Du bedenkest, daß Du bald sterben mußt, und mußt die angenehme Wohnung der Welt verlassen und mußt verlassen gute Freunde und Gesellen: sollte es Dich nicht betrüben und bekümmern, daß Du von hinnen scheiden sollst? sage, ist dem nicht also?“

Doktor Faustus schwieg still und gab darauf keine Antwort, brachte die Nacht zu mit schwermütigen Gedanken, und als es Tag ward, befahl er seinem Famulus, daß er den Geistlichen wieder mit sich brächte, welcher denn bald mit zwei Studenten kam. Als ihm nun Doktor Faustus, nachdem sie Sitze genommen, angesagt, was der Teufel in der vergangenen Nacht für ein Gespräch mit ihm gehabt, antwortete der Geistliche: „Ja, es ist wahr, der Teufel kann solche Stücke hervorbringen und will sich helfen. Wenn er denn wieder zu Euch kommt, so sprecht getrost: Hörest Du, Satan, diese und jene Beschwerungen, meiner Seligkeit halber, hast Du mir vorgehalten; ich bekenne, daß

ich ein armer Sünder bin, daß ich ein schwer gefallener Sünder bin, aber die Barmherzigkeit Gottes, so er durch die Liebe seines Sohnes über alle hat reichlich ausgeschüttet, ist weit größer. Gott hat nie einen Sünder verstoßen, der ernstliche Buße gethan hat, auch in der Stunde seines Todes nicht, wie den Schächer am Kreuz. So hab ich auch einen guten Herrn, einen solchen Richter, dem wohl abzubitten ist, einen getreuen Fürsprecher Jesum Christum, den Seligmacher, der wird mich vertreten bei seinem himmlischen Vater. Und daß Du mir die Verdammnis vorwirfst, das ist bei Dir nichts neues, das ist Dein altes Liedlein, Du bist ein Lästermaul und kein Richter, ein Verdammter und kein Verdammer. Du wirfst mir auch meine bösen Werke vor: das bekenne ich, daß nichts Gutes um und an mir ist, aber von meiner Ungerechtigkeit fliehe ich zu meinem Gerechtmacher Jesu Christo, ja zu meinem Gnadenthron; in seine Hände und Barmherzigkeit befehle ich meine Seele. Und darum, mein Herr Doktor Faust," sagte endlich der Geistliche, „seid ohne Sorge, und wenn der Teufel mit Disputieren wieder an Euch will, so haltet ihm mit dem Wort Gottes diese Streiche auf."

Doktor Faustus hatte nun etliche Tage lang Ruhe vor dem Teufel; einst aber zur Nachtzeit kam ihn in dem Bette eine Angst an, daß er nicht wußte, wo er bleiben sollte: es kamen ihm allerhand verzweifelte Gedanken in das Herz (ohne Zweifel aus Eingebung des bösen Geistes) als: „es wird doch damit nichts sein, daß Gott mir sollte barmherzig und gnädig werden, ich hab es allzugrob gemacht mit meinen Sünden: Gott kann nicht gleich Sünde vergeben, wie wir meinen, es ist zu spät mit meiner Buße und Bekehrung; komme ich zur Vergebung meiner Sünde und zur Gnade Gottes, so werden gewiß auch die Teufel selig, zumal ich ja nicht geringere Stücke gethan, denn was die Teufel selbst thun: zudem so ist das Büßen ja nicht wohl möglich, weil ich Gott meinen Schöpfer hab aufgegeben und alles himmlische Heer, denen habe ich abgesagt, dagegen mich versprochen, daß ich dem Teufel eigen sein wolle mit Leib und Seel; dies ist nun eine Sünde gegen den heiligen Geist, die nimmermehr kann und mag vergeben werden; darum kann ich nicht glauben, daß ich bei Gott wieder zu Gnaden könne kommen."

Mit solchen verzweifelten Gedanken schleppte er sich die ganze Nacht, und als er früh aufstand, schickte er zum drittenmal nach dem Geistlichen, meldete ihm, sobald er in die Stube getreten, die Ursache solches frühen Berufens und sprach: „Es ist mir leid, daß ich Euch, Herr Magister, so viel bemühe, denn ich besorge, daß keine Hilfe noch Rat bei mir wird statt haben, daß ich doch verdammt sein und bleiben werde." Der Geistliche, von Herzen erschrocken, erinnerte ihn viel aus der heiligen Schrift, legte ihm nochmal die Exempel derer vor die Augen, welche Gott, obgleich sie sich schon schwer versündiget, wieder zu Gnaden angenommen: solche verzweifelte Gedanken, sagte er, wären lauter giftige Pfeile des leidigen Teufels: „solcher Gestalt hat er Euch gleichsam Thür und Thor zur Verzweiflung aufgethan; wo ihr nun diesen unseligen

Gedanken Raum gebet, so stehet die ewige Verdammnis und Hölle für Euch schon offen. Darum beileibe nicht also, verbannet vielmehr solche Gedanken aus Eurem Herzen und lasset solche bei Euch nicht einwurzeln, denn sie rühren vom Teufel her, der machet Euer Herz betrübt und ängstiget es, gleich als hättet Ihr einen unerbittlichen Gott. Demnach, wenn solche Gedanken bei Euch aufsteigen, als wolle sich Gott Euer nimmer erbarmen, so sprecht: Teufel siehe, kommst Du abermal? Ich hab forthin nichts mehr mit Dir zu schaffen, denn Gott betrübet nicht, schrecket nicht, tötet nicht, sondern ist ein Gott der Lebendigen, hat auch seinen eingebornen Sohn in diese Welt gesandt, daß er die Sünder nicht schrecken, sondern trösten solle; auch ist Christus darum gestorben und wieder auferstanden, daß er des Teufels Werk zerstörete, ein Herr darüber würde und uns lebendig machte. Derohalben sollet Ihr in solcher Schwermut und Anfechtung einen Mut fassen und gedenken: Ich bin forthin nicht mehr eines Menschen, viel weniger des Teufels, sondern Gottes Kind, durch den Glauben an Christum, in welches Namen ich mich meiner heiligen Taufe erinnere: ich hab mir nicht Leib und Seele gegeben, sondern der allmächtige Schöpfer hat sie mir gegeben, darum hab ich auch nicht Macht, mich des Bundes meiner heiligen Taufe zu verzeihen. Auf diese tröstliche Erinnerung pochet, Herr Doktor, unverzagt, denket nicht zurück, was Ihr gethan, sondern nehmet Euch vor, wie Ihr dem Teufel und seinem Eingeben möget kräftigen Widerstand thun mit dem Wort Gottes; und wenn Ihr zu Bette gehet, so sprecht: Ach lieber Gott, ich bin freilich ein armer großer Sünder und finde nichts denn Ungerechtigkeit bei mir; aber Dein lieber Sohn hat mehr Gerechtigkeit mir und allen bußfertigen Sündern mitzuteilen, als wir alle von ihm nehmen und begehren können, um welches willen Du, getreuer Gott und Vater, mir wollest gnädig und barmherzig sein. Amen!"

Doktor Faustus legte sich nun von der Zeit an ziemlich wider den Teufel; denn ihm ward von einem seiner guten Freunde, der ein großes Mitleiden mit ihm hatte, die heilige Bibel in die Hand gegeben, ja darin die vornehmsten Machtsprüche bemerkt, daß er sie bald aufschlagen und daraus Trost schöpfen möchte. Dieses nun war dem Teufel nicht angenehm, und weil er ihm nicht anders beikommen konnte, versuchte er ihn davon abwendig zu machen, kommt deswegen nach etlichen Tagen auf einen Abend zu ihm und spricht: „Es ist nicht zu leugnen, daß Dein Herz jetzt anders gerichtet ist, als es je gewesen, es fehlet auch nicht weit, Du möchtest die Barmherzigkeit Gottes und was sein Wille ist, ergreifen und zu solcher Erkenntnis kommen, aber eines fehlt Dir noch sehr, dahin Du nimmer denken wirst. Denn Gott hat Gute und Böse erschaffen, also bleibet es von Anfang bis zum Ende der Welt. Denn Du bist nicht erwählet zur Seligkeit, sondern bist ein Stück vom bösen Baum, und wenn Du gleich alle Tugend und Frömmigkeit dieser Welt an

Dir hättest, so bist Du doch nicht zum ewigen Leben versehen. Dagegen die, so auserwählet sind, ob sie schon Sünde gethan und also sterben, so sind sie doch gute Bäume und im Anfang zu dem ewigen Leben versehen. Denn Gott hat Gute mit den Bösen erschaffen, dabei lässet Ers auch bleiben und nimmt sich der Menschen weiter nicht an, wie sie auch leben und sterben, bis zu dem allgemeinen Gerichte: wer denn zu dem ewigen Leben erkoren ist, der kommt darein, also ist es auch mit den Verdammten; darum ist es nichts mit deinem Vorhaben, daß Du allererst um Dich sehen willst, wie Du möchtest in das ewige Leben kommen, so Du doch von Anfang nicht dazu versehen bist." Dieses war nun dem Doktor Faust eine seltsame Predigt, und dachte solchem eine gute Weile nach, so daß er auch endlich sagte: „Es mag wahrlich wohl also sein, ich werde zu dem ewigen Leben nicht geboren sein, dieweil doch Firmament und Gestirn des Himmels ausweiset, was dem Menschen Gutes und Böses begegnen solle, und solche Exempel ereignen sich täglich, daraus geschlossen werden kann, wie Gott im Anfang sein Werk, alle Kreaturen, hat verordnet, daß solcher Lauf werde fortgehen bis an der Welt Ende. Nun ist der Mensch auch Gottes Kreatur, zum Bösen und Guten geneigt, wie ihn Gott dazu hat erschaffen, darüber ich jetzt nicht weiter reden will. Bin ich zum ewigen Leben versehen, so wird es sein müssen, wo nicht, so muß ich wohl, wie andere, dahin fahren."

Als nun gleich des andern Tags, vielleicht aus Gottes Schickung, der Geistliche samt drei andern Studenten Doktor Faust besuchte, fand er denselben etwas freudiger in seinem Mut, als früher, vermeinte demnach, der Trost aus dem Wort Gottes habe ein solches verursacht; allein er fand sich in seinem Wahn betrogen, da er vernahm, daß solches aus dem Gespräche, so der Teufel mit dem armseligen Faust von der ewigen Vorsehung gehalten, herrührte; daher der gute Geistliche wohl einsah, daß es fast mißlich sein würde mit dem Doktor Faust seiner Bekehrung halber, denn er gebe seiner Vernunft zu viel Raum und Statt, daß ihn daher der Teufel leichtlich gefangen nehmen könnte. Darum sagte er, nachdem er Sitz genommen, zu Doktor Faust: „Er sollte seine Vernunft in solchen hohen Artikeln der Vorsehung Gottes nicht urteilen lassen, sondern sie unter den Glauben gefangen nehmen, und alles das aus seinem Sinn verbannen, was ihm der Teufel vorgeschwätzet habe. Denn," fährt er fort, „menschliche Vernunft und Natur kann Gott in seiner Majestät nicht begreifen, darum sollen wir nicht weiter suchen noch erforschen, was Gottes Wille in diesem sei. Sein Wort hat Er uns gegeben, darin er reichlich geoffenbaret hat, was wir von ihm wissen, halten, glauben, und uns zu ihm versehen sollen, nach demselben sollen wir uns richten, so werden wir nicht irren; wer aber von Gottes Willen, Natur und Wesen Gedanken hat außer dem Wort, will mit menschlicher Vernunft und Wissenschaft aussinnen, der macht sich viel vergebliche Unruhe und Arbeit und fehlet sehr weit. Denn die Welt, spricht St. Paulus, erkennet durch ihre Weisheit Gott nicht in seiner

Weisheit, auch werden diese nimmermehr lernen noch erkennen, wie Gott gegen sie gesinnet sei, die sich darüber vergeblich bekümmern, ob sie versehen oder auserwählet seien. Welche in diese Gedanken geraten, denen gehet ein Feuer im Herzen an, das sie nicht löschen können, also daß ihr Gewissen nicht zufrieden wird, und müssen endlich verzweifeln. Wer nun diesem Unglück und ewiger Gefahr entgehen will, der halte sich an das Wort, so wird er finden, daß unser lieber Gott einen starken, festen Grund geleget, darauf wir sicher und gewiß fußen mögen, nämlich Jesum Christum, unsern Herrn, durch welchen allein und sonst durch kein anderes Mittel wir in das Himmelreich gelangen mögen: denn Er und sonst niemand ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sollten wir nun Gott in seinem göttlichen Wesen, und wie Er gegen uns gesinnet sei, recht und wahrhaftig erkennen, so muß es durch sein Wort geschehen; und eben darum hat Gott der Vater seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt, daß Er sollte Mensch werden, allerdings uns gleich, doch ohne Sünde, unter uns zu wohnen und des Vaters Herz und Willen uns zu offenbaren."

Dieser Trost des Magisters, nachdem er mit den andern Abschied von Doktor Faust genommen, wollte eben so wenig bei dem Armen fruchten, als die vorigen, und mit bekümmerten Gedanken legte er sich damals auf den Abend ungegessen und ungetrunken zu Bette. Er hatte zwar bei sich in der Kammer seinen getreuen Famulus, den Wagner, aber tausenderlei Gedanken betrübten seine Seele, die ihn denn sobald, ob ers schon wünschte, nicht einschlafen ließen, noch ihm Ruhe gönnten. „Ach," sprach er ganz wehmütig, „du armseliger Mensch, du bist wohl mit allem Recht mit unter den Unseligen, da du alle Stunden den Tod erwarten mußt, während du doch noch viel gute Zeit und Stunden hättest erleben können! Ach, Vernunft, Mutwill, Vermessenheit und freier Will! O du Blinder und Unverständiger, der du deine Glieder, Leib und Seele so blind machest, blinder als blind! O zeitliche Wollust, in was Verderben hast du mich geführt, daß du mir meine Augen so gar verdunkelt hast! Ach, schwaches Gemüt, betrübte Seele, wo ist, wo bleibet deine Erkenntnis? O verzweifelte Hoffnung, da deiner nimmermehr gedacht wird! Ach Leid über Leid, Jammer über Jammer, wer wird mich daraus erlösen? wo soll ich mich verbergen? wohin soll ich mich verkriechen oder fliehen? ja ja, ich sei gleich, wo ich wolle, so bin ich gefangen."

In solchen bekümmerten Herzensgedanken und Klagen genoß Doktor Faustus doch die Gnade, daß er einschlummerte und endlich recht einschlief; er schlief aber nicht so gar lange, als er von einem bösen Traum beunruhiget und wieder aus dem Schlaf gebracht wurde. Es träumte ihm, als sähe er in seine Kammer einher treten mehr denn tausend böse Geister, welche sämtlich feurige Schwerter in den Händen hatten und ihn zu schlagen droheten, unter denen aber einer als der vornehmste sich hervorthat und mit erschrecklicher Stimme zu ihm sprach: „Nun, Fauste, sind wir bereit, dich einmal an den

Ort zu bringen, von welchem Du oft mehrere Wissenschaft zu haben verlangt hast, wir aber haben solches bis anher versparen wollen. Nun wirst Du selbst sehen, was für ein mächtiger, großer Unterschied sein wird unter den Verdammten und den Auserwählten, welches Dir etwa vor diesem ist gleich einer Fabel und einem Märlein gewesen." Doktor Faust erwachte darob zur Stund, und grämte sich heftig ob diesem Gesicht, denn er konnte sich leicht die Rechnung machen, was des Traumes Bedeutung sein werde.

Indessen vermehrte sein herannahendes elendes Ende von Stund zu Stunde seine Herzensbangigkeit, daß er ganz still und einsam blieb, und war ihm nichts lieber, als solche Einsamkeit, so daß er auch nicht mehr zugeben wollte, daß der Magister mit den andern Studenten, die alle ein herzliches Mitleiden mit ihm hatten und aufs wenigste seine Seele zu erhalten suchten, zu ihm kommen und ihn trösten sollten: und ob er schon zu unterschiedlichen malen Trostsprüche aus dem alten und neuen Testament, welche der Geistliche vor etlichen Tagen ihm bemerkt hatte, aufschlug, so konnte er sich doch damit nicht trösten, noch darauf ein einziges Wörtlein sich zu Herzen führen, sich damit zu stärken; sondern wenn ihm gleich ein Blick eines Trostspruchs vorleuchtete, so sagte er denn bei sich selbst: „Ach, ach! das gehet mich nicht an." Nun begegnete ihm auch etlichemal, weil er sich in die Einsamkeit zu sehr vertieft, voller Schwermut und Herzensbangigkeit war, auch keines Trostes fähig werden konnte, daß er nach Messern griff, sich damit zu entleiben: allein der Teufel ließ es nicht zu, und wenn Doktor Faust den Selbstmord ins Werk richten wollte, so war er an den Händen gleich als lahm, daß er nichts ausrichten konnte: und war ihm also in solcher seiner Einsamkeit wie einem Übelthäter oder Mörder, der in dem Gefängnis alle Stunden und Augenblicke erwarten muß, wann und zu welcher Zeit er seiner Übelthat Endurteil ausstehen solle.

Doktor Faustus hatte nur noch zehn Tage zu seinem erschrecklichen Ende, weswegen er an einem Morgen seinen Famulus, weil er bisher andere Gesellschaft nicht leiden mochte, zu sich vor sein Bett berief, gleich als wenn er nur von ihm Trost und Erquickung haben könnte, und ganz zaghaft und erschrocken zu ihm sprach: „Ach, lieber Sohn, was hab ich mir bereitet, daß ich so roh gelebt und mein gottloses Leben bisher also geführt habe! Was habe ich jetzt davon? ich bringe nicht allein einen bösen Namen davon, sondern auch einen nagenden Wurm und böses Gewissen; ach! ich sollte zeitiger an das Ende, an mein Ende gedacht haben! und wenn ich an solches gedenke, das nun nicht mehr ferne ist, so überläuft meinen Leib ein eiskalter Schweiß, ein Zittern und Zagen meines Herzens ist da, und wenn ich nun bald davon muß, und mein Leib und Seele den Teufeln zu teil werden, so sehe ich alsdann vor mir das strenge Gericht Gottes, ich weiß nicht, wo ich aus oder

ein soll: es wäre mir tausendmal besser, daß ich als ein unvernünftiges Tier wäre geboren worden, oder doch in meiner zarten Kindheit gestorben! Nun aber, ach, nun ists aus, Leib und Seele die fahren dahin, wohin sie geordnet sind."

Auf solches Wehklagen und Seufzen sprach sein Famulus, den seines Herrn jammerte: „Ach, Herr Doktor, warum seid Ihr doch fort und fort so schwermütig und kränket Euer Herz stets? schaffet Euch einmal Ruhe, thut dem Satan Widerstand, denn dieser peinigt und martert Euch also: ich wills nicht mehr zugeben, daß Ihr allein seid, sondern Ihr müsset entweder Leute um Euch haben, daß Ihr Euch mit ihnen ergötzet, und sie Euch die melancholischen Gedanken vertreiben, oder Ihr müsset den Magister wieder zu Euch berufen, damit Ihr völligen Trost bekommet. Denn es ist ja kein Sünder so groß, er kann durch seinen Widerruf, herzliche Reue, Bekehrung und Buße zur Gnade Gottes kommen." Doktor Faustus antwortete: „Mein lieber Christoph, schweige nur, ich bin nicht wert, daß gute, ehrliche Leute mehr zu mir kommen sollen, ich, der ich ein Leibeigener des Teufels bin; so will ich auch von keinem Trost aus der Schrift mehr hören noch wissen, sintemal es doch damit alles vergebens und verloren ist, mich zu bekehren: ich will mein Leben vollends mit Trauern, Seufzen und Wehklagen zubringen."

Das Stundenglas hatte sich nunmehr umgewendet, war ausgelaufen, die bestimmten vierundzwanzig Jahre Doktor Faustus oder die Endschaft seiner Verschreibung war nun am nächsten: deswegen erschien ihm der Teufel abermal, und zwar in eben dieser Gestalt, wie er damals den verdammlichen Bund mit ihm aufgerichtet hatte, zeigte ihm seine Handschrift, darin er ihm mit seinem eigenen Blut seinen Leib und seine Seele verschrieben hatte, mit der Weisung, daß er auf folgende Nacht sein verschriebenes Unterpfand holen, und ihn hinweg führen wollte, dessen er sich denn gänzlich versehen solle: darauf der Teufel verschwand.

Wie dem Doktor Faust hierüber müsse zu mute gewesen sein, läßt sich leichtlich denken; es kam das Bereuen, Zittern, Zagen und seines Herzens Bangigkeit mit aller Macht an ihn, er wandte sich hin und wieder, klagte sich selbst an ohne Unterlaß, wegen seines abscheulichen und greulichen Falls, weinte, zappelte, focht, schrie und grämte sich die ganze Nacht über. In solchem erbärmlichen Zustand erschien ihm sein bisheriger Hausgeist Mephistopheles zur Mitternachtszeit, sprach ihm freundlich zu, tröstete ihn und sprach: „Mein Fauste, sei doch nicht so kleinmütig, daß Du von hinnen fahren mußt, gedenke doch, ob Du gleich Deinen Leib verlierst, ists doch noch lang dahin, daß Du vor dem Gericht Gottes erscheinen wirst; Du mußt doch ohne das sterben, es sei über kurz oder über lang, obschon Du etliche hundert Jahr, so es möglich wäre, lebtest: und ob Du schon als ein Verdammter stirbst, so bist Du es

doch nicht allein, bist auch der erste nicht; gedenke an die Heiden, Türken und alle Gottlosen, die in gleicher Verdammnis mit Dir sind und zu Dir kommen werden. Sei beherzt und unverzagt, denke doch an die Verheißung unsers Obersten, der Dir versprochen hat, daß Du nicht leiden sollest in der Hölle wie die andern Verdammten." Mit solchen und andern Worten wollte der Geist ihn beherzt machen und ihn etwas aufrichten.

Da nun Doktor Faustus sah, daß dem ja nicht anders sein konnte, und daß der Teufel sicher sein Unterpfand nicht würde dahinten lassen, sondern auf die folgende Nacht es gewiß holen, stehet er früh morgens auf, spaziert etwas vor die Stadt hinaus, und nach Verfluß von etwa anderthalb Stunden, nachdem er wieder nach Haus gekommen, besiehlt er seinem Famulus, daß er die Studenten, ehedessen seine vertrauten Freunde, noch einmal zu ihm in das Haus berufen sollte, er hätte ihnen etwas notwendiges anzukündigen.

Weil nun diese vermeinten, Doktor Faust würde sich vollends bekehren, nahmen sie den Magister mit sich. Als sie aber angekommen, bat er sie, daß sie sich doch sämtlich wollten gefallen lassen, mit ihm noch einmal in das Dorf Rimlich zu spazieren, denn daselbst wolle er sich mit ihnen lustig erzeigen, welches er etliche Zeit bisher unterlassen hatte.

Der Geistliche verließ auf diese Worte die Behausung des Doktors, denn es hatte ihn ein Schauder bei seiner Rede ergriffen. Die Studenten aber waren dessen zufrieden und spazierten mit einander dahin, hatten unterwegs allerlei Gespräche, und nachdem sie daselbst angelanget, ließ Doktor Faust ein gutes Mahl zurichten und stellte sich auf das möglichste mit ihnen fröhlich, daß sie also beisammen recht lustig waren bis auf den Abend, da sie alle, ausgenommen Faustus, wieder nach Hause begehrten. Doktor Faustus aber bat sie gar freundlich, daß sie doch wollten nur noch dieses einzige mal die Nacht über in dem Wirtshaus bei ihm verharren, es wäre doch schon die Zeit zur Heimkunft zu spät, er müsse ihnen nach dem Nachtessen etwas besonderes vorhalten. Welches sie denn, weil es doch nicht anders sein könne, ihm zusagten.

Als nun das Mahl und der Schlaftrunk vorbei waren, bezahlte Doktor Faustus den Wirt und bat die Gäste, sie sollten ein kleines mit ihm in die nächste Stube gehen, er hätte ihnen etwas wichtiges zu sagen, welches er bisher hätte verborgen gehalten, das betreffe sein Heil und seine Seligkeit; mit solcher Vorrede, ohne ferneren Umschweif, fing er an und sprach: Wohlgelehrte, Ihr meine liebe, vertraute Herren, daß ich Euch heute morgen durch meinen Famulus habe ersuchen lassen, einen Spaziergang hieher zu machen, und Ihr mit einer schlechten Mittag-Mahlzeit vorlieb genommen, auch auf mein Anhalten bei mir als auf die Nacht anjetzo verharret, dafür sage ich Euch schuldigen Dank; wisset aber zugleich, daß es um keiner andern Ursache willen

geschehen, als Euch zu verkündigen, daß ich mich von meiner Jugend an, während ich von Gott mit einem guten Verstand bin begabt gewesen, jedoch mit solcher Gabe nicht zufrieden war, sondern viel höher steigen und über andere hinauskommen wollte, mit allem Fleiß und Ernst auf die Schwarzkunst gelegt, in welcher ich mit der Zeit so hoch bin gekommen, daß ich einen unter den allergelehrtesten Geistern, Namens Mephistopheles, erlangt, jedoch solche Vermessenheit geriet mir bald zum Bösen und zu einem solchen Fall, wie er dem Luzifer selber widerfahren, da er um seiner Hoffart aus dem Himmel verstoßen worden. Denn als der Satan mir willig in allem meinem Vorhaben war, setzte er zuletzt mir zu, daß, so ich würde einen Bund mit ihm aufrichten, und mich mit meinem eigenen Blut verschreiben, ich, nach Verfluß von vierundzwanzig Jahren, sein wollte sein mit Leib und Seele, dazu Gott, der heiligen Dreifaltigkeit und allem himmlischen Heer absagen, denselben nimmermehr in Nöten und Anliegen anrufen, auch alle diejenigen anfeinden, so mich von meinem Vorhaben abwendig machen und bekehren wollten: daß ich alsdann nicht allein mit hohen trefflichen Künsten begabt sein, sondern auch Geister um und neben mir haben sollte, die mich in aller Gefährlichkeit schützen und meinen Widerwärtigen zuwider sein müßten; dazu, und welches eben das meiste war, was ich auch in diesem Leben verlangte, Geld, gutes Essen und Trinken, und tägliches Wohlleben, das sollte mir nimmermehr mangeln, ja er wollte mich so hoch ergetzen nach allen meines Herzens Begierden, daß ich das Ewige nicht für das Zeitliche nehmen würde. Mit solchen übergroßen Verheißungen erfüllte er mir das Herz, daß ich bei mir gedachte: dieses Freudenleben ist gleichwohl nicht zu verwerfen, obschon der Bund gottlos und verdammlich ist; so darf ich auch den Satan nicht länger aufhalten, denn sonst möchte ich um alle meine Kunst kommen, und er möchte von mir weichen: dazu so bin ich vorhin geneigt zum müßigen Leben; Fressen, Saufen und Spiel ist meine Lust, allein die Mittel dazu hab ich nicht, allhie könnte ich alles ohne Mühe überkommen. Käme es denn einmal dahin, daß der Teufel sein Unterpfand holen und haben wollte, müßte ichs wohl geschehen lassen, ich würde doch über die bestimmte Zeit nicht viel länger leben können; zudem so kann noch wohl die Zeit kommen, dachte ich, daß ich mich möchte bekehren, Buße thun und also die Barmherzigkeit Gottes ergreifen. Da denn ohne Zweifel der Teufel nicht wird gefeiert haben, sondern mich regieret und getrieben, daß ich also den Bund mit ihm aufgerichtet, Gott und der heiligen Dreifaltigkeit abgesagt, und mich mit Leib und Seele ihm verschrieben habe.

„Es hat aber der Teufel, wie ichs bekennen muß, anfänglich mir eine geraume Zeit Glauben gehalten, mir alles dasjenige erfüllt und geleistet, was mein Herz begehret hat; doch aber hat er zuweilen gefehlt und mich in etlichen Sachen stecken lassen, mit Vorwänden, ich sollte selbst durch meine Kunst mich fortbringen; und da ich mich darüber beklagte, so hat er nur ein Gespött mit mir getrieben: bin also aus Vermessenheit und Wollust in solchen Jammer

geraten, zum ewigen Schaden meiner armen Seele, daraus mir nimmermehr kann geholfen werden. Nun aber sind solche Jahre auf diese Nacht aus und verlaufen; da wird denn der Teufel sein Unterpfand holen und mit mir ganz erschrecklich umgehen; das alles wollte ich doch gerne ausstehen, wenn nur die Seele erhalten würde. Ich bitte Euch nun, günstige liebe Herren, Ihr wollet nach meinem Tod alle diejenigen, so mich geliebet und wegen meiner Kunst im Wert gehalten haben, freundlich grüßen und von meinetwegen ihnen viel gutes wünschen: was ich auch diese vierundzwanzig Jahre über für Abenteuer getrieben, und meine andern Geschichten, die werdet Ihr in meiner Behausung aufgeschrieben finden, und mein Famulus soll sie Euch nicht vorenthalten. Ihr wollet Euch anjetzt mit einander zur Ruhe begeben, sicher schlafen und Euch nichts anfechten lassen, auch so Ihr ein Gepolter und ungestümes Wesen im Hause hören und vernehmen werdet, wollet Ihr Euch darob nicht entsetzen, noch Euch fürchten, denn Euch soll kein Leid widerfahren, wollet auch vom Bette nicht aufstehen; allein dieses möchte ich zu guter letzt von Euch erbeten haben, daß, so Ihr meinen Leib findet, Ihr solchen zur Erde bestatten lasset. Gehabt Euch ewig wohl, Ihr Herren, und nehmet ein Exempel an meinem Verderben. Gute Nacht, es muß geschieden sein!" Auf solches Lebewohl traten die Gäste, einer nach dem andern zu Doktor Faust, hatten ein herzliches Mitleiden und sprachen mit erschrockenem Herzen: „Herr Doktor, hiermit wünschen wir Euch auch eine gute Nacht, und zwar eine bessere, als Ihr vermeinet; wir bitten sämtlich nochmals, Ihr wollet Eures Heils und Eurer Seelen Wohlfahrt bei jetziger letzten Zeit wahrnehmen; und weil Ihr nicht anders glaubet, denn der Teufel werde diese Nacht Euren Leib hinwegnehmen, so rufet den heiligen Geist um Beistand an, damit er Eure Seele möge regieren und zu einem unzweifelhaften Glauben an Christum bringen: diesem befehlet alsdann, wenn es je nicht anders wird sein können, Euren Geist in seine barmherzigen Hände mit reuigem Herzen, sprecht mit dem König David: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf Sein Wort, denn bei dem Herrn ist die Gnade, und viel Erlösung ist bei Ihm." Darauf sagte Doktor Faust ganz weinend: „Ach, liebe Herren, ich will in meinem Herzen seufzen und ächzen, ob etwa mich Verlornen Gott wieder möchte zu Gnaden aufnehmen; aber ich besorge leider, daß nichts daraus werden dürfte, denn meiner Sünden sind zuviel." Unter solchen Reden sank er gleich einem Ohnmächtigen hin auf die nächste Bank, darüber sie alle erschraken, und sich bemüheten ihn aufzurichten. In solchem Schrecken hörten sie im Haus ein großes Poltern, darob sie sich noch mehr entsetzten und zu einander sprachen: Laßt uns von dannen weichen, damit uns nicht etwas Arges widerfahre, lasset uns zu Bette gehen;" wie sie denn auch solches thaten. Da sie nun dahin gegangen waren, konnte keiner aus Furcht und Entsetzen einschlafen, zudem, so wollten sie doch vernehmen, was es für einen Ausgang mit dem Doktor Faust nehmen würde.

Als nun die Mitternachtsstunde erschienen, da erhub sich plötzlich ein großer ungestümer Wind, der riß und tobte, als ob er das Haus zu grund stoßen wollte. Wem war nun ängster und bänger als den Studenten? Sie wünschten zehn Meilen von da zu sein und sprangen aus den Betten mit großer Furcht, da sie denn kurz darauf in der Stube, in welcher Doktor Faustus liegen geblieben, ein gräuliches Zischen und Pfeifen, als ob lauter Schlangen und Nattern zugegen wären, vernommen: noch mehr aber wurden sie bestürzt, da sie das Stoßen und Herumwerfen in der Stube hörten, den armseligen Faust Zeter und Mordio schreien, bald aber nichts mehr. Und es verging der Wind, und legte sich und ward alles wieder ganz still. Kaum hatte es recht getagt und das Tageslicht in alle Gemächer des Hauses geleuchtet, da waren die Studenten auf, gingen mit einander ganz erschrocken in die Stube, um zu sehen, wo Doktor Faustus wäre, und was es für ein Bewandtnis diese Nacht mit ihm gehabt hätte. Sie kamen aber kaum dahin, so sahen sie bei Eröffnung der Stube, daß die Wände, Tisch und Stühle voll Blutes waren; ja sie sahen mit Erstaunen, daß das Hirn Doktor Fausts an den Wänden anklebte, die Zähne lagen auf dem Boden; und also mußten sie augenscheinlich abnehmen, wie ihn der Teufel von einer Wand zu der andern müsse geschleudert und daran zerschmettert haben. Den Körper suchten sie allenthalben im Hause, fanden ihn zuletzt außerhalb des Hauses auf einem nahe gelegenen Misthaufen liegen, er war aber ganz abscheulich anzusehen: denn es war kein Glied an dem Leichnam ganz, alles schlotterte und war ab; der Kopf war mitten von einander, und das Hirn war ausgeschüttet. Sie trugen also den Leichnam in aller Stille in das Haus und beratschlagten sich, was ferner anzufangen sei.

Als die Studenten des Doktor Fausts Leichnam gefunden und beiseits gelegt hatten, gingen sie zu Rat, wie es nun anzugreifen wäre, daß seiner letzten Bitte ein Genügen gethan und sein Leichnam zur Erde möchte bestattet werden, und beschlossen zuletzt, daß sie dem Wirt ein Geschenk machen wollten, damit er schwiege und mit ihnen übereinstimmte, daß Doktor Faustus eines schnellen Todes wäre verstorben. Demnach näheten sie mit Beihilfe des Wirts den zerstümmelten Leichnam in ein Leintuch ein und meldeten dem Pfarrherrn des Orts, wie sie einem fremden Studenten hätten das Geleite gegeben, welchen diese Nacht ein schneller Schlagfluß getroffen, der ihn auf der Stelle hätte seines Lebens beraubt; sie bäten den Herrn Pfarrer, er wolle es bei dem Schultheißen anbringen und um die Erlaubnis bitten, solchen allhier zu begraben, sie wollten alle Unkosten auslegen: wie sie denn auch dem Pfarrherrn einen Goldgulden gaben, die Sache zu befördern, weil sie sich allda nicht lang aufzuhalten hätten. Dieses wurde denn auch am selbigen Nachmittag ins Werk gesetzt. Es hat aber der Wind damals, als man den Leichnam begrub, sich so ungestüm

erzeigt, als ob er alles zu Boden reißen wollte, da doch weder vor noch nach dergleichen verspürt worden. Woraus denn die Studenten schließen mochten, welch ein verzweifeltes Ende Doktor Faust müsse genommen haben.

Aber nachdem Doktor Faustus tot und begraben war, hatte seine Seele auf Erden noch keine Ruhe. Sein Geist regte sich, erschien zum öfteren seinem Diener Christoph Wagner und hielt mancherlei Gespräche mit ihm. Zu demselben kam auch Justus Faustus, des Doktor Faust und der schönen Helena Sohn, der selbst ein bildschöner Mensch war, der sprach ganz freundlich zu dem Famulus: „Nun, ich gesegne Dich, lieber Diener, ich fahre dahin, weil mein Vater tot ist; so hat meine Mutter auch hie kein Bleibens mehr, sie will auch davon; darum so sei Du Erbe an meiner statt, und wenn Du die Kunst meines Vaters hast recht ergriffen, so mache Dich von hinnen, halte die Kunst in Ehren; Du wirst dadurch ein hohes Ansehen überkommen." Als er solches geredet, trat auch die schöne Helena herein, nahm ihren Sohn bei der Hand, und beide verschwanden also vor des Wagners Augen, der nicht wußte, was er dazu sagen sollte; so daß man sie hernach nimmer gesehen hat. Die Nachbarn aber gewahrten den Geist des Doktor Faustus bei Nacht oftmals in seiner Behausung im Fenster liegend, sonderlich wenn der Mond schien. Er ging auch in dem Hause herum, ganz leibhaftig, in Gestalt und Kleidung, wie er auf Erden gegangen war. Denn Doktor Faustus war ein höckeriges Männchen, von dürrer Gestalt, und hatte ein kleines, graues Bärtlein. Zu Zeiten fing sein Geist im Hause ganz ungestüm an zu poltern, was viele Nachbarn mit erschrockenem Herzen hörten. Sein Famulus Wagner aber beschwur den Geist und verhalf ihm auf Erden zu seiner Ruhe. Und jetzt ist es in diesem Hause ganz friedlich und still.

Fortunat und seine Söhne.

Auf der Insel Cypern liegt eine Stadt, Famagusta genannt. In dieser war ein edler Bürger, Namens Theodor, ansässig, von alter löblicher Herkunft, dem seine Eltern großes Gut hinterlassen hatten. So war er reich und gewaltig, dazu jung und freien Mutes; dachte nicht viel daran, wie seine Eltern zu Zeiten das Ihrige gespart und gemehrt hatten, denn sein Gemüt war ganz und gar auf zeitliche Ehre und irdische Lust gerichtet. Er führte deswegen auch ein köstliches Leben, mit Stechen, Turnieren, den Königen zu Hofe reiten, und verthat damit viele Habe. Dies verdroß seine Freunde, und er wurde ihnen unwert. Deswegen dachten sie darauf, ihm ein Weib zu geben, weil sie hofften, ihn dadurch von seiner unordentlichen Lebensweise abziehen zu können. Sie machten ihm diesen Vorschlag, der ihm wohl gefiel, und er verhieß wirklich, ihnen in dieser Hinsicht Folge zu leisten. Die Freunde sahen sich um und stellten allenthalben Nachfrage an; auch fanden sie endlich in Nikosia, der Hauptstadt der Insel, wo die Könige gewöhnlich Hof hielten, einen Edelmann, der eine schöne Tochter hatte, mit Namen Gratiana: diese wurde ihm vermählt, ohne daß weiter darnach gefragt worden wäre, was für ein Mann Theodor sei; sondern nur auf den Ruf hin, daß er so groß und mächtig wäre, wurde ihm vergönnt, die Jungfrau heimzuführen. Es ward eine köstliche Hochzeit gefeiert, wie es denn gewöhnlich ist, daß reiche Leute ihre Herrlichkeit besonders bei solchen Gelegenheiten beweisen. Als nun das Fest vorüber war und jedermann sich wieder zur Ruhe begab, da fing Herr Theodor an, tugendlich mit seiner Frau zu leben, so daß es den Freunden der Braut gar wohl gefiel, denn sie meinten ein gutes Werk vollbracht zu haben, weil sie den Theodor, der so wild gewesen, mit einem Weibe so zahm gemacht hätten. Leider aber wußten sie nicht, daß, was die Natur einmal gethan hätte, nicht leicht zu wenden sei.

Inzwischen gebar Gratiana, noch ehe das erste Jahr nach ihrer Vermählung um war, dem Herrn Theodor einen Sohn, über dessen Geburt die beiderseitigen Verwandten und Freunde hoch erfreut wurden, und der in der Taufe den Namen Fortunatus erhielt. Theodor war hierüber auch in großen Freuden; doch fing er bald darauf sein altes Wesen mit Stechen und Turnieren aufs neue an, hielt viel Knechte und köstliche Rosse, ritt dem Könige zu Hof, ließ Weib und Kind daheim und fragte nicht, wie es zu Hause gehe. Heute

verkaufte er einen Zins, morgen den andern, und das trieb er so lange, bis er nichts mehr zu verkaufen und zu versetzen hatte. So kam er bald in Armut, hatte seine jungen Tage unnütz verzehrt und ward am Ende so arm, daß er weder Knecht noch Mägde zu halten vermochte, und die gute Frau Gratiana zuletzt selber kochen und waschen mußte, wie die ärmste Taglöhnerin. Als sie nun einmal zu Tische saßen und essen wollten, hätten sie sich gerne gütlich gethan und gut gelebt, wenn sie es nur gehabt hätten. Der Vater sah seinen Sohn gar ernstlich an und seufzte von Herzensgrund. Fortunatus, sein Sohn, sah dieses. Er war nun achtzehn Jahre alt; dennoch konnte er noch nichts als seinen Namen schreiben und lesen; aber aufs Waidwerk und Federspiel verstand er sich trefflich; denn das war sein Kurzweil. Dieser nun fing an und sprach zu seinem Vater: „Lieber Vater, sage mir, was liegt Dir doch auf dem Herzen? Ich habe gar wohl an Dir gemerkt, wenn Du mich ansiehst, daß Du da betrübt wirst; so bitte ich Dich, sage mir, habe ich Dich denn auf irgend eine Weise erzürnt? Laß es mich wissen, denn ich bin ja doch willens, ganz und gar nach Deinem Gefallen zu leben!“ Der Vater antwortete: „O lieber Sohn, um was ich traure, daran hast Du keine Schuld; auch sonst niemand kann ich darum beschuldigen; denn die Angst und Not, in der ich schwebe, die habe ich mir selbst gemacht. Wenn ich daran gedenke, wie viel Ehre ich genossen, wie viele Güter ich besessen habe, und auf wie unnütze Weise ich dessen los geworden bin, was mir meine Voreltern so treulich erspart haben; was ich von rechtswegen auch hätte thun und meiner Vorfahren Würde hierin bewahren sollen: wenn ich alsdann Dich ansehe und daran denke, wie ich Dir weder raten noch helfen kann: so empfinde ich großes Herzeleid und habe Tag und Nacht keine Ruhe. Auch schmerzt es mich, daß alle diejenigen mich verlassen haben, mit denen ich einst mein Gut so mildiglich teilte, und denen ich jetzt ein unwerter Gast bin.

Fortunat antwortete auf diese Klagen: „Liebster Vater, laß ab von Deinem Trauern und sorge nur gar nicht für mich; ich bin jung, stark und gesund, ich will in fremde Lande gehen und dienen; es ist noch viel Glück in dieser Welt; ich hoffe zu Gott, mir werde auch noch ein gutes Teil davon. Auch hast Du ja einen gnädigen Herrn an unserem König; gieb Dich unterthänig in seine Dienste; er verläßt gewiß Dich und meine Mutter nicht, bis an Euer Ende. Wegen meiner aber sei unbekümmert, ich bin erzogen und sage Euch dafür großen Dank.“ Damit stand er auf und ging mit seinem Federspiel, das ihm auf der Faust saß, aus dem Hause, dem Meergestade zu, indem er daran dachte, was er anfangen sollte, damit er seinem Vater nicht mehr vor die Augen käme, und dieser durch seinen Anblick nicht länger beschwert würde. Als er nun so am Meer hin und her ging, da sah er im Hafen eine venetianische Galeere liegen, die von Jerusalem gefahren kam. Auf dieser befand sich ein Graf von Flandern, dem zwei Knechte gestorben waren, und weil nun der Graf kein Geschäft mehr beim König hatte, und der Schiffs-

patron auch fertig war, so blies man eben, daß alles zu Schiffe gehen sollte, damit man die Anker lichten könnte: und der Graf mit vielen andern Edelleuten kam, das Schiff zu besteigen. Fortunat sah dem allen mit großer Betrübnis zu. „Ach," dachte er, „dürfte ich doch ein Knecht des Herrn werden und mit ihm fahren, so weit weg, daß ich gar nie mehr nach Cypern käme!" Mit diesen Gedanken trat er dem Grafen unter den Weg und machte ihm eine tiefe Reverenz. Der Graf merkte bei seinem Gruße wohl, daß er nicht eines Bauern Sohn war; Fortunat aber hub an und sprach: „Gnädiger Herr, wenn ich recht gehört habe, so sind Euer Gnaden Knechte mit Tod abgegangen, und könnten dieselben wohl eines andern bedürfen." — „Was kannst Du denn?" fragte der Graf. Er antwortete: „Ich kann jagen, beizen und was zum Waidwerke gehört, dazu, wenn es nötig ist, die Dienste eines reisigen Knappen versehen." Der Graf erwiderte hierauf: „Du wärest mir eben gefüge: aber ich bin von fernen Landen, und ich fürchte, Du ziehest nicht gerne mit mir so weit von dannen!" — „O gnädiger Herr," antwortete Fortunat, „und wenn Ihr noch so ferne zöget, ich wollte viermal so weit mit Euch fahren!" — „Was muß ich Dir zu Lohne geben?" sprach darauf der Graf. Fortunat sagte: „Ich begehre keinen Lohn, gnädiger Herr! Je nachdem ich diene, so lohnet mir!" Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl, er sagte: „Aber die Galeere will gleich abfahren! Bist Du fertig?" — „Ja Herr," erwiderte jener, warf das Federspiel, das er auf der Hand trug, in die Lüfte, ließ es fliegen und ging ungesegnet und ohne Urlaub von Vater und Mutter genommen zu haben, mit dem Grafen in die Galeere als sein Knecht. So fuhren sie vom Lande, ohne daß Fortunat viel Geld in der Tasche gehabt hätte, und kamen glücklich nach Venedig.

Als sie in Venedig angekommen waren, hatte der Graf kein Gelüste, länger da zu verweilen, denn er hatte die Herrlichkeit dieser Stadt schon zuvor gesehen; seine Begierde stand wieder nach seinem Lande und seinen guten Freunden. Denn er war entschlossen, wenn ihm Gott aus dem heiligen Lande wieder heim helfe, eine Gemahlin zu nehmen. Dies war die Tochter eines Herzogs von Cleve, eine junge und gar schöne Fürstin; auch war alles verabredet bis auf seine Zurückkunft. Um so sehnlicher begehrte er nach Hause, ließ sich kostbare Pferde kaufen, und rüstete sie sich zu, erstand zu Venedig Kleinodien und herrliche Gewande von Gold und Seide, und was sonst zu einer köstlichen Hochzeit gehört. Wiewohl er nun viel Knechte hatte, so verstand doch keiner die welsche Sprache außer Fortunat; der war denn gar geschickt zu reden und einzuhandeln, weswegen der Graf ein großes Wohlgefallen an ihm hatte und ihn lieb gewann. Das merkte Fortunat und befleißigte sich, je länger je besser seinem Herrn zu dienen. Immer war er abends der letzte und morgens der erste bei ihm; und dies merkte sein Herr

wohl. Als man nun dem Grafen viel Rosse gekauft hatte, worunter auch etliche Schelmen waren, wie man sagt, — wie dies nicht fehlen kann, wo viele Rosse bei einander stehen — da mußte man dem Grafen alle mustern, und er teilte sie unter seine Diener; Fortunat aber erhielt eines der besten. Dies verdroß die andern Knechte, und sie fingen gleich an, ihn zu hassen; „sehet," sagte einer zu dem andern, „hat uns nicht der Teufel mit dem Welschen betrogen?" Nichts desto weniger mußten sie es geschehen lassen, daß er mit seinem Herrn ritt, und keiner durfte ihn bei dem Grafen verlästern oder verunglimpfen.

So kam der Graf von Flandern mit Freuden heim und wurde von all seinem Volke gar herrlich empfangen, denn sie hatten ihn lieb; er war ein frommer Herr, der seine Unterthanen auch wert hielt. Als er angekommen war, versammelten sich die Umsassen und seine guten Freunde und begrüßten ihn aufs beste. Sie lobten Gott, daß er seine Reise so glücklich vollbracht hätte; und fingen auch an, sich mit ihm von seiner Vermählung zu unterreden; das gefiel dem Grafen gar wohl; er bat sie deswegen, die Sache schnell zu Ende zu führen. Dies geschah auch, und in wenigen Tagen hielt er Hochzeit mit der Tochter des Grafen von Cleve. Diese Festlichkeit wurde sehr herrlich begangen; es ward scharf gerannt, turniert, Ritterspiel aller Art getrieben, alles unter den Augen der schönen und edeln Frauen. So viel Fürsten und Herren aber Edelknechte oder sonstige Diener mit auf die Hochzeit gebracht hatten, so war doch keiner unter ihnen, dessen Dienst und ganzes Wesen Frauen und Männern besser gefallen hätte, als Fortunats. Alle fragten den Grafen, von wannen ihm denn der höfliche Diener käme. Er sagte ihnen, wie er zu demselben gekommen wäre auf der Rückfahrt von Jerusalem; und wie derselbe ein so trefflicher Jäger sei; kein Vogel in der Luft und kein Tier im Walde sei vor ihm sicher; auch verstehe er sonst wohl zu dienen und wisse jedermann zu behandeln, je nachdem er wäre. Weil ihn nun sein Herr so sehr liebte, so erhielt Fortunat viel Geschenke von Fürsten und Herren, auch von den edeln Frauen.

Als nun die Herren und Edeln gestochen hatten, wurden der Herzog von Cleve und der Graf, sein Tochtermann, einig, auch den Dienern der Herren, die auf der Hochzeit zugegen waren, zwei Kleinode, die bei zweihundert Kronen wert, vorzusetzen; um die sollten sie stechen, und wer es am besten machte, der sollte eines der Kleinode davon tragen. Darüber waren die Diener alle froh, denn jeder gedachte sich am ritterlichsten zu halten. Wie sie nun den ersten Tag stachen, da gewann auf der einen Seite der Diener des Herzogs von Brabant den Preis, auf der andern Seite gewann ihn Fortunat. Dem größern Teile der Diener mißfiel dieses; alle baten den Knecht des Herzogs von Brabant, der Timotheus hieß und das eine Kleinod gewonnen hatte, daß er den Welschen herausfordern möchte, mit ihm zu stechen, und sein Kleinod an das seine setzen sollte; das wollten sie ihm alle und jeder

insonderheit danken. Timotheus konnte die Bitte, die an ihn gerichtet war, um so vieler guten Gesellen willen nicht wohl ausschlagen und bot Fortunaten den Kampf an. Der bedachte sich nicht lange, obwohl er noch wenig gestochen hatte. Die Herren, vor welche die Märe kam, vernahmen es auch gerne. So rüsteten sich denn beide, kamen auf den Plan und ritten mannlich gegen einander; jeder hätte gern das beste gethan; aber beim vierten Ritt rannte Fortunat den Timotheus eine ganze Lanzenlänge hinter sich vom Gaule und gewann so die zwei Kleinodien, die wohl zweihundert Kronen wert waren. Jetzt erhob sich erst recht großer Neid und Haß; am allermeisten unter den Dienern des Grafen von Flandern. Dieser aber sah es sehr gerne, daß einer seiner Diener die Kleinodien gewonnen hatte mit den zweihundert Kronen an Wert. Von dem Unwillen jedoch, den seine Knechte gegen Fortunat gefaßt hatten, wußte er nichts, und es wagte auch kein Diener, ihm davon zu sagen.

Nun war ein alter listiger Reiter unter ihnen, der sich Rupert nannte, der sprach, hätte er zehn Kronen bar, so getraute er sich, den Welschen dahin zu bringen, daß er, ohne Urlaub von seinem Herrn und sonst jemand zu nehmen, eilends von hinnen ritte; dies wolle er so zustande bringen, daß keiner unter ihnen dadurch beargwohnt werden könne. Alle sagten zu ihm: „O lieber Rupert, wenn Du das kannst, warum feierst Du denn?“ — „Ohne Geld,“ erwiderte er, „kann ich nichts zu Wege bringen: gebe jeder eine halbe Krone: und wenn ich ihn nicht vom Hofe wegbringe, so will ich jedem eine ganze Krone dafür geben.“ Alle zeigten sich willig; wer das Geld nicht bar hatte, dem liehen die andern; so brachten sie fünfzehn Kronen zusammen, die gaben sie den Rupert, und dieser sprach: „Nun rede mir niemand in meine Sache, und thue jedermann in allen Dingen, wie zuvor!“ Hierauf gesellte sich Rupert zu Fortunaten und that freundlich gegen ihn; er erzählte ihm von den alten Geschichten, die sich in dem Lande ereignet hatten; das hörte Fortunat gar gerne. Da sandte Rupert auf der Stelle nach Wein und köstlichen Speisen aus, denn er wußte wohl, was zu solchem Leben gehört, auch lobte er den Jüngling sehr, pries seine Schönheit und edle Geburt: dem Fortunat behagte solches ganz gut; doch wollte er zuweilen auch etwas auftischen, aber Rupert ließ es nie zu: er versicherte ihm, daß er ihm lieber sei als ein Bruder; was er ihm thue, das würde er keinem andern thun; und solcher guten Worte gab er ihm viel.

Dies lustige Leben trieben sie so lange, bis es die übrigen Diener verdroß und sie endlich sprachen: „Meint Rupert den Fortunat mit solchem Leben wegzubringen? Fürwahr, wenn er noch jenseits des Meeres wäre zu Cypern und wüßte solches Leben hier: er dächte darauf, so bald als möglich herzukommen! Rupert hat nicht vollbracht, was er uns verheißen hat; er muß uns dreißig Kronen geben, und sollte er nichts weiter auf Erden besitzen!“ Rupert erfuhr das, spottete seiner Gesellen und sprach: „Ich versichere Euch, ich weiß sonst keinen guten Mut zu haben, als mit eurem Geld!“ Als sie

aber das Geld ganz verbraucht hatten, an einem Abende ganz spät, da der Graf mit seiner Gemahlin sich zur Ruhe begeben, und niemand mehr auf den Dienst warten durfte, kam Rupert zu Fortunat auf sein Zimmer und sprach: „Ach, lieber Fortunat, mir ist von meines Herrn Kanzler, der mein insonders guter Freund ist, ingeheim etwas gesagt worden; wiewohl er mir aufs ernstlichste verboten hat, so lieb mir seine Freundschaft sei, es wieder zu sagen, so mag ich es doch Dir, meinem guten Gönner, nicht verbergen: denn es ist ein Handel, der Dich besonders betrifft. Du weißest doch, daß der Herr unser Graf von der Eifersucht geplagt ist; und daß Dich unsere Gräfin nicht haßt, das ist auch ausgemacht. Hat sie doch eine besondere Freude an Deinem hellen Gesang und hat Dir manchmal deswegen freundlich zugenickt. So hat nun der Graf geschworen, und der Kanzler hat es gehört, er wolle Dir einen eisernen Vogelbauer machen lassen, da sollst Du drin gefangen sitzen, wie ein Kanarienvogel oder eine Nachtigall, und sollst nichts als Zuckerbrod zu essen kriegen; auch wird er es schon zu machen wissen, daß Deine Stimme hübsch fein bleibt; und da will er Dich aufhängen lassen, zu oberst auf dem Boden des Schlosses; und sollst da singen dürfen Tag und Nacht, und sollst im übrigen es herrlich haben! Und das soll morgen in aller Frühe geschehen. Denn der Käfig ist fertig; heute Mittag hat der Kanzler, mein Freund, ihn gesehen!"

Als Fortunat diese Worte hörte, zitterte er am ganzen Leibe und fragte ihn, ohne sich lange zu besinnen, ob er nirgends einen Ausgang aus der Stadt wüßte; wüßte er einen, so wollte er ihn bitten, ihm den zu weisen. „Von Stund an will ich hinweg," sagte er, „und meines Herrn Vorhaben nicht abwarten, und gäbe er mir all' sein Gut und könnte er mich zum König von England machen, und ich sollte dabei ein Vogel sein, im Käfig gefangen, so will ich ihm keinen Tag mehr dienen! Darum, lieber Rupert, hilf und rate mir, daß ich hinweg komme!" — „Lieber Fortunat," sprach Rupert, „wisse, daß die Stadt an allen Orten verschlossen ist, und niemand weder aus noch ein kommen kann, bis morgen frühe, wenn man zur Mette läutet: da schließt man zuerst das Thörlein, was die Kühepforte heißt, auf. Aber bedenke, Fortunat, wenn es so um Dein Schicksal steht, so hast Du es am Ende doch gut, Du wirst besser gehalten wie alles Gesinde im ganzen Haus. Der Vogelbauer ist so hoch und lang, daß Du bequem darin stehen, sitzen und liegen kannst, es ist Dir auch, der Kanzler hat mir's anvertraut, ein feines Bett von Eiderdunen drin zugerichtet, und ein schönes Gewand bekommst Du auch, aus lauter gelben und blauen Vogelfedern niedlich zusammengeleimt!" — „Eher wollte ich betteln gehen," rief Fortunat, „und eine Nacht nicht liegen da, wo ich die andere gelegen!" — Rupert sprach: „mir ist leid, daß ich Dir diese Dinge geoffenbaret habe; denn ich sehe wohl, daß Du von hinnen willst! Hatte ich doch all' mein Hoffen auf Dich gesetzt, daß wir wie Brüder mit einander leben wollten! Ja, der Kanzler hatte mir schon heimlich versprochen

daß Dir niemand anders Dein Essen und Trinken in Dein Vogelhaus sollte bringen dürfen denn ich. Wenn Du aber durchaus von hinnen willst, so darf ich Dich nicht halten!" — „Freilich will ich," sprach Fortunat ganz ängstlich; „und versprich mir nur Rupert, daß Du meine Abreise nicht offenbaren willst, bis ich drei Tage hinweggeritten bin!" Rupert verhieß ihm dies und nahm einen ganz kläglichen Abschied von ihm, küßte und segnete ihn und wünschte ihm das ganze himmlische Heer zum Schutz. Judas war ein frommer Mann gegen diesen Rupert.

Inzwischen war es Mitternacht geworden, wo gewöhnlich jedermann schläft. Nur unserm Fortunat kam kein Schlaf in den Sinn; jede Stunde deuchte ihm von Tageslänge; immer besorgte er, der Graf möchte nach ihm schicken, und ihn noch vor Tagesanbruch in den Vogelbauer stecken. Mit Angst und Not wartete er, bis der Himmel sich rötete. Ehe die Sonne aufging, war er gestiefelt und gespornt, nahm sein Federspiel und seinen Hund, als ob er auf die Jagd gehen wollte, und ritt so spornstreichs hinweg; wäre ihm ein Auge entfallen, er hätte sich nicht die Zeit genommen, es aufzuheben.

Als Fortunat bei zehn Meilen Wegs geritten war, kaufte er ein anderes Pferd, setzte sich darauf und ritt eilends weiter. Jedoch sandte er dem Grafen sein Roß, seinen Hund und sein Federspiel alles wieder heim, damit dieser keine Ursache hätte, nach ihm zu senden. Als der Graf erfuhr, daß Fortunat ohne Urlaub fortgegangen war, während er selbst ihm doch weder einigen Unwillen bewiesen, noch ihm seinen Sold ausbezahlt hatte, befremdete ihn dies sehr; er fragte alle seine Diener und jeden insbesondere, ob keiner wüßte, was doch die Ursache seines Entweichens sei. Aber alle sagten, sie wüßten es nicht, und schwuren, daß sie ihm kein Leid gethan hätten. Der Graf selbst ging zu seiner Gemahlin in die Frauengemächer, und fragte sie und alle andern Hoffrauen, ob ihm jemand irgend einen Verdruß gemacht. Die Gräfin und andere sagten: „Sie wüßten, daß ihm nie ein Leid geschehen wäre, weder mit Worten noch mit Werken; nie sei er fröhlicher gewesen, als wenn er abends von ihnen gegangen: er habe ihnen von seinem Lande erzählt, wie da die Frauen bekleidet gingen, und von andern Sitten und Gewohnheiten. „Das alles," erzählten sie, „sagte er in so bösem Deutsch, daß wir das Lachen nicht verhalten konnten; und da er uns lachen sah, fing er auch an zu lachen, und so ist er mit lachendem Munde von uns geschieden." Darauf sprach der Graf: „Kann ich's jetzt nicht inne werden, warum Fortunat so heimlich entflohen ist, so erfahre ich es doch später; und fürwahr, wird mir kund, daß einer der Meinen Schuld an seiner Entfernung ist, der soll es mir entgelten. Ich weiß, daß er bei fünfhundert Kronen gut stehen hatte, so lang er hier gewesen; und hätte ich geglaubt, er würde sein Leben lang nicht von mir weg begehren. Ich merke aber wohl, daß er den Mut nicht gehabt hat,

wieder zu kommen, wenn er seine Kleinode und was er sonst guts hat, mit sich genommen.

Da nun Rupert merkte, daß es seinem Herrn so leid um Fortunat sei, befiel ihn eine Furcht und er besorgte, einer seiner Gesellen möchte verraten, wie er denselben hinweggeschafft hätte: er ging daher zu jedem besonders und bat sie alle, daß sie doch nirgends melden sollten, wie er der eigentliche Urheber seiner Entweichung sei; sie gelobten ihm auch, das getreulich zu thun. Doch hätten sie gerne gewußt, mit was für List er ihn dazu gebracht habe, daß er so eilig und ohne Urlaub — als hätte er ein Verbrechen begangen — davongeflohen sei. Da war einer unter ihnen, der vor allen andern gut mit Rupert stand; dieser lag ihm mit Fragen an und hätte gerne erfahren, wie er ihn hinweggebracht hätte. Wie nun dieser mit Fragen nicht ablassen wollte, sagte ihm Rupert, Fortunat habe ihm das Schicksal seines Vaters anvertraut, wie dieser in Armut gekommen sei und an dem Hofe des Königs von Cypern diente: „dann“, sprach Rupert, „hab' ich ihm gesagt, daß ein reitender Bote zum König von England eile, ihm zu sagen, wie der König von Cypern tot sei, denn sie wären Geschlechtsfreunde; der habe mir gesagt, daß der König, so lang er noch bei Leben und gesundem Leib gewesen, seinen Vater Theodor zum Grafen gemacht und ihm die Herrschaft eines andern ohne Leibeserben verstorbenen Grafen geschenkt habe. Als ich das sagte, schenkte mir jener Fortunat nicht viel Glauben und sprach er: „ich wollte wohl, daß es meinem Vater wahr erginge; und damit ist er weggeritten.“ Als die andern Diener diese Worte vernahmen, sprach einer zu dem andern: „Wie ist doch Fortunat so unweise gewesen, wenn ihm wirklich ein solches Glück zugefallen, daß er es unserm Herrn nicht gesagt hat! Der hätte ihn wohl ehrlich ausgerüstet und unser drei oder vier mit ihm gesandt; so wäre er mit großen Ehren von hinnen gekommen, und hätte sein Leben lang einen gnädigen Herrn gehabt!“

Wir lassen nun den Grafen mit seinen Dienern, der nicht ahnte, mit welchen Lügen Rupert umgegangen war, und vernehmen, wie es Fortunat weiter ergangen ist. Als er ein anderes Roß kaufte und seinem Herrn das alte wieder sandte, hatte er immerdar noch Sorge, man möchte ihm nachreiten, und sputete sich daher, so gut er konnte, bis er nach Calais kam. Hier fand er ein Schiff, mit dem er nach England kam, denn er fürchtete den Verlust seiner Freiheit so sehr, daß er nirgends sicher zu sein glaubte, als jenseits des Meeres, und erst als er auf englischem Boden war, fing er an, wieder guten Mutes zu werden. So kam er gen London, in die Hauptstadt Englands, wo Kaufleute aus allen Gegenden der Welt angesessen sind und ihr Gewerbe treiben. Da war denn auch eine Galeere aus Cypern angekommen mit köstlichem Kaufmannsgut und viel Handelsleuten; darunter waren zwei Jungen, die reiche Väter in Cypern hatten, und denen viel treffliche Waren anbefohlen

waren. Dieselben waren noch nie außer Lands gewesen, und wußten nicht viel, wie man sich in fremden Landen zu verhalten hätte, außer so viel sie von ihren Vätern gehört. Als nun die Galeere die Güter ausgeladen hatte, und dem Könige der Zoll entrichtet war, damit jeder kaufen und verkaufen könnte, fingen die zwei Jungen an, ihr Gut zu verkaufen und lösten viel Geld, was ihnen große Freude machte, denn sie waren nicht gewohnt, mit barem Geld umzugehen. Zu denen kam Fortunat, und sie empfingen einander gegenseitig als Landsleute gar herzlich in dem fremden Lande und wurden gute Freunde. Leider aber fanden sich auch gleich eine Rotte unnützer Buben, zu welchen sie sich gesellten und welche die ehrlichen Leute in schlechte Gesellschaft zu locken und mit Wohlleben und Spielen zu körnen wußten, und wenn einer etwas Schönes überkam, so wollte der andere noch Schöneres haben, es koste was es wolle. Das trieben sie bis zu einem halben Jahr, da kam es allmählich so weit, daß sie nicht mehr viel bar Geld hatten. Doch war einer desselben mehr entblößt worden, als der andere.

Fortunat, der hatte am wenigsten und ward auch am ersten fertig; ebenso geschah es den andern; was sie in London gelöst hatten, war alles bald verthan: als sie nun nichts mehr hatten, war auch die Liebe ihrer englischen Freunde aus, ja sie spotteten ihrer und sprachen: „Fahret hin und holet mehr!“ Die andern Kaufleute von Cypern waren auch mit Kaufen und Verkaufen fertig, und der Patron schickte sich an, wieder abzufahren. So gingen auch die zwei jungen Kaufleute in ihre Herberge und fanden wohl, daß sie viel Geldes gelöst hätten, aber nicht viel darum gekauft, wie ihr Vater doch vorgeschrieben. Vielmehr war alles, wie man sagt, um nassen Zucker gegeben; und wär' es auch noch mehr gewesen, es wäre alles davongegangen. Doch setzten sie sich auf die Galeere und fuhren ohne Kaufmannsgut wieder heim. Wie sie aber von ihren Vätern empfangen worden, dafür lassen wir sie sorgen.

Als Fortunat wieder allein war, ohne Geld, dachte er bei sich selber: Hätte ich nur zwei, drei Kronen, so wollte ich wohl in Frankreich einen Herrn finden. So ging er zu einem seiner alten englischen Kumpane und bat, daß er ihm zwei oder drei Kronen leihen möchte, er wolle nach Flandern gehen zu einem Vetter, der vierhundert Kronen für ihn aufbewahre, die wolle er holen. Der Geselle aber sprach: „Weißest Du Geld zu holen, das magst Du immerhin thun, nur mir ohne Schaden!“ Fortunat merkte wohl, daß er hier kein Geld zu erwarten hätte. Da dachte er: ich muß wohl dienen, so lange, bis ich zwei oder drei Kronen überkomme. So ging er des Morgens auf den Platz, den man die Lombarderstraße nennt, wo alles Volk sich versammelt, und fragte da: „Ob jemand einen Knecht bedürfte?“ Da war ein steinreicher Kaufmann von Venedig, der sich einen köstlichen Hof von Knechten hielt, denn er brauchte sie alle in seinem Gewerbe und Handel, der dingte unsern Fortunat und verhieß ihm je für einen Monat zwei Kronen und führte ihn mit sich heim. Hier fing er früh über Tisch zu dienen an. Der Herr des Hauses,

Geronimo Roberto, sah ihm wohl an, daß er schon mehr bei ehrsamen Leuten gewesen war, er verwandte ihn daher dazu, das Gut auf die Schiffe zu führen, und ebenso es, wenn die Schiffe ankamen, zu entladen; denn die großen Schiffe konnten bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen nicht der Stadt kommen. Was nun sein neuer Herr Fortunaten befahl, das richtete er wohl aus.

Nun gab es damals einen Florentiner, eines reichen Mannes Sohn, mit Namen Andreas, dem sein Vater großes Gut gegeben und ihn damit nach Brügge in Flandern gesandt hatte. Der junge Mann verschleuderte dieses in kurzer Zeit und begnügte sich nicht damit, sondern nahm Wechsel auf seinen Vater auf, indem er demselben schrieb, er wolle ihm großes Gut senden. Der gute Vater glaubte das und bezahlte also für den Sohn so lange, bis er nichts mehr hatte, indem er fest auf die Kaufmannsgüter wartete, die ihm sein Sohn schicken sollte. Als nun der Bube gar nichts mehr hatte, sein Kredit bei den Kaufleuten verloren war und ihm niemand mehr borgen wollte, da gedachte er nach Florenz heimzugehen, ob er nicht etwa eine alte reiche Witwe fände, die ihn aus der Not reißen und ehelichen wollte. Auf dem Heimwege kommt er in eine Stadt in Welschland, Turin genannt; hier lag ein reicher Edelmann gefangen, der aus England und gerade aus London war, das hörte Andreas von seinem Wirt. „Mein Lieber," sprach er zu diesem, „könnte ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen?" — „Ich kann Euch wohl zu ihm führen," sagte der Wirt, „er liegt aber gar hart eingeschmiedet, daß es Euch erbarmen wird!" Als Andreas zu dem Gefangenen kam, redete er ihn auf Englisch an. Des ward dieser froh, und fragte jenen: „ob er nicht zu London den Geronimo Roberto kenne?" — Ja, den kenne ich gar wohl," sprach Andreas, „er ist mein guter Freund." — „Lieber Andreas," erwiderte der Gefangene, „thut mir den Gefallen, ziehet hin gen London zu Roberto und sagt ihm, er soll helfen und raten, daß ich ledig werde; er kennt mich und weiß wohl, was ich vermag, ich will ihm das Geld, das er für mich anwenden wird, dreifältig wieder geben. Darum, lieber Andreas, befleißige Dich und sei mir hilfreich in meiner Lage; ich will Dir für Deine Mühe fünfzehn Kronen geben, die Reise bezahlen und noch überdies Dir ein gutes Amt schaffen; sag' auch meinen Freunden, daß Du hier bei mir gewesen seiest, und daß sie Bürge für mich bei Geronimo werden sollen.

Andreas versprach dem Gefangenen getreulich in seiner Sache zu arbeiten, zog nach London und brachte seinen Auftrag vor Roberto. Dem Kaufmann hätte die Sache ganz wohl gefallen, wenn er nur gewiß gewußt hätte, daß er drei Kronen für eine erhalten werde. Aber den Andreas kannte er als einen bösen Buben. Nichts desto weniger sagte er zu ihm: „Gehe hin zu seinen Freunden und an des Königs Hof; findest Du Mittel und Wege, mir Bürgschaft zu verschaffen, so will ich das Geld darleihen." Andreas fragte

nach des Gefangenen Freunden und sagte ihnen, wie es um ihn stehe, wie er so hart in Banden liege. Ihnen aber machte das wenig Kummer; sie wiesen ihn an den König oder dessen Räte; diesen sollte er es vorhalten, denn der Engländer sei in seines Königs Dienste versendet gewesen. Als Andreas an den Hof kam und mit seiner Sache nicht gleich vorkommen konnte, hörte er sagen, daß der König von England seine Schwester an den Herzog von Burgund verheiratet habe und diesem noch schuldig sei, die Brautkleinodien zu senden; selbige habe er auch mit Mühe zusammen gebracht, denn es seien gar köstliche Kleinode, und sie einem frommen Edelmann aufzubewahren und zu überbringen gegeben, der zu London mit Weib und Kind ansässig sei.

Dieses ließ sich Andreas nicht zweimal sagen; er eilte hin zu dem Edelmann, den er am Hofe antraf, und sagte, wie er vernommen hätte, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köstliche Kleinode senden wollte; er bäte ihn daher gar freundlich, daß er ihn, wo es möglich wäre, die Kostbarkeiten sehen ließe, denn er sei ein Goldschmied, der mit solchen Kleinoden umgehe, und habe schon zu Florenz gehört, daß der König solchen Köstlichkeiten nachfrage. Deswegen sei er aus so großer Ferne hergekommen, in der Hoffnung, der König werde ihm auch einige Stücke abkaufen. Der fromme Edelmann erwiderte: „Wartet nur, lieber Herr, bis ich bereit bin, dann kommet mit mir, ich will sie Euch sehen lassen.“ Und als er fertig war, zu gehen, führte er den Andreas mit sich heim. Es war eben Mittag, daher sagte der Edelmann: „Laßt uns zuvor speisen; so wird meine Frau nicht unwillig!“ So aßen sie zusammen; der Edelmann tischte dem Florentiner tapfer auf, und sie saßen lange mit einander über der Tafel. Als sie satt gegessen hatten und fröhlich gewesen waren, führte der Edelmann den Gast in seine Schlafkammer und schloß einen schönen Kasten auf, daraus zog er eine Lade mit den Kleinodien hervor und hieß ihn dieselbe zur Genüge sich beschauen. Es waren fünf Kleinode, fünfzigtausend Kronen an Wert; je länger man sie besah, desto besser gefielen sie einem. Andreas lobte sie nicht wenig, und sprach: „Ich habe wohl auch einige Stücke; wären sie so gefaßt, sie sollten etliche von diesen hier beschämen!“ — Der Edelmann hörte dies gar gerne. Hat der Welsche, dachte er, so köstliche Kleinode, so muß unser Herr König noch mehr kaufen! So gingen beide wieder gen Hof. Andreas aber sprach: „Morgen zu Mittag, edler Herr, sollet Ihr mit mir essen, im Hause des Geronimo Roberto; dann will ich Euch *meine* Kleinode sehen lassen.“ Das gefiel dem Edelmann wohl.

Nun ging Andreas zu Geronimo Roberto und sprach zu diesem: „Ich habe meinen Mann gefunden an des Konigs Hof, der wird mir helfen, daß wir den Gefangenen ledig machen, und wird Euch für gute und gewisse Bürgschaft sorgen, auf des Königs Zölle.“ Geronimo Roberto war damit zufrieden. Da sprach Andreas weiter: „Bereitet morgen nur eine stattliche Mahlzeit, so bringe ich ihn, daß er mit uns ißt!“ Dies geschah, und zur Mittagszeit

brachte Andreas den Mann: ehe sie jedoch zu Tische saßen, flüsterte Andreas dem Roberto in's Ohr, man sollte nicht viel von dem gefangenen Manne reden, denn die Sache müßte geheim bleiben. So aßen sie und waren fröhlich, waren lang über Tische, und als die Mahlzeit vorüber war, ging Geronimo wieder auf seine Schreibstube. Jetzt sagte Andreas zu dem Edelmann: „Kommt mit mir hinauf in meine Kammer, so will ich Euch meine Kleinode auch sehen lassen.“ So gingen sie mit einander in eine Kammer, die war gerade über dem Saal, in dem sie gegessen hatten; und als sie in die Kammer eingetreten, stellte sich Andreas an, als wollte er eine große Truhe aufschließen, zückte ein Messer und stach nach dem Edelmann mit solcher Macht, daß dieser zu Boden fiel, dann schnitt er ihm die Gurgel ab, zog ihm den goldenen Siegelring, den er am Daumen hatte, vom Finger, nahm die Schlüssel aus seinem Gürtel, ging eilends in des Edelmanns Haus und zu seiner Frau, und sprach zu ihr: „Edle Frau, Euer Gemahl sendet mich zu Euch, daß Ihr ihm die Kleinodien schicket, die er mich gestern sehen ließ; zum Wahrzeichen sendet er Euch hiebei Ring und Siegel und die Schlüssel zu dem Kästchen, darin die Kleinode liegen.“ Die Frau glaubte diesen Worten und schloß das Kämmerlein auf, in welchem das Kästchen sich sonst befand. Sie fanden jedoch die Kleinode nicht. Der Schlüssel waren drei, aber an diesem Bunde fanden sie auch keinen, der für das Kästchen bestimmt war. Die Frau gab dem Welschen alles wieder und sagte: „Gehet hin, Herr, und saget meinem Mann, wir können Schlüssel und Kasten nicht finden, er solle selbst kommen, und sehen, wo beide seien.“

Während nun Andreas in des Edelmanns Haus gegangen war, floß das Blut durch die Dielen in den Saal und von da hinunter in Robertos Schreibstube. Das sah der Herr, ruft auf der Stelle seinen Knechten, und spricht: „Von wannen kommt das Blut?“ Diese liefen und sahen nach und fanden endlich den frommen Edelmann zu oberst in der Kammer tot liegen. Da erschraken sie sehr und wußten vor großem Schreck nicht, was sie anfangen sollten. Wie sie nun so da standen, kommt der Schalk Andreas daher. „Was hast Du gethan,“ schrieen sie auf ihn zu, „daß Du diesen Mann ermordet hast?“ Er sprach kaltblütig: „Der Bösewicht wollte mich ermorden, denn er glaubte Kostbarkeiten bei mir zu finden; so ist es mir lieber, daß ich ihn ermordet habe, als er mich! Darum schweiget still und macht kein Geschrei, so will ich den Mann in den Hausbrunnen werfen, und wenn jemand nach ihm fragt, so saget: Als die Herren gegessen hatten, gingen sie hinweg; seither haben wir keinen gesehen.“ Damit warf er den Leichnam in den Brunnen, und eilte Tag und Nacht, daß er aus dem Lande kam; an keinem Orte durfte er bleiben, denn immer meinte er, es wären Boten nach ihm geschickt, und die Strafe seines Mordes werde ihn ereilen. So kam er nach Venedig, verdingte sich dort als Ruderknecht auf eine Galeere und fuhr nach Alexandrien. Kaum dort angekommen, verleugnete er den christlichen Glauben; dafür wurde

der Schalk gut gehalten und war auch sicher vor der Missethat, die er gethan; ja, hätte er hundert Christen ermordet, so wäre er geborgen gewesen.

Der Tag, an dem der Mord geschehen, ging zu Ende, als Fortunat von der Stätte, wo er seines Herrn Gut in ein Schiff geladen hatte, nach London zurück kam. Als er auch hier das ihm anbefohlene Geschäft wohl verrichtet hatte und in seines Herrn Haus kam, da wurde er nicht so schön begrüßt und empfangen, als die andernmale, die er ausgewesen war. Auch dünkte ihm, Herr, Gesellen, Knechte und Mägde seien nicht so fröhlich, wie er sie verlassen hatte. Es bekümmerte ihn dieses nicht wenig, und er fragte die Kellnerin des Hauses, was sich denn während seiner Abwesenheit begeben hätte, daß sie alle so traurig wären? Die gute alte Haushälterin, die auch dem Herrn sehr lieb war, sagte zu ihm: „Fortunat, laß Dichs nicht bekümmern: denn unserm Herrn ist ein Brief aus Florenz gekommen, daß ihm ein so gar guter Freund dort gestorben sei; darüber ist er sehr betrübt; doch ist derselbe ihm nicht so nahe verwandt, daß er sich deswegen schwarz tragen dürfte; es wäre ihm aber lieber ein Bruder gestorben, als jener werte Freund." Dabei ließ es Fortunat bewenden, fragte nicht weiter und half seinem Herrn auch traurig sein.

Aber der fromme Edelmann kam des Nachts nicht in sein Haus zurück, und ließ auch seiner Frau nichts sagen; denn er war tot und lag im Brunnen. Die Frau nahm es wunder, daß er nicht kam; doch schwieg sie stille. Als er aber am andern Morgen noch immer nicht zurückkehrte, schickte sie Anverwandte an des Königs Hof, ihrem Manne nachzufragen, ob etwa der König ihn in seinem Dienste ausgesandt hätte, oder er sonst irgendwo wäre. Sobald man nun am Hofe hörte, daß nach ihm gefragt werde, da wunderten sich die Räte des Königs erst, daß der Mann nicht nach Hofe gekommen war. So kam die Kunde vor den König, und dieser sagte: „Gehet doch alsbald nach Haus und sehet, ob er die Kleinodien nicht hinweg gebracht habe!" Denn dem Herrn kam ein Argwohn, er möchte sich mit den Kostbarkeiten entfernt haben, wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt; dennoch dachte er, das große Gut und die Versuchung könnten ihn zu einem Bösewicht gemacht haben. So kam es, daß je einer den andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hingekommen wäre; niemand aber wußte etwas von ihm zu sagen. Der König sendete gar eilends in das Haus der Frau, daß man fragte und nachsähe, wo die Kleinode wären. Wiewohl ihm der Edelmann lieb war, so ließ er doch den Kleinodien viel eifriger nachfragen, als dem frommen Mann; woraus man wohl erkennen kann, daß, wenn es an Hab und Gut geht, bei vielen Menschen alle Liebe aus ist. Als man die Frau fragte, wo ihr Mann wäre und die Kostbarkeiten, sprach sie: „Es ist heute der dritte Tag, daß ich ihn nicht gesehen habe." — „Was sagte er aber," fragten die Leute, „als er

zuletzt von Euch ging?" Sie sprach: „Er wollte mit den Florentinern essen, und schickte mir einen mit seinem Siegel und den Schlüsseln, ich sollte ihm die Kleinode senden, er wäre in Geronimo Robertos Hause, dort habe man auch viele Kostbarkeiten, die wollten sie gegeneinander schätzen. So führte ich denn jenen in meine Kammer und that ihm den Behälter auf, zu dem er auch den Schlüssel hatte, aber die Kleinode fanden wir nicht, und so ging der Mann ohne dieselben hinweg, was er sehr ungerne that. Auch ließ er mich recht ernstlich darnach suchen, wir konnten sie aber nicht finden." Die Männer fragten, ob der Edelmann denn nicht seinen besondern Verschluß dafür hätte. „Nein," sagte sie, „er hatte keinen andern; was er Gutes hatte, Brief und Siegel, das legte er alles in diesen Kasten, und da standen auch die Kleinodien; sie waren aber nicht mehr da. Wären sie dagewesen, ich hätte sie ihm gewiß durch den Fremden gesandt!"

Als die Boten dies hörten, ließen sie alle Kisten, Behälter und Truhen aufbrechen; fanden aber die Kostbarkeiten nirgends. Die Frau erschrak sehr, daß man in ihrem eigenen Hause solche Gewaltthätigkeiten sich erlaubte; die Boten aber erschraken ebenfalls, als sie nichts fanden. Der König, dem dies gemeldet wurde, ward traurig mehr um die schönen Kleinode, als um das Geld, das sie gekostet: denn solche Dinge findet man nicht leicht zu kaufen, man mag so viel Geld haben, als man will. Weder der König noch seine Räte wußten, was in der Sache zu thun wäre. Nur so viel beschloß man, den Roberto und all sein Gesinde zu verhaften, damit sie Rechenschaft ablegten wegen des Edelmanns. Es geschah dies am fünften Tage, nachdem der Mann ermordet worden war. Die Knechte des Richters warteten die Zeit ab, wo bei Roberto alles am Mahle saß; dann fielen sie ins Haus und fanden alle bei einander, den Herren, zween Schreiber, einen Koch, einen Stallknecht, zwo Mägde und Fortunat; so daß ihrer acht Personen waren; die führte man ins Gefängnis, jeden besonders, und fragte auch jeden insbesondere, wo die zwei Männer hingekommen wären. Alle sagten einstimmig aus, nachdem sie gegessen hätten, seien sie hinweggegangen, und nachher hätten sie sie nicht mehr gesehen, noch von ihnen gehört. Doch begnügten sich die Richter damit nicht: sie nahmen dem Herrn und den andern alle ihre Schlüssel, gingen in das Haus und durchsuchten alle Ställe, Keller und Gewölbe, wo Roberto seine Kaufmannsgüter aufbewahrt hatte; kurz aller Orten, ob der Edelmann nicht irgendwo begraben läge; aber sie fanden nichts. Eben wollten sie hinweggehen, als einem, der eine große brennende Kerze oder ein Windlicht in der Hand hatte, womit er alle Winkel durchsuchte, der Brunnen hinter dem Hause ins Auge fiel. Dieser eilt ins Haus zurück, zieht aus einer Bettstatt eine Hand voll dürres Stroh, geht hinaus, zündets an seinem Licht an, und wirft es in den tiefen Schöpfbrunnen. Schnell blickt er nach und sieht den Fuß eines Mannes aus der Tiefe emporragen. Mit lauter Stimme rief der Knecht: „Mord und wieder Mord, hier im Brunnen liegt der Mann."

Sofort ward der Brunnen gebrochen und der Mann, dem die Kehle durchstochen, und der schon halb verwest war, herausgezogen, auf die offene Straße vor Robertos Haus gebracht und dort niedergelegt. Als die Engländer den großen Mord inne wurden, entstand Entrüstung gegen die Florentiner und alle Lombarden, so daß sie sich verbergen und einsperren mußten, denn hätte man sie auf offener Straße gefunden, so wären sie von dem Volke alle erschlagen worden. Die Geschichte kam schnell vor den König und den Oberrichter. Da ward befohlen, daß man Herrn und Knechte martern solle, damit man den rechten Hergang der Sache erführe, besonders aber solle den Kleinodien nachgefragt werden.

So kam denn der Henker, nahm zuerst den Herrn, legte ihm Daumenschrauben an und peinigte ihn, daß er bekennen sollte, wer den Edelmann ermordet hätte, und wo die Kostbarkeiten des Königs wären. Wohl konnte der gute Geronimo an dem großen Ungestüm und der furchtbaren Marter merken, daß der Mord kundbar geworden war, wiewohl derselbe in seinem Hause ohne sein Wissen verübt worden und ihm selbst am meisten leid that. Doch konnte er es nicht ändern und erzählte seinen Peinigern, wie alles gegangen war; wie Andreas ihn gebeten, ein gutes Mahl zuzubereiten; er wollte einen Edelmann mitbringen, der ihm einen andern englischen Edeln, der zu Turin gefangen liege, der Bande zu erledigen helfen wolle. „Dies that ich," sprach Roberto, „in allem Guten, meinem gnädigen Herrn, dem König, und dem ganzen Land zu lieb, und dachte nichts anders. Als die Mahlzeit vollbracht und schon von mir vergessen war, auch ich in meiner Schreibstube saß, schrieb und unter dem Schreiben aufblickte, da sah ich, wie durch die Decke meiner Kammer viel Blut herabfloß. Ich erschrak und sandte meine Knechte, daß sie sehen sollten, was es wäre. Die sagten mir, wie die Sachen stehen. Ich konnte mir nicht denken, wie es zugegangen war: indem kam der Schalk Andreas gelaufen, und ich setzte ihm hart wegen des Mordes zu. Er aber sagte, der Mann habe ihn ermorden wollen, nahm den Leichnam und warf ihn in den Brunnen, dann ging er weg; wo er hingekommen, weiß ich nicht." Wie Roberto sagte, so sagten die andern alle, so arg man sie peinigte; nur Fortunat, der auch gemartet wurde, bekannte nichts, denn er war nicht zu Hause gewesen, als der Mord sich ereignete.

Da man auf diese Weise nichts erfuhr und die Kleinode nicht zum Vorschein kamen, wurde der König sehr zornig und befahl, daß man sie alle miteinander an einen neuen Galgen hängen und mit Ketten wohl anschmieden solle, damit sie niemand herabnehme und sie nicht so bald herabfallen, sondern jedermänniglich zur Warnung hängen bleiben sollten. So wurden sie nach einander gehenkt, bis nur noch der Koch und Fortunat übrig waren. „Ach," dachte dieser, „wäre ich bei meinem frommen Herrn und Grafen geblieben und hätte mich lieber zum Sangvogel machen lassen, so wär ich doch jetzt nicht in diese Angst und Not gekommen!" Als man aber den Koch, der ein Eng-

länder war, henken wollte, schrie dieser mit lauter Stimme, daß es jedermann hören konnte, Fortunat wisse nichts von all diesen Dingen. Der Richter glaubte selbst an seine Unschuld, doch wollte er ihn mit hängen lassen, gleichsam aus Mitleid, weil er doch als Welscher zu tot geschlagen werden würde. Dennoch handelte man mit dem Richter, weil Fortunat kein Florentiner und überdies unschuldig sei, so daß dieser endlich zu dem Jüngling sprach: „Nun mach Dich auf der Stelle aus dem Lande, denn die Weiber auf der Straße würden Dich zu Tode schlagen!“ Damit gab er ihm zwei Knechte bei, die ihn bis an die Themse führten. Fortunat schiffte sich ein, so geschwind er konnte, fuhr den Strom hinab und war froh, als er auf der offenen See war und das englische Land hinter sich hatte, wo man so schnell mit dem Henken bei der Hand ist.

Nachdem Geronimo Roberto mit seinem Gesinde gehenkt war, gab der König sein Haus der Plünderung preis, doch hatten des Königes Räte vorher das Beste wegbringen lassen. Die Florentiner und alle Lombarden aber, als sie dies hörten, trugen Sorge um Leib und Gut und sandten dem Könige eine große Summe Geldes, damit er ihnen frei Geleite gäbe, weil sie ja doch keine Schuld an dem Morde hätten. Der König gewährte ihnen dieses von Rechtswegen. Aber wo die Kleinodien hingekommen, wußte er immer noch nicht; daher ließ er öffentlich ausrufen, wer Nachricht darüber zu erteilen vermöchte, dem sollte man tausend Nobel geben; auch wurde an vieler Könige, Fürsten und Herren Höfe geschrieben, ebenso an mächtige und reiche Städte: wenn jemand käme, der dergleichen Kostbarkeiten feil böte, so sollte man Beschlag darauf legen. Dennoch konnte man nichts davon erfahren, so gern jedermann das Geld gewonnen hätte.

Dies stand so lange an, bis des Edelmanns Frau dreißig Tage um ihren Eheherrn getrauert hatte; dann legte sie das Leid von Tag zu Tag mehr bei Seite und lud ihre Gespielen und Nachbarinnen zu Gaste. Unter diesen fand sich eine, die auch erst kürzlich zur Witwe geworden war; diese sprach: „Wenn Ihr mir folgen wollet, so will ich Euch lehren, wie Ihr den übermäßigen Kummer um Euren toten Eheherrn bald los werden könnet. Schlaget nur Euer Bett in einer andern Kammer auf; oder, wenn Ihr das nicht möget, so rücket wenigstens die Bettstatt an einen andern Ort, oder wenn Ihr Euch zu Bette leget, so denkt fein hübsch an die Lebendigen und sprechet: die Toten zu den Toten, und den Lebenden zu den Lebenden! Also that ich auch, als mir mein Ehegemahl gestorben war.“ Die Frau aber erwiderte: „O liebe Gespiele! mein Mann ist mir so recht lieb gewesen, ich kann seiner sobald nicht vergessen!“ Doch hatte sie sich die Worte der Freundin gemerkt, und als sie wieder allein war, dachte sie: „das kann ja dem Andenken an den Seligen nichts schaden!“ und fing gleich an, ihre Schlafkammer aufzuräumen,

ihres Mannes Kisten und Geräte aus dem Zimmer zu tragen, die ihrigen an deren Stelle zu setzen, endlich auch die Bettstatt zu verrücken. Als aber dieses geschah, siehe da stand die Lade mit den Kleinodien unter dem Bette an einem der Bettstollen. Gleich erkannte die Frau das Lädchen, griff mit Hast darnach und nahm es zu sich. Im übrigen ließ sie die Kammer scheuern und ausrüsten, dann berief sie ihre nächsten Verwandten, erzählte ihnen alles, und begehrte ihren Rat, wie sie es mit den Kleinodien halten sollte. Als ihr ältester Verwandter sich von dem Staunen über den herrlichen Fund erholt hatte, sprach er zu ihr: „Wenn Ihr meines Rates begehrt, so sage ich Euch, daß mir das beste scheint, auf der Stelle mit den Kleinodien vor den König zu gehen, ihm die ganze Wahrheit zu sagen und ihm dieselben zu überantworten. Überlasset seinem Edelmut, ob er Euch etwas davon schenken will. Wolltet Ihr so große Kostbarkeiten verheimlichen, oder in ein fremdes Land verkaufen, so wäre das übel gethan und könnte doch nicht verborgen bleiben; denn dieselben sind nach des Königs Ausschreiben in allen Orten bekannt. Würde man es inne, so kämen alle, die damit umgegangen sind, und zuerst Ihr selber, um Leib und Gut, und der König erhielte doch wieder sein Eigentum."

Dieser Rat gefiel der ehrlichen Frau wohl, sie legte ihre schönsten Kleider an, doch waren es Trauergewande, wie sie es ihrem Manne schuldig war; ihr Verwandter begleitete sie, und so kam sie mit diesem in des Königs Palast und begehrte vorgelassen zu werden. Der König vergönnte ihr dieses, und so trat sie in den Audienzsaal; und als sie vor den König kam, kniete sie nieder, bewies ihm alle Ehrfurcht und sprach: „Gnädigster König und Herr! Ich komme vor Eure Majestät, um Euch kund zu thun, daß ich die Kleinode, die Ihr meinem seligen Ehemann der Frau Herzogin von Burgund zu überantworten anbefohlen habt, dieses Tages in meiner Schlafkammer hinter einem Bettstollen gefunden habe, als ich meine Lagerstatt verändern wollte. Darum habe ich mich beeilt, dieselben Euch, als dem rechtmäßigen Herrn, zuhanden zu geben." Damit reichte sie ihm die Lade, die sie in den Armen trug, dar. Der König nahm das Kistchen, öffnete es und fand zu seiner großen Freude die fünf köstlichen Kleinode darin unversehrt. Er betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen, auch freute es ihn, daß die Edelfrau so ehrlich war, und er fand es billig, sie zu begaben, weil ihr armer Mann um dieser Kleinode willen sein Leben habe lassen müssen. Er rief daher einen jungen Edelmann seines Hofes, der recht hübsch und wohlgestaltet war und sprach: „Lieber Sohn, ich will eine Bitte an Dein Herz legen, die sollst Du mir nicht versagen." Der Jüngling sprach: „Herr, Ihr sollt nicht bitten, sondern gebieten, und ich muß allen Euren Geboten gehorsam sein."

Sofort ließ der König einen Priester kommen, und sogleich in seiner Gegenwart gab er der Wittwe den Jüngling zum Gemahl und begabte sie reichlich. Beide lebten auch wirklich in Frieden und Freuden mit einander;

die Frau ging zu ihrer Gespiele und dankte ihr herzlich für den Rat, den sie ihr gegeben und auf den sie ihre Bettstätte verändert hatte. „Denn," sprach sie, „wäre ich Eurem Rate nicht gefolgt, so hätte unser Herr König seine Kleinode nicht, und ich nicht einen hübschen, jungen Mann. Darum ist es gut, wenn man weiser Leute Rat befolgt."

Nun höret, wie es Fortunaten weiter ergangen ist, als er des Galgens erledigt war. Er hatte gar kein Geld mehr, als er in französischen Landen in der Pikardie anlangte. Gern hätte er gedient, aber er wußte nicht, wie an einen Herrn kommen. So ging er weiter nach der Bretagne. Dort kam er in einen wilden Wald, in welchem er den ganzen Tag fortwandelte; und als es Nacht wurde, kam er zu einer alten Glashütte, in welcher man vor vielen Jahren Glas gemacht hatte. Da wurde er froh; er meinte hier Leute zu finden, aber da war keine Seele. Die Nacht über blieb er jedoch in der ärmlichen Hütte unter großem Hunger und sehr bekümmert, denn die wilden Tiere durchstreiften den Wald. Ihn verlangte sehr nach dem Tag; da, hoffte er, sollte Gott ihm aus dem Walde helfen, daß er nicht Hungers stürbe. Am andern Morgen nahm er seinen Weg quer durch den Wald; aber je mehr er ging, je weniger konnte er aus dem Holze kommen, und so verstrich auch der Tag zu seinem großen Herzeleid. Als es Nacht zu werden anfing, wurde er ganz kraftlos, denn er hatte in zweien Tagen nichts gegessen. Von ungefähr kam er an einen Brunnen, aus dem er mit großer Begierde trank. Dies gab ihm wieder Kraft, er setzte sich bei dem Brunnen nieder und ließ den hellen Mond auf sich nieder scheinen. Auf einmal vernimmt er ein Prasseln im Walde und hört einen Bären brummen. „Das lange Sitzen," dachte er, „ist aus; das Fliehen frommt auch nichts mehr, denn die wilden Tiere überholen die Menschen bald." So bestieg er einen großen vieläſtigen Baum zunächst an dem Brunnen; von dem herab sah er zu, wie mancherlei Geschlechte wilder Tiere kamen zu trinken, einander stießen und bissen und wilden Lärm unter einander verführten. Unter diesen war auch ein halberwachsener Bär, der bekam Fortunats Spur auf dem Baume und fing an, an diesem hinaufzuklettern. Fortunat, in großer Furcht, stieg je länger je höher auf den Baum hinauf; der Bär ihm immer nach. Auf dem letzten Ast blieb Fortunat reiten, zog seinen Degen und stach dem Bären verzweifelt zu wiederholtenmalen in den Kopf. Der Bär wurde zornig, ließ seine Vordertatzen vom Baume los und schlug nach Fortunat so hitzig, daß ihm auch die Hinterbeine entwischten und er mit großem Gerassel hinter sich vom Baume herabfiel, daß es durch den Wald erschallte und die andern Tiere, so schnell sie konnten, davonflohen. Fortunat aber saß noch immer auf dem Baume und wagte sich nicht herab; endlich aber, da es ihn so gar schläferte und er unversehens von

dem Baume herabzustürzen und zu Tode zu fallen fürchtete, stieg er mit großer Angst leise herunter, durchstach den Bären, der noch immer halbtot unter dem Baume lag, legte seinen Mund auf die Wunde und sog etwas von dem warmen Bärenblut in sich, wodurch er wieder zu Kräften kam. Doch bedurfte er so sehr des Schlafes, daß er sich ohne Bedenken neben dem toten Bären hinlegte, und bis gegen Morgen einen guten Schlaf that.

Als Fortunat erwachte, staunte er nicht wenig: denn er sah ein gar schönes Weibsbild vor sich stehen. Er fing an, Gott recht inniglich zu loben. „O wie danke ich Dir, allmächtiger Gott," sprach er, „daß ich vor meinem Tod doch noch einen Menschen zu sehen bekomme! Liebe Jungfrau, ich bitte Euch, wollet mir helfen und raten, daß ich aus diesem Walde komme, denn heute ist der dritte Tag, daß ich durch denselben gehe, ohn alle Speise!" Darauf erzählte er, was ihm widerfahren war. „Von wannen bist du denn?" hub die Jungfrau an zu sprechen. „Ich bin aus Cypern!" sagte Fortunat. „Was gehest Du denn hier in der Irre um?" fragte sie weiter. „Mich zwingt Armut dazu," antwortete er; „ich gehe um und suche, ob mir Gott so viel Glücks verleihen wolle, daß ich meine tägliche Notdurft habe!" — Da sprach die Jungfrau: „Fortunat, erschrick nicht! Ich bin Fortuna, die Herrin des Glückes; und unter Einfluß des Himmels, der Sterne und der Planeten sind mir sechs Tugenden verliehen, die ich forthin wieder verleihen kann, eine oder mehr oder alle mit einander; diese sind: Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle Dir eins unter den sechsen und bedenke Dich nicht lange, denn die Stunde, wo das Glück Dir geben kann, ist nächstens abgelaufen!"

Fortunat bedachte sich nicht lange, er sprach: „Nun, wenn es sein muß, so begehre ich Reichtum, damit ich immerdar Geldes genug habe." Von Stund an zog jene einen Seckel heraus, gab ihn dem Jüngling und sprach: „Nimm diesen Seckel; so oft Du darein greifest, in welchem Lande Du immer sein magst, und was für Geld in demselben landläufig sein mag, so findest Du darin zehn Goldstücke nach des Landes Währung. Dieser Beutel soll solche Tugend haben für Dich und Deine Kinder, und für jeden andern, der ihn besitzt, so lange Du und Deine Kinder leben; aber wenn ihr gestorben seid, hat seine Tugend und Eigenschaft ein Ende. Darum laß Dir ihn lieb sein und trage Sorge dafür!" Obgleich Fortunat in seinem Hunger nach nichts anderem verlangte, als nach Speise, so gab ihm doch der Seckel und die Hoffnung, die sich daran knüpfte, einige Kraft, und er sprach: „O tugendreichste Jungfrau, da Ihr mich mit einer so trefflichen Gabe erfreut habt, so ist es doch billig, daß ich auch um Euretwillen etwas thue und der Wohlthat nicht vergesse, die Ihr mir erwiesen habt!" Die Jungfrau sprach gar gütig zu Fortunat: „Weil Du so willig bist, mir meine Gutthat zu vergelten, so befehle ich Dir folgendes, das Du auf den heutigen Tag, so lange Du lebest, um meinetwillen leisten sollst: Du wirst diesen Tag jährlich feiern, mit nichts

an demselben Dich verunreinigen, und wo in der Welt Du Dich befinden magst, darnach forschen, wo etwa ein armer Mann eine erwachsene Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe, und dies doch vor Armut nicht vermöchte. Diese sollst Du samt Vater und Mutter schmuck bekleiden und mit vierhundert Goldstücken erfreuen; zum Gedächtnis dessen, daß Du heute von mir erfreut worden bist, erfreue Du alle Jahre eine arme Jungfrau!" — „Ja," rief Fortunat voll Freuden, „edle Jungfrau, ich will diese Dinge unvergeßlich in meinem Herzen bewahren und redlich halten, denn ich habe sie demselben zu ewigem Gedächtnis eingedrückt!" Bei alledem jedoch war es Fortunat sehr angelegen, aus dem Walde zu kommen, und er sprach weiter: „Schöne Jungfrau, ratet und helfet mir nun auch, wie ich aus diesem Walde komme!" — „Diese Irrfahrt war Dein Glück," erwiderte das Glück; „folge nur mir nach!" Mit diesen Worten führte ihn Fortuna mitten durch den Wald auf einen angetriebenen Weg und sprach weiter: „Geh nur hier gerade fort und kehre Dich nicht um, sieh mir auch nicht nach, wohin ich gehe. Wenn Du dieses thust, so wirst Du bald aus dem Walde kommen."

Fortunat befolgte den Rat der Jungfrau, eilte auf dem Wege hin, kam an des Waldes Ende und sah da ein großes Haus vor sich stehen, das eine Herberge war, wo die Leute, die durch den Wald reiseten, gewöhnlich Mittag zu halten pflegten. Als er in die Nähe des Hauses gekommen war, zog er den Geldseckel aus dem Busen und griff darein, ihn zu probieren. Alsbald zog er zehn blanke Goldkronen hervor. Darum ward er gar froh, ging mit großen Freuden in das Wirtshaus und sagte zu dem Wirte: „Gieb mir zu essen, Freund, denn mich hungert sehr; ich will Dir alles gut bezahlen!" Diese Sprache gefiel dem Wirte sehr wohl, und er trug ihm das beste auf, das im Hause zu finden war.

Da ergötzte sich Fortunat, sättigte seinen Hunger und blieb zwei Tage lang in der Herberge. Dann kaufte er dem Wirt einen Reiterharnisch ab, damit er desto eher zu einem Herrn käme, bezahlte den Wirt nach Wunsche und machte sich weiter auf den Weg. Zwo Meilen von der Straße befand sich ein kleines Städtchen mit einem Schlosse, auf dem ein Waldgraf wohnte, dessen Amt war, den Forst zu beschirmen, und der diesen Auftrag von dem Herzog in Bretagne erhalten hatte. In dieser Stadt ging Fortunat zu dem besten Wirt und fragte ihn, ob es nicht hübsche Rosse zu kaufen gäbe. Der Wirt sprach: „Ja, erst gestern ist ein fremder Kaufmann hier angekommen, wohl mit fünfzehn hübschen Pferden; er geht auf die Hochzeit, die der Herzog mit der Tochter des Königs von Arragonien halten will; der hat unter diesen fünfzehn drei Rosse, für die ihm unser Herr Landgraf dreihundert Kronen geben wollte; er aber verlangt dreihundertundzwanzig; so stößt es sich nur um zwanzig Kronen." Fortunat verließ den Wirt, ging in aller Stille in

seine Kammer, zog da aus seinem Seckel auf sechzig Griffe sechshundert Kronen und steckte sie in seinen alten Beutel. Dann ging er getrost zu dem Wirt und sagte: „Wo ist der Mann mit den Rossen? Hat er deren wirklich so hübsche, so möchte ich sie gern besehen!" — „Ich fürchte, er läßt sie Euch nicht sehen," sprach der Wirt, „denn kaum hat unser Herr, der Graf, ihn dahin vermocht, sie ihm zu zeigen." Fortunat aber sagte: „Nun, wenn mir die Rosse gefallen, so kann ich sie eher kaufen, als der Graf!" Dem Wirt kam es spöttisch vor, daß er so großsprecherisch redete und doch nicht Kleider danach anhatte, auch zu Fuße ging. Doch führte er ihn zu dem Roßtauscher, und redete diesem so lange zu, bis er ihn die Rosse sehen ließ. Fortunat musterte sie, und alle gefielen ihm wohl. Doch wählte er nur die drei, die der Graf gerne gehabt hätte, zog seinen Beutel und zählte die dreihundertundzwanzig Kronen, um die es sich handelte, auf der Stelle hin. Dann hieß er die Rosse ins Wirtshaus führen, schickte nach einem Sattler und hieß ihn Sattel und Zeug aufs köstlichste verfertigen; dem Wirt aber gab er den Auftrag, ihm zu zween reisigen Knechten zu verhelfen, denen er guten Sold bezahlen wollte.

Während Fortunat diesen Handel abschloß, erfuhr der Graf den Kauf und wurde darüber nicht wenig griesgrämlich, denn er hatte im Sinne gehabt, die Rosse um armer zwanzig Kronen willen am Ende doch nicht dahinten zu lassen; er hatte mit ihnen auf der Hochzeit prunken wollen und sollte sie jetzt in eines andern Händen sehen! Im Zorn sendet er einen Diener zu dem Wirt und läßt ihn fragen, was denn das für ein Mann sei, der die Rosse ihm aus den Händen weggekauft habe? Der Wirt antwortet: „Er kenne ihn nicht, denn er sei zu Fuß in seine Herberge gekommen, jedoch als reisiger Knecht und mit einem Harnisch. Dem Ansehen nach," sprach er, „hätte ich ihm nicht auf eine einzige Mahlzeit trauen mögen, aus Furcht, er möchte ohne Bezahlung davonlaufen." Der Knecht des Grafen wurde zornig und fragte, warum er denn mit ihm gegangen sei, die Pferde zu kaufen. — „Ei," sprach der Wirt, „ich habe gethan, was jeder brave Wirt seinem Gaste thun soll. Er bat mich, mit ihm zu gehen. Aber, redlich gesagt, ich meinte, er wäre nicht im Stande, auch nur einen Esel zu bezahlen!"

Der Knecht kam zu seinem Herrn zurück und sagte ihm, was er vernommen hatte. Als nun vollends der Graf hörte, daß der Käufer kein geborner Edelmann sei, sprach er voll Zorn zu seinen Dienern: „Gehet hin und fahet mir den Mann! Gewiß hat er das Geld gestohlen oder gar geraubt und den rechtmäßigen Besitzer ermordet!" So griffen sie den Fortunat und führten ihn in ein böses Gefängnis. Dann fragten sie ihn erst, von wannen er wäre. „Er sei von der Insel Cypern," erwiderte Fortunat, „aus einer Stadt, Famagusta genannt." Auf die Frage, wer sein Vater sei, antwortete er: „Ein armer Edelmann!" Das hörte der Graf gerne, daß er aus so fernen Landen war, und fragte ihn weiter, woher er denn das bare

Geld hätte, daß er so reich wäre. Zuversichtlich sagte da Fortunat: „Er glaubte nicht schuldig zu sein, zu sagen, woher sein Geld komme. Wenn jemand aufstände und ihn eines Unrechts oder einer Gewaltthat zeihete, dem wollte er vor jedermann zu rechte stehen!" — Der Graf aber sprach: „Dich hilft Dein Schwatzen nicht; Du wirst mir bald sagen, woher Du Dein Geld hast!" Und nun befahl er ihn auf die Stätte zu führen, wo die Verbrecher gefoltert werden. Da erschrak Fortunat; doch setzte er sich vor, eher zu sterben, als die Eigenschaft des Seckels zu verraten. Wie er nun auf der Folterbank hing, mit schwerem Gewichte beladen, rief er, man sollte ihn ablösen, so wolle er sagen, wonach man ihn frage. Als er herab kam, sprach der Graf: „Nun sage mir, woher kommen Dir so viel guter Kronen!" Da erzählte Fortunat, wie er im Walde verirrt wäre, ungegessen bis an den dritten Tag. „Wie mir nun," schloß er, „Gott die Gnade erwies, daß ich aus dem Walde entkam, da fand ich einen Seckel, in dem sechshundertundzehn Kronen waren." — „Wo ist der Seckel?" rief der Graf. „Eh ich das Geld gezählt," sprach jener, „that ichs in meinen eigenen Beutel, und warf den leeren Seckel in das Wasser, das an dem Wald vorüberfließt." — Da sprach der Graf: „Ei Du Schalk, wolltest Du mir entfremden, was mein ist? Wisse, daß mir Dein Leib und Gut verfallen ist, denn was sich in dem Walde findet, das gehört mir zu und ist mein eigen!" — „Gnädiger Herr," antwortete Fortunat, „ich wußte von diesem Eurem Recht ganz und gar nichts; ich lobte Gott um das Geld und hielt es für eine Gottesgabe!" — „Hast Du nicht gehört," schrie der Graf, „wer nicht weiß, der soll fragen! Und kurzum, richte Dich darnach: heute nehme ich Dir Dein Gut und morgen Dein Leben!" — „Ich Armer," dachte Fortunat bei sich; „da ich die Wahl hatte unter den sechs Gaben, warum erwählte ich nicht die Weisheit für den Reichtum; so wäre ich jetzt nicht in der großen Angst und Not!"

Da fing er an Gnade zu begehren und rief: „Gnädiger Herr, habt Barmherzigkeit mit mir! Was würde Euch mein Tod nützen? Nehmet das gefundene Gut, wenn es Euer ist, und laßt mir nur das Leben, so will ich Gott getreulich für Euch bitten, alle Tage meines Lebens!" Es wurde dem Grafen schwer, ihn leben zu lassen, denn er fürchtete, der Fremde würde das Vorgefallene erzählen, wo er hinkäme, und es dürfte dies ihm selbst von frommen Fürsten und Herren übel verdacht werden. Doch ließ er sich von seinen Dienern erbitten, nahm ihm das Geld und die Rosse und gab ihm seine Rüstung wieder und noch überdies ein paar Kronen zur Zehrung. Aber morgens in aller Frühe ließ er ihn aus der Stadt führen und allda schwören, sein Lebtag nicht mehr des Grafen Gebiet zu betreten.

Fortunat war froh, so davongekommen zu sein; aber er wagte nicht, über seinen Seckel zu gehen, denn er fürchtete, wenn man Geld bei ihm fände,

so möchte man ihn abermals fahen. So ging er zwei Tagereisen mit geringer Zehrung, bis er in die große bretagnische Stadt Andegavis kam, die am Meere liegt; hier war viel Volks von Fürsten und Herren versammelt, denn alle warteten auf die Königin, bei deren hochzeitlichem Ehrenfeste jeder mit Stechen, Tanzen und anderen Lustbarkeiten das beste thun wollte. Fortunat sah dieses wohl gerne; doch dachte er bei sich: „Soll ich das auch mitmachen, wie ich es denn wohl vermag, so möchte es mir ergehen, wie bei dem Waldgrafen!“ Doch kaufte er sich zwei schöne Rosse und dingte einen Knecht; kleidete diesen und sich aufs schönste, ließ auch die Pferde trefflich zurichten, und ritt in die beste Herberge, die es in der Stadt gab, und so wollte er die Festlichkeiten daselbst abwarten.

Die Königin kam über das Meer her, und man sandte ihr viel köstliche Schiffe entgegen, sie würdig zu empfahen. Noch herrlicher war der Empfang, als sie ans Land stieg und ihr Gemahl nebst vielen Fürsten und Herren ihr entgegen ging. So währte die königliche Hochzeit sechs Wochen und drei Tage. Fortunat sah alles und hatte daran sein Wohlgefallen; er ging und ritt gen Hof, und ließ nie Geld und Geräte in der Herberge liegen. Dem Wirte gefiel dieses nicht, denn er kannte ihn nicht und fürchtete, der Fremde möchte ohne Bezahlung von dannen reiten, wie ihm schon früher geschehen war und auf solchen Hochzeiten manchmal noch geschieht. Darum sprach er zu Fortunat: „Mein lieber Freund, ich kenne Euch nicht; seid so gut und bezahlt mich alle Tage!“ Jener aber lachte und sprach zu ihm: „Lieber Wirt, ich will nicht unbezahlt hinwegreiten!“ Damit zog er aus seinem Seckel hundert guter Kronen, gab sie dem Wirt und sprach: „Nehmet dies Geld und wenn Euch bedünkt, daß ich, oder wer mit mir kömmt, mehr verzehrt habe, so will ich Euch mehr geben, und Ihr dürft mir keine Rechnung darüber stellen.“ Der Wirt griff mit beiden Händen nach dem Geld und fing an, Fortunat in großen Ehren zu halten; so oft er vor ihn trat, griff er an die Mütze, setzte ihn zu den Vornehmsten oben an die Tafel und gab ihm ein besseres Zimmer zu bewohnen, als er bisher eingenommen hatte.

Wie nun einmal Fortunat bei andern Herren zu Tische saß, kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tisch, den Leuten Kurzweil zu machen, damit sie Geld verdienten. Unter andern erschien auch ein armer Edelmann, der klagte den Herren seine Armut und sagte: „Er sei aus Hibernien, sei sieben Jahre in der Welt herumgezogen, habe zwei Kaisertume und zwanzig Königreiche durchfahren, so viel ihrer in der Christenheit wären; auf diesen Fahrten habe er sich aufgezehrt und begehre eine Beisteuer um wieder heim zu kommen.“ Ein Graf, der längeres Gespräch mit dem Alten pflegte, und dem dieser alle Länder nannte, wo er gewesen war, reichte ihm über den Tisch vier Kronen und sagte: „Wenn es sein Belieben wäre, so könnte er da bleiben, so lange die Feste dauerten; er wolle für ihn bezahlen.“ Jener

aber dankte und sprach: „Mich verlanget heim nach meinen Freunden; ich bin gar zu lang ausgewesen!“

Fortunat, der auch auf die Reden des alten Edelmanns gemerkt hatte, dachte in seinem Herzen: „Möchte es mir doch so gut werden, daß mich der Alte durch alle die Länder führte; ich wollte ihn reichlich begaben!“ Als nun die Mahlzeit aus war, sandte er nach ihm und fragte, wie er mit Namen heiße. „Leopold,“ erwiderte der Edelmann. „Hab ich recht gehört,“ sprach Fortunat, „so seid Ihr weit gewandert und an vielen Königshöfen gewesen! Nun bin ich jung und möchte gern in meinen rüstigen Tagen wandern. Wolltest Du mich führen, so würde ich Dir ein Pferd untergeben und einen eigenen Knecht dingen, Dich wie meinen Bruder halten und Dir einen guten Sold geben.“ Auf dieses sagte der alte Leopold: „Ich für mein Teil möchte es wohl leiden, daß ich so ehrlich gehalten würde; aber ich bin alt, habe Weib und Kind, die wissen nichts von mir, und die herzliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen.“ — „Höre, Leopold,“ sprach Fortunat, „thu mir meinen Willen! Dann will ich mit Dir nach Hibernien gehen, Dir Weib und Kind, wenn sie am Leben sind, reichlich beschenken, und wann die Reise vollbracht ist und wir nach Famagusta auf die Insel Cypern kommen, so will ich Dich, wenn Du dort wohnen magst, mit Knechten und Mägden versehen Dein Leben lang!“ Leopold dachte: „Der junge Mann verheißt mir viel; wäre die Sache gewiß, so wäre es ein rechtes Glück für mein Alter!“ Daher sagte er zu ihm: „Herr, ich will Euch zu willen werden, doch nur in so ferne Ihr Euer Vorhaben nicht eher ins Werk setzet, als bis Ihr mit barem Gelde versehen seid. Denn ohne Geld vollführet Ihr es nicht!“ — „Sorge nicht,“ sprach Fortunat, „Geld weiß ich in jedem Lande genug aufzubringen. Drum versprich Du mir, bei mir zu bleiben und die Reise mit mir zu vollenden.“ So gelobten sie sich einer dem andern gute Treue, und daß sie einander in keinen Nöten verlassen wollten. Alsobald zog Fortunat zweihundert Kronen heraus und gab sie dem Ritter Leopold. „Geh hin,“ sprach er, „und kaufe davon zwei hübsche Pferde. Spare kein Geld; dinge Dir einen eigenen Knecht, und wenn er Dir nicht gefällt, so dinge einen andern. Wenn Du kein Geld mehr hast, will ich Dir mehr geben. Du sollst nie ohne Geld sein!“

Das gefiel dem Leopold wohl. Er dachte: das ist ein guter Anfang, und rüstete sich nach Herzenslust. Dasselbe that Fortunatus; doch nahm er nicht mehr als zween Knechte und einen Knaben, so daß ihrer sechse waren. Dann wurden sie mit einander einig, in welcher Ordnung sie Länder und Königreiche durchfahren, und daß sie zuförderst das heilige römische Reich besehen wollten. So ritten sie zuerst gen Nürnberg, von da nach Donauwörth und Augsburg, dann auf Nördlingen und nach Ulm; gen Kostnitz, Basel, Straßburg, Mainz und Köln. Von Köln zogen sie gen Brügge in Flandern, von da über die See nach London; dann gen Edinburg in die Hauptstadt Schottlands, das da neun Tagreisen von London liegt.

Als sie dahin gekommen waren, hatten sie nur noch sechs Tagreisen nach Hibernien und in die Stadt, die Leopolds Heimat war. Da erinnerte Leopold seinen Herrn an dessen Versprechen, und Fortunat war willig, mit ihm nach Hibernien zu reiten. So kamen sie endlich in die Stadt Baldrik, wo Leopold zu Hause war. Dieser fand Weib und Kind wie er sie gelassen hatte, nur hatte einer seiner Söhne ein Weib genommen und eine der Töchter einen Mann; die alle waren seiner Heimkunft froh. Weil nun Fortunat wußte, daß in der Haushaltung nicht viel übrig war, so gab er dem Leopold hundert Nobel, um damit alles reichlich und gut einzurichten, dann wollte er zu ihm kommen und sein Gast sein. Leopold machte die nötigen Vorbereitungen, lud seine Kinder mit Mann und Weib, auch andere gute Freunde, und hielt eine so köstliche Mahlzeit, daß die ganze Stadt einen Genuß davon hatte. Fortunat war fröhlich mit ihm, nach dem Mahle jedoch nahm er seinen Freund bei Seite und sprach zu ihm: „Leopold, jetzt nimm Urlaub von Weib und Kind, empfange hier diese drei Beutel, in jedem sind fünfhundert Nobel, deren jeder mehr gilt, als dritthalb Gulden rheinisch; von diesen Beuteln laß den einen Deinem Weibe, den andern Deinem ältesten Sohn, den dritten Deiner ältesten Tochter zur Letze, damit sie Zehrung haben!“ Leopold war dessen sehr froh, dankte ihm und erfreute damit Weib und Kinder.

Nun hatte Fortunat gehört, daß es nur noch zwei Tagreisen bis nach der Stadt sei, wo Sankt Patricius Fegfeuer ist, die auch in Hibernien liegt. Das wollte er auch schauen; sie ritten daher in Freuden nach der Stadt Vernik. In dieser ist eine große Abtei, und hinten in der Kirche hinter dem Fronaltar befindet sich eine Thüre, durch die man in die finstere Höhle geht, die des Sankt Patricius Fegfeuer genannt wird. In dieses wird niemand eingelassen ohne des Abts Erlaubnis. Von dem ließ sich Leopold Urlaub geben; und als der Abt von ihm erfuhr, daß sein Herr und Begleiter ein Edelmann aus Cypern sei, lud er die beiden zu Gaste. Fortunat wußte diese große Ehre wohl zu schätzen; er kaufte aus seinem Seckel ein Faß mit dem besten Weine, den er dort finden konnte und schickte dasselbe dem Abt. Denn der Wein ist dort sehr teuer, und es wurde sonst wenig Wein im Kloster verbraucht, außer zum Gottesdienste, daher der Abt das Geschenk mit großem Dank aufnahm. Als die Mahlzeit vollbracht war, fing Fortunat an und sprach: „Gnädiger Herr, wenn es nicht wider Eure Würde ist, so möchte ich wohl von Euch erfahren, warum gesagt wird, daß hier des Sankt Patricius Fegefeuer sei.“ Der Abt sprach: „Das will ich Euch gerne sagen. Es ist vor vielen hundert Jahren da, wo jetzt diese Stadt und dieses Gotteshaus steht, eine wilde Wüste gewesen. Nicht ferne von hier lebte damals ein Abt, Patricius genannt, ein gar andächtiger Mann, der oft in diese Wüste ging um der Buße zu leben; da fand er einmal unerwartet diese Höhle, die sehr lang und tief ist. Er ging in sie hinein so weit, daß er sich in ihren Gängen verirrte und nicht mehr heraus zu kommen wußte. Da fiel er auf die Knie

nieder und flehte zu Gott, wenn es nicht wider seinen heiligen Willen wäre, ihm aus dieser Höhle zu helfen. Während er so betete, hörte er aus der Tiefe der Höhle ein klägliches Geschrei. Ihm aber half Gott, daß er wieder aus der Höhle kam. Nun dankte er Gott, wurde noch frömmer als zuvor; und seitdem ist durch andächtige Leute an dieser Stelle das Kloster erbaut worden." — „Was sagen denn die Pilger, die aus der Höhle kommen?" sprach Fortunat. — Der Abt erwiderte: „Ich frage ihrer keinen; doch sagen einige, sie haben ein jämmerliches Rufen gehört; andere erzählen, sie haben nichts gesehen und nichts gehört, nur daß es ihnen sehr gegrauset habe." Hierauf sprach Fortunat: „Ich komme aus weiter Ferne; ginge ich nicht in diese Höhle, von der man so viel erzählt, so wäre es mir ein Schimpf. Daher will ich nicht von hinnen, ehe ich in dem Fegefeuer gewesen bin."

Der Abt wollte seinem Verlangen nichts in den Weg legen; nur warnte er ihn, nicht zu weit in die Höhle hineinzugehen, weil viel Abwege in derselben seien, wie denn seit seinem eigenen Gedenken es mehreren Besuchern widerfahren sei, daß sie sich verirrt hätten, deren einige erst am vierten Tage wieder gefunden werden konnten. Fortunat blieb jedoch bei seinem Entschluß und fragte seinen Freund Leopold, ob er mit ihm wolle. „Ja," sprach dieser, „ich gehe mit Euch und will bei Euch bleiben, so lang mir Gott das Leben verleiht." So schickten sie sich des morgens früh, empfingen das heilige Sakrament und ließen sich die Höhlenthür aufschließen, die hinter dem Fronaltar im Kloster befindlich ist. Durch diese traten sie ein, der Priester segnete sie und schloß hinter ihnen ab. Da gingen sie hinein in die Finsternis und wußten nicht, wo aus noch ein, denn bald waren sie verirrt; sie hörten gegen Morgen nur das Rufen der Priester bei der Thüre, darauf verließen sie sich, und gingen desto keder hinein. Zuletzt aber wußten sich die beiden nicht mehr zu helfen, Stunden um Stunden gingen vorüber; sie waren sehr hungrig, und fingen an ganz zu verzagen und begaben sich schon ihres Lebens. „O, komm Du uns zur Hilfe, allmächtiger Gott!" rief Fortunat in seiner Herzensangst, „denn hier hilft weder Gold noch Silber, und ganz umsonst trage ich den Seckel Fortunas in der Tasche!" Und so saßen sie nieder als aufgegebene Leute, hörten und sahen nichts. Die Priester, nachdem sie lange gewartet, gingen sie zu dem Abt und sagten ihm, daß die Pilger noch nicht herausgekommen. Das war ihm leid, besonders um Fortunat, der ihm so guten Wein geschenkt hatte. Auch liefen die Knechte der Fremden herbei und gebärdeten sich ganz trostlos um ihre Herren.

Nun kannte der Abt einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemessen hatte. Nach diesem schickte er und gab ihm auf, dazu behilflich zu sein, die Männer wieder herauszubringen. Die Knechte aber verhießen ihm aus ihres Herren Beutel hundert Nobel. „Sind sie noch bei Leben," sprach der Alte, „so bringe ich sie heraus," rüstete sein Zeug und ging hinein. Hier legte er seine Instrumente an, und durchsuchte einen Höhlen-

gang um den andern, bis er sie endlich fand. Beide waren ganz ohnmächtig und schwach; er befahl ihnen, sich an ihm zu halten, wie ein Blinder an einem Sehenden; dann ging er seinem Instrumente nach, und so kamen sie mit Gottes und des alten Mannes Hilfe wieder zu den Menschen. Darüber war der Abt gar fröhlich, denn er hatte gefürchtet, wenn die Fremden verloren gingen, so möchten keine Pilger mehr kommen und seinem Kloster dadurch großer Gewinn entgehen. Der Alte erhielt seine hundert Nobel aus Fortunats Seckel, und dieser richtete in der Herberge ein köstliches Mahl an, zu welchem er den Abt und alle Brüder einlud. Er lobte Gott um seine Rettung, und hinterließ dem Abt und Convent zu guter letzt hundert Nobel, daß sie Gott für ihn bitten sollten.

Nachdem sie sich von dem Abte beurlaubt, ritten Fortunat und seine Begleiter wieder rückwärts, bis sie über das Meer nach Calais kamen, um die übrige Reise zu vollbringen. Nun zogen sie durch die Pikardie nach Paris und durch ganz Frankreich; durch Spanien, durch Neapel, durch Rom, bis gen Venedig. Daselbst hörten sie, daß der griechische Kaiser zu Konstantinopel einen Sohn habe, den er zum Kaiser krönen lassen wolle, weil er selbst schon bei Jahren war. Davon hatten die Venetianer gewisse Kunde und hatten deswegen eine Galeere zugerichtet und eine ehrwürdige Botschaft mit viel köstlichen Kleinodien, die sie dem neuen Kaiser senden wollten. Nun mietete sich Fortunat mit seinen Begleitern auf der Galeere ein und fuhr mit den Venetianern nach Konstantinopel. Dort war so viel fremdes Volk zusammengekommen, daß man nicht Herbergen genug auftreiben konnte. Den Venetianern wurde daher ein eigenes Haus eingeräumt; diese aber wollten niemand Fremdes unter sich haben. So suchte Fortunat mit seinem Gefolge lange eine Herberge und fand auch zuletzt eine, die freilich keine gute war, denn der Wirt war ein Dieb.

Fortunat ging nun alle Tage mit den Seinigen den Festlichkeiten nach. Sie hatten ihre eigene Kammer, welche sie sorgfältig verschlossen, dadurch glaubten sie ihre Habseligkeiten hinlänglich gesichert. Der Wirt aber hatte einen heimlichen Eingang in diese Stube; denn da wo die größeste Bettstatt an einer hölzernen Wand stand, konnte er ein Brett herausnehmen und wieder einsetzen, ohne daß es jemand merkte. Dadurch ging er ab und zu, während sie bei dem Feste waren und untersuchte alle ihre Säcke und Felleisen; aber er fand kein Geld darin; es wunderte ihn dieses; und er meinte, die Fremden trügen das Geld in ihre Wämser eingenäht.

Als sie aber einige Tage bei ihm gezehrt hatten, rechneten sie mit dem Wirt; da wurde dieser erst gewahr, daß Fortunat das Geld unter dem Tisch hervorbrachte und es seinem Freunde Leopold gab, der alsdann den Wirt bezahlte. Dieser war auch mit der Bezahlung ganz zufrieden, denn Fortunat

hatte den Ritter angewiesen, keinem Wirte etwas abzubrechen, sondern immer gerade so viel zu geben als er verlangte. Doch war es dem Wirte noch nicht genug, sondern weil er ein Dieb war, hätte er lieber alles, ja den Seckel selbst zu dem Gelde gehabt.

Indessen nahte der Tag heran, an dem Fortunat versprochen hatte, einer armen Tochter für einen Mann besorgt zu sein und sie mit vierhundert Goldstücken nach Landeswährung zu begaben. Er wandte sich daher an den Wirt mit der Frage, ob er nicht einen armen Mann wüßte, der eine fromme, mannbare Tochter hätte, die er nicht auszusteuern vermöchte; diesem wollte er die Tochter recht ehrlich begaben. Der Wirt sprach: „Ja, ich weiß mehr als eine! Morgen will ich Euch einen braven, ehrbaren Mann bringen, der seine Tochter mit sich führen soll!" Dies gefiel unserm Fortunat gar wohl. Was dachte aber der Wirt? „Noch diese Nacht," sprach er zu sich selbst, „will ich das Geld stehlen, so lange sie es noch haben; warte ich länger, so geben sie es aus!" Und in der Nacht stieg er durch das Loch, als sie in bestem Schlaf lagen, durchsuchte alle ihre Kleider, und hoffte große Flecke mit Gulden unter ihren Wämsern zu finden; hier aber fand er nichts; da griff er nach Leopolds Gürtel und schnitt den Beutel ab, der daran festgenäht war; darin waren bei fünfzig Dukaten; dann ging er hinter Fortunats Wams und fand da den Zauberseckel, und schnitt diesen auch ab; als er ihn aber angegriffen und leer fand, schmiß er ihn unwillig unter die Bettstätte. Dann ging er zu den drei Knechten und schnitt ihnen allen die Beutel ab, darin er nur wenig Geld fand; alsdann öffnete er Thüre und Fenster, als ob Diebe der Straße hereingestiegen wären.

Wie nun Leopold erwachte und Thür und Fenstern offen sah, fing er an die Knechte zu schelten und fragte sie, warum sie heimlich bei Nacht ausgingen und ihren Herrn auf diese Weise beunruhigten. Die Knechte aber, die schliefen, fuhren bald im Schlafe auf, und jeder versicherte, daß er es nicht gethan habe. Da erschrak Leopold und sah sogleich nach seinem Beutel, der war ihm abgeschnitten und der Rumpf hing noch an dem Gürtel. Jetzt erweckte er auch den Fortunat und rief: „Herr, unsere Kammer steht an allen Orten offen; Euer Geld, so viel ich noch hatte, ist mir gestohlen!" Als die Knechte dies hörten, schauten sie nach ihren Beuteln; da war es ihnen nicht besser gegangen. Schnell schlüpfte Fortunat in sein Wams, an welchem er den Glücksseckel trug, und fand, daß er ihm auch abgeschnitten war. Da erschrak er so sehr, daß er niedersank, ihm die Sinne schwanden und er für tot da lag. Leopold und die Knechte wußten von der Sache seines großen Schreckens nichts, sie rieben und labten ihn, bis sie ihn wieder zur Vernunft brachten. Während sie noch in der Angst waren, kam der Wirt, stellte sich erst verwundert, fragte: „Was sie denn für ein Leben hätten?" Sie sagten ihm, all ihr Geld sei ihnen gestohlen. Da sprach der Wirt: „Was seid Ihr nicht für Leute? habt Ihr nicht eine wohl versperrte Kammer: warum habt Ihr Euch nicht besser vor-

gesehen?" — „Wir haben," erwiderten sie, „Fenster und Thüren beim Schlafengehen versperrt, und doch haben wir alles offen gefunden!" Der Wirt sprach ganz barsch: „Sehet zu, ob Ihr es nicht unter einander selbst Euch gestohlen habt! Es ist so viel fremdes Volk hier; ich kann für niemand stehen!"

Da sie sich aber so gar übel gebärdeten, ging er auch zu Fortunat, und als er dessen Gestalt ganz verwandelt sah, fragte er: „Ist des Geldes denn so viel, das Ihr verloren habt?" Sie sagten ihm, es wäre nicht so gar viel. „Wie möget Ihr denn so jämmerlich thun um ein weniges Geld?" sagte der Wirt; „gestern noch wolltet Ihr einer armen Tochter einen Mann geben! Sparet das Geld und verzehrt es!" Halb ohnmächtig antwortete Fortunat dem Wirte: „Mir ist mehr um den Seckel leid, als um das Geld, das ich verloren habe. Es ist ein kleiner Wechselbrief darin, der niemand einen Pfennig nütz ist, als mir!" Wiewohl nun der Wirt ein Schalk war, so wurde er doch durch die Betrübnis Fortunats zur Barmherzigkeit bewegt, und sprach: „Laßt uns doch suchen, ob man den Seckel nicht wieder finden kann!" und hieß die Knechte suchen. Da schlüpfte einer unter das Bett, fand ihn und rief: „Hier liegt ein leerer Seckel!" brachte ihn auch seinem Herrn vor und fragte ihn, ob das der rechte wäre? — „Laß mich ihn besehen!" sprach Fortunat hastig; da fand er, daß es wirklich sein Glücksseckel war, der ihm abgeschnitten worden. Nun fürchtete Fortunat, durch das Abschneiden möchte er seine Kraft verloren haben, und doch durfte er vor den Leuten nicht darein greifen; denn es wäre ihm leid gewesen, wenn eine Seele von den Eigenschaften des Seckels gewußt hätte; auch fürchtete er sich, er möchte mit dem Seckel um das Leben kommen. Da man wohl sah, daß er vom Schrecken noch ganz blöde war, so legte er sich wieder zu Bette; hier unter der Decke that er endlich seinen Seckel auf und einen Griff darein. Seine Hand füllte sich mit Gold, und so ward er zu seiner großen Freude inne, daß der Seckel noch in vollen Kräften stand, wie zuvor. Die Angst hatte ihn aber so mitgenommen, daß er den ganzen Tag zu Bette bleiben mußte. Leopold wollte ihn trösten und sagte: „Ach Herr, gebärdet Euch doch nicht so jämmerlich; wir haben noch schöne Rosse, silberne Ketten, goldene Ringe und andere Kleinode. Und wenn wir auch kein Geld mehr haben, so wollen wir Euch doch mit Gottes Hilfe in die Heimat bringen; bin ich doch auch durch manches Königreich gezogen ohne Geld!" Leopold meinte nämlich, sein Herr und Freund besitze in der Heimat große Reichtümer, so daß kein Verlust ihm etwas schaden könne. „Ach," seufzte Fortunat mit schwacher Stimme, „wer das Gut verlieret, der verliert die Vernunft! Weisheit hätte ich erwählen sollen, mehr als Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben! Das kann man keinem stehlen!" Und damit schwieg er. Leopold verstand die Worte nicht, konnte sich auch nicht denken, wie sein Herr die Wahl unter diesen Stücken allen sollte gehabt haben. Er fragte ihn auch nicht weiter, denn er

glaubte, Fortunat rede im Fieber und wisse nicht, was er sage. Doch gaben sie sich alle Mühe, bis er ganz wieder zu sich selbst kam, aß, seine rechte Farbe wieder gewann und anfing fröhlich zu werden. Aber weil die Nacht einbrach, befahl er seinen Knechten, Lichter zu kaufen und die ganze Nacht Kerzen zu brennen, und ein jeder sollte ein bloßes Schwert zu sich nehmen, daß sie nicht mehr so beraubt werden könnten. Und sie thaten dies.

Am selben Tage noch machte Fortunat, was an dem Glücksseckel aufgetrennt worden war, aufs sorgfältigste wieder zurecht und ließ denselben, so lang er lebte, nicht mehr an dem Wamse hängen, sondern verwahrte ihn alle Zeit so gut, daß ihm niemand mehr ihn stehlen konnte. Des andern Morgens stand er mit seinem Gefolge auf und ging in die Sophienkirche. In dieser ist eine schöne Kapelle, die zu Unsrer Lieben Frauen heißt. Hier gab er den Priestern zwei Goldstücke, daß sie Gott dem Allmächtigen zu Ehren eine Predigt halten und den Lobgesang absingen sollten. Als beides vollbracht war und Fortunat mit seinen Dienern sich in Andacht erbauet hatte, besuchten sie den Platz, wo die Käufer und Wechsler waren; als Fortunat da stand, hieß er die Knechte heim gehen, um die Mahlzeit zu rüsten und die Rosse zu versehen. Seinem Freunde Leopold gab er Geld und sagte: „Siehe zu, kauf uns fünf gute neue Beutel; inzwischen will ich zu meinem Wechsler gehen und Geld bringen; ich habe keine Freude, so lang wir ohne Geld sind!“ Der Alte that wie ihm befohlen war und brachte fünf leere Beutel; inzwischen hatte Fortunat, so oft er mochte, in seinen Seckel gegriffen und that in einen der Beutel hundert Dukaten; diesen reichte er dem alten Leopold für alle nötigen Ausgaben; er sollte auch sich versehen und niemand Mangel leiden lassen; wenn er nichts mehr hätte, so wollte er ihm mehr geben. Auch jedem der Knechte gab er einen neuen Beutel und zehn Dukaten darein. „Sie sollten fröhlich sein,“ sagte er zu ihnen, „jedoch Sorge tragen, daß ihnen kein Schaden mehr widerführe.“ Sie aber dankten voll Freuden und versprachen es. In den fünften Beutel that Fortunat vierhundert Dukaten und sandte nach dem Wirte, damit er sein Versprechen hielte, ihm eine arme Tochter zum Aussteuern herbeizuschaffen.

Der Wirt hatte bald eine solche gefunden. Der Tochter Vater war ein Schreiner, ein frommer, aber grober Mann. Der sagte: „Ich will meine Tochter nicht hinführen, wer weiß, ob Euer Herr nicht Unehrliches mit ihr vor hat. Wenn er ihr auch einen Rock kauft, damit ist weder mir noch ihr gedient! Will er ihr etwas Gutes thun, so komme er zu uns!“ Den Wirt verdroß das; er hinterbrachte es Fortunaten wieder und meinte, den müßte es auch verdrießen. Diesem aber gefiel die Sprache des Mannes gerade wohl, und er sagte: „Führet mich zu dem Manne!“ Sie gingen in des Schreiners Haus und Fortunat sprach zu ihm: „Ich habe vernommen, daß Du eine

großgewachsene Tochter hast; laß sie herkommen und ihre Mutter mit ihr." „Was soll sie?" fragte der Mann. „Heiß sie kommen," sprach Fortunat, „es ist ihr Glück!" Der Mann ruft Mutter und Tochter; diese kamen beide, aber sie schämten sich sehr, denn sie hatten so schlechte Kleider an, und die Tochter stellte sich hinter die Mutter, damit man ihren zerlumpten Anzug weniger bemerken sollte. Da sprach Fortunat: „Jungfrau, tretet hervor!" Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater nach ihrem Alter. „Zwanzig Jahre," sagten die Eltern. „Wie habt Ihr sie so alt werden lassen, ohne ihr einen Mann zu geben?" fragte er weiter. Die Mutter konnte nicht warten, bis der Vater sich auf eine Antwort besonnen. „Sie wäre vor sechs Jahren schon groß genug gewesen; aber wir haben nichts gehabt, sie auszusteuern!" Darauf sprach Fortunat: „Wenn ich ihr eine gute Aussteuer gebe, wisset Ihr dann einen braven Mann für sie?" — „Genug ihrer weiß ich," rief die Mutter; „unser Nachbar hat einen Sohn, der ist ihr hold; hätte sie etwas Geld, er nähme sie gern!" — „Wie gefiele Euch Eures Nachbars Sohn?" fragte Fortunat die Jungfrau. „Ich will nicht wählen," sagte diese, „welchen mir Vater und Mutter geben, den will ich haben; eher wollte ich ohne Mann sterben, als selbst einen nehmen!" Die Mutter konnte nicht schweigen: „Herr, sie lügt," sagte sie, „ich weiß, daß sie ihm ganz hold ist, und daß sie ihn von ganzem Herzen gern haben möchte!"

Jetzt sandte Fortunat nach dem Jüngling, und als dieser kam, gefiel er ihm sehr wohl. Er nahm deswegen den Beutel, in den er die vierhundert Dukaten gethan hatte, und schüttete sie auf den Tisch. Dann sagte er zu dem Jungen, der auch nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte: „Willst Du diese Jungfrau zur Ehe? — Und ihr, Jungfrau, wollet Ihr den Jüngling zur Ehe? So will ich Euch dies wenige Geld zu einer Mitgift geben!" Der Jüngling sagte: „Wenn Euch die Sache ernst ist, meinethalben ist sie recht!" Die Mutter aber antwortete schnell: „So ist es meiner Tochter auch halb recht!" Da sandte Fortunat nach dem Priester und ließ sie vor Vater und Mutter zusammentrauen. Dann händigte er ihnen das Geld ein und gab außerdem der Braut Vater noch zehn Dukaten zu einem Festkleide für sich und sein Weib, und eben so viel, Hochzeit zu halten. Da war nichts als Freude und Dank. Sie lobten Gott und sprachen: „Er hat uns den Mann vom Himmel gesandt!"

Jene gingen wieder in ihre Herberge. Leopold verwunderte sich im Stillen, daß sein Herr so freigebig war und das Geld zu Haufen wegwarf, sich aber doch vor kurzem noch so kläglich angestellt hatte über das Wenige, das ihm gestohlen worden war; dem Wirte machte es großen Kummer, daß er den Beutel mit den vierhundert Dukaten nicht gefunden, während er doch alle Säcke und Taschen ausgesucht hatte. „Wenn der Mann so viel auszugeben hat," murrte er bei sich selbst, „so werde ich ihm doch auch noch die Taschen leeren können!" Nun wußte er, daß sie des Nachts ein großes Kerzenlicht brennen

ließen, daß sie eigens zu diesem Gebrauche hatten machen lassen. Als sie nun einmal wieder bei des Kaisers Festen waren, schlich sich der Wirt abermals in ihre Kammer, bohrte Löcher in die Kerze, that Wasser hinein und überklebte sie wieder, so daß die Kerze, wenn sie zwei Stunden gebrannt hatte, von selber wieder erlöschen mußte. Um die Zeit aber, wo die Feste des Kaisers beinahe zu Ende waren, dachte der Wirt, Fortunat würde nicht länger zu Konstantinopel bleiben, glaubte nicht mehr säumen zu dürfen und gab seinen Gästen daher beim Nachtessen den besten Wein, den er bekommen konnte, zu trinken; er selbst war auch fröhlich mit ihnen und meinte, sie sollten tüchtig darauf schlafen. Sie aber, als sie zu Bette gingen, ihr Nachtlicht geordnet hatten, und jeder sein bloßes Schwert an der Seite liegen hatte, glaubten ohne alle Sorge einschlafen zu können und thaten es auch.

Aber der Wirt schlief nicht; sondern da er das Licht erlöschen sah, kroch er wieder durch das Loch, kam er vor Leopolds Bett und fing an, ihm unter dem Kopf zu knistern. Nun schlief aber Leopold in diesem Augenblicke nicht; er hatte ein scharfschneidendes Schwert bei sich auf der Decke liegen; schnell erwischte er es und hieb nach dem Wirte; dieser aber bückte sich nicht tief genug, und so verwundete ihn Leopold so tief in den Hals, daß er weder ach noch wehe sprach, sondern tot da lag. Leopold rief den Knechten voll Zorns: „Warum habt ihr das Licht ausgelöscht?“ Aber alle und jeder sagten, daß sie es nicht gethan. „Geh einer,“ sprach er, und zünde ein Licht an, die andern aber sollen mit bloßen Schwertern unter die Thüre stehen und niemand hinaus lassen. Denn es ist ein Dieb in der Kammer.“ Der eine Knecht lief alsbald und brachte ein Licht. „Verschließet die Thüre wohl,“ rief er seinen Kameraden, „daß der Dieb nicht entrinne!“ Nun fingen sie an zu suchen; da fanden sie den Wirt mit dem verwundeten Halse tot liegen bei Leopolds Bettstatt.

Als Fortunat das hörte, erschrak er, wie er sein Lebenlang kaum erschrocken war. „O Gott,“ sprach er, „bin ich nur nach Konstantinopel gekommen, daß ich um ein kleines all mein Gut verloren hätte und jetzt gewiß mit allen den Meinigen das Leben verliere? O Leopold, hättest Du ihn doch nur verwundet und nicht gar zu Tode geschlagen, dann könnten wir mit Gottes Hilfe und barem Gelde doch noch unser Leben fristen!“ — „Es ist ja Nacht gewesen“, erwiderte der alte Ritter, „ich wußte nicht, wie viel ich thun darf, ich schlug eben nach dem Dieb, der mir unter dem Kopfe knisterte und uns schon früher bestohlen hatte; den habe ich getroffen. Wollte Gott, man wüßte, über welcher Unthat er zu Tode geschlagen worden ist, so dürften wir gewiß nicht besorgt sein, weder um Leib, noch um Gut.“ — „Nein“, sprach Fortunat, „wir bringen es ewig nicht dahin, daß wir den Wirt zu einem Diebe stempeln; das lassen seine Freunde nicht geschehen; da hilft weder Rede noch Geld!“ — Fortunat dachte in seiner Angst: „Wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meinen Seckel anvertrauen könnte und ihm seine Kraft kund

großgewachsene Tochter hast; laß sie herkommen und ihre Mutter mit ihr." „Was soll sie?" fragte der Mann. „Heiß sie kommen," sprach Fortunat, „es ist ihr Glück!" Der Mann ruft Mutter und Tochter; diese kamen beide, aber sie schämten sich sehr, denn sie hatten so schlechte Kleider an, und die Tochter stellte sich hinter die Mutter, damit man ihren zerlumpten Anzug weniger bemerken sollte. Da sprach Fortunat: „Jungfrau, tretet hervor!" Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater nach ihrem Alter. „Zwanzig Jahre," sagten die Eltern. „Wie habt Ihr sie so alt werden lassen, ohne ihr einen Mann zu geben?" fragte er weiter. Die Mutter konnte nicht warten, bis der Vater sich auf eine Antwort besonnen. „Sie wäre vor sechs Jahren schon groß genug gewesen; aber wir haben nichts gehabt, sie auszusteuern!" Darauf sprach Fortunat: „Wenn ich ihr eine gute Aussteuer gebe, wisset Ihr dann einen braven Mann für sie?" — „Genug ihrer weiß ich," rief die Mutter; „unser Nachbar hat einen Sohn, der ist ihr hold; hätte sie etwas Geld, er nähme sie gern!" — „Wie gefiele Euch Eures Nachbars Sohn?" fragte Fortunat die Jungfrau. „Ich will nicht wählen," sagte diese, „welchen mir Vater und Mutter geben, den will ich haben; eher wollte ich ohne Mann sterben, als selbst einen nehmen!" Die Mutter konnte nicht schweigen: „Herr, sie lügt," sagte sie, „ich weiß, daß sie ihm ganz hold ist, und daß sie ihn von ganzem Herzen gern haben möchte!"

Jetzt sandte Fortunat nach dem Jüngling, und als dieser kam, gefiel er ihm sehr wohl. Er nahm deswegen den Beutel, in den er die vierhundert Dukaten gethan hatte, und schüttete sie auf den Tisch. Dann sagte er zu dem Jungen, der auch nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte: „Willst Du diese Jungfrau zur Ehe? — Und ihr, Jungfrau, wollet Ihr den Jüngling zur Ehe? So will ich Euch dies wenige Geld zu einer Mitgift geben!" Der Jüngling sagte: „Wenn Euch die Sache ernst ist, meinethalben ist sie recht!" Die Mutter aber antwortete schnell: „So ist es meiner Tochter auch halb recht!" Da sandte Fortunat nach dem Priester und ließ sie vor Vater und Mutter zusammentrauen. Dann händigte er ihnen das Geld ein und gab außerdem der Braut Vater noch zehn Dukaten zu einem Festkleide für sich und sein Weib, und eben so viel, Hochzeit zu halten. Da war nichts als Freude und Dank. Sie lobten Gott und sprachen: „Er hat uns den Mann vom Himmel gesandt!"

Jene gingen wieder in ihre Herberge. Leopold verwunderte sich im Stillen, daß sein Herr so freigebig war und das Geld zu Haufen wegwarf, sich aber doch vor kurzem noch so kläglich angestellt hatte über das Wenige, das ihm gestohlen worden war; dem Wirte machte es großen Kummer, daß er den Beutel mit den vierhundert Dukaten nicht gefunden, während er doch alle Säcke und Taschen ausgesucht hatte. „Wenn der Mann so viel auszugeben hat," murrte er bei sich selbst, „so werde ich ihm doch auch noch die Taschen leeren können!" Nun wußte er, daß sie des Nachts ein großes Kerzenlicht brennen

ließen, daß sie eigens zu diesem Gebrauche hatten machen lassen. Als sie nun einmal wieder bei des Kaisers Festen waren, schlich sich der Wirt abermals in ihre Kammer, bohrte Löcher in die Kerze, that Wasser hinein und überklebte sie wieder, so daß die Kerze, wenn sie zwei Stunden gebrannt hatte, von selber wieder erlöschen mußte. Um die Zeit aber, wo die Feste des Kaisers beinahe zu Ende waren, dachte der Wirt, Fortunat würde nicht länger zu Konstantinopel bleiben, glaubte nicht mehr säumen zu dürfen und gab seinen Gästen daher beim Nachtessen den besten Wein, den er bekommen konnte, zu trinken; er selbst war auch fröhlich mit ihnen und meinte, sie sollten tüchtig darauf schlafen. Sie aber, als sie zu Bette gingen, ihr Nachtlicht geordnet hatten, und jeder sein bloßes Schwert an der Seite liegen hatte, glaubten ohne alle Sorge einschlafen zu können und thaten es auch.

Aber der Wirt schlief nicht; sondern da er das Licht erlöschen sah, kroch er wieder durch das Loch, kam er vor Leopolds Bett und fing an, ihm unter dem Kopf zu knistern. Nun schlief aber Leopold in diesem Augenblicke nicht; er hatte ein scharfschneidendes Schwert bei sich auf der Decke liegen; schnell erwischte er es und hieb nach dem Wirte; dieser aber bückte sich nicht tief genug, und so verwundete ihn Leopold so tief in den Hals, daß er weder ach noch wehe sprach, sondern tot da lag. Leopold rief den Knechten voll Zorns: „Warum habt ihr das Licht ausgelöscht?“ Aber alle und jeder sagten, daß sie es nicht gethan. „Geh einer,“ sprach er, und zünde ein Licht an, die andern aber sollen mit bloßen Schwertern unter die Thüre stehen und niemand hinaus lassen. Denn es ist ein Dieb in der Kammer.“ Der eine Knecht lief alsbald und brachte ein Licht. „Verschließet die Thüre wohl,“ rief er seinen Kameraden, „daß der Dieb nicht entrinne!“ Nun fingen sie an zu suchen; da fanden sie den Wirt mit dem verwundeten Halse tot liegen bei Leopolds Bettstatt.

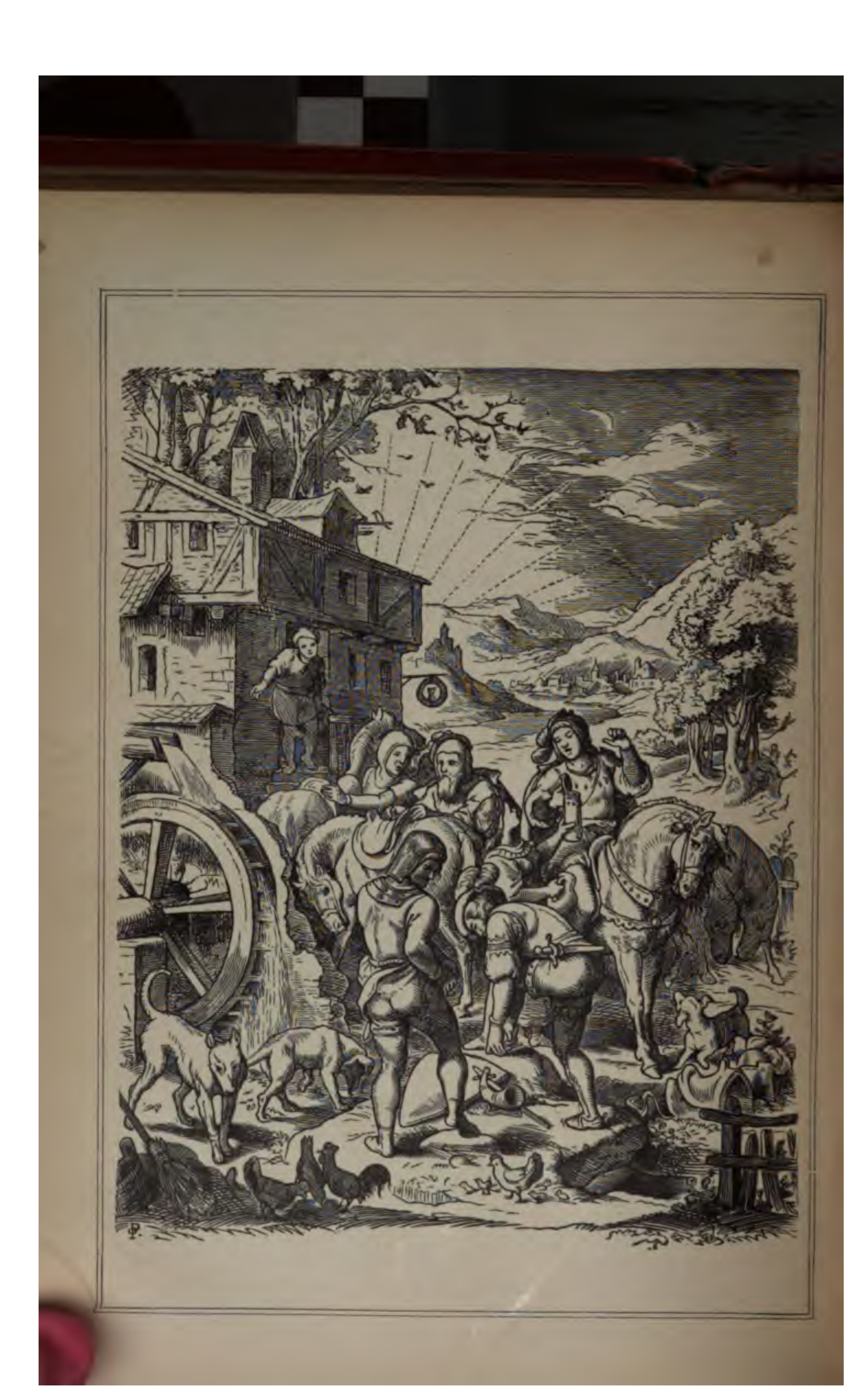
Als Fortunat das hörte, erschrak er, wie er sein Lebenlang kaum erschrocken war. „O Gott,“ sprach er, „bin ich nur nach Konstantinopel gekommen, daß ich um ein kleines all mein Gut verloren hätte und jetzt gewiß mit allen den Meinigen das Leben verliere? O Leopold, hättest Du ihn doch nur verwundet und nicht gar zu Tode geschlagen, dann könnten wir mit Gottes Hilfe und barem Gelde doch noch unser Leben fristen!“ — „Es ist ja Nacht gewesen“, erwiderte der alte Ritter, „ich wußte nicht, wie viel ich thun darf, ich schlug eben nach dem Dieb, der mir unter dem Kopfe knisterte und uns schon früher bestohlen hatte; den habe ich getroffen. Wollte Gott, man wüßte, über welcher Unthat er zu Tode geschlagen worden ist, so dürften wir gewiß nicht besorgt sein, weder um Leib, noch um Gut.“ — „Nein“, sprach Fortunat, „wir bringen es ewig nicht dahin, daß wir den Wirt zu einem Diebe stempeln; das lassen seine Freunde nicht geschehen; da hilft weder Rede noch Geld!“ — Fortunat dachte in seiner Angst: „Wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meinen Seckel anvertrauen könnte und ihm seine Kraft kund

thun. Wenn wir dann gefangen säßen und sagten, wie es gegangen ist, vielleicht nähmen doch die Richter eine Summe Geldes von dem guten Freunde für uns!" Dann dachte er wieder! „Aber wem ich den Seckel gebe, dem wird er so lieb, daß er mir ihn nicht wieder giebt. Deswegen wird er dem Richter raten, daß er den großen Mord nicht ungerächt lassen solle; er wird sagen: Schande und Schimpf wäre es, daß man in Konstantinopel sagte, Gäste haben ihren Wirt umgebracht und sollen nicht geradebrecht werden!" So wurde er zuletzt bei sich einig, daß es nicht thunlich wäre, den Seckel aus den Händen zu lassen; nichts desto weniger zitterte sein ganzer Leib, und er war zum Tod erschrocken.

Der alte Leopold allein behielt noch einige Fassung. „Wie seid ihr so verzagt," sprach er, „da hilft kein Trauern; die Sache ist geschehen, wir können den Dieb nicht wieder lebendig machen; laßt uns Vernunft brauchen, wie wir uns aus der Sache helfen können!" Fortunat antwortete ihm, daß er nicht zu raten wüßte; nur dachte er wieder, warum er doch nicht Weisheit statt Reichtum erwählt habe; dann könnte er jetzt wohl seine Vernunft brauchen! Zu Leopold aber sprach er: „Weißest Du etwas Gutes zu raten, so thue es jetzt; denn es ist Notwerk!" — „So folget mir," erwiderte Leopold, „und thut, was ich heiße; ich denke Euch mit Gottes Hilfe ohne alles Hindernis mit Leib und Gut von hinnen zu bringen." Diese Worte des alten Leopold machten alle froh. Er aber sprach weiter: „Nun seid fein still! Niemand rede! Verberget auch das Licht!" Und jetzt nahm er den toten Wirt auf seinen Rücken, trug ihn hinter die Herberge an einen Stall, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn kopfüberwärts hinein, so tief, daß ihn niemand sehen konnte. Dann kam er wieder zu Fortunat und sagte: „Nun habe ich uns den Dieb vom Halse geschafft, so daß man eine gute Weil nicht wissen wird, wo er hingekommen. Auch wird ers ja niemand gesagt haben, daß er uns bestehlen wolle, daher kann auch niemand wissen, daß ihm von uns ein Leid geschehen sei. Darum seid fröhlich!" Zu den Knechten sprach er: „Gehet ihr zu den Rossen, rüstet die zu, fanget an zu singen, sprechet von lustigen Dingen, sehet zu, daß keiner eine traurige Gebärde habe; so wollen wir es auch machen; sobald es aber Tag werden will, lasset uns sechs Stunden weit reiten!"

Diese Worte hörte Fortunat gerne, er fing an fröhlich zu thun, mehr als ihm zu Sinne war. Auch die Knechte stellten sich heiter an, und als sie die Rosse zugerüstet hatten, riefen sie den Hausknechten und Hausmägden, schickten nach Malvasier, den man da leicht haben konnte, sagten, jedermann müsse voll sein, ließen den Knechten einen Dukaten zu guter letzt, und den Mägden auch einen, und waren guter Dinge. „Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder," sagte Leopold, „dann wollen wir erst guten Mut haben." Fortunat sprach zu den Knechten und Mägden: „Grüßet mir den Wirt und die Frau Wirtin; sagt ihnen, ich hätte ihnen Malvasier an das





Bett gebracht, aber ich dachte: Ruhe thut ihnen besser!" Mit so glimpflichen Reden saßen sie auf und ritten hinweg von Konstantinopel dem Lande des Türkensultans zu. So kamen sie in eine türkische Stadt, die Karosa heißt, wo der Sultan einen Amtmann hatte, dem befohlen war, den christlichen Kaufleuten und Pilgern frei Geleite durch das Land zu geben. Leopold wußte das wohl; sobald sie angekommen waren, ging er zu dem Amtmann und sagte: „Ihrer seien sechs Waldbrüder, die begehrten Geleite und einen Dolmetscher, der mit ihnen ritte." — „Geleits mögt Ihr haben genug," sprach der Amtmann, „doch will ich vier Dukaten von jedem haben, und dem Dolmetscher sollt Ihr alle Tage einen Dukaten geben und die Zehrung." Leopold wehrte sich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte und gab ihm das Geld. Der Türke schrieb ihm darauf einen Geleitsbrief und schickte sie zu einem wegekundigen Manne, damit sie wohl versorgt wären. Und so ritten sie durch die Türkei.

Erst als Fortunat sah, daß er keine Furcht mehr zu haben brauche, und der Schrecken, der ihn zu Konstantinopel überfallen hatte, vergangen war, fing er an wieder lustig zu werden und Scherzreden zu treiben. Und nun ritten sie an des türkischen Sultans Hof, sahen seinen großen Reichtum und die Menge seines Kriegsvolkes; nur das gefiel ihnen übel, daß so viele Christen unter dem Volke waren, die ihren Glauben verleugnet hatten. Fortunat blieb nicht lange an diesem Hof, er zog durch die große und kleine Wallachei, durch Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, dann gen Dänemark, Norwegen und Schweden; dann wieder durch Deutschland nach Böhmen; und von da durch Sachsen-, Franken- und Schwabenland, und von Augsburg aus mit einigen Kaufleuten, denen er große Freundschaft erwies, durch die welschen Lande bis Venedig. Als er zu Venedig war, freute er sich; er dachte: „Hier sind viele reiche Leute; hier darfst Du Dichs endlich auch merken lassen, daß Du Geld hast." Er fragte nach allen möglichen Kostbarkeiten und ließ sie sich zeigen. Viele waren darunter, die ihm gefielen; und so hoch der Preis war, um welchen man sie ihm bot, nie ging er ungekauft von dannen. Weil die Venetianer dadurch keine kleine Summe baren Geldes lösten, so wurde er überall in hohen Ehren gehalten.

Bei allem dem hatte Fortunat nicht vergessen, in welcher Armut er zu Famagusta seinen Vater Theodor und seine Mutter Gratiana zurückgelassen hatte. Darum ließ er schöne Gewande anfertigen, Hausrat kaufen, alles gedoppelt; verdingte sich auf eine Galeere, fuhr nach Cypern und kam in seine Heimat nach Famagusta. Es waren nun fünfzehn Jahre, daß er ausgewesen war, und als er in die Stadt kam, erfuhr er gleich zum Empfang, daß sein Vater und seine Mutter gestorben seien. Dies betrübte ihn von Herzen. Doch mietete er ein großes Haus, ließ alle seine Habe dorthin führen, dingte noch mehr

Knechte und Mägde und fing an herrlich zu hausen. Jedermann wurde aufs beste von ihm empfangen und behandelt, doch wunderten sich die Leute, woher sein großer Reichtum komme, denn noch viele von ihnen wußten, daß er in großer Armut von hinnen gegangen war.

Zu Famagusta war Fortunats nächste Sorge, das Haus seines Vaters, nebst andern Nebenhäusern zu kaufen; dann brach er die alten ab und baute an deren Stelle einen köstlichen Palast, den er aufs zierlichste herstellen ließ; denn er hatte auf seinen weiten Reisen gar viele herrliche Gebäude gesehen. In der Nähe des Palastes ließ er eine schöne Kirche bauen und in denselben zwei kostbare Gräber für seine Eltern errichten. Als alles fertig, sprach er zu sich selbst: „Zu einem solchen Palaste ziemt auch ein ehrsames Leben!“ Und von Stunde an nahm sich Fortunat vor, ein Gemahl zu nehmen. Als die Einwohner davon Kunde erhielten, daß er willens sei, ein Weib zu nehmen, waren sie alle froh: ein jeder putzte seine Tochter aufs schönste und dachte bei sich: Wer weiß, ob meiner Tochter nicht das Glück vor einer andern wird?“ So wurden manche Töchter schön bekleidet, die sonst noch lange ohne gute Kleider geblieben wären.

Aber nicht weit von Famagusta war ein Graf, Nimian mit Namen, der drei Töchter hatte, die schöner waren als andere Mädchen. Diesem riet der König von Cypern selbst, daß er suchen sollte, Fortunat zum Eidam zu erhalten, und er selber bot sich an, für ihn den Freiwerber zu machen. Der Graf war nicht reich, gleichwohl sagte er: „Herr König! wenn er eine meiner Töchter begehrte, könnt ihr dieser dazu raten? Er hat weder Land noch Leute, mag er immerhin viel baren Geldes gehabt haben, so sehet ihr ja, wie viel er verbaut hat, was keine Zinsen trägt. Ebenso kann er es auch mit dem andern machen, und wie sein Vater in Armut geraten ist, so kann es auch ihm ergehn; bar Geld ist geschwind verthan!“ Der König sprach zu dem Grafen: „Ich habe von Leuten, die es gesehen haben, vernommen, daß er viel köstliche Kleinode hat, so daß man eine ganze Grafschaft damit kaufen könnte: und dennoch ist ihm keines feil; und weil er so viele Länder durchreiset hat, wird auch seine Klugheit und Erfahrung nicht gering sein, wenn er seine Sachen nicht zu gutem Ende zu bringen wüßte, hätte er gewiß keinen so herrlichen Palast samt Kirche erbauen lassen, sie nicht so reichlich begabt und auf ewige Zeiten mit Zinsen versehen. Mein Rat ist noch immer: gefällt es ihm, so giebst Du ihm eine Deiner Töchter, und wenn es Dir recht ist, so will ich in's Mittel treten. Fortunat gefällt mir, und ich würde es lieber sehen, er hätte ein edles Gemahl, als eine Bäurin; ja es würde mich verdrießen, wenn ich ein unadeliges Weibsbild diesen Palast besitzen und bewohnen sehen müßte!“

Sobald der Graf merkte, daß dem Könige das Wesen Fortunats so wohl gefiel, fing er an und sprach: „Gnädiger Herr König, ich kann an Eurer Rede wohl abnehmen, daß Ihr ein Gefallen daran hättet, wenn ich dem Herrn

Fortunat eine meiner Töchter gäbe. So sei Euch denn die Sache völlig überlassen.“ Wie der König dies hörte, sagte er zu dem Grafen Nimian: „Gut, schicke Deine Töchter meiner Gemahlin, der Königin, so will ich sie ausrüsten lassen, in Hoffnung, es werde ihm eine davon gefallen; die Wahl will ich ihm lassen; ein Heiratgut darfst Du nicht geben, und wenn je eins erfordert würde, so will ich es bestreiten, weil Du mir in der ganzen Sache freie Gewalt gegeben hast.“ Der Graf dankte dem König und beurlaubte sich; er ritt nach Hause zu seiner Gemahlin und erzählte ihr alles, was sich zwischen ihm und dem Könige zugetragen habe. Der Gräfin gefiel dieses wohl; nur deuchte ihr Fortunat nicht edel genug; auch das wollte ihr nicht gefallen, daß Fortunat die Wahl unter drei Jungfrauen haben sollte: denn eine der drei Töchter war ihr gar lieb. Der Graf fragte, welche dieses wäre; sie wollte es ihm aber nicht sagen. Doch folgte sie seinem Willen und rüstete die Töchter zu, gab ihnen eine Hofmeisterin, Diener und Dienerinnen, wie es solchem Adel ziemt; und so kamen sie an den Hof des Königs von Cypern. Hier wurden alle drei, und wer mit ihnen gekommen war, von dem König und der Königin mit Ehren empfangen, und wurden in aller Hofzucht und was sonst zu adeligem Wesen gehörte, unterwiesen, nachdem sie auch zuvor schon guten Unterricht genossen hatten. So schön sie waren, so nahmen sie doch von Tag zu Tag noch zu und wurden immer lieblicher; und als dem König die rechte Zeit zu sein schien, schickte er eine ehrsame Botschaft zu Fortunat, welche ihn an den Hof bescheiden mußte. Doch wurde demselben nicht bedeutet, warum der König nach ihm frage. Weil er inzwischen wußte, daß er bisher einen gnädigen Herrn an dem König gehabt, so rüstete er sich in aller Eile und ritt ganz fröhlich zu Hofe, wo er aufs beste empfangen ward.

Nun trat der König zu ihm und sprach: „Fortunat, Du bist mein Hintersaß; ich meine, Du solltest mir in dem folgen, was ich Dir rate; denn ich gönne Dir alles Gute! Mir ist nicht entgangen, wie Du einen köstlichen Palast und eine Kirche bauen lassen und nun im Sinne hast, eine Frau zu nehmen. Ich sorge aber, Du möchtest eine wählen, die mir nicht gefällig wäre, deswegen möchte ich Dir gern ein Gemahl geben, das Deiner würdig wäre, und durch das Du und Deine Erben geehrt werden sollen.“ Hierauf erwiderte Fortunat: „Gnädiger Herr, es ist wahr, ich bin willens, eine Gemahlin zu nehmen; da ich aber merke, daß Eure Majestät selbst so herablassend ist, mir mit Rat und hoher Vorsorge entgegen zu kommen, so will ich auch ferner ohne Sorge bleiben und mein ganzes Vertrauen auf die Gnade meines Herrn setzen.“ — „Nun,“ dachte der König bei sich selber, „hier habe ich gut eine Ehe schließen.“ Und laut sprach er zu Fortunat: „Ich weiß drei schöne Töchter, alle drei von Vater und Mutter her Gräfinnen: die älteste ist achtzehn Jahr alt, und heißt Gemiana; die andere siebzehnjährig, und ihr Name ist Marsepia; die dritte, die erst dreizehn Jahre alt ist, heißt Cassandra. Unter diesen dreien will ich Dir die Wahl lassen; zu dem Ende sollst Du

eine nach der andern sehen; oder willst Du sie lieber alle drei auf einmal schauen?" Fortunat bedachte sich nicht lange. „Großmächtiger König," sagte er, „wenn Ihr mir die Wahl gebet, so begehre ich, sie alle drei neben einander stehen zu sehen und eine jede reden zu hören."

Alsbald ließ der König seiner Gemahlin entbieten, sie sollte ihr ganzes Frauenzimmer bereit halten: er selbst werde unter ihnen erscheinen und einen Gast mitbringen. Die Königin that dies alles mit Eifer; denn sie wußte wohl, warum es geschah. Wie es Zeit war, nahm der König Fortunaten zu sich und wollte mit ihm gehen. Dieser aber bat sich die Gnade aus, seinen alten Freund und Diener Leopold mit sich nehmen zu dürfen, und so gingen alle drei miteinander und betraten das Frauengemach. Die Königin mit allen ihren Jungfrauen erhub sich und empfing den König mit allen Ehren, ebenso die Gäste, die er mitbrachte. Dann setzte sich der König nieder, und Fortunat trat neben ihn. Der König sprach: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marsepia und Cassandra vor!" Alle drei standen auf, gingen durch den Saal und neigten sich dreimal, ehe sie vor den König traten; endlich knieten sie nieder, und stand ihnen dieses gar wohl an. Der König hieß sie aufstehen, wandte sich zu der ältesten Jungfrau und fragte sie: „Gemiana, sage mir, bist Du lieber bei der Königin, oder bei Graf Nimian Deinem Vater, oder bei der Gräfin Deiner Mutter?" Sie sprach: „Gnädiger König und Herr! Auf diese Frage ziemet mir nicht zu antworten; ich habe keinen eigenen Willen; was Eure Majestät und mein Vater mir befehlen, dem werde ich gehorsam nachkommen!"

Hierauf richtete der König seine Frage an die zweite Jungfrau und sprach: „Marsepia, sage Du mir die Wahrheit! Wer ist Dir am liebsten, der Graf, Dein Herr und Vater, oder die Gräfin, Deine Frau Mutter?" Sie antwortete: „O gnädiger Herr, mir ziemt keine Entscheidung; ich habe beide von ganzem Herzen lieb; wenn ich aber auch eins lieber hätte als das andere, so wäre es mir doch leid, daß mein Herz es wissen und mein Mund verkünden sollte, denn ich genieße von beiden gleich viel Treue und Liebe!"

Endlich sprach der König zu der dritten und jüngsten: „Sage Du mir, Cassandra, wenn jetzt ein schöner Tanz wäre auf unserer Hofburg, von Fürsten und Herren, von viel edlen Frauen und Jungfrauen, und es wäre hier der Graf und die Gräfin, Dein Vater und Deine Mutter, und das eine spräche: „Gehe zum Tanz!" und das andere: „Gehe nicht! welchem Gebote wollest Du folgen?" — „Allergnädigster Herr König," sprach sie, „Ihr wisset ja, daß ich noch jung bin; Vernunft kommt vor den Jahren nicht; ermesse Eure hohe königliche Vernunft die Liebe der Kinder! Ich weiß nicht zu wählen; wenn ich je wählte, so würde ich ja eins von beiden erzürnen!" — „Wenn aber eines sein müßte?" fragte der König. — „So begehrte ich Jahr und Tag Bedenkzeit, um weiser Leute Rat zu vernehmen, ehe ich eine Antwort gäbe!" Hiermit ließ der König die Cassandra frei und fragte sie nicht weiter.

Er beurlaubte sich von der Königin und den übrigen Frauenzimmern, und ging, gefolgt von Fortunat und Leopold, in seinen Palast. Als sie in des Königs Zimmer zurückgekommen waren, sprach der König zu Fortunat: „Dein Wunsch ist erfüllt worden; Du hast alle drei stehen, gehen, lang und langsam reden gesehen und gehört; ich habe Dir mehr gethan, als Du begehrt hast! nun erwäge bei Dir selbst: welche gefällt Dir zum ehelichen Gemahl?“ — „Ach, gnädigster Herr,“ sprach Fortunat, „sie gefallen mir alle drei so wohl, daß ich nicht weiß, welche ich erkiesen soll; gönnet mir eine kleine Weile, mich mit meinem alten Diener Leopold zu bedenken.“ Der König beurlaubte ihn gern, und beide traten ab, sich an einem heimlichen Platze zu bedenken.

Hier sagte Fortunat zu Leopold: „Du hast die drei Töchter so gut als ich gesehen und gehört! Nun weißest Du wohl, niemand ist in seinen eigenen Sachen so weise, daß er nicht immerhin gut thäte, fremden Rat zu hören. So rate denn Du mir hierin so getreulich, als ob es deine eigene Seele beträfe.“ Leopold erschrak über diese feierliche Ermahnung. „Herr,“ sagte er, „in dieser Sache ist nicht gut raten; denn dem einen gefällt oft ein Ding gar sehr, und seinem leiblichen Bruder gefällt es nicht. Der eine ißt gern Fleisch, der andere Fisch. Drum kann in dieser Sache Euch niemand gerne raten, als Ihr selber. Seid doch Ihr es auch, der die Bürde tragen muß!“ — „Das alles weiß ich wohl,“ erwiderte Fortunat, „auch daß nur ich mir das Gemahl nehme, und sonst niemand. Da wollte ich, Du erschlössest mir deines Herzens Heimlichkeit, weil Du so viele Menschen kennen gelernt hast und gewiß schon an ihrer Gestalt merken kannst, was getreu ist und was ungetreu!“ Leopold riet ungerne zu der Sache, er fürchtete Fortunats Huld zu verlieren, wenn er zu einer riete, die ihm nicht gefiele. Er sprach: „Herr, mir gefallen sie alle drei wohl, ich habe eine um die andere sorgfältig betrachtet; ihrer Gestalt nach sind es gewiß Schwestern oder Geschwisterkinder; auch kann ich an ihrem Aussehen durchaus keine Untreue merken!“ — Fortunat drang weiter in ihn und fragte: „Zu welcher rätst Du mir denn aber?“ — „Ich mag nicht zuerst raten,“ sprach Leopold; „es wäre Euch unleidlich, wenn mir wohl gefiele, was Euch mißfiele!“ — „Ich mag auch nicht,“ sagte Fortunat. Endlich sprach Leopold: „Nun, so nehmet eine Kreide, und schreibet auf den Tisch an Eure Ecke; so will ich auf der andern Ecke meine Meinung hinschreiben!“

Fortunat war es zufrieden; jeder schrieb seine Meinung, und als sie es gethan, und jeder des andern Schrift las, da hatten sie beide Kassandra geschrieben. Nun war Fortunat erst froh, daß seinem Leopold gefallen hatte, was ihm gefiel; und noch fröhlicher war Leopold, daß Gott ihm in den Sinn gegeben, gerade auf diejenige zu raten, die seinem Herrn am allerbesten gefallen hatte. Jetzt eilte Fortunat wieder zu dem Könige und sprach: „Gnädiger Herr König! Mein unterthäniges Begehren ist, daß Ihr mir Kassandra gebet!“ — „Dir geschehe nach Deinem Willen,“ sprach der König und sandte von

Stund an zu der Königin, daß sie zu ihm käme und die Jungfrau auch mit sich brächte.

Also kam die Königin und brachte Kassandra mit. Der König aber schickte auf der Stelle nach seinem Kaplan und ließ das Paar zusammentrauen. Kassandra war wohl ein wenig unmutig darüber, daß sie so ohne Wissen ihres Vaters und ihrer Mutter vermählt werden sollte, und daß dieselben nicht gegenwärtig sein dürften; doch wollte es der König so haben. Als die Trauung vorüber war, kamen alle Frauen und Jungfrauen, auch der Braut Schwestern, und legten die zwo letzteren unter herzlichem Weinen ihre Glückwünsche ab. Durch diese Thränen erfuhr Fortunat erst, daß es leibliche Schwestern der Braut seien; er ging daher zu ihnen hin und tröstete sie freundlich, indem er sagte: „Trauert nicht so sehr um Eure Schwester, ich habe etwas, das Euch ergötzen soll!“ Und sogleich schickte er in die Stadt Famagusta nach den Herrlichkeiten, die er von Venedig mitgebracht hatte; davon schenkte er die zwei besten Kleinode dem König und der Königin, dann beschenkte er Braut und Schwestern, zuletzt begabte er alle Frauen und Jungfrauen der Königin aufs köstlichste und erntete großen Dank ein.

Darauf sandte der König nach dem Grafen Nimian und seiner Gemahlin. Fortunat, der dieses hörte, sprach mit seinem Freund, ordnete ihn ab und übergab ihm tausend Dukaten; diese sollte er der Gräfin in den Schoß schütten und sprechen: es sei ein kleines Geschenk von ihrem neuen Tochtermann, daß sie fröhlich zur Hochzeit kommen möchte. Aber die Gräfin war nicht vergnügt darüber, daß Fortunat die jüngste ihrer Töchter, die ihr gerade die liebste war, zur Frau erwählt hatte. Als jedoch Leopold ihr die tausend Dukaten in den Schoß schüttete, ließ sie ihren Unmut fahren, rüstete sich mit dem Grafen aufs beste mit Wagen, Hofgesinde und allem Nötigen, und so kamen sie zu dem König, der sie mit allen Ehren empfing und sich bereit erklärte, die Hochzeit auf seine Kosten abzuhalten. Aber Fortunat bat sich die Ehre aus, dieselbe zu Famagusta in seinem neuen Palaste, den er noch nicht eingeweiht hatte, feiern zu dürfen. Ja er wagte es, den König und die ganze königliche Familie zu dem Feste in aller Bescheidenheit einzuladen. Der König erfüllte seinen Willen und Fortunat ritt eilends nach Famagusta, dort alles zuzurichten.

Nach acht Tagen kam der König und brachte ihm Gemahlin, Schwäher und Schwäger und Volks genug. Die Freude, die sie hatten mit Tanzen, Singen und köstlichem Saitenspiel, war groß, bis endlich die schöne Jungfrau Kassandra bei ihrem Gemahl in dem neuen Palaste zurückgelassen wurde, der so herrlich erbaut war, daß sich jedermann über seine Zierde verwunderte. Obwohl nun der Braut Mutter sah, daß alles köstlich zuging, wollte es ihr doch nicht recht gefallen, daß Fortunat kein Land und Leute habe; der Graf be-

ruhigte sie, und am andern Morgen früh stellte sich der König, sein Schwiegervater und seine Schwiegermutter bei Fortunat ein und forderten die Morgengabe für die Braut. Da sagte Fortunat: „Land und Leute habe ich nicht, aber fünftausend bare Dukaten will ich ihr geben, dafür mag sie eine Burg mit Gebiet kaufen, darauf sie einst versorgt ist.“ — „Hier ist leicht Rat zu schaffen,“ sprach der König. „Weiß ich doch, daß der Graf von Ligorna des Geldes sehr benötigt ist und Schloß und Flecken Lorgano, drei Meilen von hier, verkaufen muß, mit Leuten und Land und allen Liegenschaften.“ Bald wurde auch der Kauf richtig gemacht, und Fortunat erhielt Schloß, Flecken und Land um siebentausend Dukaten. Er gab Leopold den Schlüssel, der das Geld aus einem Kasten holte; und Fortunat machte seine Gemahlin zur einigen Besitzerin der Herrschaft. Jetzt fing der Braut Mutter erst an fröhlich zu werden und rüstete sich zur Kirche zu gehen, die neben dem Palaste herrlich erbaut stand. Nachdem das Hochamt vollbracht war, setzte sich der König, die Königin, das junge Paar und die ganze Gesellschaft ans Mahl, das recht königlich zubereitet worden.

Wie man am fröhlichsten war, stellte Fortunat eine Kurzweil an, und gab drei Kleinodien heraus. Das erste war sechshundert Dukaten wert, um das sollten die Herren, Ritter und Edelleute drei Tage stechen; wer das beste thäte und den Preis erhielte, sollte auch das Kleinod davon tragen. Weiter gab er ein Kleinod aus, das vierhundert Dukaten wert war, um das auch drei Tage lang die Bürger und ihre Genossen stechen sollten; endlich eines von zweihundert Dukaten, um das sollten die Knechte stechen.

Solches Freudenspiel trieb man vierzehn Tage; immer wurde zwei oder drei Stunden gestochen, dann wieder getanzt und dann eben so lange geschmaust. Endlich zog der König und alles mit ihm hinweg. Fortunat hätte gerne gesehen, daß sie länger geblieben wären, besonders der Graf und die Gräfin; sie willigten aber nicht ein, denn sie sahen den großen Aufwand und fürchteten, er möchte dadurch in Armut geraten, worüber Fortunat in seinem Herzen lachen mußte.

Nachdem er nun dem Könige das Geleit gegeben und sich demütig für die Ehre seines Besuchs bedankt hatte, ritt er wieder heim zu seiner schönen Kassandra und stellte für die Bürger von Famagusta ein zweites Hochzeitfest an. Und als endlich auch dieses Wohlleben ein Ende hatte, sehnte sich Fortunat nach Ruhe. Er ließ seinem alten Reisegefährten Leopold eine dreifache Wahl. „Willst Du heim, lieber Freund,“ sprach er zu ihm, „so will ich Dir vier Knechte zugeben, die Dich redlich geleiten, und Dich dazu mit so viel Geld versehen, daß Du zeitlebens Dein Auskommen hast. Oder willst Du hier zu Famagusta bleiben, so kaufe ich Dir ein eigenes Haus und gebe Dir so viel, daß Du drei Knechte und zwo Mägde halten kannst und nie keinen Mangel leiden darfst. Oder endlich, willst Du bei mir in meinem Palaste sein und an allem Überfluß haben, so gut wie ich selber — welches von

diesen Dreien Du erwählest, das soll Dir zugesagt und redlich gehalten werden."

Der alte Leopold dankte ihm mit Rührung; er meinte, er habe es weder um Gott, noch um Fortunat verdient, daß ihm in seinen alten Tagen so viel Ehre und Glück widerfahre. „Mir ziemt," sprach er, „nicht heim zu reiten; ich bin alt und schwach und möchte unterwegs sterben. Käme ich aber auch heim: Hibernia ist ein rauhes Land, wo weder Wein noch edle Früchte wachsen; die bin ich jetzt schon gewöhnt. Vielleicht würde ich drum dort bald sterben! Daß ich meine Wohnung bei Euch nehmen soll, darf mir auch nicht in den Sinn kommen. Ich bin alt und ungestalt, Ihr aber habt ein junges, schönes Gemahl, viele hübsche Jungfrauen und schmucke Knechte, die Euch alle viel Kurzweil machen können. Diesen allen würde ich unwert, denn alten Leuten gefällt nicht immerdar das Wesen der Jungen. Darum, so wenig ich an Eurer tugendreichen Güte zweifle, so erwähle ich doch, wenn es Euch nicht zuwider ist. das zweite, nämlich daß Ihr mir mein eigen Wesen bestimmen möget, darin ich mein Leben vollbringen kann. Doch bitte und begehre ich, daß ich damit nicht ganz aus Eurem Rate entfernt werde, so lange uns Gott miteinander das Leben gönnt." Fortunat sagte dem Alten dies gerne zu und nahm auch wirklich seinen Rat an, so lange er lebte; er kaufte ihm ein eigenes Haus, gab ihm Knechte und Mägde; dazu alle Monate hundert Dukaten. Dem Leopold that es auch wohl, daß er des Dienstes nicht mehr zu warten hatte. Er ging jetzt zu Bette und stand auf, aß und trank, früh oder spät, wie es ihm beliebte. Nichtsdestoweniger ging er alle Tage zur selben Stunde in die Kirche, wie Fortunat, und erschien fleißig bei seinem jungen Freunde. So trieb er es ein halbes Jahr; dann wurde er krank, und es ging mit ihm dem Tode zu. Wohl wurde von Fortunat nach vielen Ärzten gesendet, aber niemand konnte ihm helfen. Und also starb der gute Leopold. Das that Fortunat gar leid; er ließ ihn mit vielen Ehren in seiner eigenen Kirche begraben, die von ihm gebaut und gestiftet worden war.

Fortunat, der mit seiner Gemahlin Kassandra in großer Freude und Genüge lebte, bat Gott inbrünstig um einen Erben. Er wußte wohl, daß die Tugenden seines Glücksseckels ein Ende hätten, wenn er keine Kinder bekäme. Doch sagte er dies Kassandra nicht. Weil aber Gott alle ziemlichen Gebete erhört, so wurde auch Fortunat bald mit einem Sohne erfreut und das ganze Haus mit ihm. Dieser wurde in der heiligen Taufe Ampedo geheißen. Und nach Jahresfrist gebar ihm Kassandra einen zweiten Sohn, der auch mit Freuden getauft und Andolosia genannt wurde, so daß Fortunat jetzt zwei wohlgeschaffene hübsche Knaben hatte, die er und seine liebe Kassandra mit großem Fleiß erzogen; doch war Andolosia kecker als sein Bruder Ampedo, und dies wird sich nachher zeigen. Fortunat hätte gerne noch weitere Leibes-

erben gehabt, aber Kassandra gebar ihm nicht mehr, was ihm sehr leid war, denn er hätte gar gerne eine Tochter dazu gehabt, oder zwei.

Zwölf Jahre hatte Fortunat mit seiner Gemahlin Kassandra in Liebe und Ruhe verlebt; eines weiteren Erben versah er sich nicht mehr; da fing ihn der Aufenthalt in Famagusta an zu verdrießen, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazierengehen, Reiten, schönen Rossen, Federspiel, Jagd, Hetze und Beize. Er nahm sich vor, nachdem er alle christlichen Königreiche durchzogen, auch vor seinem Tode die Heidenschaft, das Land des Priesters Johannes und alle drei Indien zu beschauen. Daher sprach er zu seinem Weibe Kassandra: „Ich habe eine Bitte an Dich, die sollst Du mir nicht abschlagen. Ich wollte Du erlaubtest mir hinwegzureisen.“ Sie fragte ihn, wonach ihm doch sein Gemüt stände. Da entdeckte er ihr sein ganzes Vorhaben; weil er den halben Teil der Welt gesehen, so wollte er den andern Teil auch durchfahren; „und sollte ich mein Leben darum verlieren,“ setzte er hinzu.

Als Kassandra merkte, daß es ihm Ernst sei, erschrak sie zuerst sehr und suchte ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Es würde ihn gereuen, meinte sie; wo er bisher umhergezogen, das wäre alles durch Christenland gegangen; auch er selbst sei noch jung und stark gewesen und hätte vieles ertragen können; das sei jetzt nicht mehr so; das Alter vermöge nicht mehr, was der Jugend leicht zu thun sei. „Jetzt habt Ihr Euch gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen; und höret Ihr denn nicht alle Tage, daß die Heiden einem Christen weder treu noch hold sind, daß sie von Natur nur darauf denken, wie sie dieselben um Gut und Leib bringen mögen?“ Dazu fiel sie ihm um den Hals, bat ihn gar freundlich und sprach: „O allerliebster Fortunat, teuerster und getreuester Gemahl, auf den ich meine ganze Hoffnung gebaut habe; ich bitte Euch um Gottes willen, ehret mich armes Weib und Eure lieben Kinder, schlaget die vorgesetzte Reise aus Eurem Herzen und bleibet hier bei uns! Habe ich Euch denn mit irgend etwas erzürnt, oder etwas gethan, das Euch mißfallen hätte? Saget mirs doch, es soll hinfort gewiß vermieden bleiben und nicht mehr geschehen.“ Kassandra weinte zu diesen Worten inniglich und war sehr betrübt. Fortunat hing am Halse seiner Gemahlin und sprach: „O liebes Weib, verzweifle nur nicht! Es ist ja nur von einer ganz kleinen Zeit die Rede; dann komme ich wieder heim; und ich verheiße Dir jetzt feierlich, daß ich alsdann nimmermehr von Dir scheiden will, so lang uns Gott das Leben verleiht!“ — „Ach ja,“ sagte Kassandra, „wenn ich Deines Wiederkommens gewiß wäre, so wollte ich Deine Zurückkunft mit Freuden erwarten, wohin Du dann ziehen wolltest; nur müßte es unter gläubige Christen sein, und nicht zu den Heiden, dem treulosen Geschlechte, das nichts als Christenblut begehrt; ja, dann sollte es mir nicht schwer werden!“ Aber Fortunat blieb bei seinem Entschlusse. „Diese Reise,“ sprach er, „kann niemand wenden als Gott und der Tod allein. Sollte ich aber von hinnen scheiden, so will

ich Dir so viel Barschaft hinterlassen, daß Du, wenn ich auch nicht mehr wiederkehrte, mit Deinen Kindern Dein Leben in Ruhe zubringen kannst!"

Kassandra merkte wohl, daß hier kein Bitten helfen mochte. Sie nahm daher ihre Kräfte zusammen und sprach: „O geliebter Herr, wenn es nicht anders sein kann, so kommet desto eher wieder; und die Liebe und Treue, die Ihr uns bisher erwiesen habt, die lasset aus Eurem Herzen nicht entschwinden. Dann wollen wir Gott Tag und Nacht für Euch bitten, daß er Euch Gesundheit, Frieden und günstiges Wetter verleihe und Euch vor allen behüte, in deren Hand und Gewalt Ihr kommen könntet!" — „Wolle Gott, daß dies Gebet an mir vollbracht werde," sagte Fortunat; „ich hoffe aber zu Ihm, daß ich früher wieder heimkomme, als ich mir vorgenommen habe!"

Mit diesen Worten segnete Fortunat Weib und Kind und fuhr, als ein reicher Mann, in seiner eigenen Galeere davon, die er sich zu diesem Zwecke hatte bauen lassen. Nach einer glücklichen Fahrt kam er zu Alexandria in Ägypten an. Sobald er sicher Geleite hatte, ans Land zu fahren, stieg man aus dem Schiffe. Die Heiden wollten wissen, wer der Herr der Galeere sei. Fortunat, hieß es, von Famagusta aus Cypern sei Besitzer des Schiffs. Zugleich bat er, daß man ihm Zutritt zu dem Heidenkönige verschaffte, damit er ihm sein Geschenk überreichen könnte; jeder Kaufmann nämlich pflegt dem Sultan eine Verehrung zu bringen. Als nun Fortunat in des Königs Palast kam, hieß er sogleich einen Kredenztisch aufschlagen und stellte seine Kleinodien aus, die gar schön und köstlich anzusehen waren, und die er auch sofort dem Sultan anbieten ließ. Der Sultan kam in Person herbei und nahm die Kostbarkeiten in Augenschein. Er wunderte sich und glaubte, der Fremde habe sie ihm gebracht, um sie sich abkaufen zu lassen; er ließ ihn daher fragen, wie hoch er den Kredenztisch voll Kleinodien schätze? Darauf fragte Fortunat nur, ob die Kleinode des Sultans Beifall hätten; und als dies bejaht wurde, zeigte er sich ausnehmend froh und ließ den Sultan bitten, sie nicht zu verschmähen, sondern als ein Geschenk gnädig aufzunehmen. Den König von Ägypten befremdete es nicht wenig, daß ein einziger Kaufmann ihm so viel verehren wollte, denn er schätzte das ganze Geschenk wohl auf fünftausend Dukaten, und meinte, es wäre wohl für eine ganze Stadt wie Venedig, Florenz oder Genua viel zu viel. Doch nahm er es auf, wie es war, glaubte jedoch, für eine so große Schenkung dem Darbringer eine Gegengabe zusenden zu müssen. Daher schickte er hundert Centner Pfeffer, die so viel wert waren, als Fortunats sämmtliche Kleinode.

Als die Lagerherrn aus Venedig, Florenz, Genua und Katalonien, die sich dazumal in Alexandrien aufhielten, von der großen Gegengabe des Königs vernommen, dabei daran dachten, daß sie selbst, die stets in seinen Landen lägen, des Jahres zwei, dreimal Geschenke darbrächten und dazu ihm und dem

Lande von großem Nutzen wären, und daß sie gleichwohl noch nie eines solchen Geschenkes gewürdigt worden seien: da empfanden sie großen Verdruß über das Betragen Fortunats. Überdies kaufte dieser immer mehr Waren an sich; sie fürchteten daher, er möchte ihnen auch noch in ihrer Kaufmannschaft Schaden thun und das Land mit Waren überführen, so daß sie genötigt wären, das Ihrige wohlfeiler zu geben. Daher waren sie beständig darauf bedacht, wie sie ihm Verdruß bei dem Sultan anrichten könnten. Sie machten daher zu dem Ende dem Admiral, welcher der Oberste nach dem König im Lande war, ein großes Geschenk, damit er Fortunat und den Seinigen nicht so günstig wäre. Aber Fortunat wußte es und schenkte noch einmal so viel. Dem Admiral war das eben recht; er nahm das Geld von beiden Parteien und that was er mochte. Er erwies nämlich dem Fortunat nun um so mehr Dienste, denn sein Wunsch war, daß nur recht viele, wie er, nach Alexandrien kommen möchten.

So war Fortunat schon einige Tage daselbst, als er gar von dem Sultan zu Gaste gebeten wurde, und mehrere Kaufleute von der Galeere mit ihm. Dies verdroß die anderen Kaufherren noch mehr, besonders da ihn bald darauf auch der Admiral zum Essen einlud, und sie sahen, daß ihre Schenkung so übel angelegt war. Inzwischen erschien die Zeit, wo die Galeere von Alexandria wegfahren mußte, denn es war gebräuchlich, daß kein Schiff mit Kaufmannswaren länger als sechs Wochen daselbst verweilen durfte, mochte es nun verkauft haben oder nicht. Fortunat wußte dieses wohl. Er richtete sich darnach und setzte an seiner statt einen andern Schiffspatron ein, dem er befahl, mit der Galeere, den Kaufleuten und allem Gute in Gottes Namen nach Spanien, Portugal, zuletzt nach England und dann nach Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen, von einem Lande zum andern, und ihren Gewinn zu mehren, was nicht fehlen könne, weil sie bedeutende Güter mit sich führten. Nach zwei Jahren sollte der Patron gewiß mit seiner Galeere wieder in Alexandria sein und diesen Zeitpunkt ja nicht versäumen. Er selbst sei willens, noch zwei Jahre in der Fremde zu bleiben und seine Sachen darnach einzurichten, damit er auf die bestimmte Zeit auch wieder in Alexandria sein könnte. Träfen sie ihn da nicht, so sollten sie sich nur keine Rechnung auf ihn machen, sondern annehmen, daß er nicht mehr am Leben sei. Dann sollte der Patron die Galeere samt dem Gute seiner Gemahlin Kassandra und seinen Söhnen nach Famagusta liefern. Dies versprach ihm der neue Schiffskapitän. Und so traten diese in Gottes Namen ihre Reise an.

Sobald sich Fortunat allein sah, besuchte er den Admiral und bat ihn, daß er ihm zu einem sicheren Geleite durch des Sultans Land behilflich sein möchte und dann zu einem Empfehlungsschreiben an die Fürsten und Herren der Länder, die er zu sehen begehrte. Das verschaffte ihm der Admiral ohne Mühe vom Sultan, alles auf Kosten Fortunats, was diesem große Freude

machte, weil er das Geld nicht sparen durfte. Er rüstete sich daher mit seinen Begleitern aufs allerbeste und trat dann seine weite Reise an.

Zuerst durchwanderten sie das Land des Königs von Persien, dann das Gebiet des großen Khans von Chaltei; von da ging es durch die indischen Wüsten, in das Land des Priesters Johannes, der über viel Inseln und feste Lande regiert und in allem zwei und siebzig Königreiche beherrscht. Diesem schenkte Fortunat die seltensten Kleinode, ebenso allen denjenigen, die ihm auf seiner Reise förderlich gewesen. Dann kam er nach Calecut, in das Land, wo der Pfeffer wächst wie kleine grüne Trauben. Dort regierte ein mächtiger König, das Land aber ist von großer Hitze geplagt. Als Fortunat dies alles gesehen, jammerte ihn endlich seiner Gemahlin Kassandra und seiner beiden Söhne, und es kam ihn eine zärtliche Lust an, sie wieder zu sehen. Er richtete daher seinen Lauf heimwärts und kam zur See nach der Stadt Lamecha. Dort kaufte er sich ein Kamel und ritt auf demselben durch die Wüste gen Jerusalem in die heilige Stadt. Nun hatte er noch zween Monate Frist bis zu dem Zeitpunkt, wo er versprochen hatte, zu Hause einzutreffen. Deswegen eilte er auf Alexandria zu, dem Sultan für alle Beförderung Dank zu sagen, besuchte den Admiral wieder, freute sich des Wiedersehens, und überall ward ihm große Ehre angethan. Acht Tage blieb er zu Alexandria stille liegen; siehe, da kam auch seine Galeere dahergefahren, mit köstlichen Waren beladen, dreimal so voll, als da sie Fortunat von sich ausgesandt hatte. Er freute sich über die maßen, als er alle seine Leute wieder frisch und gesund sah, vor allem aber, daß sie ihm Briefe von seiner geliebten Gemahlin Kassandra mitbrachten.

Fortunat hatte nun keine Ruhe mehr; er ermunterte seine Leute, fein wohlfeil zu verkaufen, um recht bald mit ihren Gütern aufzuräumen; denn, sagt man, wer wohlfeil giebt, dem hilft Sankt Niklas verkaufen; und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, der ist auch bald fertig. Während daher andre Kauffahrteischiffe sechs Wochen lang zu Alexandria lagen, schafften sie alles in drei Wochen fort, nach ihres Herrn Willen. Aber der Sultan, der von ihrer Eile hörte, wollte nicht haben, daß Fortunat hinwegreise, er speise denn vorher mit ihm. Er lud ihn daher noch am letzten Abend ein, bevor er am andern Morgen absegeln wollte. Dies konnte Fortunat nicht abschlagen; jedoch befahl er, daß sich jedermann auf die Galeere begeben sollte: sobald die Mahlzeit vorbei wäre, wollte er sich noch am selben Abende bei ihnen einfinden. Indem kam sein Freund, der Admiral, nahm ihn beim Arm, und beide gingen mit einander auf des Königs Palast zu.

Der Sultan von Ägypten empfing Fortunaten aufs beste. Dieser stattete ihm seinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in den fremden Landen gesehen hatte.

Nach der Mahlzeit wünschte Fortunat das Hofgesinde beschenken zu dürfen, und der König vergönnte es ihm. Da that er unter dem Tische seinen Glückssäckel auf, daß es niemand sähe und niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er jedermann schwer Geld gegeben, so daß der Sultan sich wunderte, wie er soviel nur tragen könnte, sagte dieser, der sich besonders freute, daß sein Leibmameluk so reichlich beschenkt worden war, zu Fortunat: „Ihr seid ein wackerer Mann; es ziemt sich wohl, daß man Euch eine Ehre anthut: kommt mit mir; ich will Euch etwas sehen lassen, was ich habe.“ Mit diesen Worten führte er ihn durch einen Turm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerst in ein Gewölbe, in welchem sich viele Juwelen und Silbergeräte befanden, auch große Haufen silberner Münzen, wie Korn aufgeschüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in diesem stand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten sie ein drittes gar sorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Kästen voll kostbarer Kleider und Leibleinwand standen, was der Sultan anthat, wenn er sich in seiner königlichen Majestät zeigen wollte. Alles ohne Zahl; so hatte er namentlich auch zwei goldene Leuchter, auf welchen zwei große Karfunkel prangten. Als nun Fortunat diese beiden Kleinode zu bewundern nicht aufhörte, sprach zu ihm der Sultan: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die ist mir lieber, als alles, was Ihr bisher bei mir gesehen habt.“ — „Was mag das sein,“ fragte Fortunat, „das so köstlich wäre?“ — „Ich will es Dich sehen lassen,“ erwiderte der König und führte ihn in sein Schlafzimmer, das groß, hell und freundlich war; und alle Fenster sahen in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kasten, langte ein unscheinbares Filzhütchen, dem die Haare schon ausgegangen waren, hervor und sprach zu Fortunat: „Dieser Hut ist mir lieber als alle Kleinode, die Ihr gesehen habt, darum: wenn einer jene Kostbarkeiten auch nicht besitzt, so giebt es doch Mittel sich dieselben zu verschaffen; aber einen solchen Hut kann sich kein Menschenkind zu Wege bringen.“ Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigster Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht ist, die ich Euch schuldig bin, so möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das Ihr so hoch schätzet.“ — „Das will ich Dir sagen,“ sprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufsetzt, wo er alsdann begehrt zu sein, da ist er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd sende, und mich verlangt auch bei ihnen zu sein, so setze ich nur mein Hütchen auf und wünsche mich zu ihnen: so bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Tier in dem Walde ist, und ich möchte dabei sein, so bin ichs und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner sind im Felde, so kann ich wieder bei ihnen sein, sobald ich will. Und wenn ich genug habe, so bin ich wieder in meinem Palast, wohin mich alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten.“ —

„Lebt der Meister noch, der es gefertigt hat?“ fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiß ich nicht.“ — „O möchte mir der Hut werden!“ dachte Fortunat; „er paßte gar zu gut zu meinem Seckel!“ Da sprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine so große Kraft hat, so muß er auch recht schwer sein und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drücken!“ — „Nein,“ antwortete der König, „er ist nicht schwerer, denn ein anderer Hut!“ Der Sultan hieß ihn sein Barett abziehen, setzte ihm das Hütchen selbst aufs Haupt und sagte: „Nicht wahr, es ist nicht schwerer, als ein anderer Hut?“ — „Wahrlich,“ antwortete Fortunat, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut so leicht sei, und Ihr so thöricht, ihn mir aufzusetzen!“ — Und in diesem Augenblicke wünschte er sich auf seine Galeere, darin er auch auf der Stelle saß. Kaum war er darin, so ließ er die Segel aufziehen, denn sie hatten starken Nordwind, so daß sie schnell von hinnen fuhren.

Als der König merkte, daß ihm Fortunat sein allerliebstes Kleinod abgeführt und er zugleich, am Fenster stehend, die Galeere wegfahren sah, wußte er im Zorne nicht, was er thun sollte; doch bot er all sein Volk auf, Fortunaten nachzueilen und ihn gefangen zu bringen; denn der Räuber sollte sein Leben verlieren. Seine Leute fuhren ihm auch auf der Stelle nach, aber die Galeere war schon so ferne, daß sie kein Auge mehr erreichen konnte. Nachdem sie ihr einige Tage nachgefahren, kam sie eine Furcht an, sie möchten auf katalonische Seeräuber stoßen, und da sie nicht gerüstet waren, zu streiten, kehrten sie wieder um und sagten dem Sultan, es sei nicht möglich gewesen, die Galeere zu erreichen. Da wurde dieser sehr traurig. Aber die Venetianer, Florentiner und Genuesen, die freuten sich, als sie erfuhren, daß Fortunat mit des Sultans liebstem Kleinod davon gefahren sei. „Recht so,“ sprachen sie unter einander, „der König und der Admiral wußten nicht, wie sie diesen Fortunat genug ehren sollten: nun hat er ihnen den rechten Lohn gegeben; und jetzt sind wir sicher vor ihm, er wird nicht wieder kommen und uns nicht noch einmal so großen Schaden mit kaufen und verkaufen zufügen!“

Der Sultan hätte sein Kleinod gar zu gerne wieder gehabt, und doch wußte er nicht, wie er es angreifen sollte. „Wenn ich auch,“ dachte er, „den Admiral oder einen meiner Fürsten zu ihm sende, so sind sie den Christen nicht angenehm: auch könnten sie unterwegs gefangen werden“; so entschloß er sich am Ende eine feierliche Botschaft an Fortunat nach Cypern zu schicken und bat den Vorsteher der Christen, daß er ihm zu Willen würde und sich zu dieser Reise verstünde; teilte ihm auch die Ursache mit. Dieser sagte es ihm zu, und erklärte bereit zu sein, in des Sultans Dienst zu fahren, wohin er wollte. Alsbald ließ ihm der Sultan ein Schiff zurüsten und es mit Christenschiffleuten bemannen; dann befahl er ihm nach Famagusta in Cypern zu segeln, und Fortunat anzugehen, daß er dem Sultan sein Hütlein wieder schicke. Denn er hätte es ihn in Treuem sehen lassen; wollte es auch von ihm zu Danke wieder annehmen und ihm dafür eine Galeere voll edlen Gewürzes senden.

Wenn er es aber nicht thun wollte, so sollte der Schiffshauptmann es dem Könige von Cypern klagen, der ja sein Oberherr wäre, und diesen bitten, daß er den Fortunat zwinge, dem Sultan sein geraubtes Kleinod zurückzuschicken. — Der Hauptmann war ein Venetianer und hieß Marcholandi: dieser sagte dem Sultan zu, die Botschaft treulich auszurichten und allen Fleiß darauf zu verwenden. Dazu gab ihm jener großes Gut, rüstete ihn herrlich aus und verhieß ihm noch mehreres, wenn er ihm sein Hütlein wieder brächte. Denn der Herr war so betrübt über seinen Verlust, daß er keine Ruhe hatte; all' seine Mameluken mußten auch traurig sein. Vorher hatten sie alle den Fortunat gelobt; nun er aber ihren König betrübt hatte, erklärten sie ihn für den größten Bösewicht, den das Erdreich trüge.

So fuhr Marcholandi gen Cypern und kam zu Famagusta in den Hafen; aber Fortunat war wohl zehn Tage vor ihm eingetroffen. Wie zärtlich Fortunat von seiner liebsten Gemahlin Kassandra empfangen wurde, möget Ihr leicht denken; auch wie große Freude er selbst empfand, als er so glücklich wieder heim gekommen war. Die ganze Stadt war froh mit ihm, denn es war viel Volks dort, die alle viel Freunde hatten, welche mit Fortunat wieder gekommen waren, und über deren glückliche Rückkehr jetzt alles fröhlich war.

Marcholandi wunderte sich nicht wenig, als er mit seiner Galeere ans Land kam und die ganze Stadt in solchem Vergnügen sah. Fortunat aber, so wie er hörte, daß eine Botschaft des Königs von Alexandrien nach Famagusta gekommen sei, versah sich ihres Inhalts wohl. Er ließ daher sogleich für den Schiffshauptmann eine gute Herberge bestellen, ihm alles in dieselbe führen, was er bedurfte; und was er sonst verbrauchte, das bezahlte alles Fortunat. So hatte Marcholandi wohl drei Tage zu Famagusta gelegen; da schickte er endlich zu Fortunat, mit der Erklärung, er habe ihm eine Botschaft auszurichten. Jener zeigte sich ganz bereitwillig, ihn anzuhören, und nun kam der Schiffshauptmann zu ihm in seinen schönen Palast, und richtete den Inhalt seiner Sendung aus. „Der König, Sultan von Babylon, zu Al-Kairo und Alexandria," sprach er, „mein allergnädigster Herr, entbeut Dir, Fortunat, seinen Gruß, durch mich, den Hauptmann der Christen zu Alexandrien, Marcholandi; er verlangt von Dir, Du wollest so gutwillig sein und mich als gütlichen Boten betrachten, ihm selbst aber sein bewußtes Kleinod durch mich zurücksenden."

Auf diese Anrede antwortete Fortunat und sprach: „Mich nimmt wunder, daß der König und Sultan nicht weiser war, als er mir sagte, was für eine Eigenschaft das Hütchen habe, und daß er mir dasselbe so unbedenklich auf mein Haupt setzte. Übrigens bin ich durch jenes Kleinod in große Angst und Not gekommen, die ich mein Lebtag nicht vergessen will. Denn meine Galeere stand auf der offenen See, in diese wünschte ich mich hinein; hätte ich dieselbe nur eines Fußes breit verfehlt, so wäre ich um mein Leben gekommen, und dies ist für mich doch ein köstlicherer Schatz, als des Sultans

ganzes Königreich. Und darum bin ich gesonnen, das Wünschhütlein zu einer geringen Vergütung für die ausgestandene Todesangst zu behalten und nicht von mir zu lassen, so lange ich lebe." Marcholandi gab auf diese Rede die Hoffnung, ihn in Güte zur Herausgabe zu bewegen, noch nicht auf. Er sprach: „Fortunat, lasset Euch raten! Wozu kann Euch dies Kleinod nützen? Ich will Euch etwas dafür schaffen, daß Euch und Euren Kindern viel nützlicher sein soll, als das abgeschabte Hütlein. Ja, hätte ich einen Sack voll solcher Hüte, und jeder Hut hätte die Tugend, die jenes Hütlein hat, so wollte ich sie alle um das Dritteil des Guts geben, daß ich Euch schaffen will. Darum laßt mich einen guten Boten sein, so will ich Euch versprechen, daß der Sultan Eure Galeeren mit dem besten Gewürz, Pfeffer, Ingwer, Muskatnüssen und Zimmetrinden beladen muß, bis auf hunderttausend Dukaten an Wert. Auch sollt Ihr das Hütchen nicht aus den Händen geben, bis die Galeere mit samt dem Gut Euch in sichere Hand überantwortet ist. Behagt dies Eurem Sinne, so will ich selbst auf Eurer Galeere nach Alexandrien fahren und sie Euch geladen wieder bringen, und dann erst gebet mir meines gnädigen Sultans Kleinod wieder zurück. Gewiß gilt dasselbe in der ganzen Welt kein Dritteil von dem, was Euch der Sultan darum geben will. Er würde auch nicht so sehr darnach verlangen, wenn es nicht zuvor sein gewesen wäre."

Auf diese lange Rede antwortete Fortunat ganz kurz: „Mir ist nichts werter als des Sultans Freundschaft und die Eure; aber das Hütlein hoffe niemand aus meiner Gewalt zu bringen. Ich habe auch sonst noch ein Kleinod das mir sehr lieb ist; und beide müssen mein bleiben, so lange ich lebe!" Mit dieser Antwort verfügte sich Marcholandi zum Könige von Cypern, der Fortunats Oberherr war, und bat ihn, mit diesem zu unterhandeln, denn er sorge, wenn Fortunat das Wünschhütlein nicht herausgebe, so möchte daraus ein ernstlicher Krieg entspringen. Der König antwortete dem Schiffshauptmann: „Ich habe Fürsten und Herren unter mir, die, so ich gebiete, thun, was sie sollen. Hat nun der Sultan etwas gegen Fortunat zu klagen, so mag er ihn vor Gericht belangen; alsdann soll ihm alle Genugthuung widerfahren." Marcholandi merkte wohl, daß die Heiden hier nicht viel Rechtes gewinnen würden, rüstete seine Galeere wieder zu und wollte davon. Aber Fortunat erzeigte sich sehr gütig gegen ihn, lud ihn noch einmal zu Gaste, und beschenkte ihn mit vielen Kostbarkeiten, ließ auch seine Galeere mit Speise und Trank reichlich versehen. Dann sprach er: „Saget Eurem Herrn, dem Sultan, wenn das Hütlein mein gewesen wäre, und er hätte mirs entführt, so sendete er mir es gewiß nicht wieder, und es würde ihm auch von den seinigen nicht geraten werden, mir dasselbe wieder zu schicken." Marcholandi versprach, solches dem Sultan wörtlich zu hinterbringen, dankte für alle Ehre, die ihm Fortunat erwiesen, und fuhr so unverrichteter Dinge wieder hinweg.

Nachdem Fortunat auf die oben erzählte Weise die ganze Welt durchfahren, und der Welt Glück in Fülle gewonnen hatte, begann er ein ruhiges Leben zu führen, ließ seine zwei Söhne erziehen mit Ehren und großem Aufwand und hielt ihnen Edelknechte, welche sie in allem Ritterspiel unterrichteten, wozu besonders der jüngere Sohn Andolosia große Neigung zeigte. Denn Fortunat gab ihm manches Kleinod auszuspielen, und wenn um dieselben zu Famagusta gestochen wurde, so that sich jedesmal dieser jüngste Sohn das beste und gewann den Preis, so daß jedermann sprach: „Andolosia bringt das ganze Land zu Ehren!" Darüber empfand Fortunat große Freude, auch machte ihm sein Seckel und Wünschhütlein, sein Federspiel und der Umgang mit seinen Söhnen and seiner Gemahlin alles mögliche Vergnügen.

Viele Jahre lebten sie in voller Eintracht; da verfiel endlich die schöne Kassandra in eine solche Krankheit, daß sie, trotz aller ärztlichen Hilfe, sterben mußte. Fortunat bekümmerte sich hierüber so sehr, daß er in eine tödliche Krankheit verfiel und ein solches Siechthum empfand, daß von Tag zu Tag seine Kräfte abnahmen. Vergebens suchte man die besten Ärzte in der Welt auf und versprach ihnen die herrlichste Belohnung, wenn sie helfen könnten. Sie gaben keinen Trost, ihn je ganz wieder gesund zu machen, aber sie wollten wenigstens ihr bestes thun, sein Leben so lange wie möglich zu fristen. So wenig aber Fortunat auch sein Geld sparte, so empfand er doch keine Besserung. Daraus schloß er, daß das Ende seines Lebens nicht mehr ferne sei. Er ließ daher seine beiden Söhne Ampedo und Andolosia vor sich kommen und sprach zu ihnen: „Ihr wisset, lieben Söhne, daß Eure Mutter, die Euch mit großem Fleiß erzogen, mit Tod abgegangen ist. Ich selbst empfinde, daß ich diese Zeitlichkeit verlassen muß. Darum will ich Euch sagen, wie ihr Euch nach meinem Tode verhalten sollt, damit Ihr bei Ehre und Gut bleibet, wie ich es auch bis an mein Ende geblieben bin." Dann offenbarte er ihnen den Besitz seiner zwei Kleinode und erzählte ihnen von dem Glücksseckel und der Eigenschaft, die er hätte, nicht länger, als sie beide lebten; ebenso teilte er ihnen das Geheimnis von der Tugend des Wünschhütleins mit, sagte ihnen, wie großes Gut der Sultan ihm dafür geben wollte, und befahl, diese Kleinode nicht von einander zu trennen, auch niemand etwas von dem Seckel zu sagen, er wäre ihnen so lieb als er wollte. „Denn also," sprach er, „habe ich den Seckel sechzig Jahre lang gehabt und keinem Menschen davon je ein Wörtlein gesagt, denn jetzt Euch. Noch will ich Euch eines befehlen, lieben Söhne; Ihr sollt zu Ehren einer Jungfrau, von welcher ich mit diesem glückhaften Seckel begabt worden bin, hinfüro alle Jahr auf den ersten Tag des Brachmonats eine arme Tochter, welcher Vater und Muter nicht helfen können, vierhundert Goldstücke nach des Landes Währung, zur Brautgabe schenken, an dem Orte, wo sich der eine von Euch gerade mit dem Seckel befindet. Denn dies habe ich auch gethan, so lange ich denselben besessen habe." Dieses waren die letzten Worte Fortunats, nach welchen er seinen Geist aufgab. Die Söhne

bestatteten ihn mit großen Ehren in der Kirche, die er selbst gebaut hatte, und ließen viele Messen zum Heil seiner Seele lesen.

Während Fortunats jüngerer Sohn Andolosia das Trauerjahr über stille liegen mußte und sich nicht mit Stechen und anderem adligen Zeitvertreib erlustigen durfte, war er über seines Vaters Büchern gesessen und hatte darin gelesen, wie dieser so viele christliche Königreiche durchzogen hatte, und durch wie vieler Heiden Länder er gefahren war. Das gefiel ihm auch wohl und erweckte in ihm eine solche Begierde, daß er sich ernstlich vornahm, ebenfalls auf die Wanderung zu gehen. Er sprach daher zu seinem Bruder Ampedo: „Mein liebster Bruder, was wollen wir anfahen? Laß uns wandern und nach Ehren trachten, wie unser Herr Vater auch gethan hat. Oder hast Du nicht gelesen, wie er so weite Lande durchfahren? Wenn Du es noch nicht gelesen, so lies es jetzt!“ Ampedo erwiderte seinem Bruder ganz gütlich: „Wer wandern will, der wandre! Mich lüstet es gar nicht darnach; ich könnte leicht an einen Ort kommen, wo mir nicht so wohl wäre wie hier. Laß mich nur hier in Famagusta bleiben, und mein Leben in dem schönen väterlichen Palaste beschließen!“ Andolosia sprach: „Wenn Du dieses Sinnes bist, so laß uns die Kleinode teilen.“ — „Willst Du jetzt schon das Gebot unseres Vaters übertreten?“ fragte Ampedo betrübt. „Weißt Du nicht, daß sein letzter ernstlicher Wille gewesen ist, daß wir die Kleinode nicht von einander trennen sollen?“ Andolosia erwiderte: „Was kehre ich mich an diese Rede! Er ist tot, ich aber lebe noch und will teilen.“ Ampedo sprach: „So nimm Du das Hütlein und ziehe wohin Du willst!“ — „Nein, nimm Du es selbst,“ sprach Andolosia, „und bleib hier.“ So konnten sie nicht einig über die Sache werden, denn jeder wollte den Seckel haben. Endlich sagte Andolosia: „Jetzt weiß ich, wie wir das Ding machen wollen, daß des Vaters Wille doch erfüllt wird. Laß uns aus dem Seckel zwei Truhen mit Goldgulden füllen, die behalte Du hier für Dich; Du magst leben, so herrlich Du willst, so kannst Du sie Dein Lebenlang nicht verzehren. Dazu behalte auch das Hütlein bei Dir, damit Du Kurzweil haben magst. Mir aber laß den Seckel; ich will wandern und nach Ehren trachten. Wenn ich sechs Jahre aus gewesen bin und wieder komme, so will ich Dir den Seckel auf sechs Jahre lassen. Auf diese Weise haben wir ihn ja doch gemeinschaftlich und benützen ihn miteinander.

Ampedo war ein gütiger Mensch; er ließ sich den Vorschlag seines Bruders gefallen. Als nun Andolosia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh und wohlgemut; er rüstete sich mit guten Knechten und hübschen Pferden stattlich aus, nahm Urlaub von seinem Bruder und verließ Famagusta mit *vierzig* wohlgerüsteten Mannen und auf seiner eigenen Galeere. Als er in *dem Hafen* von Aiguesmortes angekommen war, stieg er dort ans Land und

ritt zu allererst an den Hof des Königs von Frankreich. Hier gesellte er sich zu den Edeln des Landes, den Grafen und Freiherrn, denn er war freigebig und ließ seinen Reichtum jedermann genießen, deswegen er auch bei aller Welt beliebt war. Und zugleich diente er dem König so eifrig, als wäre er sein besoldeter Diener. Indem begab es sich, daß ein scharfes Stechen, Ringen, Rennen und Springen angestellt werden sollte. In diesem that er es auch allen andern insgesamt zuvor. Nach dem Stechen wurden gewöhnlich große Tänze mit den edlen Frauen gehalten. Auch zu diesen wurde er berufen und überall herangezogen. Die Frauen fragten, wer denn der mutige Ritter sei. Da ward ihnen gesagt, er heiße Andolosia, sei aus Famagusta in Cypern und von edlem Geschlecht. So gefiel er auch den Weibern sehr wohl; sie unterhielten sich gern mit ihm, und er ließ sich solches auch gefallen. Der König lud ihn zu Gast, und den Edeln war seine Gesellschaft angenehm. Er selbst lud auch die Edeln und ihre Frauen zu Gast und gab ihnen ein gar köstliches Mahl; dadurch wurde er beiden wohlgefällig, und sie glaubten ihm jetzt erst recht, daß er von edlem Geschlechte sei.

Hier erfuhr Andolosia von einer schönen, aber falschen Frau viel Liebe, und zuletzt große Untreue, so daß er mit Unlust von dem Hofe des Königs von Frankreich hinweg ritt und sich nur damit tröstete, daß er dachte: „Es ist noch gut, daß mich die falschen Weiber nicht auch um den Glücksseckel betrogen haben!“ Und damit schlug er sich die Sache aus dem Herzen und sann darauf, wie er jetzt erst anheben wollte, recht fröhlich zu sein und immer einen guten Mut zu haben. Er ritt deswegen in einem fort, bis er an den Hof des Königs von Arragonien kam. Dann zog er zu dem Könige von Navarra, dann zu dem von Kastilien, dann gen Portugal, darnach zu dem Könige von Hispanien. Allda gefielen ihm Volk und Sitten so wohl, daß er sich und seine Knechte nach des Landes Art kleidete. Auch hier wurde er des Königs Diener und gestellte sich zu den Edeln, trieb alle möglichen Ritterspiele, gab Kleinode zu Preisen her und lud die edeln Frauen mit ihren Männern zu Gaste. Wenn der König wider seine Feinde auszog, bestellte er zu seinem Gefolge noch hundert weitere Söldner, alles auf eigene Kosten, und mit diesen diente er dem Könige so gut, daß dieser ihn ganz lieb gewann. Und da er in allen Kämpfen vorn an der Spitze sein wollte und viel männlicher Thaten verrichtete, so schlug ihn zuletzt der König zum Ritter. An dem Hofe war auch ein alter Graf vom edelsten Stamme, der hatte einige Töchter. Der König von Hispanien wünschte, daß Andolosia eine Tochter des Grafen zur Ehe nehmen sollte, und er war bereit, den Ritter in den Grafenstand zu erheben. Aber dem Andolosia gefiel des Grafen Tochter nicht; auch achtete er keines Reichtums und keiner Grafschaft, denn sein Glücksseckel war mehr als beides. Als er nun etliche Jahre bei dem Könige von Hispanien gewesen war, beurlaubte er sich im Guten, mietete sich mit seinem ganzen Gefolge auf ein Schiff ein und fuhr nach England. Einige Herren am hispanischen Hofe

waren über seine Abreise ganz froh, darum, daß sie jetzt doch nicht mehr das köstliche Leben sehen müßten, das er führte; dagegen waren viele andere sehr traurig, die von ihm gutes genossen hatten.

Andolosia kam inzwischen glücklich nach England in die große Stadt London, wohin vor vielen Jahren sein Vater aus Flandern geflohen war. Hier bestellte er ein großes schönes Haus, ließ darein kaufen was er zum Hauswesen bedurfte, in allem Überfluß, und fing an Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre. Er lud die Edeln an des Königs Hof zu Gast und machte ihnen die köstlichsten Geschenke. Diesen gefiel sein Umgang ausnehmend wohl und alle turnierten mit ihm; aber so ritterlich sie waren, so wurde doch immer von Männern und Frauen dem Andolosia der Preis zuerkannt. Als dem Könige von England dieses zu Ohren kam, fragte er ihn: „ob er denn nicht auch an seinem Hofe zu sein begehrte?" — Andolosia erwiderte: „er wollte solches mit Freuden thun und dem Könige gern mit Leib und Gute dienen." Nun begab es sich gerade zu jener Zeit, daß der König von England einen Krieg mit dem Könige von Schottland führte. Da zog Andolosia auf seine eigenen Kosten mit ihm, nebst einem großen Gefolge, und verrichtete so manche ritterliche That, daß er von allen andern gepriesen ward, obgleich er kein englischer Mann war.

Der Krieg war zu Ende; Andolosia kam wieder nach London zurück, und wurde überall von dem Könige, von den Edeln, dem Frauenzimmer und allem Volk aufs glänzendste empfangen. Der König selbst lud ihn zu Gaste an seinen Tisch, zu der Königin seiner Gemahlin und zu seiner Tochter Agrippina, welche die schönste Jungfrau in ganz England war. Da wurde Andolosia von so inbrünstiger Liebe zu der Königstochter entzündet, daß er weder Essen noch Trinken mehr mochte. Als die Mahlzeit vollbracht und er wieder zu Hause war, sprach er zu sich in schwermütigen Gedanken: „O wollte Gott, daß ich von königlichem Stamme geboren wäre: wie wollte ich da dem Könige von England so treulich dienen, bis er mir die schöne Agrippina vermählte. Was könnte ich dann noch mehreres wünschen?" Nun fing er erst recht an zu stechen, der Königin und ihrer Tochter zu Ehren. Alsdann lud er auf einmal die Königin, ihre Tochter und alle edlen Frauen, die an dem Hofe waren, in seinen Palast und gab ihnen ein so herrliches Mahl, daß sich jedermann darüber verwunderte. Überdies schenkte er der Königin und der Prinzessin Agrippina jeder ein köstliches Juwel und auch die Oberhofmeisterin der Königin und alle die Hoffräulein und Kammerfrauen bedachte er aufs reichlichste, um desto besser empfangen zu werden, wenn er zu ihnen käme.

Solches alles erfuhr der König. Als nun Andolosia wieder einmal an den Hof kam, sprach der König zu ihm: „Mir sagt die Königin, daß Du ihr ein so köstliches Mahl gegeben habest. Warum ludest Du mich nicht auch

dazu ein?" — „O allergnädigster Herr König, wenn Eure Königliche Majestät mich Euren Diener nicht verschmähen wollte, wie eine große Freude müßte mir das sein!" — „So will ich morgen kommen," sprach der König, „und zehn mit mir bringen." Darüber war Andolosia gar froh, eilte heim und rüstete sich aufs kostbarste. Und als der König mit Grafen und Herren kam, da war die Mahlzeit so reichlich und prachtvoll, daß der König und alle andern, die mit ihm gekommen waren, sich nicht genug verwundern konnten. Der König aber dachte: „Ich muß doch diesen Andolosia seine Pracht ein wenig niederlegen und ihn zu Schanden machen." Deswegen ließ er heimlich verbieten, daß den Leuten Andolosias ferner Holz zum Kochen verkauft werde. Alsdann lud er sich wieder bei ihm zu Gaste. Andolosia war darüber sehr vergnügt, als aber alles an Speisen und Getränken eingekauft war, erschrak er nicht wenig, denn es mangelte an Holz. Er wußte nicht, was das für ein Handel wäre und womit er kochen sollte. Endlich kam ihm ein guter Einfall. Er schickte eilig zu venetianischen Kaufleuten zu London und ließ ihnen Nägelein, Muskaten, Sandelholz und Zimmetrinden die Hülle und Fülle abkaufen; das alles ward auf die Erde geschüttet und angezündet, und über dem herrlich dampfenden Feuer kochte und bereitete man die Speisen, als ob es gemeines Holz wäre.

Die Zeit des Mahles war herbeigekomm n, und der König, obwohl er darauf gefaßt war zu hungern, freute sich nicht wenig darauf, saß auf, nahm die Herren, die schon das erstemal mit ihm gewesen waren, wieder mit sich, und ritt nach Andolosias Herberge. Als sie nun in der Nähe des Hauses waren, duftete ihnen ein so köstlicher Wohlgeruch entgegen, daß sie gar nicht begreifen konnten, woher das käme; und je näher sie dem Hause ritten, je lieblicher und stärker wurde der Duft. Der König ließ fragen, ob das Essen bereitet wäre? Man sagte ihm: „Ja, und zwar mit lauter Spezerei gar gekocht." Da wunderte sich der König über die maßen. Die Mahlzeit selbst aber war noch viel herrlicher, als die erste gewesen war. Und als nach vollbrachtem Mahle die Diener ankamen, ihren Herrn, den König, abzuholen, beschenkte Andolosia sie alle, jeden mit zehn Kronen, und machte sie gar fröhlich mit dem Gelde. Wie nun alles vorüber war, ritt der König wiederum heim. Als er in seinen Palast kam, trat ihm die Königin entgegen. Der erzählte er, wie ihm Andolosia ein so herrliches Mahl gegeben hätte, bei dem mit eitel Gewürz statt des Holzes gekocht worden sei, und wie freigebig er seine Diener beschenkt habe. Ihn wunderte, von wannen ihm so viel Geld käme; denn da würde an kein Sparen gedacht; je länger es währe, je köstlicher sei es. Die Königin sprach: „Ich wüßte niemand, der das besser erfahren könnte, als unsere Tochter Agrippina. Der ist er so hold, und ich bin überzeugt, was sie ihn auch fragen mag, er versagt es ihr nicht." — „Nun, so wende Fleiß darauf, daß es geschieht!" sagte der König. Sobald nun die Königin in ihre Frauengemächer kam, berief sie ihre Tochter allein zu sich, schilderte ihr das

kostbare Leben, das Andolosia führe; „des verwundert sich der König,“ sprach sie, „und ich mich selber, von wannen ihm so großes Gut komme, da er doch weder Land noch Leute hat. Nun ist er Dir gar hold, das spüre ich an seinem ganzen Wesen; wenn er das nächstemal zu uns kommt, so will ich ihm mehr Weile als sonst lassen, mit Dir zu reden. Vielleicht könntest Du von ihm erfahren, woher ihm das viele Geld komme.“ Agrippina erwiderte: „Mutter, ich will es versuchen!“

So wie nun Andolosia wieder zu Hofe kam, wurde er gar schön empfangen und bald in die Frauengemächer gelassen. Er empfand darüber große Freude, und die Sache war so eingeleitet, daß er allein mit der schönen Agrippina zu reden kam. Da fing Agrippina an und sprach: „Andolosia, man rühmt überall von Euch, daß Ihr dem Könige eine so köstliche Mahlzeit gegeben, auch alle seine Diener mit großen Gaben beehrt habt: nun saget mir doch, habt Ihr nicht Sorge, daß Euch das Geld gebrechen möchte?“ Er antwortete: „Gnädigste Frau, mir kann kein Geld zerrinnen, so lange ich lebe.“ — „Nun,“ sagte Agrippina, „da dürftet Ihr billig den Himmel für Euren Vater bitten, der Euch solch Genüge gönnet!“ — Andolosia sprach: „Ich bin so reich als mein Vater, und mein Vater war nie reicher als ich jetzt bin. Aber er hatte ein anderes Gemüt als ich; ihn freute es nur, fremde Lande zu sehen, mich aber erfreuet nichts, als schöne Frauen und Jungfrauen, wenn ich deren Liebe und Gunst erlangen könnte.“ — „So viel ich höre,“ sagte Agrippina, „seid Ihr an der Könige Höfe gewesen; habt Ihr denn nichts gesehen, das Euch gefallen hätte?“ — „Ja,“ sprach er, „ich habe an sechs Königshöfen gedient, habe manche schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber, gnädigste Prinzessin, Ihr übertreffet sie alle weit an Schönheit, würdigem Wandel und lieblichen Gebärden, womit Ihr mein Herz also in Liebe entzündet habe, daß ich Euch nicht lassen kann. Ja, ich muß Euch die große, unselige Liebe, die ich zu Euch trage, bekennen. Ich weiß, es ist Unsinn, Eure Liebe zu begehren, da ich von Adel nicht so hoch geboren bin wie Ihr. Aber eine übermenschliche Gewalt zwingt mich, Euch doch darum zu bitten; ja, ich flehe, wollet sie mir nicht versagen; was Ihr alsdann von mir bitten möget, das soll Euch auch gewähret werden.“

Darauf sprach Agrippina: „Andolosia, ich sage Euch die lautere Wahrheit, daß ich wissen möge, woher Dir dieser Reichtum und das viele bare Geld komme. Wenn Du mir dieses sagst, so wird sich Dir mein Herz zuneigen!“ Andolosia war unbeschreiblich froh; mit frohem Mute und aus freudenreichem Herzen sprach er zu ihr: „Allerliebste Agrippina, ich will Euch mit ganzen Treuen die Wahrheit berichten; aber gelobet mir auch, das, was Ihr mir zugesagt, mit aller Treue zu halten!“ — „O Du liebster Andolosia,“ antwortete sie, „Du sollst an meiner Liebe nicht zweifeln; was ich Dir *mit dem* Munde verhieß, soll alles mit der That gehalten werden.“ Auf diese *gütigen* Worte der Jungfrau zögerte Andolosia nicht länger mit seiner Ent-

deckung. „Macht einen Schooß mit Eurem Kleide,“ sprach er, zog seinen glückhaften Seckel heraus, ließ ihn Agrippinen sehen und sagte: „So lange ich diesen Seckel habe, gebricht es mir an Gelde nicht!“ Und unter diesen Worten fing er an, ihr tausend Kronen in den Schoß zu zählen und sprach: „Die seien Euch geschenkt; und wollt Ihr mehr haben, so zähle ich noch weiter.“ Agrippina rief: „Ja, ich sehe und erkenne die Wahrheit. Jetzt wundert mich Euer kostbares Leben nicht mehr! Und nun soll Euch mein Wort gehalten sein. Der König und die Königin sind diesen Abend nicht im Schlosse. So will ich es mit meiner Kämmerin, ohne welche ich nichts thun kann, verabreden, daß ich Euch bei mir in meinem Gemache empfange, da wollen wir eine Stunde in lieblichen Gesprächen verbringen. Aber der Kämmrerin müßt Ihr auch ein schönes Geschenk machen, damit es fein verschwiegen bleibt.“

Andolosia versprach dies unter dem Jauchzen seines Herzens und entfernte sich. Sobald er hinweggegangen war, lief Agrippina zu der Königin, ihrer Mutter, und sagte ihr mit großem Jubel, was sie erfahren hatte. Sie erzählte ihr auch, wie sie dem Andolosia verheißen hätte, ihn diesen Abend zu empfangen. Das alles gefiel der Königin wohl; sie fragte ihre Tochter: „Weißest Du wohl noch, Kind, was für eine Gestalt, Farbe und Größe der Seckel hat?“ Sie sprach: „O ja.“ Und auf der Stelle schickte die Königin nach einem Seckler und ließ einen Seckel verfertigen ganz nach ihrer Tochter Beschreibung; das Leder machten sie recht linde, wie wenn der Beutel schon alt wäre. Alsdann sandte die Königin auch nach einem Doktor der Arzneikunde und hieß ihn ein starkes Getränke bereiten, dessen Genuß in einen so tiefen Schlaf versenkte, als ob der Mensch, der es getrunken, tot wäre. Als der Trunk bereitet war, trugen sie ihn in das Frauengemach Agrippinas und unterwiesen die Kammermeisterin, wenn des Abends Andolosia vor die Pforte käme, ihn aufs schönste zu empfangen und in der Prinzessin Zimmer einzuführen. Hier sollte ihm köstliche Speise vorgesetzt und zuletzt der Trank in seinen Becher geschüttet werden.

Andolosia kam in der Abenddämmerung aufs heimlichste herbeigeschlichen, und wurde sofort in Agrippinas Zimmer geführt. Diese kam, grüßte ihn holdselig und setzte sich neben ihn. Da sprachen sie die liebreichsten Worte mit einander; süße Speisen in Fülle wurden aufgetragen und ein goldener Pokal voll eingeschenkt. Diesen ergriff Agrippina, hub ihn auf, neigte sich gegen Andolosia und sprach zu ihm: „Andolosia, ich bringe Euch einen freundlichen Trunk.“ Er erhub sich, faßte den Becher mit Begierde und trank nach Herzenslust, um der Geliebten recht zu Willen zu sein. So brachte sie ihm einen Trunk nach dem andern dar, bis er den ganzen Trank des Doktors ausgetrunken hatte; sobald er aber fertig war, mußte er sich niedersetzen und verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß er gar keine Empfindung mehr hatte, wie man mit ihm umging. Als Agrippina dieses sah, ergriff sie ihn ohne Be-

denken, riß ihm das Wamms vom Leibe, trennte ihm seinen glückhaften Seckel ab und nähte den andern nachgemachten an seine Stelle hin.

Am andern Morgen frühe brachte Agrippina den Seckel der Königin, und sie versuchten ihn, ob er auch der rechte wäre. Mit dem ersten Griffe zogen sie zehn Goldkronen aus dem Ledersack, und nun zählten sie so viel Goldgulden heraus als sie wollten; da war kein Mangel. Die Königin brachte dem König einen Schoß voll Gulden und erzählte ihm, wie sie mit Andolosia verfahren seien. Der König hatte ein großes Verlangen nach dem Seckel, und bat seine Gemahlin, die Tochter dahin zu bewegen, daß sie denselben ihrem Vater einhändige, auf daß er nicht verloren gehe. Die Königin that dies, aber Agrippina wollte ihn ihrem Vater nicht geben. Da bat die Mutter sie, wenigstens ihr den Seckel anzuvertrauen. Aber Agrippina wollte auch dieses nicht thun. Sie habe ihr Leben daran gewagt, erklärte sie; denn wenn er erwacht wäre, so würde er sie erschlagen haben. Darum gehörte der Glücksseckel auch billig ihr selber.

Als Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, war es heller Morgen. Er sah niemand um sich, als die alte Kammermeisterin. Diese fragte er, wo denn Agrippina hingekommen wäre. „Sie ist eben erst aufgestanden," erwiderte die Alte, „meine gnädige Frau, die Königin, hat nach ihr gesendet. Aber, mein Herr, wie habt Ihr so hart geschlafen? Ich habe lange an Euch geweckt, damit Agrippina sich noch Eures holden Gespräches erfreuen könnte, aber ich konnte Euch nicht aufwecken. Wahrhaftig, Ihr habt so fest geschlafen, daß ich gar nicht empfand, ob Euch der Atem noch ging. Mir war ganz bange, Ihr möchtet gar tot sein!" Als Andolosia hörte, daß er die Gegenwart der schönen Agrippina verschlafen, fing er an zu schwören und sich selbst zu fluchen. Die Kammermeisterin wollte ihn beruhigen und sprach zu ihm: „Gebärdet Euch doch nicht so trostlos; es ist ja der letzte Abend nicht gewesen, und es wird wohl wieder eine ruhige Stunde kommen, wo Ihr Eure Geliebte sprechen könnet!" Aber Andolosia verwünschte sie. „Ich schlafe niemals so fest," sagte er, „wenn man mich nur mit dem Ellenbogen anstößt, so wache ich auf." Sie aber schwur ihm, daß sie ihn nicht habe erwecken können, und gab ihm die besten Worte, denn er hatte ihr am Abende zweihundert Kronen geschenkt. Und so führte sie ihn besänftigend aus Agrippinas Zimmer und aus des Königs Palaste.

Nun hätte der König auch gerne einen solchen Seckel gehabt; denn er meinte, Andolosia müßte deren mehrere besitzen: er wäre sonst doch ein gar zu großer Narr gewesen, wenn er ihn nicht besser verwahrt hätte. Er wollte daher wieder bei Andolosia speisen, und lud sich bei demselben zu Gaste. Als dieser es vernahm, gab er seinem Diener von dem vorhandenen Gelde drei oder vierhundert Kronen, um das Haus mit dem Notwendigen zu versehen,

und befahl ihm ein köstliches Mahl zuzubereiten, denn der König wolle abermals mit ihm essen. Der Diener sagte: „Herr, ich sehe voraus, daß ich nicht Geldes genug haben werde, denn es kostet viel." Andolosia, der nicht guten Mutes war, riß sein Wams auf und zog seinen Seckel heraus; wollte seinem Diener noch vierhundert weitere Kronen geben. Aber als er nach seiner alten Gewohnheit in den Seckel griff, spürte er nichts in seiner Hand. Er sah gen Himmel auf, dann von einer Wand zu der andern; er kehrte dem Geldseckel das Innere nach außen; da war kein Geld mehr. Nun kam er in Angst und Not und gedachte an die Lehre, die sein Vater Fortunat ihm und seinem Bruder so treulich auf dem Todbette gegeben hatte, daß sie, so lange sie lebten, niemand von dem Seckel sagen sollten. Aber es war versäumt: alle seine Hoffart war jetzt aus.

Da berief er alle seine Knechte, gab ihnen Urlaub und sprach: „Es ist wohl nun bald zehn Jahr, daß ich Euer Herr bin; ich habe Euch auch alle ehrlich gehalten, und keinem je mangeln lassen; bin keinem etwas schuldig; Ihr seid ja alle vorausbezahlt. Nun ist die Zeit gekommen, daß ich nicht mehr hofhalten kann, wie ich bisher gethan habe; ich sage Euch deswegen des Gelübdes, das Ihr mir gethan, ledig und los; thue ein jeder, was ihm das beste dünkt; ich kann hier nicht mehr bleiben, ich habe kein Geld mehr außer hundert und sechszig Kronen! Davon schenke ich jedem von Euch zwei; über dies mag jeder Roß und Harnisch zu eigen behalten!" Über diese Rede erschraken die Diener allzumal sehr; einer sah den andern an; es nahm sie groß wunder, wohin die Pracht ihres Herrn auf einmal gekommen wäre. Doch sagte einer: „Getreuer, lieber Herr! Hat jemand Euch etwas Widriges gethan, so gebt es uns zu erkennen. Wer es gethan hat, der müsse sterben, und wäre es der König selbst, und sollten wir unser Leben darüber verlieren!" — „Nein," sprach Andolosia, „um meinetwillen soll niemand fechten!" — „So wollen wir nicht von Euch scheiden; sondern wir wollen Rosse, Harnische und alles, was wir haben, verkaufen und Euch nicht verlassen, lieber Herr!" — „Ich danke Euch allen für Eure Anerbietungen, ihr frommen Diener," antwortete Andolosia; „wenn sich das Glück wieder zu mir kehrt, soll Euch das alles reichlich vergolten werden. Jetzt aber thut, wie ich Euch gesagt habe, und sattelt mir von Stund an mein Pferd; ich will nicht, daß einer von Euch mit mir reite oder gehe!" Die Knechte waren traurig, es war ihnen leid um ihren braven Herrn, bei dem sie so viel guten Mut eingenommen hatten. Doch brachten sie ihm sein Pferd und er nahm von ihnen allen Urlaub, saß auf und ritt fürbaß und reiste über Land und Meer, den nächsten Weg nach Famagusta, zu seinem Bruder Ampedo.

Als er vor den schönen Palast zu Famagusta kam, klopfte er an und ward auf der Stelle eingelassen. Und wie Ampedo vernahm, daß sein Bruder

Andolosia gekommen sei, so wurde er froh; meinte nicht anders, als er dürfe nun auch seine Freude an dem Seckel haben und brauche forthin nicht mehr zu sparen, wie er zehn Jahre lang gethan hatte. Er ging deswegen dem Bruder entgegen und empfing ihn mit herzlicher Freude; fragte ihn jedoch, warum er so allein käme, und wo er sein Volk gelassen habe. Er sagte: „Ich habe sie alle entlassen; und Gottlob daß ich selbst wieder heimgekommen bin!" — „Lieber Bruder," sprach Ampedo, „wie ist es Dir doch ergangen? Sage mirs; denn das gefällt mir übel, daß Du so allein gekommen bist!" — „Laß uns vorher essen," antwortete Andolosia. Nachdem sie nun die Mahlzeit vollbracht hatten, gingen sie miteinander in eine Kammer; da blickte Andolosia seinen Bruder Ampedo mit trauriger Gebärde an und sprach: „O allerliebster Bruder, ich muß Dir leider viel böse Mär verkünden; ich bin übel gefahren; ich bin um den Glücksseckel gekommen. Ach Gott, jetzt ist mirs herzlich leid; aber ich kann es nicht anders machen!"

Ampedo erschrak aus dem ganzen Grunde seines Herzens und fragte mit großem Jammer: „Ist er Dir mit Gewalt genommen worden, oder hast Du ihn verloren?" Er antwortete: „Ich habe das Gebot, das uns unser treuer Vater als Vermächtnis hinterließ, übergangen und einer geliebten Frau davon gesagt: und sobald ich ihrs geoffenbart, so hat sie mich darum gebracht; dessen ich mich doch nicht zu ihr versehen hatte!" — „Ach, hätten wir das Gebot unsers Vaters gehalten," sprach Ampedo, „so wären die Kleinode nicht von einander gekommen. Du aber wolltest durchaus fremde Lande versuchen; sieh nur, wie gut Du es mit Dir selber gemeint hast, und wie sie Dir bekommen sind!" Andolosia aber seufzte und sprach: „O lieber Bruder, es ist mir ein so großes Herzeleid, daß ich meines Lebens überdrüßig bin!" Als Ampedo diese Worte hörte, wollte er ihn trösten und sagte: „Lieber Bruder! laß es Dir nicht so hart zu Herzen gehen; wir haben noch zwei Truhen voller Dukaten; dann haben wir ja auch das Hütlein. Laß uns darum dem Sultan schreiben; er gibt uns gewiß noch immer großes Gut dafür; dann haben wir genug, so lange wir leben; darum, Bruder, schlage Dir den Seckel aus dem Sinn!" Aber Andolosia sprach: „Von gewonnenem Gut ist schwer scheiden; mein Begehren wäre, Du gäbest mir das Hütlein, dann lebte ich der Hoffnung, den Seckel auch damit wieder zu gewinnen! — Ampedo machte große Augen zu diesem Vorschlag und sagte: „Im Sprichwort heißts, wer sein Gut verliert, der verliert den Sinn. Das spüre ich an Dir wohl, Bruder! Denn nachdem Du uns um das Gut gebracht hast, möchtest Du uns auch gern um das Hütlein bringen. Wiewohl, mit meinem Willen laß ich es Dich nicht hinwegführen. Kurzweil magst Du immerhin damit haben!" — „Gut," dachte Andolosia, „ich sehe schon, daß ich es anders angreifen muß!" — „Nun, mein getreuer, lieber Bruder," sprach er, „habe ich auch vorhin übel gethan, so will ich doch von nun an Deinem Willen leben!"

Darauf schickte er des Bruders Knechte in den Forst, ein Jagen anzu-

richten; er selbst wollte ihnen bald nachkommen. Als sie weg waren, sagte Andolosia: „Lieber Bruder, leih mir das Hütlein; ich will in den Forst. Der Bruder war willig und brachte das Hütlein. Aber sobald Andolosia dieses auf dem Kopf hatte, ließ er Forst Forst und Jäger Jäger sein und wünschte sich stracks nach Genua. Hier fragte er nach den besten und köstlichsten Kleinodien, die zu finden waren, und hieß sie in seine Herberge bringen. Da man ihm nun deren viele brachte, marktete er lang darum; endlich legte er sie in ein Tuch zusammen, als wollte er proben, wie schwer sie wären. Dann setzte er sein Hütlein auf und fuhr mit ihnen davon, unbezahlt. Ich will sie schon bezahlen, wenn ich den Seckel wieder habe, dachte er. Und wie er es in Genua gemacht hatte, so machte er es zu Florenz und nachher zu Venedig. So brachte er die köstlichsten Kleinode der drei Städte zusammen ohne Geld. Und als er sie alle hatte, zog er gen London in England.

Andolosia wußte, von welcher Seite her die Prinzessin Agrippina zur Kirche kam. Er bestellte daher eine Bude an derselben Straße und legte da seine Kostbarkeiten aus. Auch währte es nicht lange, so erschien die Prinzessin und viele Mägde und Knechte vor und hinter ihr, auch die alte Kammermeisterin, die ihm den Schlaftrunk gereicht hatte. Andolosia erkannte die wohl, sie aber nicht ihn; das machte, er hatte eine andere Nase auf die seinige gesetzt, die war so abenteuerlich gemacht, daß ihn niemand erkennen konnte. Als nun Agrippina vorüber war, nahm Andolosia zwei schöne Ringe und beschenkte die alten Kammermeisterinnen, die stets um Agrippina waren, und bei denen sie sich Rats erholte. Er bat sie, es doch zuwege zu bringen, daß man nach ihm sende; dann wolle er so köstliche Kleinode mitbringen, wie sie gewiß noch keine gesehen hätten. Sie sagten ihm zu, solches zu vermitteln. Und wie die Prinzessin aus der Kirche kam, zeigten sie ihr die zwei hübschen Ringe und erzählten ihr, der Edelsteinkrämer, der vor der Kirche gestanden, habe sie ihnen geschenkt, mit der Bitte, ihn zu beschicken, denn er habe eine Auswahl der köstlichsten Juwelen. „Das will ich wohl glauben," sagte die Prinzessin, „wenn er euch zwei so gute Ringe umsonst gegeben hat! Heißet ihn nur herkommen; mich verlanget sehr, seine Schätze zu schauen."

Auf der Stelle wurde Andolosia beschieden, kam und legte seine Kleinode in einem Saale vor Agrippinas Zimmer aus. Sie gefielen der Prinzessin gar sehr, und sie fing an, um diejenigen zu feilschen, die ihr am meisten in die Augen leuchteten. Nun waren Juwelen darunter, die tausend Kronen wert waren und noch viel mehr. Sie bot ihm aber nicht das halbe Geld darum. Der verkappte Juwelier sprach: „Gnädige Prinzessin, ich habe oft gehört, daß Ihr die reichste Königstochter auf der ganzen Erde seid, und darum habe ich die schönsten Kleinode ausgesucht, die man finden mag, um sie Eurer königlichen Hoheit zu bringen; aber Ihr bietet mir viel zu wenig darum; sie kosten mich sicher mehr; ich bin Euch mit denselben so lange nachgereist, mit großen Sorgen, denn ich fürchtete wegen der Schätze, die ich bei mir trug,

ermordet zu werden! Leget doch zusammen, was Euch gefällt, gnädigste Frau, ich will es dann so billig machen, als ich es erleiden kann." So las sie denn aus, was ihr am besten gefiel, große und kleine, wohl zehn Stück. Der Juwelier rechnete zusammen; es machte bei fünftausend Kronen; aber so viel wollte sie ihm nicht geben. Andolosia dachte: „Nun, ich will mich nicht mit ihr herumstreiten, brächte sie nur den Seckel!" und so wurden sie des Kaufes eins um viertausend Kronen.

Die Prinzessin nahm die Kleinode in ihren Schoß, ging in ihre Kammer über ihren Kasten, wo der Glücksseckel aufgehoben war, und steckte ihn vorsichtig in ihren Gürtel; dann kam sie heraus und wollte die Edelsteine bezahlen: da wußte es der falsche Juwelier so einzurichten, daß sie neben ihn zu stehen kam und als sie anhub zu zählen, umfing er sie und faßte sie mit starkem Arm; das Wünschhütlein hatte er auf dem Kopf; so wünschte er sich mit ihr in eine wilde Wüste, wo gar keine Wohnung wäre.

Kaum hatte er den Wunsch gedacht, so waren sie durch die Luft geflogen und kamen auf einer armseligen Insel, die am hibernischen Gestade liegt, unter einem Baume an, der voll schöner Äpfel hing. Und als die Fürstin unter dem Baume saß, und die Kleinode, die sie gekauft hatte, noch in ihrem Schooße lagen, und der Glücksseckel in ihrem Gürtel, so sieht sie über sich und sieht so viele schöne Äpfel zu ihren Häupten. Da sprach sie zu dem Juwelier: „Ach Gott, sage mir, wo sind wir und wie sind wir hierher gekommen? Ich bin so schwach; gäbest Du mir doch einen von diesen Äpfeln, daß ich mich erlaben möchte!" Sie wußte aber noch immer nicht, daß es Andolosia sei, mit dem sie sprach. Nun legte dieser auch die Kleinode, die er selbst bei sich hatte, ihr in den Schooß, und das Wünschhütlein setzte er ihr auf den Kopf, damit es ihn am Besteigen des Baumes nicht hindern sollte. Während er den Baum hinaufkletterte, um zu sehen, wo die besten Äpfel hingen, saß Agrippina unter dem Baume und wußte nicht, wo sie war, noch was ihr geschehen; sie fing an zu seufzen und sprach: „Ach, wollte Gott, daß ich wieder in meiner Schlafkammer wäre!" Sobald sie dieses Wort gesprochen, fuhr sie durch die Lüfte und kam ohne allen Schaden wieder in ihre Schlafkammer. Der König und die Königin, samt allem Hofgesinde, wurden froh und fragten, wo sie denn gewesen und wo der Juwelier sei, der sie entführt habe. Sie antwortete: „Ich habe ihn unter einem Baume gelassen; fraget mich nicht mehr, ich muß ruhen, denn ich bin ganz blöd und müde geworden."

Als Andolosia auf dem Baume saß und sehen mußte, wie Agrippina mit dem Hütlein und allen Kleinodien dazu, die er in den großen Städten aufgebracht, durch die Lüfte dahin fuhr, verfluchte er den Baum, die Früchte darauf und den, der ihn gepflanzt hatte, und sprach weiter: „Verwünscht sei die Stunde, darin ich geboren ward, ja alle Tage und Stunden, die ich ge-

lebt habe! O grimmer Tod, warum hast du mich nicht erwürgt, ehe ich in diese Angst und Not gekommen bin? Verflucht der Tag und die Stunde, wo ich Agrippina zuerst gesehen habe. Wollte Gott, daß mein Bruder in dieser Wildnis bei mir wäre: so wollte ich ihn erwürgen und mich selbst an einen Baum hängen. Wenn wir dann beide tot wären, so hätte doch der Seckel keine Kraft mehr, und die Königin, die alte Unholdin, und das falsche und ungetreue Herz Agrippina könnte keine Freude mehr daran haben." Als er nun hin und her ging, wurde es so finster, daß er nicht mehr sah; da legte er sich unter den Baum und ruhte eine kleine Weile, er konnte aber vor Angst nicht schlafen und erwartete nichts anderes, als daß er in der Wildnis würde sterben müssen. So lag er da wie ein Verzweifelter, der lieber tot gewesen wäre, als länger gelebt hätte.

So wie es Tag wurde, stand er auf und ging notdürftig vorwärts, konnte aber niemand sehen noch hören. Da kam er an einen Baum, auf welchem schöne rote Äpfel hingen. Nun hungerte ihn sehr, und in der Not warf er einen Stein nach dem Baum, daß zwei große Äpfel herabfielen, die aß er behende. Aber kaum hatte er sie gegessen, siehe, da wuchsen ihm zwei große Hörner, wie eine Ziege hat. Er lief mit den Hörnern wider die Bäume und wollte sie abstoßen, aber es war alles vergebens. Deswegen schrie er mit lauter Stimme: „O ich armer, elender Mensch, wie kommts, daß so viele Leute auf der Welt sind und doch niemand hier ist, der mir helfe, daß ich wieder zu Menschen kommen könnte! O allmächtiger Gott, komm Du mir in meinen großen Nöten zu Hilfe!"

Wie er so jämmerlich schrie, hörte ihn ein Einsiedler, der wohl schon dreißig Jahre in dieser Wildnis gewohnt und seither keinen Menschen gesehen hatte. Der ging dem Geschrei nach, kam zu Andolosia und sprach: „Du armer Mensch, wer hat Dich hergebracht, oder was suchst Du in dieser Einsamkeit?" — „Lieber Bruder," antwortete jener, „mir ist wohl leid, daß ich hergekommen bin!" Der Bruder aber sprach: „Ich habe in dreißig Jahren keinen Menschen gesehen noch gehört; ich wollte, Du wärest auch nicht hierher gekommen." Andolosia war halb ohnmächtig; er fragte den Waldbruder, ob er nichts zu essen hätte. Der Einsiedler führte ihn in seine Klause, aber da war weder Brot noch Wein, er hatte gar nichts als Obst und Wasser, davon lebte er. Das war keine Speise für Andolosia. Jener aber sprach zu ihm: „Ich will Dich an einen Ort weisen, wo Du Speise und Trank genug findest." Bald darauf fragte Andolosia: „Lieber Bruder, was soll ich denn mit den Hörnern anfangen, die ich habe? Man wird mich für ein Meerwunder ansehen!" Der Einsiedler aber führte ihn wenige Schritte Wegs von seiner Klause, brach von einem andern Baum zwei Äpfel und sprach: „Lieber Sohn, nimm hin und iß diese!" Sobald Andolosia die Äpfel gegessen, waren die

Hörner gänzlich verschwunden. Als er dies sah, fragte er, wie es denn gekommen, daß er so schnell Hörner gekriegt und ihrer so schnell wieder los geworden sei. Da sprach der Bruder: „Der Schöpfer, welcher Himmel und Erde geschaffen und alles, was darin ist, hat auch diese Bäume gemacht und ihnen die Natur gegeben, daß sie solche Frucht bringen müssen, und ihres gleichen ist auf der ganzen Erde nicht; sie wachsen nur in dieser Wildnis." — „O lieber Bruder," sagte Andolosia, „erlaubt mir, daß ich einen und den andern von diesen Äpfeln mit mir nehmen und hinwegtragen darf!" Der Waldbruder erwiderte: „Lieber Sohn, nimm Dir, soviel Dir beliebig ist; frage mich nicht, sie sind nicht mein, ich habe gar nichts eigenes denn meine arme Seele; wenn ich diese dem Schöpfer, der sie mir gegeben hat, wieder überantworten kann, so habe ich wohl gestritten in dieser Welt. Ich kann an Dir wohl merken, daß Dein Sinn und Gemüt schwer beladen und mit zeitlichen und vergänglichen Sachen umfangen ist; schlage sie aus und kehre Dich zu Gott; es ist ein großer Verlust um eine kleine Wollust, die einer an diesem vergänglichen Leben hat!"

Diese Worte des heiligen Mannes gingen Andolosia gar nicht zu Herzen; er dachte nur an seinen großen Schaden, und pflückte mehrere Äpfel, welche Hörner wachsen machten, und auch etliche, von welchen sie vergingen. Dann sprach er zu dem Bruder: „Jetzt weiset mich auf den Weg zu Menschenkindern." Da führte ihn der Einsiedler auf einen Pfad und sagte: „Gehet gerade vorwärts, so kommt Ihr zu einem Dorfe, wo Ihr zu essen und zu trinken findet!" Er dankte dem Einsiedler von Herzen, beurlaubte sich von ihm und kam zu dem Dorfe. Dort aß und trank er und gelangte wieder zu Kräften. Dann fragte er nach dem Wege gen London in England; aber es wurde ihm gesagt, daß er noch in Hibernien oder Irland sei; er müßte erst nach Schottland hinüber, dann weit zu Lande reisen, dann käme erst England, und es sei noch gar weit von der Grenze bis London.

Als Andolosia hörte, daß er so ferne von der Stadt London war, wurde er unmutig, daß er so lang unterwegs sein sollte; er fürchtete, die Äpfel möchten Schaden leiden. Da nun die Leute merkten, daß er gern bald nach London gekommen wäre, zeigten sie ihm eine große Stadt, die ein Seehafen war, wohin Schiffe aus England, Flandern und Schottland kämen. Er machte sich auf der Stelle nach der Stadt auf; daselbst fand er ein Schiff, das nach London fuhr, und kam schnell und mit gutem Glücke hin. Zu London ließ er sich ein Auge verkleistern und setzte falsches Haar auf, so daß er ganz unkenntlich ward. Dann nahm er ein Tischlein und setzte sich vor die Kirche, wieder an die Seite, von der er wußte, daß Agrippina, die junge Fürstin, herbeikommen würde. Da legte er die Äpfel auf ein schönes weißes Tuch und rief: „Wer kauft Äpfel aus Damaskus!" und wenn ihn jemand fragte, wie teuer er einen gebe, so sagte er: Um drei Kronen!" Da ging jedermann vorüber, und es wäre ihm auch leid gewesen, wenn sie jemand gekauft hätte.

Indem kommt die Königin mit ihren Jungfrauen und Dienern, auch ihrer Kammermeisterin. Da ruft er abermals: „Kauft Äpfel aus Damaskus!" Die Prinzessin fragte: „Wie giebst Du einen?" Er sagte: „Um drei Kronen!" — „Was haben sie doch für eine Kraft, daß Du sie so teuer bietest?" fragte sie. „Sie geben einem Menschen Schönheit," sagte er, „und helle Vernunft!" Als die junge Königstochter dies hörte, befahl sie ihrer Kammermeisterin, zwei zu kaufen. Darauf legte Andolosia seinen Kram wieder zusammen, denn niemand wollte ihm mehr abkaufen.

Sobald die Prinzessin heimgekommen war, wartete sie nicht lange, sondern aß die zwei Äpfel. Aber sobald sie sie gegessen hatte, von Stund an wuchsen ihr zwei große Hörner, unter heftigem Kopfweh, so daß sie sich auf ihr Bett legen mußte. Als die Hörner geschossen waren, ließ der Schmerz nach, sie stand auf und trat vor einen Spiegel. Da sie nun sah, daß sie so ungestalt war und zwei hohe Hörner hatte, faßte sie dieselben mit beiden Händen und wollte sie herunter reißen. Da dies aber nicht ging, rief sie zwei edle Jungfrauen vom Hofe. Wie diese ihre Herrin so sahen, entfernten sie sich und gesegneten sich, als ob sie der böse Geist wäre. Die Prinzessin aber war so erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Jene sprachen: „O gnädigste Frau, wie ist das ergangen, daß Eure adelige Person solche Mißgestalt empfangen hat?" Sie antwortete ihnen, daß sie es nicht wüßte; es sei wohl eine Plage von Gott. „Oder aber," sagte sie, „es kommt von den Äpfeln aus Damaskus, die mir der ungetreue Krämer zu kaufen gegeben hat. Nun helfet und ratet, ob ihr mich nicht der Hörner entledigen könnt!" Die jungen Mägdlein zogen nach Leibeskräften daran, und Agrippina litt es geduldig; es half aber nichts. Darüber wurde sie je länger je mehr bekümmert und sprach: „Ich elende Kreatur, was nützt es mir nun, daß ich eine Königstochter bin und die reichste Jungfrau, die auf Erden lebt; daß ich den Preis der Schönheit vor andern Weibern habe? Sehe ich doch jetzt einem unvernünftigen Tiere gleich. Wehe, daß ich geboren ward! Kann mir niemand von meiner Mißgestalt helfen, so will ich mich selbst in der Themse ertränken!" Eine ihrer obersten Jungfrauen tröstete sie und sprach: „Gnädigste Prinzessin, Ihr sollt nicht so verzagen. Habt Ihr die Hörner können bekommen, so müssen sie auch wieder verschwinden können! Schicket darum nach hochgelehrten Ärzten; es kann sein, die wissen und finden es geschrieben, aus welcher Ursache solches Gewächs entspringe und womit es vertrieben werden mag."

Diese Rede gefiel der Prinzessin wohl, sie sprach: „Saget nur niemand davon, und wenn jemand nach mir fragt, so saget, ich sei nicht wohl. Auch sollt Ihr niemand zu mir lassen als die alte Kammermagd." Dann ließ sie eine besondere Umfrage bei den Ärzten thun und legte ihnen den Fall vor, daß einer Verwandten und Freundin der Prinzessin zwei Hörner gewachsen seien; ob diese zu vertreiben wären oder nicht? Die Ärzte, die dies hörten, nahm es groß wunder, daß einem Menschen Hörner wachsen [illegible]

jeder begehrte mit großer Neugierde die Person zu sehen. Die alte Kammermeisterin aber, die zu den Ärzten gesendet war, sprach: „Ihr könnet die Frau nicht sehen, es wäre denn, daß Ihr zu helfen wisset. Wer das kann, dem soll wohl gelohnet werden.“ Aber ihrer keiner war so beherzt, daß er es unternommen hätte, die Hörner zu vertreiben. Denn sie hatten nie etwas der Art gehört, gelesen oder gesehen. Als die Ärzte auf diese Weise die Sache ganz abschlugen, wurde die Botin verdrießlich und machte sich auf den Rückweg nach dem Hofe.

Unterwegs begegnet ihr Andolosia, der hatte sich als ein Doktor angekleidet, mit einem roten Scharlachrocke und einem großen roten Barett, auch hatte er sich durch eine große Nase entstellt. „Liebe Schaffnerin,“ sprach er zu ihr, „ich sehe, daß Ihr in drei Doktors-Häuser gegangen seid. Habt Ihr ein Anliegen, so gebt mirs zu erkennen, denn ich bin auch ein Doktor in der Arzneikunde: es müßte gar ein fremdes großes Gebrechen sein, daß ich es mit Gottes Hilfe nicht zu vertreiben und den Menschen wieder gesund zu machen wüßte.“ Die Hofmeisterin dachte, Gott sei es, der ihr den Doktor zugewiesen habe, fing an und sagte ihm, daß einer namhaften Person das Unglück begegnet sei, zwei lange Hörner zu bekommen, die ihr aus dem Kopf herausgewachsen, Ziegenhörnern gleich. „Wisset Ihr der Person zu helfen,“ sprach sie, „so wird Euch wohl gelohnt werden; denn sie hat an Geld und Gut keinen Mangel.“ Der Doktor fing an ganz freundlich zu lächeln und sprach: „Die Sache kenne ich, verstehe auch die Kunst, Hörner ohne alles Weh zu vertreiben; — aber Geld kostet es. Ich weiß nämlich auch die Ursache, woher diese Hörner entspringen.“ — „Lieber Herr Doktor,“ fragte die alte Kämmrerin, „woher kommt dies wunderliche Gewächs?“ Der Doktor antwortete: „Es kommt daher, wenn ein Mensch dem andern große Untreue thut und sich solcher Bosheit erfreut, diese Freude aber nicht öffentlich äußern darf. Dann muß es auf einem andern Wege ausbrechen, und ein solcher Mensch hat von Glück zu sagen, wenn es sich auf diese Weise nach oben ausstößt. Wäre es der Frau nicht ausgebrochen, so hätte sie sterben müssen; die Hörner wären nach innen gewachsen und hätten ihr das Herz abgestoßen. Es ist noch nicht zwei Jahre, daß ich an des Königs von Hispanien Hofe war, da hatte ein mächtiger Graf eine schöne Tochter von ganz zarter Komplexion, der waren zwei große Hörner geschossen, die ich ihr gänzlich vertrieben habe.“

Als die Hofmeisterin die Rede von dem Doktor vernommen hatte, fragte sie ihn, wo er wohne; sie wolle bald wieder zu ihm kommen. „Ich habe noch kein Haus bestanden,“ erwiderte er, „ich bin erst seit drei Tagen hergekommen und wohne in der Herberge zum Schwan, dort möget Ihr nachfragen. Man nennt mich nur den Doktor mit der langen Nase, und wiewohl ich einen andern Namen habe, so kennt man mich doch am besten unter diesem.“ —

Mit unaussprechlicher Freude ging die Hofmeisterin zu ihrer betrübten

Fürstin nach Hause. „Gnädigste Frau," rief sie ihr entgegen, „seid fröhlich und wohlgemut; Eure Sache wird sich bald zum besten wenden!" Dann erzählte sie ihr, wie die drei Doktors sie ungetröstet hätten gehen lassen; darnach aber hätte sie einen gefunden, der habe sie wohl getröstet. Damit sagte sie ihr alle Dinge, die der Doktor mit ihr geredet, und wie er ihr zu helfen wisse, und wie er auch einer Gräfin geholfen habe. „Er hat mir auch gesagt," sprach die alte Kammermeisterin, „aus welcher Ursache solche Hörner entspringen; und ich mags ihm wohl glauben!"

Die traurige Prinzessin lag auf dem Bett und sprach zu der Hofmeisterin: „Warum hast Du den Doktor nicht gleich mit Dir hergebracht? Du weißt ja, daß ich je eher je lieber der Hörner los wäre! Geh wieder bald und führ mir ihn her; sag ihm, daß er alles mitbringen soll, was zur Sache gehört, und ja nichts spare; bring ihm auch die hundert Kronen da, und bedarf er mehr, so gieb ihm, so viel er von Dir begehrt!" Die Hofmeisterin that alles dies, ging hin zu dem Doktor und sprach zu ihm: „Nun brauchet Euren Fleiß; denn zu der Person, zu der ich Euch führen will, könnet Ihr nur bei nächtlicher Weile kommen, und dürfet auch niemand davon sagen; denn ihre eignen Eltern wissen es nicht." Der Doktor sprach: „Was dies betrifft, so seid ruhig, von mir soll es nicht auskommen; ich will mit Euch gehen, nur muß ich vorher in die Apotheke und kaufen, was zu der Operation von nöten sein wird. Darum möget Ihr meiner hier harren, oder in zwei Stunden wieder kommen." So ging der Doktor mit der großen ungestalten Nase in eine Apotheke; dort ließ er sich einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber überziehen, fügte wohlschmeckende Dinge hinzu, kaufte auch in eine Büchse ein wenig wohlschmeckende Salbe, nahm guten Bisam zu sich und kam wieder zu der Hofmeisterin, die sein auf der Straße wartete. Diese führte ihn bei Nacht zu der Prinzessin.

Agrippina lag auf ihrem Bette hinter den Umhängen und empfing ihn gar ohnmächtiglich, als ob sie nicht bei Kräften wäre. Der Doktor sprach: „Gnädige Frau, seid getrost, mit Gottes und meiner Kunst Hilfe soll Eure Sache bald gut werden. Nur richtet Euch auf und lasset mich Euren Schaden sehen und anfühlen, so kann ich Euch um so besser helfen!" Agrippina schämte sich sehr, daß sie die Hörner sehen lassen sollte. Doch setzte sie sich aufrecht im Bette hin. Der Doktor rührte die Hörner keck an und sprach: „Man muß um jedes Horn ein Säcklein aus einem warmen Pelz von einer Affenhaut binden, die will ich dann salben, und so muß man die Hörner fein warm halten." Alsbald bestellte die Kammermeisterin, daß ein alter Affe am Hof abgeschlachtet und die Haut gebracht würde; da wurden die zwei Säcklein nach des Arztes Rat gemacht. Dann fing dieser an, die Hörner mit dem Affenschmalz zu salben, zog ihr die pelzenen Säcklein über und sprach: „Gnädige Frau, was ich jetzo den Hörnern gethan habe, das wird sie bald lind machen; sie müssen aber auch durch innerliche Mittel vertrieben werden; des-

wegen habe ich eine Latwerge mitgebracht, die werdet Ihr essen und ein Schläflein darauf thun; so werdet Ihr gewahr werden, daß die Sache sich gar bald zur Besserung schicken wird." Agrippina that wie eine Kranke, die gerne genesen wäre. Was ihr der Doktor gab, war jener halbe Apfel, der die Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben. Die Beimischung aber wirkte in ihrem Leibe wie bei andern Kranken. Als sie nun wieder in ihrem Bette war, sprach der Doktor: „Lasset uns sehen, ob die Arznei schon gearbeitet habe;" und griff nach dem Ende der Hörner, an die Pelzsäcklein; da waren jene um ein Vierteil geschwunden. Agrippina war den Hörnern so feind, daß sie dieselben nicht angreifen mochte; doch als man ihr sagte, wie sie geschwunden wären, griff sie daran und fand wirklich, daß sie kleiner geworden waren. Darüber freute sie sich sehr und bat den Doktor, eifrig fortzufahren. „Noch heute Nacht komme ich wieder," sagte er, „und bringe, was not thut." Er beurlaubte sich und ging in die Apotheke, ließ wieder einen halben Apfel überziehen und ihm einen andern Geschmack geben; diesen brachte er bei Nacht der Prinzessin, salbte ihr die Hörner, ließ die Säcklein kleiner machen, daß sie recht anliegend wurden, und gab ihr den Apfel, worauf sie einschlief. Als sie wieder aufwachte, wurden die Hörner besehen; da waren sie abermals geschwunden und beinahe hinweggegangen. Hatte sie sich vorher gefreut, so war sie jetzt noch viel froher, und bat den Doktor, nicht abzulassen, sie wollte ihm seine Arbeit gut belohnen. Er versicherte, das beste thun zu wollen, und wie er die zwei Nächte gethan hatte, so that er auch die dritte.

Während sie nun schlief und er bei ihr saß, da dachte er: „Zwei oder dreitausend Kronen wären für einen andern Arzt ein großer Lohn, und doch ist es für gar nichts zu schätzen gegen das, was sie von mir hat. Darum, ehe ich ihr die Hörner vertreibe, will ich anders mit ihr reden und ihr meine Meinung ehrlich sagen; will sie es nicht thun, so irret sie sich, wenn sie glaubt, ich werde ihr die Hörner vertreiben. Dann will ich ihr eine Latwerge machen, daß sie ihr wieder so lang werden, wie zuvor; und alsdann will ich gen Flandern fahren und ihr entbieten, wenn sie die Hörner los werden wolle, so soll sie zu mir kommen und mitbringen, was ich von ihr verlange, nämlich mein Wünschhütlein und überdies mir alle Jahre so viel geben, daß ich einem Herrn gleich leben kann." Während er dies dachte, kam die Hofmeisterin mit einem Licht und wollte sehen, was die Prinzessin mache. Da schlief sie. Der Doktor hatte sein Barett abgezogen, da entfiel es ihm. Wie er sich nun bückte und dasselbe aufheben will, sieht er vorn unter der Bettstatt das Wünschhütlein auf der Erde liegen, auf das niemand acht hatte, weil niemand seine Tugend kannte. Die Fürstin wußte auch nicht, daß sie durch die Kraft des *Hütleins* wieder heimgekommen sei, sonst würde sie es an einen andern Nagel *gehenkt* haben. Auf der Stelle schickte der Doktor die Kammermeisterin nach

einer Arzneibüchse, und während sie diese holte, hub er das Hütlein im Augenblick auf, behielt es unter seinem Rock und dachte: „Nun könnte mir der Seckel auch werden!“ Indem erwachte die Prinzessin und richtete sich auf. Der Doktor zog ihr die Säcklein von den Hörnern, da waren sie ganz klein, worüber die Prinzessin große Freude empfand. Die Kammermeisterin sagte: „Es ist noch um eine Nacht zu thun, so seid Ihr genesen, dann werden wir auch den mißgeschaffenen Doktor los, mit seiner häßlichen Nase; der könnte einem alle Männer entleiden!“

Weil nun der Doktor das Hütlein hatte, dachte er, es wäre Zeit, mit Agrippina zu reden, und ließ die Worte fallen: „Gnädige Frau, Ihr sehet wohl, wie sehr sich Eure Sache gebessert hat. Nun kommt es hauptsächlich darauf an, die Hörner aus der Hirnschale zu treiben, dazu gehören köstliche Sachen, und wenn ich diese hier nicht finde, so muß ich selbst reisen oder einen Doktor darnach senden, der sich auf die Sache versteht, darauf geht aber viel Geld, auch möchte ich gerne wissen, was Ihr mir zu Lohne geben wollet, wenn Ihr der Hörner ganz ledig werdet und Euer Kopf so glatt wird, als er je gewesen ist.“ Die Prinzessin sprach: „Ich finde wohl, daß Eure Kunst die rechte ist; ich bitte Euch, helfet mir und sparet kein Geld!“ Der Doktor sprach: „Ihr sagt mir wohl, ich soll kein Geld sparen! Wenn ich aber keins habe?“ Agrippina war karg, wiewohl sie den Seckel hatte, der nicht zu erschöpfen war; sie ging gemachsam über die Truhe, die bei ihrer Bettlade stand, und in der ihre liebsten Kleinode und auch der Seckel war, an einen starken Gürtel gebunden; den gürtete sie um den Leib und ging zuvor zu einem Tische, der an einem schönen Fenster stand. Hier fing sie an zu zählen, und als sie bei dreihundert Kronen gezählt hatte, suchte der Doktor unter seinem Rock, als wenn er einen Beutel hervorholen wollte, darein er das Geld thun könnte; that mit der einen Hand, als wenn er das Geld fassen wollte, mit der andern aber, die er im Rock hatte, erwischte er das Hütlein, warf das Barett von sich und setzte das Wünschhütlein auf den Kopf. Dann faßte er die Prinzessin und wünschte sich mit ihr in einen wilden Wald, wo keine Leute wären, und wie er solches wünschte, so geschah es von Stund an, durch die Kraft des Hütleins.

Als Agrippina hinweggeführt war, lief die alte Kammermeisterin zu der Königin und erzählte ihr den Vorfall. Die Königin erschrak; doch dachte sie: „Wie meine Tochter das letztemal bald wieder gekommen, so wird es wohl jetzt auch geschehen. Überdies hat sie ja den Seckel mit sich genommen, so daß sie jedermann genug lohnen kann, daß man ihr wieder heim hilft!“ So warteten sie den Tag und die Nacht. Als sie aber nicht wieder kam, fiel es der Königin auf ihr Mutterherz, daß sie um ihre schöne Tochter sollte so elendiglich gekommen sein; sie ging daher mit trauriger Gebärde zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, wie alles ergangen, und wie der Doktor die Jungfrau hinweggeführt habe. Der König sprach: „Ja freilich, das ist ein weiser Doktor,

der kann mehr als andere Doktores; es ist niemand anders als Andolosia, welchen Ihr so fälschlich betrogen habt! Ich hätte mir wohl denken können, wenn ihm der Himmel solches Glück verliehen hat, daß er ihm auch Weisheit verliehen haben werde. Das Glück will einmal, daß er den Seckel habe und sonst niemand! hätte das Glück es anders gewollt, so hätte ich oder sonst einer auch einen solchen Seckel. Viele Leute sind in England und ist nur ein König darunter, das bin ich, weil solches mir von Gott und dem Glücke verliehen ist. Und ebenso ist es dem Andalosia allein verliehen, einen solchen Seckel zu haben und sonst niemand. Hätten wir nur unsere Tochter wieder!" Die Königin sagte: „Herr! sendet doch Boten aus, ob man sie nicht irgendwo erhaschen möchte, damit sie nicht in Armut und Elend komme." — „Boten sende ich keine aus," erwiderte der König, „denn es wäre eine Schande für uns, wenn es ruchbar würde, daß wir sie nicht besser versorgt hätten!"

Als Andolosia mit Agrippina in der wilden Wüste allein war, warf er den Doktorsrock gar untugendlich vor sich nieder, zog die häßliche Nase ab, und trat gleich vor die schöne Agrippina. Diese erkannte ihn auf der Stelle, und erschrack also, daß sie kein Wort vorbringen konnte, denn er hatte die Augen im Kopfe verdreht, machte ein zornig Gesicht und gebärdete sich, als würde er sie alsbald umbringen. Auch zog er ein Messer hervor und schnitt ihr den Gürtel vom Leib, riß sein Wams auf und steckte den Seckel an den Ort, wo er ihn vorher gehabt hatte. Das alles sah die arme Jungfrau; vor Not und Angst erzitterte ihr schöner Leib wie ein Lindenlaub, mit dem der Wind spielt. Andolosia aber fing aus großem Zorn zu reden an und sprach: „Du falsches, ungetreues Weib; jetzt bist du mir zu teil geworden; jetzt will ich mit Dir die Treue teilen, wie Du sie mit mir geteilt hast, als Du mir den Seckel abtrenntest und einen tugendlosen an die alte Stelle setztest. Du siehst, daß ich jetzt den rechten wieder an der alten Stelle habe. Jetzt helfe und rate Dir Deine Mutter und Deine alte Kammermeisterin und heiße Dich mir ein gut Getränke geben, damit Du mich betrügest. Ja, und wären jene Unholdinnen beide bei Dir, alle ihre Kunst verhülfe ihnen doch nicht zu dem Seckel. O Agrippina, wie konntest Du es übers Herz bringen, mir solche Untreue zu erzeigen, da ich Dir so treu war! Ich hätte mein Herz und meine Seele, Leib und Gut mit Dir geteilt! Wie mochtest Du einen so tapfern Ritter, der alle Tage Dir zu Ehren turnierte und alles männliche Ritterspiel trieb, in so großes Elend bringen, ohne Erbarmen mit ihm zu haben. Ja der König und die Königin haben mit mir ihren Fastnachtsschimpf getrieben; das hat mein Herz noch nicht vergessen. Hätte ich mich aus Verzweiflung erhenkt, so wärest Du die Ursache gewesen, daß ich um Seele und Leib gekommen wäre. Nun sprich Dir selbst Dein Urteil; ist es nicht billig, daß ich mit Dir dasselbe Erbarmen habe, das Du mit mir gehabt hast?"

Agrippina war voll Schrecken und wußte nicht, was sie sagen sollte; sie sah gen Himmel auf und fing endlich mit bangem Herzen zu reden an: „O tugendreicher, strenger Ritter Andolosia! Ich bekenne, daß ich übel und unedel an Euch gehandelt habe; ich bitte Euch, wollten den Unverstand und Leichtsinn ansehen, der von Natur mehr den Weibern, jungen und alten, als dem männlichen Geschlechte eigen ist; wollet mir die Sache nicht zum schlimmsten kehren; und Euren Zorn nicht an einer armen Tochter auslassen; thut Gutes für Übels, wie sich für einen ehrsamen Ritter geziemt." Doch jener sprach: „Nein, der Schaden ist noch zu frisch in meinem Herzen, als daß ich Dich ungewitzigt lassen könnte." Sie antwortete: „Ach, Andolosia, bedenket doch, was würde man von Euch sagen, wenn Ihr ein armes Weib, die mit Euch als Eure Gefangene in der Wildnis ist, bestrafen wolltet; das würde ein Flecken an Eurer strengen Ritterschaft sein!" Andolosia sprach: „Wohlan, ich will meinem Zorn widerstehen und gebe Dir mein Ritterwort, daß ich Dich nicht verletzen will; aber ein Zeichen hast Du noch von mir, das mußt Du, so viel an mir liegt, bis in Dein Grab behalten, damit Du meiner eingedenk seiest!" Agrippina hatte bisher in solcher Angst um ihr Leben geschwebt, daß sie die Hörner, die ihr noch auf dem Kopfe standen, ganz vergessen hatte. Jetzt, als Andolosia sie der Sorge für ihr Leben enthoben hatte, kam sie wieder zu sich und sprach: „O wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig und in meines Vaters Palast wäre!" Als Andolosia sie so wünschen hörte, lief er heran und zog das Wünschhütlein an sich, das nicht ferne von ihr auf der Erde lag. Denn hätte sie es aufgehabt, so wäre sie abermals heimgekommen. Er nahm das Hütlein und knüpfte es fest an seinen Gürtel. So konnte Agrippina wohl merken, daß sie das erstemal durch die Kraft des Hütchens gerettet worden war. Mit Seufzen dachte sie: „Nun hast Du die beiden Kleinode in Deiner Gewalt gehabt und nicht behalten können!" Doch durfte sie Andolosia ihren Zorn nicht merken lassen, sondern sie fing wieder an ihn freundlich zu bitten, daß er sie der Hörner ganz entledigen und zu ihrem Vater bringen möchte. Er sprach aber kurzweg: „Du mußt die Hörner haben, dieweil Du lebest! Aber ich will Dich gerne so nahe an Deines Vaters Palast führen, daß Du ihn sehen kannst. Hinein jedoch komme ich nicht mehr!" Sie bat ihn zum andern und zum drittenmal; es half aber alles nicht.

Als Agrippina sah, daß kein Bitten bei Andalosia fruchtete, sprach sie: „Muß ich denn meine Hörner haben und so mißgestaltet bleiben, so begehre ich auch nicht, wieder nach England zurückzukehren, sondern ich wünsche, daß mich kein Mensch wieder sehe, selbst Vater und Mutter nicht. Darum führet mich an einen fremden Ort, wo mich kein Mensch erkenne." — Andolosia aber sagte: „Dir wäre nirgends besser denn bei Vater und Mutter." Aber dies wollte sie nicht und sprach: „Führet mich in ein Kloster, daß ich von

der Welt geschieden sei.“ Da fragte er: „Begehrst Du das, und ist Dir die Rede ernst?“ Sie antwortete: „Ja!“ So rüstete er sich und führte sie gen Hibernien, ganz nahe ans Ende der Welt, nicht weit von Sankt Patricius Fegfeuer, in ein großes und schönes Frauenkloster, in welchem nichts als Edelfrauen sind; hier ließ er sie auf offenem Felde sitzen, ging ins Kloster zu der Äbtissin, und sagte zu ihr: „Er habe eine edle und ehrsame Tochter mitgebracht, die schön und gesund sei, außer daß ihr etwas an dem Kopfe angewachsen sei, dessen sie sich schäme und weswegen sie nicht bei ihren Freunden bleiben wolle. „Sie begehrte an einem Orte zu sein,“ sprach er, „wo sie nicht bekannt wäre; wolltet ihr sie aufnehmen, so würde ich Euch die Pfründe dreifach bezahlen.“ Hierauf erwiderte die Äbtissin: „Wer die Pfründe haben will, der muß zweihundert Kronen darum geben; denn ich halte einer jeden Pfründnerin eine Magd und gebe ihnen, was sie bedürfen. Wollet ihr nun wirklich die Pfründe dreifach bezahlen, so bringet mir die Tochter her!“

Andolosia ging hin und brachte Agrippina herbei. Die Äbtissin empfing sie und die Fürstin dankte ihr gar züchtiglich; sie neigte sich so schön, daß die Äbtissin wohl sah, daß sie von edlem Stamm geboren wäre; auch ihre Gestalt gefiel ihr wohl; es erbarmte sie, daß eine so wohlgestaltete Tochter so verfluchte Hörner auf dem Haupte haben sollte. Sie sprach daher: „Agrippina, begehrest Du hier in diesem Kloster Deine Wohnung aufzuschlagen?“ Sie antwortete gar demütig: „Ja, gnädige Frau Äbtissin!“ Darauf sprach diese: „So wirst Du mir gehorsam sein zur Mette und zu allen Zeiten in das Chor gehen und lernen, was Du kannst?“ Agrippina antwortete: „Was Eures ehrsamen Klosters Sitte, Gewohnheit und altes Herkommen ist, soll von mir alles gewissenhaft beobachtet werden.“ So zählte Andolosia der Äbtissin sechshundert Kronen dar und bat sie, sich die Jungfrau anempfohlen sein zu lassen. Diese sagte willig zu, denn sie war froh, so viel baren Geldes empfangen zu haben.

Andolosia nahm alsald Urlaub von der Äbtissin; und diese sprach zu Agrippina: „Gehe Kind und gieb Deinem Freunde das Geleit.“ So ging sie mit ihm hinaus, und als sie an die Pforte kamen, sagte er zu ihr: „Nun segne Dich Gott; Er erhalte Dich gesund und lasse Dich in diesem Kloster die ewige Freude erwerben!“ Sie sprach A m e n; dann aber fing sie jämmerlich an zu weinen und sagte unter Schluchzen: „O strenger Ritter, denket doch mein in kurzer Zeit und erlediget mich; denn so lange ich die Hörner habe, bin ich weder tauglich der Welt noch Gott zu dienen!“ Dem Andolosia gingen die Worte wohl zu Herzen; doch gab er ihr keine Antwort, als daß er sagte: „Was Gott will, das geschehe!“ und ging damit seine Straße. Agrippina schloß betrübt die Pforte zu und kehrte zu der Äbtissin zurück: diese räumte ihr eine Kammer ein und eine Magd, ihr zu dienen. In dieser Zelle war die Jungfrau fast immer allein und diente Gott so gut sie konnte, wiewohl ihr Gemüt nicht bei dem Gebete war.

Als der Ritter von Agrippina geschieden war, fühlte er sich gar fröhlich, setzte sein Hütlein auf und wünschte sich von einem Lande zum andern, bis er gen Brügge in Flandern kam. Hier erholte er sich in fröhlicher Gesellschaft von seinen Drangsalen und rüstete sich wieder recht kostbar zu; er kaufte vierzig schöne Pferde, dingte viel guter Knechte, kleidete die alle in eine Farbe und fing wieder an Ritterspiel zu treiben; er fuhr nach Deutschland und besah die schönen Städte, die im römischen Reiche liegen. Dann eilte er nach Venedig, Florenz und Genua. In allen drei Städten sandte er nach den Kaufleuten, denen er die Kleinode weggenommen hatte, und bezahlte sie alle bar. Darnach setzte er sich mit Pferden und Knechten in ein Schiff, und fuhr mit Freuden wieder nach Hause gen Famagusta zu seinem Bruder.

Wie Ampedo seinen Bruder so herrlich daherreiten sah, gefiel es ihm gar wohl. Und als sie mit einander in Freude getafelt hatten, nahm er seinen Bruder Andolosia, führte ihn in eine Kammer und fragte ihn, wie es gegangen wäre. Da erzählte ihm dieser alle Umstände, wie er zu dem Verluste des Seckels auch noch um das Hütlein gekommen sei. Ampedo erschrack so sehr, daß ihm die Sinne schwanden, ehe sein Bruder ausgesprochen hatte. Dieser brachte ihn aber wieder zur Besinnung und erzählte ihm dann weiter, wie er durch List wieder in den Besitz beider Kleinode gekommen sei. „Darum sei nicht traurig, Bruder,“ sagte er und band den Seckel vom Wamse ab, zog das Hütlein aus seinem Kleidersack, legte ihm beide vor und sprach: „Lieber Bruder, nun nimm die Kleinode beide und laß Dir damit wohl sein; habe Deine Freude damit nach Herzenslust; ich will es Dir von ganzem Herzen gönnen und nichts darein reden.“ Ampedo aber sprach: „Den Seckel begehre ich ganz und gar nicht. Ich sehe wohl, wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angst und Not haben: auch habe ich wohl gelesen, wie es unserm Vater löblichen Gedächtnisses gegangen ist.“ Als Andolosia diese Worte hörte, war er des Seckels gar froh und dachte: „Ich will ihm von meinem andern Unglück lieber gar nichts sagen, sonst möchte er gar zu Tode erschrecken!“

Und nun fing er an einen guten Mut zu zeigen mit Stechen, Rennen und Tanzen. Als er sich aber eine Weile zu Famagusta aufgehalten, ritt er mit seinem Zeug zu dem Könige von Cypern, um auch hier Kurzweil zu haben. Daselbst wurde er von dem Fürsten und seinem Hofe gar wohl empfangen. Der König fragte ihn, wo er so lange gewesen wäre. Er erzählte ihm, wie viele Königreiche er durchfahren. Da erkundigte sich der König, ob er nicht auch kürzlich in England gewesen sei. „Ja, gnädigster König,“ sagte er, — „Der König von England,“ sprach der König von Cypern weiter, „hat eine schöne Tochter (ein einziges Kind, sie heißt Agrippina), die möchte ich meinem Sohne zur Gemahlin gönnen. Aber nun ist mir die Märe gekommen, daß die Tochter verloren gegangen sei. Sage mir, hast Du nichts von ihr gehört, ob das wahr sei, oder ob sie wieder gefunden worden ist?“ — „Gnädigster Herr,“ sagte Andolosia, „davon weiß ich Euren Gnaden wohl

zu sagen. Es ist wahr, er hat eine schöne Tochter, eine sehr schöne Tochter. Aber durch Schwarzkunst ist sie nach Hibernien versetzt worden, dort lebt sie in einem Frauenkloster, und ich habe mit ihr geredet vor kurzer Zeit." — „Wäre es nicht möglich, daß sie wieder zu ihrem Vater käme?" fragte der König; „ich bin alt und möchte meinen Sohn und mein Königreich gerne versehen, ehe denn ich sterbe." Darauf antwortete Andolosia: „Gnädiger Herr König, Euch und Eurem Sohn zu Liebe, der aller Ehren wohl wert ist, will ich in der Sache arbeiten und mit Gottes Hilfe die Königstochter bald wieder in ihres Vaters Palast schaffen." Der König bat ihn dringend, es zu thun und es sich Geld kosten zu lassen. Er wollte ihm und den Seinigen allen königlichen Dank zu erkennen geben. „Nun, gnädigster König," sagte Andolosia, „so rüstet eine ehrsame Botschaft aus und sendet sie vierzehn Tage nach mir ab. Gewiß findet diese die Jungfrau zu London in ihres Vaters Palast. Hat er sie Euch dann verheißen, so sendet er sie Euch redlich." Der König sprach: „Andolosia, guter Freund, so vollende Deine Sache, daß kein Fehl daran sei; ich will eine prächtige Gesandtschaft abschicken; mache Du nur, daß sie nicht vergebens sei!" „Habt keine Sorge," sprach Andolosia; „aber lasset Euren Sohn abkonterfeien, und sendet das Bild mit der Botschaft dahin. Ihr werdet sehen, der König und die Königin haben daran eine große Freude, und werden um so begieriger sein, ihre schöne Tochter einem so schmucken Jünglinge zu geben!"

Als der junge König vernahm, daß Andolosia ausgesendet werden sollte, für ihn um eine Gemahlin zu werben, verfügte er sich zu ihm und bat ihn aufs inständigste, recht ernstlich in der Sache zu wirken, damit er keine abschlägige Antwort erhielte, denn er hatte viel von der Schönheit und Vollkommenheit gehört, die an Agrippinen zu schauen wäre. Andolosia versprach es ihm willig, nahm Urlaub, ritt nach Famagusta zurück und bat seinen Bruder, ihm das Hütlein noch einmal leihen zu wollen; er werde bald wieder da sein. Ampedo war willig und ließ sich das Hütlein wieder nehmen. Seinem Zahlmeister aber befahl Andolosia, allen seinen Knechten gütlich zu thun; er selbst reise in die Fremde, wolle aber bald wieder kommen. Also nahm er das Hütlein und wünschte sich in die Wildnis, wo die Äpfel standen, wo denen die Hörner wuchsen und wieder verschwanden. Augenblicks war er dort und fand die Bäume voll schöner Äpfel stehen. Nun wußte er nicht mehr, welches der schädliche, welches der heilsame Baum war; er kam ungerne daran einen zu essen, und doch wollte er auch nicht ohne die Äpfel wieder davon. Endlich nahm und aß er einen Apfel von dem einem Baume, da wuchs ihm ein Horn; dann einen vom andern, da verschwand es wieder. Von diesem nun nahm er etliche und fuhr mit ihnen hinweg nach Irland vor das Kloster. Hier klopfte er an, ward eingelassen, ließ sich vor die Äbtissin führen und fragte nach Agrippina; denn er hätte etwas Heimliches mit ihr zu reden.

Die Äbtissin erkannte Andolosia beim ersten Gruße und sendete nach Agrippinen. Als diese kam, empfing sie den Ritter schlecht, denn sie wußte nicht, warum er gekommen war, und erschrak über seiner Erscheinung. Andolosia aber sagte: „Erlaubet, gnädige Frau, daß die Jungfrau ein weniges allein mit mir rede.“ Jene erlaubte es gerne; so ging er mit ihr an eine einsame Stelle, und sagte zu ihr: „Agrippina, sind Dir die Hörner noch ebenso zuwider, wie da ich von Dir schied?“ — „Ja,“ sprach sie, „und je länger, je mehr.“ — „Wohin stünde Dir Dein Sinn,“ fragte er, „wenn Du ihrer quitt und ledig wärest?“ — Sie sprach: „Wo sollte ich anders hin begehren, als nach London zu meinen herzlieben Eltern?“ — Darauf sprach Andolosia freundlich zu ihr: „Agrippina, Gott hat Dein Gebet erhört; was Du begehrst, wird Dir gewähret“; damit gab er ihr einen Apfel zu essen, hieß sie ein wenig ruhen und dann wieder aufstehen; da ward sie die Hörner ganz ledig.

Die Magd, die ihr zugegeben war, konnte ihr nun zum erstenmal die Locken flechten und das Haupt zieren; so geschmückt kam sie vor die Äbtissin, und da diese die Jungfrau so schön und schmuck sahe, rief sie den Frauen allen im Kloster, daß sie wundershalber die Novize sehen sollten, wie sie in kurzer Zeit also schön geworden und ihr die leidigen Hörner vergangen seien. Jedermann verwunderte sich. Da sprach Andolosia, der zugegen war: „Laßt es Euch nicht so groß wunder nehmen; Gott vermag alle Dinge; wem er wohl will, wider den mag niemand sein. Wisset, Agrippina ist eine Fürstin und von königlichem Stamme geboren. Ich werde sie jetzt ihrem Vater und ihrer Mutter wieder überantworten. Ehe ein Monat vergeht, wird sie an einen Königssohn vermählt und zwar an einen so schönen Jüngling, wie einer jetzt auf Erden nur leben mag.“

Hierauf zahlte Andolosia der Äbtissin hundert Kronen aus, die er ihr und ihren Klosterfrauen zu guter letzt hinterließ, dankte ihnen, daß sie Agrippinen so ehrlich gehalten; so dankte auch Agrippina gar züchtiglich; dann beurlaubten sie sich und verließen das Kloster. Sobald Andolosia ins Feld kam, rüstete er sich mit seinem Hütchen und führte die Prinzessin nach London vor des Königs Palast. Dann fuhr er selber wieder seine Straße, denn er scheuete den Palast, in welchem ihm so große Untreue widerfahren war, und kehrte nach Famagusta zu seinem Bruder und seinen Dienern zurück.

Der König und die Königin waren unglaublich froh, als sie Agrippinen wieder vor sich sahen, auch alle andere freuten sich mit großer Freude; es wurde ein herrliches Fest gegeben, daß die verlorne Tochter wieder gefunden war, und sie zierten die Prinzessin auf das allerköstlichste. Während sie nun so in Fröhlichkeit lebten, wurde dem Könige gemeldet, daß Boten kämen, vom

Könige von Cypern ausgesendet, mit großem Gefolge, ihn um die Hand der jungen Fürstin Agrippina für seinen Sohn zu bitten. Diese wurden aufs schönste empfangen, und als sie vier Tage in der Stadt gewesen, sandte der König nach ihnen. Da erschienen sie, köstlich angethan, jeder nach seinem Stande, ein Herzog, zween Grafen und viele Ritter und Knechte; die fingen an von der Heirat zu handeln. Als die Königin vernahm, daß man wegen Agrippinens fragte, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie ihre Tochter so fern vom Lande entlassen sollte und noch dazu sie einem geben, von dem man nicht wüßte, ob er hübsch oder häßlich wäre. Da langte eben die Botschaft wieder am Hofe an; sie kamen vor den König und begehrten auch bei der Königin vorgelassen zu werden. Und als sie vor sie kamen, zogen sie das Konterfei ihres jungen Königssohnes hervor und zeigten seine Gestalt. Wie der König seine Schönheit sah, fragte er, ob er auch wirklich so wäre. Da schwuren sie dem König und der Königin einen Eid, daß er noch viel schöner gestaltet sei, recht schlank und gerade und nicht älter denn vierundzwanzig Jahre. Das gefiel ihnen beiden gar wohl. Die Königin nahm das Bild und brachte es ihrer Tochter Agrippina; sie sagte ihr, wie man sie einem jungen Königssohn geben wolle, der noch viel hübscher sei, als sie hier seine Gestalt sehe, wie sie es ja auch früher von Andolosia gehört hätte. Agrippina glaubte dieser Versicherung und willigte ein. Als ihre Eltern dies vernommen, redeten sie mit den Boten aus Cypern weiter, und so wurde die Heirat ganz abgeschlossen.

Hierauf ließ der König viel Schiffe zurichten mit Leuten, Speisen und was dazu gehöret; die junge Prinzessin wurde mit köstlichen Gewanden und Kleinodien nach Ehren ausgerüstet, auch ihr ein schönes Gefolge von Frauen und Jungfrauen beigegeben; und als die Schiffe ganz bereit und geladen waren, nahm die junge Fürstin Abschied von dem König, ihrem Herrn Vater, und der Königin ihrer Frau Mutter, kniete vor ihnen mit großem Seufzen und weinenden Augen nieder und begehrte ihren Segen, da sie jetzt scheiden mußte. Da segnete sie der König und empfahl sie der ewigen Dreifaltigkeit, die sie vor allem Herzleid behüten und ihr alle Genüge verleihen wolle. Die Königin ihre Mutter konnte nicht gar mehreres sprechen, als nur weinend ihr Amen zu dem Wunsche sagen.

So erhub sich Agrippina und ging mit all ihrem Volk zu Schiffe. Jedermann war es leid, daß die schöne junge Prinzessin von ihnen scheiden sollte; sie aber fuhr in Gottes Namen dahin, und dieser verlieh ihr günstiges Wetter, so daß die Fahrt glücklich von statten ging und sie mit all ihrem Gefolge frisch und gesund nach Famagusta in Cypern gelangte. Dort hatte der König von Cypern eine Herzogin, vier Gräfinnen und viele edle Frauen aufgestellt, welche die junge Königin gar ehrenvoll empfingen. Köstliche Speisen und Getränke waren bereitet; man gab jedermann genug, Fremden wie Heimischen, und jung und alt war froh, daß ihrem jungen König eine so schöne Ge-

mahlin gekommen war. Da standen viel Rosse und Wagen in Bereitschaft, und jedermann wurde nach Ehren befördert. So kamen sie nach Medusia, wo der König Hof hielt, und wie köstlich der Empfang zu Famagusta auch gewesen war, so wurden sie doch daselbst noch zehnmal prächtiger aufgenommen. Denn der König hatte die edelsten und besten aus seinem ganzen Königreich hier versammelt, die alte Königin mit ihrem ganzen Frauenzimmer harrte ihrer auch, und endlich kam der junge König mit seinem Gefolge. Diesem dankte Agrippina inniglich, mit fröhlichem Angesicht und holdseligen Gebärden für den köstlichen Empfang. So ritten sie herrlich bis an den königlichen Palast, der aufs schönste gerüstet war. Hier begann erst recht das köstliche Leben. Alle Fürsten und Herren, die dem Scepter des Königs von Cypern gehorchten, kamen zierlich geritten und brachten köstliche Gaben dar, jeder nach seinem Vermögen. Die Hochzeit wurde begonnen und dauerte sechs Wochen und drei Tage, und jedermann hatte während dieser Zeit genug. Unter anderm schenkte Andolosia dem jungen Könige ein ganzes Schiff mit Malvasier und Muskateller Wein, der wurde getrunken, als ob es Apfelmost gewesen wäre; da war kein Mangel, so lange die Hochzeit währte.

Die Herren und Fürsten aber hielten während all dieser Zeit nichts denn Rennen und Turnier und andere derlei Kurzweil, und alle Abende gab man dem den Preis, der am Tage das beste gethan hatte, und geschah dieses beim Tanze: da setzte die junge Königin jedesmal dem Sieger ein Kränzlein auf. Um das warben alle, damit sie Ehre von der schönen Königin Agrippina erjageten. In diesem Turniere warb auch Andolosia und that in allen ritterlichen Spielen allweg das beste, so daß Frauen und Männer ihm oft den Preis zuerkannten. Als aber zuletzt derselbe wirklich erteilt werden und ihn billigerweise Andolosia davontragen sollte, da wurde er ehrenhalber dem Grafen Theodor von England gegeben. Andolosia achtete jedoch nicht darauf, sondern gönnte ihm die Ehre wohl. Doch sprach alles Volk: „Andolosia hätte es besser verdient.“ Das hörte auch Graf Theodor, und es verdroß ihn nicht wenig; ihn plagte der Neid; deswegen schloß er einen Bund mit dem Grafen von Limosi, der ein Raubschloß auf einer kleinen Insel hatte, nicht fern von Famagusta. Beide dachten darauf, wie sie dem Andolosia Schande zufügen, oder gar ihn umbringen könnten, damit sie ihn vom Hofe los wären und er nicht mehr den Grafen und Edelleuten gegenüber pochen könnte. Jeder verstand die Absicht des andern; sie machten einen gemeinschaftlichen Anschlag auf ihn und warteten nur, bis die Hochzeit zu Ende wäre.

Als nun die ganze Festlichkeit vorüber war und Andolosia heim gen Famagusta reiten wollte, hatten die beiden Grafen eine Schar bestellt; diese fing den Andolosia aus einem Hinterhalt, erstach ihm seine Diener alle und führte ihn selbst auf die Insel nach Limosi in ein festes Schloß, wo er wohl

gehütet wurde, so daß er nicht hoffen durfte zu entkommen. Zwar bot er seinen Wächtern großes Gut, wenn sie ihm von dannen hälfen; aber sie trauten ihm nicht und meinten, wenn er davon käme, so würde er ihnen nichts geben. Andolosia aber durfte ihnen den Seckel nicht zeigen, denn er fürchtete, sie nähmen ihn und hälfen ihm doch nicht. So war er in großen Nöten.

Inzwischen kam die Märe vor den König, daß Andolosias Diener alle erstochen seien und von ihm selbst niemand wisse, ob er tot oder lebendig sei, auch den Thäter nicht erraten könne. Denn die zwei Grafen, die es gethan hatten, ritten wieder an des Königs Hof und hielten sich stille, als ob sie nichts darum wüßten.

Jetzt kam auch zu Ampedo die Kunde, daß sein Bruder verloren gegangen sei. Auf der Stelle sandte er Boten zu dem König und ließ ihn bitten, ihm doch wieder zu seinem Bruder zu verhelfen. Der König versprach alles anzuwenden, um seinen Aufenthalt zu erfahren; werde er es inne, wo Andolosia festgehalten werde, so wolle er es sich kein Geld dauern lassen; ja, sollte es sein halbes Reich kosten, so müßte er ledig werden. Ampedo aber dachte, er sei um seinen Bruder gekommen wegen des Seckels, und nun würde auch er gemartert werden, damit er von dem Hütlein, das er besäße, Kunde geben müßte. „Nein das soll nimmermehr geschehen!“ sprach er bei sich selbst, und im Zorne nahm er das köstliche Hütlein, zerhackte es in Stücke, warf es in das Feuer und blieb dabei stehen, bis es zu Asche verbrannte, daß niemand seine Freude mehr damit haben sollte. Er hatte stets Boten auf den Beinen zu dem Könige, aber so viel ihrer zurückkamen, so brachte doch keiner gute Botschaft, und er konnte nichts vom Schicksal seines Bruders erfahren; das machte ihm großes Herzeleid, er verfiel in tiefen Kummer und endlich in eine tötliche Krankheit, so daß ihm kein Arzt helfen konnte, und also starb er.

Etliche Tage waren verflossen, da hörten die Grafen, daß es dem König so leid thue um seinen wackern Ritter Andolosia; sie stellten sich daher, als trauerten auch sie um ihn. Der König ließ ausrufen, wer gewisse Kundschaft brächte, wo Andolosia hingekommen wäre, dem wollte er tausend Dukaten bar geben, möchte jener lebendig sein oder tot. Aber jedermann hielt reinen Mund. Inzwischen nahm der Graf von Limosi Urlaub von dem König und kam in sein Schloß, wo Andolosia gefangen saß, und fand diesen in einem tiefen Turme sitzen. Andolosia freute sich, als er den Grafen sah, denn er hoffte auf Barmherzigkeit. Er bat denselben, ihn des Gefängnisses zu entledigen; wußte aber dabei nicht, wessen Gefangener er wäre, oder warum er in so harter Haft gehalten würde; wenn er jemand ein Unrecht gethan hätte, so wollte er ihm gern Genüge thun mit Leib und Gut. Aber der Graf sprach: „Andolosia, Du bist nicht darum hergeführt, daß man Dich wieder hinweg läßt; Du bist mein Gefangener und wirst mir sagen, von wannen Dir das

viele Geld komme, das Du das ganze Jahr über ausgiebst; und mach Deine Aussage nur kurz, sonst will ich Dich also martern, daß Du froh wirst, wenn Du es mir nur sagen darfst!“ Da Andolosia das hörte, erschrak er sehr, und aller Trost entfiel ihm; er wußte nicht, was er sagen sollte; endlich gab er an: „Zu Famagusta in seinem Hause, da wäre eine heimliche Grube, die habe ihm sein Vater gezeigt, als er am Sterben gewesen; wie viel Gelds er daraus nehme, so sei immer noch mehr darin. Wollte der Graf ihn also gefangen gen Famagusta führen, so sei er bereit, ihm die Grube zu zeigen.“ Dem Grafen wollte dieses nicht genügen; er nahm ihn aus dem Kerker und marterte ihn. Andolosia erduldete es lange und blieb auf seiner Aussage. Wie der Graf merkte, daß er nicht bekennen wollte, fuhr er mit der Folter fort und ließ ihn so grausam peinigen, daß Andolosia vor den großen Schmerzen nicht länger schweigen konnte, sondern von der Kraft des tugendreichen Seckels zu bekennen anfing. Als der Graf dieses hörte, nahm er den Seckel von ihm, versuchte ihn und fand ihn ergiebig. Nun ließ er den armen Andolosia wieder in den Kerker setzen und befahl ihn seinen vertrautesten Dienern; dann versah er sein Schloß und kam ganz vergnügt wieder an des Königs Hof zu seinem Gesellen, dem Grafen Theodor. Dieser empfing ihn mit Freuden, und sie hielten viel Gesprächs unter einander, wie er mit Andolosia umgegangen, wie er ihm den Seckel mit so großer Marter abgezwungen, und wie hart er ihn gefangen hielte. Da sprach Graf Theodor: „Es gefällt mir so nicht; er wäre besser tot denn lebendig; ich habe an des Königs Hof vernommen, er sei ein Schwarzkünstler und könnte durch die Lüfte fahren. Wenn er ledig wird, so ist zu besorgen, man vernehme von ihm, wie wir mit ihm gehandelt; dann gewinnen wir die Ungnade des Königs, oder jener nimmt uns gar das Leben.“ — Darauf erwiderte der Graf von Limosi: „Er liegt so hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann.“ Dann traten sie zusammen und nahmen aus dem Seckel so viel sie wollten, und jeder hätte gerne den Seckel in seiner Gewalt gehabt. Endlich wurden sie darüber eins, daß ihn jeder ein halbes Jahr haben sollte; der aber, der den Seckel hätte, sollte dem andern an Geld nichts mangeln lassen. Nun war Graf Limosi der ältere, der sollte den Seckel das erste halbe Jahr haben. So viel die die beiden Grafen jetzt Gelds hatten, so durften sie es doch nicht brauchen, damit kein Argwohn auf sie fiele; und wiewohl sie herrlich und in Freuden lebten, so lag doch Graf Theodor seinem Gesellen immer im Ohr und meinte, Andolosia wäre besser tot denn lebendig. Seine Furcht war immer, er möchte um den Seckel kommen. Auch hatte er die Absicht, wenn er von dem Grafen von Limosi denselben überantwortet bekäme, sich mit dem Seckel davon zu machen, so weit weg, daß er sowohl vor dem König, als vor seinem Raubgenossen sicher wäre. Deswegen bewog er jenen, ihm einen seiner Knechte beizugeben und ihn mit einer schriftlichen Ermächtigung zu versehen, das Gefängnis Andolosias öffnen zu dürfen.

Nun beurlaubte sich Graf Theodor von dem König unter dem Vorgeben, er wolle fremde Länder besehen, was ihm auch von dem Könige gestattet wurde. Er aber zog von dannen und nach der Insel Limosi; hier ließ er sich in das Schloß führen und in den Kerker, in welchem Andolosia gefangen lag. Dieser saß elendiglich und trostlos im Stock; Arme und Beine waren ihm abgefault; als er aber den Grafen Theodor erblickte, empfing er einen starken Trost und vermeinte, der Graf von Limosi habe den Grafen Theodor darum gesandt, daß er ihn ledig lassen solle. Er dachte: „Weil sie den Seckel haben, so fragen sie nicht mehr viel nach mir." Da fing der Graf an und sprach: „Sag an, Andolosia, hast Du nicht noch so einen Seckel, wie Du meinem Gesellen einen gegeben hast? Auf, gieb mir auch einen!" — „Gnädiger Herr Graf," sagte er, „ich habe keinen mehr, hätte ich aber noch einen, er wäre Euch unversagt." Jener sprach: „Man sagt, Du seist in der Schwarzkunst erfahren und könnest in den Lüften fahren und den Teufel beschwören, daß er mit Dir von dannen fahre. Warum beschwörst Du ihn denn nicht jetzt, daß er Dir von dannen helfe?" Da sprach jener: „Ach, gnädiger Graf, das kann ich nicht und habe ich noch nie gekonnt; nur allein mit dem Seckel, den Ihr jetzt in Händen habet, habe ich Kurzweil gehabt: der sei Euch und Euren Gesellen vor Gott und der Welt geschenkt; ich will nimmermehr einen Anspruch daran machen. Aber um Gottes willen bitte ich Euch, laßt mich armen Mann aus diesem Gefängnis los, daß ich nicht so elendiglich hier umkomme." Der Graf sprach höhnisch: „Willst Du jetzt an Deiner Seele Heil denken, warum hast Du es nicht gethan, so lange Du Hochmut und Hoffart vor dem König und der Königin triebest, und uns alle Unehre bewiesest? Wo sind nun die schönen Frauen, denen Du so wohl gedienet hast? Die, welche Dir alle den Preis gaben, die laß Dir jetzt helfen! Ich merke wohl, daß Du gern aus dem Gefängnis wärest; laß Dichs nicht bekümmern, ich will Dir bald davon helfen!"

Mit diesen Worten führte er den Knecht, der des Gefangenen Hüter war, bei Seite, und wollte ihm fünfzig Dukaten geben, daß er Andolosia erwürgte. Aber der Hüter wollte dies nicht thun. „Es ist ein braver Mann," sagte er, „und gar schwach; er stirbt von selbst bald: ich will die Sünde nicht auf mich laden." Der Graf sprach: „So gieb mir einen Strick, ich will ihn selbst erwürgen und will nicht von hinnen, er sei denn tot." Aber auch das wollte der redliche Knecht nicht thun. So nahm der Graf Theodor seinen Gürtel, den er um hatte, legte ihn dem Andolosia um den Hals und wirbelte den Gürtel mit seinem Dolche zu: so erwürgte er den Armen sitzend und gab dem Knechte Geld, daß er den Leichnam hinwegschaffte. Dann weilte er nicht lange mehr im Schlosse, sondern ging den nächsten Tag nach Cypern an des Königs Hof. Hier kam er zu seinem Gesellen, dem Grafen Limosi. Der empfing ihn öffentlich und fragte ganz lustig, wie ihm die Insel und die *fremden* Länder gefallen hätten. „Gar wohl," erwiderte dieser. Dann fragte

ihn der Graf heimlich, wie es um Andolosia stehe. „So steht es um ihn," sprach Theodor, „daß wir keinen Schaden mehr von ihm zu gewarten haben. Ich habe ihn mit meinen eigenen Händen umgebracht; ich hatte keine Ruhe, bis ich wußte, daß er gewiß tot sei, wie ich es jetzo weiß."

So sprach der Bösewicht und meinte, er habe alles gut ausgerichtet. Er wußte aber nicht, wie übel er gethan hatte. Drei Tage stand es an, daß sie nicht über den Seckel gingen; mit ihnen war auch das halbe Jahr aus, und der Seckel sollte auf den Grafen Theodor übergehen. Daher ging dieser ganz vergnügt zu dem Grafen Limosi und bat ihn, ihm den Seckel zu überreichen; vorher könne er Geld herausnehmen, so viel er wolle, damit er das halbe Jahr über zu zehren hätte. Der andere zeigte sich willig dazu. Doch sprach er: „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, aber wenn ich den Seckel in die Hand nehme, so erbarmt mich Andolosia; ich wollte, Du hättest ihn nicht getötet, er wäre selbst bald gestorben!" Graf Theodor sprach: „Ein Toter macht keinen Krieg!" Also gingen beide mit einander in die Kammer, wo jener den Seckel hatte; den holte er aus einer Truhe hervor und legte ihn auf einen Tisch. Theodor nahm den Seckel in die Hand und wollte zu zählen anfangen, wie er früher oft gethan hatte. Beide wußten nicht, daß der Seckel die Kraft verloren hatte, weil beide Brüder, Ampedo und Andolosia, gestorben waren. Da sie aber kein Geld aus dem Seckel zu bringen vermochten, sah einer den andern an.

Endlich sprach Graf Theodor mit grimmigem Zorn: „O Du falscher Graf, wolltest Du mich also betrügen und mir für den tugendreichen Seckel einen andern armen geben? Das leide ich keineswegs von Dir! Darum zögere nur nicht lang und bring mir den reichen Seckel!" Der andere versicherte ihn, daß dies der rechte sei und er keinen andern habe. Wie es zuginge, daß er nicht mehr thäte wie vor, das begreife er nicht. Aber diese Antwort genügte dem Theodor nicht; er wurde je länger je zorniger und warf jenem vor: „er wolle als Bösewicht an ihm handeln, das solle ihm nimmer gut thun!" und zückte vom Leder. Der Graf von Limosi, als er das sah, war auch bei der Hand. Beide machten ein Gepolter, daß die Knechte zusammenliefen, die Kammer aufstießen, als sie ihre Herren im Gefechte mit einander trafen, diese von einander schieden.

Aber der Graf Limosi war bis auf den Tod verwundet; dies sahen seine Diener und griffen den Gegner.

Auf diese Weise kam die Märe vor den König und den Hof, daß die zwei Grafen, die sonst immer innig mit einander gewesen waren, sich auf Leben und Tod geschlagen hätten. Der König befahl, man sollte beide unverzüglich gefangen vor ihn bringen. Er wolle den Ursprung ihrer Uneinigkeit kennen lernen. Als man des Königs Gebote gehorsam sein wollte und ihm

die beiden Grafen bringen, da war es nicht mehr möglich, den todwunden Limosi von der Stelle zu schaffen. So wurde allein Graf Theodor vor den König gebracht.

Als man diesen fragte, warum sie beide, sonst so innig, sich auf den Tod geschlagen hätten, so wollte er anfangs nicht mit der Wahrheit heraus. Bald aber zwang ihn die Folter dazu, und so gestand er den ganzen Handel, wie sie mit Andolosia umgegangen waren. Da der König hörte, wie übel sie mit dem armen Andolosia gefahren, ward er von Herzen betrübt und erzürnt über die Mörder. Und sonder langes Bedenken fällte er das Urteil, man sollte sie mit dem Rade hinrichten. Und wenn gleich der Graf von Limosi auf den Tod krank liege, so solle man ihn doch auf die Richtstatt tragen; wäre er tot, so sollte man ihn tot noch rädern und auf das Rad flechten.

Dieses Urteil ward an den beiden Mördern vollzogen und war es ihr gerechter Lohn, denn sie hatten es an dem guten Andolosia verschuldet. Nachdem nun jene Verbrecher um des Seckels willen, mit dem sie doch nur kurze Zeit ihre Lust gehabt hatten, hingerichtet und aufs Rad gelegt waren, schickte der König von Stund an in die Insel Limosi all sein Volk und ließ Schloß, Städte, Dörfer und die ganze Insel einnehmen, und sonderlich in dem Schlosse, in welchem der arme Andolosia gefangen gesessen, ließ er Mann und Weib fahen; und alle, die um den Mord gewußt, Schuld daran gehabt oder ihn verschwiegen hatten, ließ er ohne alle Barmherzigkeit zu dem Schlosse herausheuken. Er erfuhr auch, daß sie den Leichnam Andolosias in eine Wassergrube nicht fern von dem Schlosse geworfen hatten. Den befahl er herauszuziehen und gen Famagusta zu führen, wo er ihn mit großer Feierlichkeit begraben ließ, in die schöne Domkirche, die sein Vater Fortunat gestiftet und gebaut hatte. Es war dem alten König und seiner Gemahlin, auch dem jungen König und der jungen Königin Agrippina gar leid um den getreuen Andolosia. Weil sie aber alle beide, Ampedo und Andolosia, keine Erben hinter ihnen gelassen, so nahm der König den köstlichen Palast selbst ein und fand darin großes Gut und kostbaren Hausrat, Kleinode und Barschaft. In diesen Palast zog der junge König selbst mit seiner Gemahlin Agrippina und hielt daselbst so lange Hof, bis sein Vater, der alte König von Cypern, mit Tod abgegangen war. Alsdann nahm er das Königreich ganz zuhanden.

Inhalt.

